147
11
4301B

Deutsche
National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. K. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, A. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. K. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Merrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, K. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Ch. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

137. Band

Erzählende Prosa der klassischen Periode II

Berlin und Stuttgart,

Verlag von W. Spemann

LG.C
BG63Aer

Erzählende Prosa der klassischen Periode

Zweiter Teil

Johann Heinrich Jung. Karoline Pichler.
Joh. Heinr. Pestalozzi. Joh. Heinr. Dan. Zschokke.
Karoline von Wolzogen. Wilh. Friedr. v. Meyern.
Graf zu Bentzel-Sternau. August Lafontaine

Herausgegeben

von

Felix Bobertag

38402
19/1/97

Berlin und Stuttgart,
Verlag von W. Spemann

Alle Rechte vorbehalten

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Die in dem nachstehenden Bande vertretenen Prosaisten bilden eine wesentliche Ergänzung sowohl als Fortsetzung derjenigen Gruppe, die wir im ersten Bande gegeben haben. Wer den in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes nicht selten durch Thatsachen bewiesenen Satz kennt, daß von epochemachenden Erscheinungen zwei oder mehrere einander entgegengesetzte Richtungen ihren Ausgang nehmen, dem wird wenigstens die etwas bunte Mannigfaltigkeit des in diesem zweiten Bande Gebotenen nicht allzusehr auffallen.

Wie niemand bestreiten wird, daß Erasmus und Thomas Münzer zwei für die Reformationszeit gleich charakteristische Erscheinungen sind, wie jedermann weiß, daß Chateaubriands und Bérangers Denkungsart beide in dem Geiste der Zeit wurzeln, dem die französische Revolution ihren Stempel aufgedrückt hat, so läßt sich auch das Gemeinsame der mit einander stark kontrastierenden Jung-Stilling und Zschokke leicht finden: sie gehen beide aus von der geistigen Bewegung, die wir schon in der Einleitung des ersten Bandes als die Signatur gewisser Jahrzehnte bezeichneten. In Jung-Stilling erblicken wir den Vertreter der nicht besonders zahlreichen, aber stark, wenn auch nicht heilsam in die spätere

geistige Entwickelung eingreifenden Gruppe der Originalgenies, welche den Weg zurück oder, wie man vielleicht auf mancher Seite lieber hört, nach rechts nehmen, das heißt für die die neuen geistigen Errungenschaften ihren Wert in einer teils wirklichen teils scheinbaren Wiederbelebung des Alten hatten. Der Mittelpunkt und der ausgeprägteste Typus derselben ist Lavater. In Vergleich mit diesem treten bei Jung-Stilling die liebenswürdigen Seiten seiner Richtung mehr hervor, während es nur der Erwähnung von Philipp Moritz bedarf, um zu bemerken, wie zwei ganz ähnlich und unter gleichen Bedingungen begonnene individuelle Bildungen nach verschiedenen Zielen auslaufen.

Pestalozzi — seine Bedeutung für die Geschichte der Pädagogik tritt hier zurück — lieferte in seinem Lienhard und Gertrud das Vorbild einer zahlreichen Art von Erzählungen, von denen Zschokkes Goldmacherdorf die berühmteste geworden ist und ihrerseits wieder den Anstoß zur Entstehung der Dorfgeschichten gab, indem die lehrhafte Seite im Verlauf der Entwickelung in den Hintergrund trat und der Charakter der mit mehr oder minder allgemeinen und modernen Ideen gesättigten Idylle in Prosa sich herausbildete.

Nahe verwandt erscheinen die zwei schriftstellernden Damen aus der „guten Gesellschaft" K. Pichler und K. v. Wolzogen, Vertreterinnen und Verbreiterinnen eines Geschmackes, der, dem Charakteristischen und Originellen abhold, die formalen Grundsätze der Klassik in ihren sanften und etwas blassen Darstellungen als vornehm-anmutige Denk- und Redeweise zur Geltung brachten, wie dies Angelika Kauffmann auf dem Gebiete der Malerei that.

Auch Lafontaine, der sich selbst zu Thränen rührte, indem er sich selbst abschrieb, durfte als Vertreter einer, Gott sei Dank, verflossenen, aber einst Tausende von Litteraturkonsumenten beherrschenden Mode nicht fehlen, doch wolle man ihn ja als weiter nichts anderes ansehen.

Bentzel-Sternau und Meyern stellen die Eigenart der Jean-Paulschen Richtung als Sterne zweiter Größe dar, leider nicht ohne ein unliebsames Hervortreten der Schattenseiten des Geistreichen.

Johann Heinrich Jung.

Jurgost Willing

Einleitung.

Johann Heinrich Jung genannt Stilling wurde 1740 zu Grund in Nassau geboren. Die nachstehend mitgeteilte „Jugend" und „Jünglingsjahre" geben seine (bis auf die Orts- und Personennamen) historisch treue Biographie bis zum Jahre 1762. Eine Wendung trat dadurch ein, daß er als Informator in das Haus eines wohlhabenden Kaufmanns kam, wo er zunächst Gelegenheit fand, seinen geistigen Gesichtskreis bedeutend zu erweitern. So lernte er noch Griechisch und beschloß, Medizin zu studieren, weil er meinte, Gott habe ihn dazu bestimmt. Diesen Entschluß setzte er, obgleich völlig mittellos, 1770 zu Straßburg ins Werk, wo er die Bekanntschaft Goethes und Herders machte. Während seiner Studienzeit, die er 1772 beschloß, verheiratete er sich und ließ sich darauf als Arzt in Elberfeld nieder. Bald erlangte er einen bedeutenden Ruf als Operateur des grauen Stars. Ein Besuch Goethes im Jahre 1774 war die Veranlassung, daß Jung als Schriftsteller auftrat. Denn jener hatte das Manuskript von „Heinrich Stillings Jugend" mit sich genommen und gab das Schriftchen ohne Wissen des Verfassers heraus, welcher dann nicht nur allmählich die anderen Teile folgen ließ, sondern sich auch noch weiter auf dem Gebiete der Erzählung versuchte, freilich

nie mehr mit solchem Erfolg wie in dieser Autobiographie, die unstreitig die hervorragendste ihrer Art in unserer Litteratur genannt zu werden verdient. Jung verdiente übrigens als Arzt nicht so viel, um sorgenfrei leben zu können, vielleicht mit deshalb, weil er keine Sache weniger als das Geld zu benutzen verstand; und so war es ihm sehr erwünscht, im Jahre 1778 einen Lehrstuhl an der Kameralakademie zu Kaiserslautern zu erhalten. Diese Akademie wurde 1784 mit der Universität Heidelberg vereinigt, wo Jung sich drei Jahre aufhielt, bis er Professor der Ökonomie, Finanz- und Kameralwissenschaft zu Marburg wurde. Im Jahre 1803 berief ihn der Kurfürst von Baden wieder nach Heidelberg. Er sollte hier ohne eigentliches Amt mit dem Titel eines Geheimen Hofrates durch Briefwechsel und Schriftstellerei praktisches Christentum fördern. 1806 siedelte er nach Karlsruhe über, wo er 1817 starb. Bis in sein Alter hinein machte er Staroperationen, bei denen er manchmal mehr Angst ausstand als die Patienten, und deren Mißlingen ihm immer auf lange Zeit das Leben verbitterte.

Seine Schriften sind:

1. Die Autobiographie erschien in folgenden Absätzen und ganzen Ausgaben: a) Heinrich Stillings Jugend. Berlin und Leipzig 1777. 8°. b) H. St.s Jünglings-Jahre. Ebenda 1778. 8°. c) H. St.s Wanderschaft. Ebenda 1778. 8°. (a—c zusammen Tübingen 1780. 8°. und Berlin 1806. 8°.) d) H. St.s häusliches Leben. Berlin 1789. 8°. e) H. St.s Lehrjahre. Berlin 1804. 8°. f) H. St.s Alter. Herausgegeben von W. Schwarz mit einem Nachworte von F. H. C. Schwarz. Heidelberg 1817. Diese sechs Teile erschienen in der Gesamtausgabe der Werke als „Lebensgeschichte" zusammengefaßt und einmal mit demselben Titel allein Stuttgart 1841/42. II. 8°.
2. Geschichte des Herrn von Morgenthau. Berlin 1779. II. 8°. Tübingen 1779. 8°.
3. Florentius von Fahlendorn. Mannheim 1781—83. III. 8°. 1825. 8°.
4. Leben der Theodore von der Linden. Mannheim 1783. II. 8°. 1825. 8°.
5. Theobald oder die Schwärmer. Leipzig 1784/85. II. 8°. 1797. 8°.
6. Das Heimweh. Marburg 1794. IV. 8°. 1800. V. 8°. (mit Nr. 8).
7. Der graue Mann, eine Volksschrift. Heft 1—30 (Nürnberg 1795 bis 1816) von Jung, Heft 31—38 von Lachmann, Heft 39—42 von de Valenti (bis 1831).
8. Schlüssel zum Heimweh. Marburg 1797. 8°. und mit Nr. 6.
9. Scenen aus dem Geisterreiche. Frankfurt 1797—1801. III. 8°. 1817. III. 8°. (Dritte Auflage.)
10. Stillings Taschenbuch. 1805—16.
11. Theorie der Geisterkunde. Nürnberg 1808. 8°.
12. Apologie der Theorie der Geisterkunde. Nürnberg 1809. 8°.

13. Erzählungen. Mit einer Vorrede herausgegeben von J. L. Ewald. Frankfurt 1814 15. III. 8°.
14. Klara. Ein Gedicht. Frankfurt 1814. 8°.
15. Chrysäon oder das goldne Zeitalter, in vier Gesängen. Nürnberg 1818. 8°.
16. Heinrich Frauenlob. Ein Gedicht. Mainz 1819. 8°.
17. Gedichte von D. J. H. Jung gen. Stilling. Ges. und herausg. von W. E. Schwarz. Frankfurt 1821. 8°.

Sämmtliche Schriften. Stuttgart 1835—39. XIV. 8°. Sämmtliche Werke. Stuttgart 1841/42. XII. 16. — Ebenda 1843/44. XII. 16.

Wir folgen in unserem Texte der von Dr. J. N. Grollmann besorgten Stuttgarter Oktavausgabe von 1835.

Wie man im Leben solchen Menschen begegnet, die geistreich, liebenswürdig und von hochachtbarem Charakter sind, denen man aber, wenn man mit ihnen verkehren und von ihrem Verkehr Anregung und Nutzen haben will, eine ganze Anzahl Vorstellungen und Begriffe, von denen man nicht versteht, wie sie ein Mensch mit fünf gesunden Sinnen haben kann, zu gute halten oder „vorgeben" muß, so muß man auch solche litterarische Charaktere wie Jung-Stilling als gute Menschen und verdrehte Genies einfach, und ohne sich über ihre Thorheiten zu ärgern, auf sich wirken lassen, wenn man ihnen gerecht werden will.

Dies nun auf unseren Mann im besonderen angewendet, so haben wir mit Recht und voller Überzeugung den entschiedensten Widerwillen gegen alle die, welche sich allein oder vorzugsweise damit, daß sie Geistern, mystischen Offenbarungen, zweitem Gesicht und dergl. eine Realität zuschreiben, sich zur Geltung bringen oder interessant machen wollen. Wir teilen sie eben in Narren und Betrüger ein. Anders liegt die Sache, wenn sich ein reiches und bedeutendes persönliches Seelenleben mit etlichen solchen Fratzen behaftet zeigt, und dies ist der Fall bei Jung-Stilling, namentlich wenn man ihn nach dem beurteilt, was allein von seinen Geisteserzeugnissen der Vergessenheit entgangen ist, denn in einigen anderen seiner Schriften bildet der mystische Kram zu sehr die Hauptsache, um nicht unsern Widerwillen zu erregen und uns an den großen Kalcur Lavater zu erinnern, den die wohlverdiente Verachtung der besten unter seinen Zeitgenossen traf.

Sehen wir also in der Autobiographie von dem ab, was wir dem Verfasser nun einmal nicht übel nehmen wollen, so werden wir die großen Vorzüge dieses originellen Romans sehr leicht bemerken und ihnen unsere Anerkennung zollen müssen. Welche feine, detaillierte und doch plastische Charakterdarstellung tritt uns von Anfang an entgegen, und wie versteht es der Verfasser, die Charaktere von innen mit ihren Gedanken und Empfindungen und zugleich von außen in den ihrer Entfaltung gemäßen Situationen zu schildern. Freilich, dünkt mich, muß man einige Erfahrung davon haben, wie es in den niedern Ständen der ländlichen Bevölkerung eines eigenartig und reich begabten deutschen Stammes aussieht, wenn

man diesen Schilderungen Glauben schenken und Geschmack abgewinnen soll. Großstädtische Gebildete, Philister und Pöbel oder ein „Volk" von Fabrikkulis lassen uns vergeblich nach dergleichen Originalen suchen, aber entlegene und wohlhabende Bauerndörfer sind noch heute ein Fundort für analoge Zustände und Personen wie die, welche uns der sentimentale Gottesfreund vorführt, und so anmaßend es sein mag, sich mit dem lieben Gott so auf Du und Du zu stellen, so gewiß besteht die Erfahrung, daß einsame Wälder und Wiesen, Felsen und Gesträuch im Herbstnebel und dergleichen mehr Kinder und Jünglinge hierzu ebenso disponieren wie die Straßen einer großen Stadt zur politischen oder volkswirtschaftlichen Superklugheit und Studierstuben von Professoren zum „wissenschaftlichen Streben".

Die Naturempfindung Jungs trägt den Stempel der Klassicität, wenn ihn anders die Goethes im Werther trägt, und, was poetisch sei, wußte schon der Knabe Heinrich Stilling viel besser als manche seiner Zeitgenossen, die bereits als Dichter aufgetreten waren, als er noch den Geschichten seines Großvaters lauschte. Freilich fehlte dem Manne, der mit Geistern Bekanntschaft hatte, auch in Sachen des Geschmacks und der Phantasie das eigentliche durch Denken vermittelte Urteil, wie seine höchst komischen Aperçus über die asiatische Banise zeigen, wo er selber nicht mehr weiß, ob er Spaß oder Ernst macht. Er ist Originalgenie der Empfindung, und darum spricht seine Sentimentalität auch den nichts weniger als Sentimentalen weit mehr an als die eines Hippel oder Jean Paul, weil sie sich durch ihre Einfachheit als wirklich genial legitimiert. Ein Manuskript von einem jener beiden hätte Goethe wohl ungedruckt gelassen, wenn er es ja mitgenommen hätte, seine Künstlernatur hätte schon die sprachliche Form jener nicht vertragen können.

Einen vollständigeren und interessanteren Gegensatz als den zwischen Jung-Stillings Leben und Pestalozzis Lienhard und Gertrud, bezüglich Zschokkes Goldmacherdorf, können wir uns kaum vorstellen. Der Hauptkontrast liegt darin, daß hier jede Zeile anderen zeigen will, wie sie es machen sollen, dort jede Zeile mit dem Bewußtsein geschrieben ist, daß niemand so wie der Verfasser denken, empfinden und handeln wird, und daß sich beide gerade darauf nicht wenig zu gute thun.

Heinrich Stillings Jugend.

In Westfalen liegt ein Kirchensprengel in einem sehr bergigten Landstriche, auf dessen Höhen man viele kleine Grafschaften und Fürstentümer übersehen kann. Das Kirchdorf heißt Florenburg; die Einwohner aber haben von alters her einen großen Ekel vor dem Namen eines Dorfes gehabt und daher, ob sie gleich auch von Ackerbau und Viehzucht leben müssen, vor den Nachbarn, die bloße Bauern sind, immer einen Vorzug zu behaupten gesucht, die ihnen aber auch dagegen nachsagten, daß sie vor und nach den Namen Florendorf verdrängt, und an dessen Statt Florenburg eingeführt hätten; dem sei aber wie ihm wolle, es ist wirklich ein Magistrat daselbst, dessen Haupt zu meiner Zeit Johannes Henricus Scultetus war. Ungeschlachte, unwissende Leute nannten ihn außer dem Rathause Meister Hans, hübsche Bürger pflegten doch auch wohl Meister Schulde zu sagen.

Eine Stunde von diesem Orte südostwärts liegt ein kleines Dörfchen, Tiefenbach, von seiner Lage zwischen Bergen so genannt, an deren Füßen die Häuser zu beiden Seiten des Wassers hängen, das sich aus den Thälern von Süd und Nord her just in die Enge und Tiefe zum Fluß hinsammelt. Der östliche Berg heißt der Giller, geht steil auf, und seine Fläche, nach Westen gekehrt, ist mit Maibuchen dicht bewachsen. Von ihm ist eine Aussicht über Felder und Wiesen, die auf beiden Seiten durch hohe verwandte Berge gesperrt wird. Sie sind ganz mit Buchen und Eichen bepflanzt, und man sieht keine Lücke, außer wo manchmal ein Knabe einen Ochsen hinauf treibt und Brennholz auf halb gebahntem Wege zusammenschleppt.

14 Florenburg, Hilchenbach im Fürstentum Siegen — 17 Tiefenbach, Grund

Unten am nördlichen Berge, der Geisenberg genannt, der wie ein Zuckerhut gegen die Wolken steigt, und auf dessen Spitze Ruinen eines alten Schlosses liegen, steht ein Haus, worin Stillings Eltern und Voreltern gewohnt haben.

Vor ungefähr dreißig Jahren lebte noch darin ein ehrwürdiger Greis, Eberhard Stilling, ein Bauer und Kohlenbrenner. Er hielt sich den ganzen Sommer durch im Walde auf und brannte Kohlen; kam aber wöchentlich einmal nach Hause, um nach seinen Leuten zu sehen, und sich wieder auf eine Woche mit Speisen zu versehen. Er kam gemeiniglich Sonnabends abends, um den Sonntag nach Florenburg in die Kirche gehen zu können, allwo er ein Mitglied des Kirchenrats war. Hierin bestanden auch die mehresten Geschäfte seines Lebens. Sechs großgezogene Kinder hatte er, wovon die zween ältesten Söhne, die vier jüngsten aber Töchter waren.

Einsmals, als Eberhard den Berg herunter kam, und mit dem ruhigsten Gemüte die untergehende Sonne betrachtete, die Melodie des Liedes: Der lieben Sonnen Lauf und Pracht hat nun den Tag vollführet, auf einem Blatt pfiff, und dabei das Lied durchdachte, kam sein Nachbar Stähler hinter ihm her, der ein wenig geschwinder gegangen war, und sich eben nicht viel um die untergehende Sonne bekümmert haben mochte. Nachdem er eine Weile schon nahe hinter ihm gewesen, auch ein paarmal fruchtlos gehustet hatte, fing er ein Gespräch an, das ich hier wörtlich beifügen muß.

„Guten Abend, Ebert!"

„Dank hab, Stähler!" (indem er fortfuhr, auf dem Blatt zu pfeifen).

„Wenn das Wetter so bleibt, so werden wir unser Gehölze bald zugerichtet haben. Ich denke, dann sind wir in drei Wochen fertig."

„Es kann sein." (Nun pfiff er wieder fort.)

„Es will so nicht recht mehr mit mir fort, Junge! Ich bin schon achtundsechzig Jahr alt, und du wirst halt siebenzig haben."

„Das soll wohl sein. Da geht die Sonne hinter den Berg unter, ich kann mich nicht genug erfreuen über die Güte und Liebe Gottes. Ich war so eben in Gedanken darüber; es ist auch mit uns Abend, Nachbar Stähler! der Schatten des Todes steigt uns täglich näher, er wird uns erwischen, ehe wir's uns versehen. Ich

muß der ewigen Güte danken, die mich nicht nur heute, sondern den ganzen Lebenstag durch mit vielem Beistand getragen, erhalten und versorgt hat."

„Das kann wohl sein."

„Ich erwarte auch wirklich ohne Furcht den wichtigen Augenblick, wo ich von diesem schweren, alten und starren Leib befreit werden soll, um mit den Seelen meiner Voreltern und anderer heiligen Männer in einer ewigen Ruhe umgehen zu können. Da werd' ich finden: Doktor Luther, Calvinus, Oecolampadius, Bucerus und andere mehr, die mir unser sel. Pastor, Herr Winterberg, so oft gerühmt, und gesagt hatte, daß sie nächst den Aposteln die frömmsten Männer gewesen."

„Das kann möglich sein! Aber sag' mir, Ebert, hast du die Leute, die du da herzählst, noch gekannt?"

„Wie schwatzest du? die sind über zweihundert Jahr tot."

„So! — das wäre!"

„Dabei sind alle meine Kinder groß, sie haben schreiben und lesen gelernt, sie können ihr Brot verdienen, und haben mich und meine Margaret bald nicht mehr nötig."

„Nötig? — hat sich wohl! — Wie leicht kann sich ein Mädchen oder Junge verlaufen, sich irgend mit armen Leuten abgeben, und seiner Familie einen Klatsch anhängen, wenn die Eltern nicht mehr acht geben können!"

„Vor dem allem ist mir nicht bange. Gott Lob! daß mein Achtgeben nicht nötig ist. Ich hab' meinen Kindern durch meine Unterweisung und Leben einen so großen Abscheu gegen das Böse eingepflanzt, daß ich mich nicht mehr zu fürchten brauche."

Stähler lachte herzlich, eben wie ein Fuchs lachen würde, wenn er könnte, der dem wachsamen Hahn ein Hühnchen entführt hat, und fuhr fort:

„Ebert, du hast viel Vertrauen auf deine Kinder. Ich denke aber, du wirst wohl die Pfeife in den Sack stecken, wenn ich dir alles sagen werde, was ich weiß."

Stilling drehte sich um, stand und stützte sich auf seine Holzart, lächelte mit dem zufriedensten und zuversichtlichsten Gesichte, und sagte: „Was weißest du denn, Stähler, das mir so weh in der Seele thun soll?"

„Hast du gehört, Nachbar Stilling, daß dein Wilhelm, der Schulmeister, heiratet?"

„Nein, davon weiß ich noch nichts“

„So will ich dir sagen, daß er des vertriebenen Predigers Moritzens Tochter zu Lichthausen haben will, und daß er sich mit ihr versprochen hat.“

„Daß er sich mit ihr versprochen hat, ist nicht wahr; daß er sie aber haben will, das kann sein.“

Nun gingen sie wieder.

„Kann das sein? Ebert! — Kannst du das leiden? Ein Bettelmensch, das nichts hat, kannst du das deinem Sohn geben?“

„Gebettelt haben des ehrlichen Mannes Kinder nie; und wenn sie's hätten? — Aber welche Tochter mag es sein? Moritz hat zwo Töchter.“

„Dortchen.“

„Mit Dortchen will ich mein Leben beschließen. Nie will ich es vergessen! Sie kam einmal zu mir auf einen Sonntag Nachmittag, grüßte mich und Margaret von ihrem Vater, setzte sich und schwieg. Ich sah ihr an den Augen an, daß sie was wollte, auf den Backen aber las ich, daß sie's nicht sagen konnte. Ich fragte sie, braucht ihr was? Sie schwieg und seufzte. Ich ging und holte ihr vier Reichsthaler; da! sagte ich, die will ich euch leihen, bis ihr mir sie wieder geben könnt.“

„Du hättest sie ihr wohl schenken können; die bekommst du dein Lebtag nicht wieder!“

„Das war auch meine Meinung, daß ich ihr das Geld schenken wollte. Hätt' ich es ihr aber gesagt, das Mädchen hätte sich noch mehr geschämt. Ach, sagte sie, bester liebster Vater Stilling! (das gute Kind weinte blutige Thränen) wenn ich seh', wie mein alter Papa sein trocken Brot im Mund herumschlägt, und kann es nicht kauen, so blutet mir das Herz.

Meine Margaret lief, holte einen großen Topf süße Milch, und seitdem hat sie alle Wochen ein paarmal süße Milch dahin geschickt.“

„Und du kannst leiden, daß Wilhelm das Mädchen nimmt?“

„Wenn er's haben will, von Herzen gern. Gesunde Leute können was verdienen, reiche Leute können das Ihrige verlieren.“

„Du hast vorhin gesagt, du wüßtest noch nichts davon. Du weißt doch, wie du sagst, daß er sich noch nicht mit ihr versprochen hat.“

„Das weiß ich! — Er fragt mich gewiß vorher.“

„Hör'! Er dich fragen? Ja, da kannst du lange warten!"

„Stähler! ich kenne meinen Wilhelm. Ich hab' meinen Kindern immer gesagt, sie könnten so arm und so reich heiraten als sie wollten und könnten, sie sollten nur auf Fleiß und Frömmigkeit sehen. Meine Margaret hatte nichts, und ich ein Gut mit vielen Schulden. Gott hat mich gesegnet, ich kann jedem hundert Gulden bar mitgeben."

„Ich bin kein Gleichvielsmann, wie du! Ich muß wissen, was ich thue, und meine Kinder sollen heiraten, wie ich's vors Beste erkenne."

„Ein jeder macht die Schuh nach seinen Leisten," sagte Stilling. Nun war er nah vor seiner Hausthür.

Margaret Stilling hatte schon ihre Töchter zu Bette gehen lassen. Ein Stück Pfannenkuchen stand vor ihren Ebert auf einem irdenen Teller in der heißen Asche; sie hatte auch noch ein wenig Butter dazu gethan. Ein Kümpfchen mit gebrockter Milch stand auf der Bank, und sie begann zu sorgen, wo ihr Mann wohl so lange bleiben möchte. Indem rasselte die Klinge an der Thüre, und er trat herein. Sie nahm ihm seinen leinenen Quersack von der Schulter, deckte den Tisch und brachte ihm sein Essen. „Jemini!" sagte Margaret, „der Wilhelm ist noch nicht hier. Es wird ihm doch nicht etwa Unglück begegnet sein. Sind auch wohl Wölfe hier herum?" — „Hat sich wohl," sagte der Vater, und lachte: denn das war so seine Gewohnheit, er lachte oft stark, wenn er ganz allein war.

Der Schulmeister, Wilhelm Stilling, trat hierauf in die Stube. Nachdem er seine Eltern mit einem guten Abend gegrüßt, setzte er sich auf die Bank, legte die Hand an den Backen und war tiefsinnig. — Er sagte lange kein Wort. Der alte Stilling stocherte seine Zähne mit einem Messer, denn das war so seine Gewohnheit nach Tische zu thun, wenn er auch schon kein Fleisch gegessen hatte. Endlich fing die Mutter an: „Wilhelm, mir war als bang, dir sollte was widerfahren sein, weil du so lange ausbliebst." — Wilhelm antwortete: „O, Mutter! das hat keine Not. Mein Vater sagt ja oft, wer auf seinen Berufswegen geht, darf nichts fürchten." Hier wurd' er bald bleich, bald rot; endlich brach er stammelnd los, und sagte: „Zu Lichthausen (so hieß der Ort,

16 Kümpfchen, Napfchen

wo er Schule hielt, und dabei den Bauern ihre Kleider machte) wohnt ein armer vertriebener Prediger, ich wäre wohl willens, seine jüngste Tochter zu heiraten; wenn ihr beide Eltern es zufrieden seid, so wird sich kein Hindernis mehr finden." — „Wilhelm," antwortete der Vater, „du bist dreiundzwanzig Jahr alt; ich habe dich lehren lassen, du hast Erkenntnis genug, kannst dir aber in der Welt nicht selber helfen, denn du hast gebrechliche Füße; das Mädchen ist arm, und zur schweren Arbeit nicht angeführt; was hast du für Gedanken, dich inskünftige zu ernähren?" — Der Schulmeister antwortete: „Ich will mit meiner Hantierung mich wohl durchbringen, und mich im übrigen ganz an die göttliche Vorsorge übergeben; die wird mich und meine Dorthe eben sowohl nähren, als alle Vögel des Himmels." — „Was sagst du, Margaret?" sprach der Alte. — „Hm! was sollt' ich sagen," versetzte sie: „weißt du noch, was ich dir zur Antwort gab in unsern Brauttagen? Laß uns Wilhelmen mit seiner Frau zu uns nehmen, er kann sein Handwerk treiben. Dorthe soll mir und meinen Töchtern helfen, so viel sie kann. Sie lernt noch immer etwas, denn sie ist noch jung. Sie können mit uns an den Tisch gehen; was er verdient, das giebt er uns, und wir versorgen dann beide mit dem Nötigen: so geht's, mein' ich, am besten." — „Wenn du meinst," erwiderte der Vater, „so mag er das Mädchen holen. Wilhelm! Wilhelm! denke, was du thust, es ist nichts Geringes. Der Gott deiner Väter segne dich mit allem, was dir und deinem Mädchen nötig ist." Wilhelmen standen die Thränen in den Augen. Er schüttelte Vater und Mutter die Hand, versprach ihnen alle Treue, und ging zu Bette. Und nachdem der alte Stilling sein Abendlied gesungen, die Thür mit dem hölzernen Wirbel zugeklemmt, Margaret aber nach den Kühen gesehen hatte, ob sie alle lägen und wiederkäueten, so gingen sie auch schlafen.

Wilhelm kam auf seine Kammer, an welcher nur ein Laden war, der aber eben so genau nicht schloß, daß nicht soviel Tag hätte durchschimmern können, um zu wissen, ob man aufstehen müsse. Dieses Fenster war noch offen, daher trat er an dasselbe, es sah gerade gegen den Wald hin; alles war in tiefer Stille, nur zwo Nachtigallen sangen wechselsweise auf das allerlieblichste. Dieses war Wilhelmen öfters ein Wink gewesen. Er sank an der Wand nieder. „O Gott!" seufzte er, „dir dank' ich, daß du mir solche Eltern gegeben hast! O laß sie Freude an mir sehen! Laß

mich ihnen nicht zur Last sein! Dir dank' ich, daß du mir eine tugendhafte Frau giebst! O segne mich!" — Thränen und Empfindungen hemmten ihm die Sprache, und da redete sein Herz unaussprechliche Worte, welche nur die Seelen empfinden und kennen, die sich in gleicher Lage befunden haben.

Nie hat jemand sanfter geschlafen, als der Schulmeister. Sein inniges Vergnügen weckte ihn des Morgens früher als sonst. Er stand auf, ging heraus in den Wald und erneuerte alle seine heiligen Vorsätze, die er je in seinem Leben sich vorgenommen hatte. Um sieben Uhr ging er wieder nach Haus und aß mit seinen Eltern und Schwestern die süße Milchsuppe und ein Butterbrot. Nachdem sich nun der Vater zuerst, hernach auch der Sohn den Bart abgemacht, die Mutter aber mit den Töchtern sich beratschlaget, wer unter ihnen zu Hause bleiben, und wer in die Kirche gehen sollte, so zog man sich an. Dieses alles war in einer halben Stunde geschehen; sodann gingen die Töchter vor, danach Wilhelm, und zu hinterst der Vater mit seinem dicken Dornenstocke. Wenn der alte Stilling mit seinen Kindern ausging, so mußten sie allemal vor ihm gehen, damit er, wie er zu sagen pflegte, den Gang und die Sitten seiner Kinder sehen, und sie zur Ehrbarkeit anführen könnte.

Nach der Predigt ging Wilhelm wieder nach Lichthausen, wo er Schulmeister war, und wo auch sein älterer verheirateter Bruder, Johann Stilling, wohnte. In einem andern Nachbarhause hatte der alte Pastor Moritz mit seinen zwo Töchtern ein paar Kammern gemietet, in welchen er sich aufhielt. Nachdem nun den Nachmittag Wilhelm seinen Bauern eine Predigt in der Kapelle vorgelesen, und mit ihnen nach altem Brauch ein Lied gesungen, so eilte er, so geschwind als es nur seine gebrechlichen Füße zulassen wollten, nach Herrn Moritzen. Der alte Mann saß eben vor seinem Klavier und spielte ein geistlich Lied. Sein Schlafrock war sehr reinlich und schön gewaschen, nirgend sah man einen Riß, aber wohl hundert Lappen. Neben ihm auf einer Kiste saß Dorothe, ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, ebenfalls sehr reinlich, aber ärmlich angezogen, die gar anmutig das Lied zu ihres Vaters Melodie sang. Sie winkte ihrem Wilhelm heiter lächelnd. Er setzte sich zu ihr und sang mit aus ihrem Buch. Sobald das Lied zu Ende war, grüßte der Pastor Wilhelmen und sagte: „Schulmeister, ich bin nie vergnügter, als wenn ich spiele und singe. Wie ich noch Prediger war, da ließ ich manchmal lange singen, weil unter

so viel vereinigten Stimmen das Herz weit über alles Irdische sich wegzwingt. Doch ich muß etwas anders mit Euch reden. Mein Dortchen hat mir gestern abend herausgestammelt, daß es euch lieb habe; ich bin aber arm; was sagen Eure Eltern?" — „Sie sind mit allem herzlich wohl zufrieden," antwortete Wilhelm. — Dortchen drangen Thränen aus ihren hellen Augen, und der alte ehrwürdige Mann stand auf, nahm seiner Tochter rechte Hand, gab sie Wilhelmen und sagte: „Ich habe nichts in der Welt, als zwo Töchter; diese ist mein Augapfel; nimm sie, Sohn! nimm sie!" — Er weinte — „der Segen Jehovah triefe auf euch herunter, und mache euch gesegnet vor ihm und seinen Heiligen und gesegnet vor der Welt! Eure Kinder müssen wahre Christen werden, eure Nachkommen seien groß! Sie müssen angeschrieben stehen im Buche des Lebens! Mein ganzes Leben war Gott geheiliget; unter vielen Schwachheiten, aber ohne Anstoß, hab' ich gewandelt und alle Menschen geliebt; dies sei auch eure Richtschnur, so werden meine Gebeine in Frieden ruhen!" Er wischte sich hier die Augen. Beide Verlobte küßten ihm Hände, Backen und Mund, und hernach auch sich selbst zum erstenmale, und so saßen sie wieder nieder. Der alte Herr fing hierauf an: „Aber Dortchen, dein Bräutigam hat gebrechliche Füße, hast du das noch nicht gesehen?" — „Ja, Papa," sagte sie, „ich hab's gesehen; aber er redet immer so gut und so fromm mit mir, daß ich selten acht auf seine Füße gebe."

„Gut, Dortchen, die Mädchen pflegen doch auch wohl auf die Leibesgestalt zu sehen."

„Ich auch, Papa," gab sie zur Antwort; „aber Wilhelm gefällt mir so, wie er ist; hätte er nun gerade Füße, so wäre er Wilhelm Stilling nicht, und wie würde ich ihn denn lieb haben können?"

Der Pastor lächelte zufrieden und fuhr fort: „Du wirst nun diesen Abend auch die Küche bestellen müssen, denn der Bräutigam muß mit dir essen." — „Ich hab' nichts," sagte die unschuldige Braut, „als ein wenig Milch, Käse und Brot; wer weiß aber, ob mein Wilhelm damit zufrieden ist?" — „Ja," versetzte Wilhelm, „ein Stück trocken Brot mit euch zu essen, ist angenehmer, als fette Milch mit Weißbrot und Eierpfannenkuchen." Herr Moritz zog indessen seinen abgetragenen braunen Rock mit schwarzen Knöpfen und Knopflöchern an, nahm sein lackiert gewesenes Rohr, ging und sagte: „Da will ich zum Amtsverwalter gehen, er wird mir seine Flinte leihen, und dann will ich sehen, ob ich etwas schießen kann."

Das that er oft, denn er war in seiner Jugend ein Freund von der Jagd gewesen.

Nun waren unsere Verlobten allein, und das hatten sie beide gewünscht. Wie er fort war, schlugen sie die Hände ineinander, saßen nebeneinander, und erzählten sich, was ein jedes empfunden, geredet und gethan, seitdem sie sich einander gefallen hatten. Sobald sie fertig waren, fingen sie wieder von vorne an, und gaben der Geschichte vielerlei Wendungen; so war sie immer neu: für alle Menschen langweilig, nur für sie nicht.

Friederike, Moritzens andere Tochter, unterbrach dieses Vergnügen. Sie stürmte herein, indem sie ein altes Historienlied daher sang. Sie stutzte. „Stör' ich euch?" fragte sie. — „Du störst mich nie," sagte Dortchen; „denn ich gebe niemals acht auf das, was du sagst oder thust." — „Ja, du bist fromm," versetzte jene; „aber du darfst doch so nah bei dem Schulmeister sitzen? doch der ist auch fromm" — „Und noch dazu dein Schwager," fiel ihr Dorthe in die Rede, „heute haben wir uns versprochen." — „Das giebt also eine Hochzeit für mich," sagte Friederike, und hüpfte wieder zur Thüre hinaus.

Indem sie so vergnügt beisammen saßen, stürmte Friederike wütend wieder in die Kammer. „Ach!" rief sie stammelnd, „da bringen sie meinen Vater blutig ins Dorf. Jost, der Jäger, schlägt ihn noch immer, und drei von Junkers Knechten schleppen ihn fort. Ach! sie schlagen ihn tot!" Dortchen that einen hellen Schrei und floh zur Thüre hinaus. Wilhelm eilte ihr nach, aber der gute Mensch konnte nicht so geschwind fort, wie die Mädchen. Sein Bruder Johann wohnte nahe bei Moritzen, dem rief er. Diese beide gingen dann auf den Lärm zu. Sie fanden Moritzen in dem Wirtshause auf einem Stuhl sitzen; seine grauen Haare waren von Blut zusammengebacken; die Knechte und der Jäger standen um ihn, fluchten, spotteten, knüpften ihm Fäuste vor die Nase, und eine geschossene Schnepfe lag vor Moritzen auf dem Tisch. Der unparteiische Wirt trug ruhig Branntwein zu. Friederike bat flehentlich um Gnade, und Dortchen um ein wenig Branntwein, dem Vater den Kopf zu waschen: allein sie hatte kein Geld, zu bezahlen, und der Schade war auch zu groß für den Wirt, ihr ein halbes Glas zu schenken. Doch, wie die Weiber von Natur barmherzig sind, so brachte die Wirtin einen Scherben, der unter dem Zapfen des Branntweins gestanden, und daraus wusch Dortchen dem Vater den Kopf. Moritz hatte schon vielmal gesagt, daß ihm

der Junker Erlaubnis gegeben, soviel zu schießen, als ihm beliebte; allein der war nun jetzt zum Unglücke verreiset; der Pastor schwieg dabei still und entschuldigte sich nicht mehr. So standen die Sachen, als die Gebrüder Stilling ins Wirtshaus kamen. Die erste Rache, die sie nahmen, war an einem Branntweinglase, womit der Wirt aus dem Keller kam, und es sehr behutsam trug, um nichts zu verschütten; wiewohl diese Vorsicht eben so gar nötig nicht war, denn das Glas war über ein Viertel leer. Johann Stilling wischte dem Wirt über die Hand, daß das Glas gegen die Wand fuhr und in tausend Stücken sprang. Wilhelm aber war schon in der Stube, griff seinen Schwiegervater an der Hand, und führte ihn mit solchem Ernst aus der Stube, gleich als wenn er der Junker selbst gewesen wäre, sagte aber niemand etwas, sondern schwieg ganz still. Der Jäger und die Knechte drohten, hielten bald hie, bald da; allein Wilhelm, der desto stärker in den Armen war, je schwächer seine Füße waren, sah und hörte nicht, schwieg immer still und arbeitete nur Moritzen los. Wo er an seinem Rock eine zugeklemmte Hand fand, die brach er auf, und so brachte er ihn vor die Thür. Johann Stilling aber redete mit dem Jäger und den Knechten, und seine Worte waren lauter Messer für sie; denn ein jeder wußte, wie hoch er bei dem Junker angeschrieben stand und wie oft er mit ihm zu Abend speisen mußte. Die Sache lief am Ende dahin aus, daß der Jäger bei der Wiederkunft des Junkers abgesetzt, Moritzen aber zwanzig Thaler für seine Schmerzen ausgezahlt wurden. Was ihnen noch schneller durchhalf, war, daß der ganze Platz vor dem Hause voller Bauern stand, welche Tabak rauchten und sich mit dem Zusehen belustigten; und es nur darauf ankam, daß einer unter ihnen die Frage aufwarf, ob nicht durch diesen Vorfall Eingriff in ihre Freiheiten geschehen sei? Plötzlich würden hundert Fäuste bereit gewesen sein, ihre christliche Liebe gegen Moritzen auf den Nacken Jostens und seiner Gefährten zu beweisen. Auch war der Wirt eine feige Memme, der oft Ohrfeigen von seiner Frau verschlucken mußte; und endlich muß ich noch hinzufügen, der alte Stilling und seine Söhne hatten sich durch ihre ernste und abgesonderte Aufführung eine solche Hochachtung erworben, daß fast niemand das Herz hatte, in ihrer Gegenwart nur zu scherzen; wozu noch kommt, was ich oben schon berührt, daß Johann Stilling bei dem Junker in großer Gnade stand. Nun wieder zur Geschichte.

Der alte Moritz wurde in wenig Tagen wieder besser, und man vergaß diese verdrießliche Sache um so eher, weil man sich mit viel vergnügteren Dingen beschäftigte, nämlich mit den Zurüstungen zur Hochzeit, welche der alte Stilling und seine Margarete ein für allemal in ihrem Hause haben wollten. Sie mästeten ein paar Hühner zu Suppen, und ein fettes Milchkalb wurde dazu bestimmt, auf großen irdenen Schüsseln gebraten zu werden; gebackene Pflaumen die Menge, und Reis zu Breien, nebst Rosinen und Korinthen in die Hühnersuppen wurden im Überfluß angeschafft. Der alte Stilling hat sich wohl verlauten lassen, daß ihn diese Hochzeit nur allein an Speisen und Viktualien bei zehen Reichsthaler gekostet habe. Dem sei aber wie ihm wolle, alles war doch aufgeräumt. Wilhelm hatte für die Zeit die Schule ausgesetzt; denn in solchen Zeiten ist man zu keinem Berufsgeschäfte aufgelegt. Auch brauchte er die Tage notwendig, seiner Braut und Schwestern neue Kleider auf die Hochzeit zu machen und sonst mancherlei zu hantieren. Stillings Töchter verlangten solche ebenfalls. Sie probierten öfters ihre neuen Wämser und Röcke von feinem schwarzen Tuch; die Zeit wurd' ihnen Jahre lang, bis sie sie einmal einen ganzen Tag anhaben konnten.

Endlich brach dann der längst gewünschte Donnerstag an. Alles war den Morgen vor der Sonne in Stillings Hause wach; nur der Alte, der den Abend vorher spät aus dem Wald gekommen war, schlief ruhig, bis es Zeit war, mit den Brautleuten zur Kirche zu gehen. Nun ging man in geziemter Ordnung nach Florenburg, allwo die Braut mit ihrem Gefolge schon angekommen war. Die Kopulation ging ohne Widerspruch vor sich, und alle zusammen verfügten sich nun nach Tiefenbach zum Hochzeitmahle. Zwei lange Bretter waren in der Stube nebeneinander auf hölzerne Böcke gelegt, anstatt des Tisches; Margaret hatte ihre feinsten Tischtücher darüber gespreitet, und nun wurden die Speisen aufgetragen. Die Löffel waren von Ahornholz, schön glatt, mit ausgestochenen Rosen, Blumen und Laubwerk gearbeitet. Die Zulegmesser hatten schöne gelbe holzerne Stiele; so waren auch die Teller schön rund und glatt vom härtesten weißen Buchenholz gedrechselt. Das Bier schäumte in weißen steinernen Krügen mit blauen Blumen. Doch stellte Margaret auch einem jeden frei, anstatt des Biers von ihrem angenehmen Birnmost zu trinken, wenn jemand dazu Belieben tragen möchte.

Nachdem alle zur Genüge gegessen und getrunken hatten, so wurden vernünftige Gespräche angestellt. Wilhelm aber und seine Braut wollten lieber allein sein und reden; sie gingen daher tief in den Wald hinein. Mit der Entfernung von den Menschen wuchs ihre Liebe. Ach! wären keine Bedürfnisse des Lebens, keine Kälte, Frost und Nässe, was würde diesem Paar an einer irdischen Seligkeit gemangelt haben? Die beiden alten Väter, die sich indessen mit dem Krug Bier allein gesetzt hatten, verfielen in ein ernstes Gespräch. Stilling redete also:

„Herr Mitvater, mir hat immer gedäucht, Ihr hättet besser gethan, wenn Ihr Euch an das Laborieren gar nicht gekehrt hättet."

„Warum, Mitvater?"

„Wenn Ihr Eure Uhrmacherei beständig getrieben hättet, so hättet Ihr reichlich Euer Brot erwerben können; nun aber hat Euch Eure Arbeit nichts geholfen, und dasjenige, was Ihr hattet, ist noch dazu darauf gegangen."

„Ihr habt recht und auch unrecht. Wenn ich gewußt hätte, daß dreißig bis vierzig Jahr hingehen würden, eh' ich den Stein der Weisen würde gefunden haben, so hätte ich mich freilich bedacht, ehe ich's angefangen hätte. Nun aber, da ich durch die lange Erfahrung etwas gelernt habe und tief in die Erkenntnisse der Natur eingedrungen bin, nun würd' es mir leid thun, wenn ich mich umsonst sollte lange geplagt haben."

„Ihr habt Euch gewiß so lange umsonst geplagt, denn Ihr habt Euch einmal bisher kümmerlich beholfen. Ihr mögt nun so reich werden als Ihr wollt, Ihr könnt doch das Elend so vieler Jahre nicht in Glückseligkeit verwandeln; und zudem glaub' ich nicht, daß Ihr ihn jemals bekommt. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich glaube nicht, daß es einen Stein der Weisen giebt!"

„Ich kann Euch beweisen, daß es einen Stein der Weisen giebt. Ein gewisser Doktor Helvetius im Haag hat ein klein Büchlein geschrieben, das güldene Kalb genannt: darin ist es deutlich bewiesen, so daß niemand, auch der größte Ungläubige, wenn er's lieset, nicht mehr zweifeln kann. Ob ich denselben aber bekommen werde, das ist eine andere Frage. Warum nicht eben sowohl als ein anderer? da er ein freies Geschenk Gottes ist."

11. Laborieren, wörtl. arbeiten, immer aber in dem besonderen Sinne: Arzneien oder Chemikalien bereiten.

„Wenn Euch Gott den Stein der Weisen schenken wollte, Ihr hättet ihn schon lange! Warum sollte er ihn Euch so lange vorenthalten? Zudem ist's ja nicht nötig, daß Ihr ihn habt; wieviel Menschen leben ohne den Stein der Weisen!"

„Das ist wahr; aber wir sollen uns so glücklich machen als wir können."

„Ein dreißigjährig Elend ist gewiß kein Glück; aber nehmt mir nicht übel (er schüttelte ihm die Hand), ich habe, so lang ich lebe, keinen Mangel gehabt, bin gesund gewesen und alt worden, meine Kinder hab' ich erzogen, lernen lassen, und ordentlich gekleidet. Ich bin recht vergnügt, und also glücklich! Man konnte mir den Stein der Weisen nicht schenken."

„Aber hört, Mitvater! Ihr singt recht gut und schreibt schön; werdet Schulmeister hier im Dorfe! Friederiken könnt Ihr vermieten. Da hab' ich noch eine Kleiderkammer, darein will ich ein Bett stellen, so könnt Ihr bei mir wohnen, und also immer bei Euern Kindern sein."

„Euer Anerbieten, Mitvater, ist sehr gut; ich werd' es auch annehmen, wenn ich nur noch einen Versuch werde gemacht haben."

„Macht keine Probe mehr, Mitvater! Sie wird Euch gewiß fehlen. Aber laßt uns von etwas Andern reden. Ich bin ein großer Liebhaber von der Sternwissenschaft; kennt Ihr auch wohl den Sirius im großen Hund?"

„Ich bin eben kein Sternkundiger, doch aber kenn' ich ihn."

„Er steht gemeiniglich des Abends gegen Mittag. Er flammt so grünrötlich. Wie weit mag er wohl von der Erde sein? Sie sagen, er soll wohl noch viel höher sein als die Sonne."

„O! wohl tausendmal höher!"

„Wie ist das möglich? Ich bin so ein Liebhaber von den Sternen. Ich mein' immer, ich wär' schon dabei, wenn ich sie besehe. Aber kennt Ihr auch den Wagen und den Pflug?"

„Ja, man hat sie mir wohl gewiesen."

„O welch' ein wunderbarer Gott!"

Margarete Stilling hörte dieses Gespräch; sie kam und setzte sich zu ihrem Mann. „Ach, Ebert!" sagte sie, „ich kann wohl an einer Blume sehen, daß Gott wunderbar ist. Laßt uns die begreifen lernen! Wir wohnen bei dem Gras und den Blumen; die laßt uns hier bewundern; wenn wir im Himmel sind, dann wollen wir die Sterne betrachten!"

„Das ist recht," sagte Moritz, „es sind so viele Wunder in der Natur; wenn wir die recht betrachten, so können wir die Weisheit Gottes wohl kennen lernen! Doch ein jeder hat so etwas, wozu er besonders Lust hat."

So vertrieben die Hochzeitgäste den Tag. Wilhelm Stilling und seine Braut verfügten sich auch nach Hause und fingen ihren Ehestand an; wovon ich im folgenden Kapitel mehreres sagen werde.

Stillings Töchter aber saßen in der Dämmerung unter dem Kirschenbaum und sangen folgendes schöne weltliche Liedlein:

Es ritt ein Reiter wohl über's Feld,
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld.
Sein Schwesterlein war hübsch und fein.
„Ach Schwesterlein! ich sage dir Adie.
Ich sehe dich ja nimmermehr.
Ich reite weg in ein fremdes Land.
Reich' du mir deine weiße Hand!"
Adie! Adie! Adie!

„Ich sah, mein schönstes Brüderlein,
Ein buntig, artig Vögelein.
Es hüpfte im Wachholderbaum.
Ich warf's mit meinem Ringelein,
Es nahm ihn in sein Schnäbelein
Und flog weg in den Walde fort."
Adie! Adie! Adie!

„Schließ' du dein Schloß wohl feste zu,
Hait' dich fein still in guter Ruh.
Laß niemand in dein Kämmerlein!
Der Ritter mit dem schwarzen Pferd
Hat dich zumalen lieb und wert.
Nimm dich vor ihm gar wohl in acht!
Mannig Mägdlein hat er zu Fall gebracht."
Adie! Adie! Adie!

Das Mägdlein weinte bitterlich,
Der Bruder sah noch hinter sich,
Und grüßte sie noch einmal schön.
Da ging sie in ihr Kämmerlein,
Und konnte da nicht fröhlich sein.
Den Ritter mit dem schwarzen Pferd
Hätt' sie vor allen lieb und wert.
Adie! Adie! Adie!

Der Ritter mit dem schwarzen Roß
Hätt' Güter und viel Reichtum groß,
Er kame zum Jungfräulein zart.
Er kame oft um Mitternacht
Und ginge, wenn der Tag anbrach.
Er führt sie in sein Schlößlein
Zum andern Jungfräulein fein.
Adie! Adie! Adie!

Sie kam dahin in schwarzer Nacht.
Sie sah, daß er zu Fall gebracht
Viel edele Jungfrauen zart.
Sie nahm wohl einen kühlen Wein
Und goß ein schnödes Gift hinein,
Und trunk's dem schwarzen Ritter zu.
Es gingen beiden die Äugelein zu.
Adie! Adie! Adie!

Sie begruben den Ritter ins Schlosse fein,
Das Magdlein indei ein Brünnelein.
Sie schläft da im kühlen Gras.
Um Mitternacht da wandelt sie umher
Am Mondschein, dann seufzte sie so sehr.
Sie wandelt da in weißigem Kleid
Und klagte da dem Wald ihr Leid.
Adie! Adie! Adie!

Der edle Bruder eilt herein
Bei diesem klaren Brünnelein.
Und sah' es sein Schwesterlein zart.
„Was machst du mein Schwesterlein allhier?
Du seufzest so, was fehlt dann dir?"
„Ich hab' den Ritter in schwarzer Nacht,
Und mich mit bösem Gift umbracht."
Adie! Adie! Adie!

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Magdlein durch den Baum —
Man sah' sie wohl nimmermehr!
Ins Kloster ging der Rittersmann
Und fing ein frommes Leben an.
Da betet er vor's Schwesterlein,
Auf daß sie möchte selig sein.
Adie! Adie! Adie!

Eberhard Stilling und Margaret, seine eheliche Hausfrau, erlebten nun eine neue Periode in ihrer Haushaltung. Da war nun ein neuer Hausvater und eine neue Hausmutter in der Familie entstanden. Die Frage war also: Wo sollen diese beide sitzen, wenn wir speisen? — Um die Dunkelheit im Vortrag zu vermeiden, muß ich erzählen, wie eigentlich Vater Stilling seine Ordnung und Rang am Tische beobachtete. Oben in der Stube war eine Bank von einem eichenen Brett längs der Wand genagelt, die bis hinter den Ofen reichte. Vor dieser Bank, dem Ofen gegenüber, stand der Tisch, als Klappe an die Wand befestigt, damit man ihn an dieselbe aufschlagen konnte. Er war aus einer eichenen Diele von Vater Stilling selbsten ganz fest und treuherzig ausgearbeitet. An diesem Tisch saß Eberhard Stilling oben an der Wand, wo er durch das Brett befestigt war, und zwar vor demselben. Vielleicht hatte er sich diesen vorteilhaften Platz darum gewählt, damit er seinen linken Ellenbogen auf das Brett stützen, und zugleich ungehindert mit der rechten Hand essen könnte. Doch davon ist keine Gewißheit, denn er hat sich nie in seinem Leben deutlich darüber erkläret. An seiner rechten Seite vor dem Tisch saßen seine vier Töchter, damit sie ungehindert ab- und zugehen könnten. Zwischen dem Tisch und dem Ofen hatte Margaret ihren Platz; einesteils, weil sie leicht fror, und anderenteils, damit sie füglich über den Tisch sehen konnte, ob etwa hier oder dort etwas fehlte. Hinter dem Tisch hatten Johann und Wilhelm gesessen, weil aber der eine verheiratet war, und der andere Schule hielt, so waren diese Plätze leer, bis jetzt, da sie dem jungen Ehepaar nach reiflicher Überlegung angewiesen wurden.

Zuweilen kam Johann Stilling, seine Eltern zu besuchen. Das ganze Haus freute sich, wenn er kam; denn er war ein besonderer Mann. Ein jeder Bauer im Dorfe hatte auch Ehrfurcht vor ihm. Schon in seiner frühen Jugend hatte er einen hölzernen Teller zum Astrolabium und eine feine, schöne Butterdose von schönem Buchenholz zum Kompaß umgeschaffen, und von einem Hügel geometrische Beobachtungen angestellt. Denn zu der Zeit ließ der Landesfürst eine Landkarte verfertigen. Johann hatte zugesehen, wann der Ingenieur operierte. — Zu dieser Zeit aber war er wirklich ein geschickter Landmesser, wurde auch von

32. Astrolabium, wörtl.: Sternaufnehmer, ein jetzt ungebräuchliches Instrument, um die Stellung der Gestirne zur Sonnenbahn zu bestimmen.

Edeln und Unedeln bei Teilung der Güter gebraucht. Große Künstler haben gemeiniglich die Tugend an sich, daß ihr erfinderischer Geist immer etwas Neues sucht; daher ist ihnen dasjenige, was sie schon erfunden haben, und was sie wissen, viel zu langweilig, es ferner zu verfeinern. Johann Stilling war also arm: denn was er konnte, versäumte er, um dasjenige zu wissen, was er noch nicht konnte. Seine gute einfältige Frau wünschte oft, daß ihr Mann seine Künsteleien auf Feld und Wiesen zu verbessern wenden möchte, damit sie mehr Brot hätten. Allein, laßt uns der guten Frau ihre Einfalt verzeihen; sie verstand es nicht besser; wenigstens Johann war klug genug hierzu. Er schwieg oder lächelte.

Die Quadratur des Zirkels und die immerwährende Bewegung beschäftigten ihn zu dieser Zeit. War er nun in ein Geheimnis tiefer eingedrungen, so lief er geschwind nach Tiefenbach, um seinen Eltern und Geschwistern seine Entdeckung zu erzählen. Kam er denn unten durchs Dorf herauf, und es erblickte ihn jemand aus Stillings Hause, so lief man gleich nach Hause und rief alle zusammen, um ihn an der Thüre zu empfangen. Ein jedes arbeitete dann mit doppeltem Fleiß, um nach dem Abendessen nichts mehr zu thun zu haben. Dann setzte man sich um den Tisch, stützte die Ellenbogen darauf, und die Hände an die Backen — aller Augen waren auf Johanns Mund gerichtet.

Alle halfen denn an der Quadratur des Zirkels erfinden; selbst der alte Stilling verwendete vielen Fleiß auf die Sache. Ich würde dem erfinderischen, oder besser, dem guten und natürlichen Verstande dieses Mannes Gewalt anthun, wenn ich sagen sollte: er hätte nichts in dieser Sache geleistet. Bei seinem Kohlenbrennen beschäftigte er sich damit. Er zog eine Schnur um sein Birnmostfaß, schnitt sie mit seinem Brotmesser ab; sägte dann ein Brett genau vierkantig, und schabte es so lange, bis die Schnur just darum paßte. Nun mußte ja das viereckigte Brett genau so groß sein als der Zirkel des Mostfasses. Eberhard sprang auf einem Fuß herum, verlachte die großen gelehrten Köpfe, daß sie aus dem einfältigen Dinge so viel Werks machten, und erzählte bei nächster Gelegenheit seinem Johann die Erfindung. Wir wollen die Wahrheit gestehen. Vater Stilling hatte wohl nichts Höhni-

15 f Die immerwährende Bewegung, gewöhnlicher: das perpetuum mobile.

sches in seinem Charakter: doch lief hier eine kleine Satire mit unter; aber der Landmesser machte bald der Freude ein Ende, indem er sagte: „Es ist die Frage nicht, Vater! ob ein Schreiner einen viereckigten Kasten machen könne, der just so viel Haber enthalte, als eine runde cylindrische Tonne; sondern es muß ausgemacht sein, wie sich der Diameter des Zirkels gegen seine Peripherie verhalte, und dann, wie groß eine Seite des Quadrats sein müsse, wenn es so groß als der Zirkel sein soll. Aber in beiden Fällen darf an einem Facit nicht der tausendste Teil eines Haars fehlen. Es muß in der Theorie durch die Algebra bewirkt werden können, daß es wahr ist!"

Der alte Stilling würde sich geschämt haben, wenn nicht die Gelehrsamkeit seines Sohnes und seine unmäßige Freude darüber alles Schämen bei ihm verdrängt hätte. Er sagte deswegen nichts weiter als: „Mit Gelehrten ist nicht gut disputieren;" lachte, schüttelte den Kopf und fuhr fort, von einem birkenen Klotz Späne zu schneiden, womit man Feuer und Lichter, auch allenfalls eine Pfeife Tabak anzünden konnte. Dieses war so seine Beschäftigung bei müßigen Stunden.

Stillings Töchter waren stark und arbeitsam. Sie pflegten die Erde, und sie gab ihnen reiche Nahrung im Garten und Felde. Dortchen aber hatte zarte Glieder und Hände, sie wurde geschwind müde, und dann seufzte sie und weinte. Unbarmherzig waren nun die Mädchen eben nicht; aber sie konnten doch nicht begreifen, warum ein Weibsbild, das ebenso groß als ihrer eine war, nicht auch ebensogut sollte arbeiten können. Doch mußte ihre Schwägerin oft ausruhen, auch sagten sie ihren Eltern niemals, daß sie kaum ihr Brot verdiente. Wilhelm sah es bald ein; er erhielt daher von der ganzen Familie, daß seine Frau ihm an Nähen und Kleidermachen helfen sollte. Dieser Vertrag wurde geschlossen und alle befanden sich wohl dabei.

Der alte Pastor Moritz besuchte nun auch zum erstenmal seine Tochter. Dortchen weinte vor Freuden, wie sie ihn sah, und wünschte Hausmutter zu sein, um ihm recht gütlich thun zu können. Er saß den ganzen Nachmittag bei seinen Kindern und redete mit ihnen von geistlichen Sachen. Er schien ganz verändert, kleinmütig und betrübt zu sein. Gegen Abend sagte er: „Kinder! führt mich einmal auf das Geisenberger Schloß." Wilhelm legte seinen eisernen schweren Fingerhut ab und spuckte in die

Hände; Dortchen aber steckte ihren Fingerhut an den kleinen Finger, und nun stiegen sie zum Wald auf. „Kinder!“ sagte Moritz, „mir ist hier so wohl unter dem Schatten der Maibuchen. Je höher wir kommen, je freier werd' ich. Es ist mir eine Zeit her gewesen, als einem, der nicht zu Hause ist. Dieser Herbst muß wohl der letzte meines Lebens sein.“ Wilhelm und Dortchen hatten Thränen in den Augen. Oben auf dem Berge, wo sie bis an den Rhein und die ganze Gegend übersehen konnten, setzten sie sich an eine zerfallene Mauer des Schlosses. Die Sonne stand in der Ferne nicht mehr hoch über dem blauen Gebirge. Moritz sah starr dorthin und schwieg lange; auch sagten seine Begleiter nicht ein Wort. „Kinder!“ sprach er endlich, „ich hinterlaß euch nichts, wenn ich sterbe. Ihr könnt mich wohl missen. Niemand wird um mich weinen. Ich habe mein Leben mühsam und unnütz zugebracht und niemand glücklich gemacht.“ — „Mein lieber Vater!“ antwortete Wilhelm, „Ihr habt doch mich glücklich gemacht. Ich und Dortchen werden herzlich um Euch weinen.“ — „Kinder!“ versetzte Moritz, „unsere Neigungen führen uns leicht zum Verderben. Wie viel würde ich der Welt haben nutzen können, wenn ich kein Alchymist geworden wäre! Ich würde euch und mich glücklich gemacht haben! (Er weinte laut.) Doch denke ich immer daran, daß ich meinen Fehler erkannt habe, und nun noch will ich mich ändern. Gott ist ein Vater, auch über die irrenden Kinder. Nun höret noch eine Ermahnung von mir und folgt derselben: Alles, was ihr thut, das überlegt vorher wohl, ob es auch andern nützlich sein könne. Findet ihr, daß es nur euch dienlich ist, so denkt: das ist ein Wert ohne Belohnung. Nur wo wir dem Nächsten dienen, da belohnt uns Gott! Ich habe arm und unbemerkt in der Welt dahingewandelt, und wann ich tot bin, dann wird man meiner bald vergessen: ich aber werde Barmherzigkeit finden vor dem Thron Christi und selig sein.“ — Nun gingen sie wieder nach Haus und Moritz blieb immer traurig. Er ging umher, tröstete die Armen und betete mit ihnen. Auch arbeitete er und machte Uhren, womit er sein Brot erwarb und noch etwas übrig behielt. Doch dieses währte nicht lange, denn den folgenden Winter verlor man ihn; man fand ihn nach dreien Tagen unter dem Schnee und war tot gefroren.

Nach diesem traurigen Zufall entdeckte man in Stillings Hause eine wichtige Neuigkeit. Dortchen war gesegneten Leibes,

und jedermann freuete sich auf ein Kind, deren in vielen Jahren kein's im Hause gewesen war. Mit was für Mühe und Fleiß man sich auf Dortchens Entbindung gerüstet, ist nicht zu sagen. Der alte Stilling selbst freute sich auf einen Enkel, und hoffte noch einmal vor seinem Ende seine alten Wiegenlieder zu singen und seine Erziehungskunst zu beweisen.

Nun nahete der Tag der Niederkunft heran, und 1740 den 12. September, abends um 8 Uhr, wurde Heinrich Stilling geboren. Der Knabe war frisch, gesund und wohl, und seine Mutter wurde gleichfalls, gegen die Weissagungen der Tiefenbacher Sybillen, geschwind wieder besser.

Das Kind wurde in der Florenburger Kirche getauft. Vater Stilling aber, um diesen Tag feierlicher zu machen, richtete ein Mahl an, bei welchem er den Herrn Pastor Stollbein zu sehen wünschte. Er schickte daher seinen Sohn Johann ins Pfarrhaus und ließ den Herrn ersuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um seinem Mahle beizuwohnen. Johann ging; er that schon den Hut ab, als er in den Hof kam, um nichts zu versehen; aber leider, wie oft ist alle menschliche Vorsicht unnütz! Es sprang ein großer Hund hervor; Johann Stilling griff einen Stein, warf, und traf den Hund in eine Seite, daß er abscheulich zu heulen anfing. Der Pastor sah durchs Fenster was passierte; voll von Eifer sprang er heraus, knüpfte dem armen Johann eine Faust vor die Nase: „Du lumpigter Flegel!" frisch er, „ich will dich lernen meinem Hund begegnen!" Stilling antwortete: „Ich wußte nicht, daß es Ew. Ehrwürden Hund war. Mein Bruder und meine Eltern lassen den Herrn Pastor ersuchen, mit nach Tiefenbach zu gehen, um der Taufmahlzeit beizuwohnen." Der Pastor ging und schwieg still. Doch murrte er aus der Hausthür zurück: „Wartet, ich will mitgehen." Er wartete fast eine Stunde im Hof, liebkosete den Hund, und das arme Tier war auch wirklich versöhnlicher als der große Gelehrte, der nun aus der Hausthüre herausging. Der Mann wandelte mit Zuversicht an seinem Rohrstab. Johann trabte furchtsam hinter ihm mit dem Hut unterm Arm; den Hut aufzusetzen war eine gefährliche Sache, denn er hatte in seiner Jugend manche Ohrfeige von dem Pastor bekommen, wenn er ihn nicht früh genug, das ist, sobald er ihn in der Ferne erblickte, abgezogen hatte. Doch aber eine ganze Stunde lang mit bloßem Haupt, im September, unter freiem Himmel zu gehen,

war doch auch entsetzlich! Daher sann er auf einen Fund, wie er füglich seinen Kopf bedecken möchte. Plötzlich fiel der Herr Stollbein zur Erde, daß es platschte. Johann erschrak. „Ach!“ rief er, „Herr Pastor, habt Ihr Euch Schaden gethan?“ — „Was geht's Euch an, Schlingel!“ war die heldenmütige Antwort dieses Mannes, indem er sich aufraffte. Nun geriet Johanns Feuer in etwas in Flammen, daß er herausfuhr: „So freue ich mich denn herzlich, daß Ihr gefallen seid,“ und lächelte noch dazu. — „Was! Was!“ rief der Pastor. Aber Johann setzte den Hut auf, ließ den Löwen brüllen, ohne sich zu fürchten und ging. Der Pastor ging auch, und so kamen sie denn endlich nach Tiefenbach.

Der alte Stilling stand vor der Thüre mit bloßem Haupt; seine schönen grauen Haare spielten am Mond: er lächelte den Pastor an und sagte, indem er ihm die Hand gab: „Ich freue mich, daß ich in meinem Alter den Herrn Pastor an meinem Tisch sehen soll; aber ich würde so kühn nicht gewesen sein, wenn meine Freude über einen Enkel nicht so groß wäre.“ Der Pastor wünschte ihm Glück, doch mit angehängter wohlmeinender Drohung, daß, wenn ihn nicht der Fluch des Eli treffen sollte, er mehr Fleiß auf die Erziehung seiner Kinder anwenden müßte. Der Alte stand da in seinem Vermögen und lächelte, doch schwieg er stille und führte Seine Ehrwürden in die Stube. „Ich will doch nicht hoffen,“ sagte der Herr Pastor, „daß ich hier unter dem Schwarm von Bauern speisen soll.“ — Vater Stilling antwortete: „Hier speist niemand, als ich und meine Frau und Kinder, ist Euch das ein Bauernschwarm?“ — „Ei, was anders!“ antwortete jener. — „So muß ich Euch erinnern, Herr!“ versetzte Stilling, „daß Ihr nichts weniger als ein Diener Christi, sondern ein Pharisäer seid. Er saß bei den Zöllnern und Sündern, und aß mit ihnen. Er war überall klein und niedrig und demütig. Herr Pastor! . . . Meine grauen Haare richten sich in die Höhe; setzt Euch, oder geht wieder! Hier pocht etwas, ich möchte mich sonst an Eurem Kleide vergreifen, wofür ich doch sonsten Respekt habe. Hier! Hier! Hier vor meinem Hause ritt der Fürst vorbei; ich stand vor meiner Thüre; er kannte mich. Da sagte er: Guten Morgen, Stilling! Ich antwortete: Guten Morgen, Ihr Durchlaucht! Er stieg vom Pferd, er war müde von der Jagd. Holt mir einen Stuhl, sprach er, hier will ich ein wenig ruhen. Ich

21. in seinem Vermögen, wohl = in seinem Eigentume, eigenem Hause

habe eine luftige Stube, antwortete ich, gefällt es Ihro Durchlaucht, in die Stube zu gehen und da bequem zu sitzen? Ja! sagte er. Der Oberjägermeister ging mit hinein. Da saß er, wo ich Euch meinen besten Stuhl hineingestellt habe. Meine Margaret mußte ihm fette Milch einbrocken und ein Butterbrot machen. Wir beide mußten mit ihm essen, und er versicherte, daß ihm niemalen eine Mahlzeit so gut geschmeckt habe. Wo Reinlichkeit ist, da kann ein jeder essen. Nun entschließt Euch, Herr Pastor! — Wir alle sind hungrig." Der Pastor setzte sich und schwieg still. Da rief Stilling allen seinen Kindern, aber keines wollte hinein kommen, auch selbst Margaret nicht. Sie füllte dem Prediger ein irdenes Kümpfchen mit Hühnerbrüh, gab ihm einen Teller Cappes mit einem hübschen Stück Fleisch und einen Krug Bier. Stilling trug es selber auf; der Pastor aß und trank geschwind, redete nichts und ging wieder nach Florenburg. Nun setzte sich alles zu Tische. Margaret betete, und man speisete mit größtem Appetit. Auch selbst die Kindbetterin saß an Margaretens Stelle mit ihrem Knaben an der Brust. Denn Margaret wollte ihren Kindern selbst dienen. Sie hatte ein sehr feines weißes Hemd, welches noch ihr Brauthemd war, angezogen. Die Ärmel davon hatte sie bis hinter die Ellenbogen aufgewickelt. Von feinem schwarzen Tuch hatte sie ein Leibchen und Rock, und unter der Haube standen graue Locken hervor, schön gepudert von Ehre und Alter. Es ist wirklich unbegreiflich, daß während der ganzen Mahlzeit nicht ein Wort vom Pastor geredet wurde! Doch halte ich dafür, die Ursache war, daß Vater Stilling nicht davon anfing.

Indem man so da saß und mit Vergnügen speiste, klopfte eine arme Frau an die Thüre. Sie hatte ein klein Kind auf dem Rücken in einem Tuche hängen und bat um ein Stücklein Brot. Mariechen war hurtig. Die Frau kam in zerlumpten, besudelten Kleidern, die aber doch die Form hatten, als wenn sie ehemals einem vornehmen Frauenzimmer gehört hätten. Vater Stilling befahl, man sollte sie an die Stubenthüre sitzen lassen und ihr von allem etwas zu essen geben. „Dem Kinde kannst du etwas Reisbrei zu essen darreichen, Mariechen!" sagte er ferner. Sie aß, und es schmeckte ihr herzlich gut. Nachdem nun sie und ihr Kind satt waren, dankte sie mit Thränen und wollte gehen. „Nein," sagte der alte Stilling, „sitzet und erzählet uns, wo Ihr

13. Cappes, Weißkohl.

her seid, und warum Ihr so gehen müßt. Ich will Euch auch Bier zu trinken geben." Sie setzte sich und erzählte.

„Ach lieber Gott!" sprach sie „Leider ja! muß ich so gehen (Stillings Mariechen hatte sich neben sie, doch etwas von ihr ab gesetzt, sie horchte mit größter Aufmerksamkeit, auch waren ihre Augen schon feucht), ich bin ja leider eine arme Frau. Vor zehen Jahren möchtet ihr Leute euch wohl eine Ehre daraus gemacht haben, wenn ich mit euch gespeist hätte."

Wilhelm Stilling. Das wäre!

Johann Stilling. Es sei denn, daß Ihr eine Stollbeinische Natur gehabt hättet.

Vater Stilling. Seid still, Kinder! Lasset die Frau reden!

„Mein Vater ist Pastor zu —."

Mariechen. Jemini! Euer Vater ein Pastor? sie rückt näher.

„Ach ja! Freilich ist er Pastor. Ein sehr gelehrter und reicher Mann."

Vater Stilling. Wo ist er Pastor?

„Zu Goldingen im Barchinger Land. Ja freilich! Leider ja!"

Johann Stilling. Das muß ich doch auf der Landkarte suchen. Das muß nicht weit vom Mühlersee sein, oben an der Spitze, gegen Septentrio (Mitternacht) zu.

„Ach, mein junger Herr! ich weiß keinen Ort nahe dabei, der Schlendrian heißt."

Mariechen. Unser Johann sagte nicht Schlendrian. Wie sagtest du?

Vater Stilling. Redet Ihr fort! St! Kinder!

„Nun war ich dazumal eine hübsche Jungfer, hatte auch schöne Gelegenheiten zu heiraten (Mariechen besah sie vom Haupt bis zum Fuß), allein keiner war meinem Vater recht. Der war ihm nicht reich genug, der andere nicht vornehm genug, der dritte ging nicht viel in die Kirche."

Mariechen. Sage, Johann, wie heißen die Leute, die nicht in die Kirche gehen?

Johann Stilling. St! Mädchen! Separatisten.

„Gut! was soll mir geschehen, ich sahe wohl, ich würde keinen bekommen, wann ich mir nicht selber hülfe. Da war ein junger Barbiergesell —"

18. Goldingen u. s. w. fingierte Namen.

Mariechen. Was ist das, ein Barbiergesell?

Wilhelm Stilling. Schwesterchen, frag hernach um alles. — Laß jetzt nur die Frau reden. Es sind Burschе, die den Leuten den Bart abmachen.

„Das bitte ich mir aus, hat sich wohl! Mein Mann konnte, trotz dem besten Doktor, kurieren Ach ja! viel, viel Kuren that er. Kurz, ich ging mit ihm fort. Wir setzten uns zu Spelterburg. Das liegt am Spaafluß."

Johann Stilling. Ja, da liegt es. Ein paar Meilen herauf, wo die Milder hineinfließt

„Ja, da liegt's. Ich unglückliches Weib! — Da wurde ich gewahr, daß mein Mann mit gewissen Leuten Umgang hatte."

Mariechen. Waret Ihr schon kopuliert?

„Wer wollte uns kopulieren? Lieber Gott! O ja nicht! — (Mariechen rückte mit ihrem Stuhl ein wenig weiter von der Frau ab.) Ich wollte es absolut nicht haben, daß mein Mann mit Spitzbuben umging; denn obgleich mein Vater nur ein Schuhflicker war —" Die Frau packte ihr Kind auf den Nacken, und lief, was sie laufen konnte.

Vater Stilling, seine Frau und Kinder konnten nicht begreifen, warum die Frau mitten in der Erzählung abbrach und davon lief. Es gehörte auch wirklich eine wahre Logik dazu, die Ursache einzusehen. Ein jeder gab seine Stimme, doch waren alle Ursachen zweifelhaft; das vernünftigste Urteil, und zugleich auch das wahrscheinlichste, war wohl, daß der Frau von dem vielen und ungewohnten Essen etwas übel geworden, und man beruhigte sich auch dabei. Vater Stilling zog aber, seiner Gewohnheit nach, die Lehre aus dieser Erzählung, daß es am besten sei, seinen Kindern Religion und Liebe zur Tugend einzuprägen, und dann im gehörigen Alter ihnen die freie Wahl im Heiraten zu vergönnen, wenn sie nur so wählten, daß die Familie nicht wirklich dadurch beschimpft wurde. „Ermahnen," sagte er, „müssen freilich die Eltern ihre Kinder; allein Zwang hilft nichts mehr, wenn der Mensch sein männliches Alter erreicht hat; er glaubt alsdann alles so gut zu verstehen als seine Eltern."

Während dieser weisen Rede, wobei alle Anwesenden höchst aufmerksam waren, saß Wilhelm in tiefen Betrachtungen. Er hatte eine Hand an den Backen gelegt, und sahe starr gerade vor sich hin. „Hum!" sagte er, „alles was die Frau erzählt hat,

scheint mir verdächtig. Im Anfang sagte sie, ihr Vater wäre Pastor zu . . . zu . . .“

Mariechen. Zu Goldingen im Barchinser Land

„Ja, da war es. Und am Ende sagte sie, ihr Vater sei ein Schuhflicker gewesen.“ Alle Anwesenden schlugen die Hände zusammen, und entsetzten sich sehr. Nun erkannte man, warum die Frau weggelaufen war; man entschloß sich also, an jeder Thüre und Öffnung im Hause vorsichtig Klingen und Klammern zu machen, und das wird auch niemand der Stillingschen Familie verdenken, wer einigermaßen den Zusammenhang der Dinge einzusehen gelernt hat.

Dortchen redete die ganze Zeit durch nichts. Warum? kann ich eben nicht sagen. Sie säugte ihren Heinrich alle Augenblicke, denn das war nun einmal ihr alles. Der Junge war auch hübsch dick und fett. Die erfahrensten Nachbarinnen konnten schon gleich nach der Geburt in dem Gesichte des Kindes eine völlige Ähnlichkeit mit seinem Vater entdecken. Besonders aber wollte man auch schon auf dem linken obern Augenlid die Grundlage einer künftigen Warze spuren, als welche der Vater daselbst hatte. Dennoch aber mußte eine verborgene Parteilichkeit alle Nachbarinnen zu diesem falschen Zeugnis bewogen haben; denn der Knabe hatte und bekam der Mutter Gesichtszüge und ihr sanftes, gefühlvolles Herz gänzlich.

Vor und nach verfiel Dortchen in eine sanfte Schwermut. Sie hatte an nichts in der Welt Vergnügen mehr, aber auch an keinem Teile Verdruß. Sie genoß beständig die Wonne der Wehmut, und ihr zartes Herz schien sich ganz in Thränen zu verwandeln, in Thränen ohne Harm und Kummer. Ging die Sonne schon auf, so weinte sie, und betrachtete sie mit Sinnung; sprach auch wohl zuweilen: Wie schön muß der sein, der sie gemacht hat! Ging sie unter, so weinte sie. Da geht der trostliche Freund wieder von uns, sagte sie dann oft, und sehnte sich weit weg in den Wald, zur Zeit der Dämmerung. Nichts aber war ihr rührender, als der Mond: sie fühlte dann was Unaussprechliches, und ging ganze Abende unter an dem Gerstenberg. Wilhelm begleitete sie fast immer und redete sehr freundlich mit ihr. Sie hatten beide etwas Ähnliches in ihrem Charakter. Sie hatten die ganze Welt von Menschen missen können, nur eins das andere nicht: dennoch empfanden sie jedes Elend und jeden Druck des Nebenmenschen

Beinahe anderthalb Jahre war Heinrich Stilling alt, als Dortchen an einem Sonntag Nachmittag ihren Mann ersuchte, mit ihr nach dem Geisenberger Schlosse zu spazieren. Noch niemalen hatte ihr Wilhelm etwas abgeschlagen. Er ging mit ihr. Sobald sie in den Wald kamen, schlangen sie sich in ihre Arme und gingen Schritt vor Schritt unter dem Schatten der Bäume und dem vielfältigen Zwitschern der Vögel den Berg hinauf. Dortchen fing an:

„Was meinst du, Wilhelm, sollte man sich wohl im Himmel kennen?“

„O ja! liebes Dortchen! Christus sagt ja von dem reichen Mann, daß er Lazarum in dem Schoße Abrahams gekannt habe, und noch dazu war der reiche Mann in der Hölle; daher glaub' ich gewiß, wir werden uns in jener Ewigkeit kennen.“

„O Wilhelm! wie sehr freue ich mich, wenn ich daran denke, daß wir dann die ganze Ewigkeit durch ganz ohne Kummer, in lauter himmlischer Lust und Vergnügen werden bei einander sein! Mich dünkt auch immer, ich könnte im Himmel ohne dich nicht selig sein. Ja, lieber Wilhelm! gewiß! gewiß wir werden uns da kennen! Hör' einmal, ich wünsche das nun so herzlich! Gott hat ja meine Seele und mein Herz gemacht, das so wünschet; er würde es nicht so gemacht haben, wenn ich unrecht wünschte, und wenn es nicht so wäre! Ja, ich werde dich kennen, und dich unter allen Menschen suchen, und dann werd ich selig sein!“

„Wir wollen uns bei einander begraben lassen, so brauchen wir nicht lange zu suchen.“

„O möchten wir doch in einem Augenblick sterben. Aber wo bliebe dann mein lieber Junge?“

„Der würde hier bleiben und wohl erzogen werden, und endlich zu uns kommen.“

„Ich würde aber doch viele Sorge um ihn haben, ob er auch fromm werden würde.“

„Höre, Dortchen! du bist schon lange her besonders schwermütig gewesen. Wenn ich die Wahrheit sagen soll, du machst mich mit dir betrübt. Warum bist du so gern mit mir allein! Meine Schwestern glauben, du habest sie nicht lieb.“

„Doch liebe ich sie recht von Herzen.“

„Du weinst oft, als wenn du mißmutig wärest; das thut mir dann leid. Ich werde auch traurig. Hast du etwas auf dem

Herzen, liebes Kind — das dich quält? Sag' es mir. Ich werde dir Ruhe schaffen; es koste auch was es wolle."

„O nein! ich bin nicht mißmutig, liebes Kind! ich bin nicht unzufrieden. Ich habe dich lieb, ich habe unsere Eltern und Schwestern lieb, ja, ich habe alle Menschen lieb. Aber ich will dir sagen, wie es mir ist. Wenn ich im Frühling sehe, wie alles aufgeht, die Blätter an den Bäumen, die Blumen und die Kräuter, so ist mir, als wenn es mich gar nicht anginge; es ist mir dann, als wenn ich in einer Welt wäre, worein ich nicht gehörte. Sobald ich aber ein gelbes Blatt, eine verwelkte Blume, oder dürres Kraut finde, dann werden mir die Thränen los, und mir wird so wohl, so wohl, daß ich es dir nicht sagen kann; und doch bin ich nie freudig dabei. Sonsten machte mich das alles betrübt, und ich war nie fröhlicher, als im Frühling."

„Ich kenne das nicht. So viel aber ist doch wahr, daß es mich recht empfindlich macht."

Indem sie so redeten, kamen sie zu den Ruinen des Schlosses auf die Seite des Berges, und empfanden die kühle Luft vom Rhein her, und sahen, wie sie mit den langen, dürren Grashalmen und Epheublättern an den zerfallenen Mauern spielte und darum pfiff. „Hier ist recht mein Ort," sagte Dortchen, „hier wünscht' ich zu wohnen. Erzähle mir doch noch einmal die Geschichte vom Johann Hübner, der hier auf dem Schlosse gewohnt hat. Laß uns aber hier auf den Wall gegen die Mauern über sitzen. Ich durfte um die Welt nicht zwischen den Mauern sein, wenn du das erzähleſt, denn ich graue immer, wenn ich's höre." Wilhelm erzählte:

„Auf diesem Schlosse haben vor alters Räuber gewohnt, die gingen des Nachts ins Land umher, stahlen den Leuten das Vieh und trieben es dort in den Hof; da war ein großer Stall; und hernach verkauften sie's weit weg an fremde Leute. Der letzte Räuber, der hier gewohnt hat, hieß Johann Hübner. Er hatte eiserne Kleider an, und war stärker, als alle andere Burſche im ganzen Lande. Er hatte nur ein Auge, und einen großen krausen Bart und Haare. Am Tage saß er mit seinen Knechten, die alle sehr stark waren, dort an der Ecke, wo du noch das zerbrochene Fensterloch siehst; da hatten sie eine Stube, da saßen sie und soffen Bier. Johann Hübner sah mit dem einen Auge sehr weit durchs ganze Land umher. Wenn er dann einen Reiter sahe, da

rief er: Hehloh! — da reitet ein Reiter! ein schönes Roß, Hehloh! Und dann gaben sie acht auf den Reiter, nahmen ihm sein Roß und schlugen ihn tot. Da war aber ein Fürst von Dillenburg, der schwarze Christian genannt, ein sehr starker Mann, der hörte immer von Johann Hübners Räubereien, denn die Bauern kamen und klagten über ihn. Dieser schwarze Christian hatte einen klugen Knecht, der hieß Hans Flick; den schickte er über Land, dem Johann Hübner aufzupassen. Der Fürst aber lag hinten im Giller, den du da siehest, und hielt sich da mit seinen Reitern verborgen; dahin brachten ihm auch die Bauern Brot und Butter und Käse. Hans Flick kannte den Johann Hübner nicht, er streifte im Lande herum und forschte ihn aus. Endlich kam er an eine Schmiede, wo Pferde beschlagen wurden. Da standen viele Wagenräder an der Wand, die auch beschlagen werden sollten. Auf dieselbe hatte sich ein Mann mit dem Rücken gelehnt, der hatte nur ein Auge und ein eisernes Wams an. Hans Flick ging zu ihm und sagte: Gott grüß dich, eiserner Wamsmann mit einem Auge! heißest du nicht Johann Hübner von Geisenberg? Der Mann antwortete: Johann Hübner vom Geisenberg liegt auf dem Rad. Hans Flick verstand das Rad auf dem Gerichtsplatz und sagte: War das kürzlich? Ja, sprach der Mann, erst heut; Hans Flick glaubte doch nicht recht, und blieb bei der Schmiede, und gab auf den Mann acht, der auf dem Rade lag. Der Mann sagte dem Schmied ins Ohr: Er solle ihm sein Pferd verkehrt beschlagen, so daß das vorderste Ende des Hufeisens hinten käme. Der Schmied that es, und Johann Hübner ritt weg. Wie er aufsaß, sagte er dem Hans Flick: Gott grüß dich, braver Kerl! sage deinem Herrn: Er solle mir Fäuste schicken, aber keine Leute, die hinter den Ohren lausen. Hans Flick blieb stehen, und sah, wo er übers Feld in den Wald ritt, lief ihm nach, um zu sehen, wo er bliebe. Er wollte seiner Spur nachgehen, Johann Hübner aber ritt hin und her, die Kreuz und Quere, und Hans Flick wurde bald in den Fußstapfen des Pferdes irre; denn wo er hingeritten war, da gingen die Fußstapfen zurück; darum verlor er ihn bald, und wußte nicht, wo er geblieben war. Endlich ertappte ihn doch Hans Flick, wie er mit seinen Knechten dort auf der Heide im Walde lag und geraubt Vieh hütete. Es war in der Nacht am Mondschein. Er lief und sagte es dem Fürsten Christian, der ritt in der Stille mit seinen Kerlen unten durch den Wald. Sie hatten

den Pferden Moos unter die Füße gebunden, kamen auch nahe zu ihm, sprangen auf ihn zu, und sie kämpften zusammen; Fürst Christian und Johann Hübner hieben sich auf die eisernen Hüte und Wämser, daß es klang; endlich aber blieb Johann Hübner tot, und der Fürst zog hier ins Schloß. Den Johann Hübner begruben sie da unten in die Ecke, und der Fürst legte viel Holz um den großen Turm, auch untergruben sie ihn. Er fiel am Abend um, wie die Tiefenbacher die Kühe molken; das ganze Land erzitterte umher von dem Fall. Da siehst du noch den langen Steinhaufen den Berg hinab; das ist der Turm, wie er gefallen ist. Noch jetzt spukt hier des Nachts zwischen elf und zwölf Uhr Johann Hübner mit dem einzigen Aug. Er sitzt auf einem schwarzen Pferde und reitet um den Wall herum. Der alte Neuser, unser Nachbar, hat ihn oft gesehen." Dortchen zitterte, und fuhr zusammen, wenn ein Vogel aus einem Strauch in die Höhe flog. „Ich hörte die Erzählung noch immer gern," sagte sie; „wenn ich hier so sitze, und wenn ich es noch zehnmal höre, so werde ich es doch nicht müde. Laßt uns ein wenig um den Wall spazieren." Sie gingen zusammen um den Wall und Dortchen sang:

Es leuchten drei Sterne über ein Königes Haus,
Drei Jungfräulein wohnten darin :,:
Ihr Vater war weit über Land hinaus
Auf ein'm weißen Rößelein.
Sternelein blinzet zu Leide!

Siehst du das weiße Rößlein noch nicht,
Ach Schwesterlein untig im Thal? :,:
Ich seh es, mein's Vaters Rößelein, licht,
Es trabet da mutig im Thal.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich seh es, das Rößlein, mein Vater nicht drauf.
Ach Schwesterlein! Vater ist tot! :,:
Mein Herzel ist mir es betrübet.
Wie ist mir der Himmel so rot!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da trat ein Reiter im blutigen Rock
Ins dunkle Kämmerlein klein. :,:
Ach, blutiger Mann, wir bitten dich hoch,
Laß leben uns Jungfräulein.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ihr könnt nicht leben Jungfräulein zart;
Mein Weiblein frisch und schön :,:
Erstach mir eu'r Vater im Garten so hart,
Ein Bächlein von Blut floß daher.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich fand ihn, den Mörder, im Walde grün,
Ich nahm ihm sein Rößlein ab :,:
Und stach ihm das Messer ins Herze;
Er fiel drauf den Felsen herab.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ach hätt'st du die liebe Mutter mein
Getötet am hohligen Weg :,:
Ach, Schwesterlein lasset uns fröhlich sein!
Wir sterben ja wundergern.
Sternelein blinzet zu Leide!

Der Mann nahm ein Messer scharf und spitz,
Und stieß es den Jungfräulein zart :,:
In ihr betrübtes Herzelein.
Zur Erde fielen sie hart.
Sternelein blinzet zu Leide!

Da fließet ein klares Bächelein hell
Herunter im grünigen Thal :,:
Fließ krumm herum, du Bächelein hell,
Bis in die weite See!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da schlafen die Jungfräulein alle drei
Bis an den jüngsten Tag :,:
Sie schlafen da in kühliger Erd'
Bis an den jüngsten Tag.
Sternelein blinzet zu Leide!

Nun begann die Sonne unterzugehen, und Dortchen mit ihrem Wilhelm hatten recht die Wonne der Wehmut gefühlt Wie sie den Wald hinab gingen, durchdrang ein tödlicher Schauer Dortchens ganzen Leib. Sie zitterte von einer kalten Empfindung, und es war ihr sauer, Stillings Haus zu erreichen. Sie verfiel in ein hitziges Fieber. Wilhelm war Tag und Nacht bei ihr. Nach vierzehn Tagen sagte sie des Nachts um zwölf Uhr zu Wilhelmen: „Komm, leg dich zu Bette." Er zog sich aus und legte sich zu

ihr. Sie faßte ihn in ihren rechten Arm, er lag mit seinem Kopf an ihre Brust. Auf einmal wurde er gewahr, daß das Pochen ihres Pulses nachließ, und dann wieder ein paarmal klopfte. Er erstarrte und rief seelzagend: „Mariechen! Mariechen!“ Alles wurde wacker und lief herzu. Da lag Wilhelm und empfing Dortchens letzten Atemzug in seinen Mund. Sie war nun tot!! Wilhelm war betäubt, und seine Seele wünschte nicht wieder zu sich selbst zu kommen; doch endlich stieg er aus dem Bette, weinte und klagte laut. Selbst Vater Stilling und seine Margarete gingen zu ihr und hielten ihr die Augen fest zu und schluchzeten. Es sah betrubt aus, wie die beiden alten Grauköpfe, naß von Thränen, zärtlich auf den verbleichenden Engel blickten. Auch die Mädchen weinten laut, und erzählten sich untereinander alle die letzten Worte und Liebkosungen, die ihnen ihre selige Schwägerin gesagt hatte.

Wilhelm Stilling hatte mit seinem Dortchen in der stark bevölkerten Landschaft allein gelebt; nun war sie tot und begraben, und er fand daher, daß er jetzt ganz allein in der Welt lebte. Eltern und Geschwister waren um ihn, ohne daß er sie bemerkte. In dem Gesichte seines verwaiseten Kindes sahe er nur Dortchens Lineamente; und wenn er des Abends schlafen ging, so fand er sein Zimmer still und öde. Oft glaubte er den rauschenden Fuß Dortchens zu hören, wie sie ins Bette stieg. Er fuhr dann ineinander, Dortchen zu sehen, und sah sie nicht. Er durchdachte alle Tage, die sie miteinander gelebt hatten, fand in jedem ein Paradies, und verwunderte sich, daß er nicht damalen vor lauter Wonne gejauchzet hatte. Dann nahm er seinen Heinrichen in die Arme, weinte ihn naß, drückte ihn an seine Brust und schlief mit ihm. Dann träumte er oft, wie er mit Dortchen im Geisenberger Wald spaziere, wie er so froh sei, daß er sie wieder habe. Im Traum fürchtete er wacker zu werden, und dennoch erwachte er: seine Thranen wurden dann neu und sein Zustand war trostlos. Vater Stilling sah das alles, und dennoch tröstete er seinen Wilhelmen niemals. Margarete und die Mädchen versuchten es oft, aber sie machten nur übel ärger; denn alles beleidigte Wilhelmen, was nur dahin zielte, ihn aus seiner Trauer zu ziehen. Sie konnten aber gar nicht begreifen, wie es doch moglich sein könnte, daß ihr

3. wacker, wach

Vater gar keine Mühe anwendete, Wilhelmen aufzumuntern. Sie vereinigten sich daher, ihren Vater dazu zu ermahnen, sobald Wilhelm einmal im Geisenberger Wald herumirren und seines Dortchens Gänge und Fußtritte aufsuchen und beweinen würde. Das that er oft, und daher währete es nicht lange, bis sie Gelegenheit fanden, ihr Vorhaben auszuführen. Margaret nahm es auf sich, sobald der Tisch abgetragen und Wilhelm fort war, Vater Stilling aber an seinen Zähnen stocherte und gerade vor sich hin auf einen Fleck sah. „Ebert," sagte sie, „warum läßest du den Jungen so herumgehen? Du nimmst dich seiner gar nicht an, redest ihm auch nicht ein wenig zu, sondern thust, als wenn er dich gar nichts anginge. Der arme Mensch sollte vor lauter Traurigkeit die Auszehrung bekommen." — „Margaret," antwortete der Alte lächelnd, „was meinst du wohl, daß ich ihm sagen könnte, ihn zu trösten? Sag' ich ihm, er sollte sich zufrieden geben, sein Dortchen sei im Himmel, sie sei selig: so kommt das eben heraus, als wenn dir jemand alles, was du auf der Welt am liebsten hast, abnähme und ich käme dann her und sagte: Gieb dich zufrieden; deine Sachen sind ja wohl verwahrt, über sechzig Jahr bekommst du sie ja wieder, es ist ein braver Mann, der sie hat u. s. w. Würdest du nicht recht bös auf mich werden und sagen: Wovon leb' ich aber die sechzig Jahre? Soll ich Dortchens Fehler alle aufzählen und suchen ihn zu überreden, er habe nichts so gar Kostbares verloren; so würde ich ihre Seele beleidigen, ein Lügner oder Lästerer sein, weiter aber nichts ausrichten, als Wilhelmen mir auf immer zum Feinde machen; er würde alle ihre Tugenden dagegen aufzählen, und ich würde in der Rechnung zu kurz kommen. Soll ich ihm ein anderes Dortchen aufsuchen? Das müßte just ein Dortchen sein, und doch würd' es ihm vor ihr ekeln. Ach! es giebt kein Dortchen mehr!" — Ihm zitterten die Lippen und seine Augen waren naß. Nun weinten sie wieder alle, vornehmlich darum, weil ihr Vater weinte.

Bei diesen Umständen war Wilhelm nicht imstande sein Kind zu versorgen oder sonst etwas Nützliches zu verrichten. Margarete nahm also ihren Enkel in völlige Verpflegung, fütterte und kleidete ihn auf ihre altfränkische Manier aufs reinlichste. Die Mädchen gängelten ihn, lehrten ihn beten und andächtig Reimchen hersagen, und wenn Vater Stilling Samstag abends aus dem Walde kam und sich bei dem Ofen gesetzt hatte, so kam der Kleine gestolpert,

suchte auf seine Knieen zu klettern und nahm jauchzend das auf ihn gesparte Butterbrot; mauste auch wohl selbsten im Quersack, um es zu finden; es schmeckte ihm besser, als sonst der allerbeste Reisbrei Kindern zu thun pfleget, wiewohl es allezeit von der Luft hart und vertrocknet war. Dieses vertrocknete Butterbrot verzehrte Heinrich auf seines Großvaters Schoß, wobei ihm derselbe entweder das Lied: „Gerberli hieß mein Hüneli" oder auch: „Reiter zu Pferd da kommen wir her" vorsang, wobei er immer die Bewegung eines trabenden Pferds mit dem Knie machte. Mit einem Wort: Stilling hatte den Kunstgriff in seiner Kindererziehung, er wußte alle Augenblick eine neue Belustigung für Heinrichen, die immer so beschaffen war, daß sie seinem Alter angemessen, das ist, ihm begreiflich war; doch so, daß immer dasjenige, was den Menschen ehrwürdig sein muß, nicht allein nicht verkleinert, sondern gleichsam im Vorbeigang groß und schön vorgestellt wurde. Dadurch gewann der Knabe eine Liebe zu seinem Großvater, die über alles ging, und daher hatten denn die Begriffe, die er ihm beibringen wollte, Eingang bei ihm. Was ihm sein Großvater sagte, das glaubte er ohne weiteres Nachdenken

Die stille Wehmut Wilhelms verwandelte sich nun vor und nach in eine gesprächige und vertrauliche Traurigkeit. Nun sprach er wieder mit seinen Leuten; ganze Tage redeten sie von Dortchen, sangen ihre Lieder, besahen ihre Kleider, und dergleichen Dinge mehr. Wilhelm fing an, ein Wonnegefühl in ihrem Andenken zu empfinden und einen Frieden zu schmecken, der über alles ging, wenn er sich vorstellte, daß über kurze Jahre auch ihn der Tod würde abfordern, wo er denn, ohne einiges Ende zu fürchten, ewig in Gesellschaft seines Dortchens die höchste Glückseligkeit, deren der Mensch nur fähig ist, würde zu genießen haben. Dieser große Gedanke zog eine ganze Lebensänderung nach sich, wozu folgender Vorfall noch ein Großes mit beitrug. Etliche Stunden von Tiefenbach ab war ein großes adeliges Haus, welches durch eine Erbschaft an einen gewissen Grafen gefallen war. Auf diesem Schloß hatte sich eine Gesellschaft frommer Leute eingepachtet. Sie hatten eine Fabrike von halbseidenen Stoffen unter sich angelegt, wovon sie sich nährten. Was nun kluge Köpfe waren, die die Moden und den Wohlstand in der Welt kannten, oder mit einem Wort, wohllebende Leute, die hatten gar keinen Geschmack an dieser Einrichtung. Sie wußten, wie schimpflich es in der großen

Welt wäre, sich öffentlich zu Jesu Christo zu bekennen, oder Unterredungen zu halten, worinnen man sich ermahnte, dessen Lehre und Leben nachzufolgen. Daher waren denn auch diese Leute in der Welt verachtet und hatten keinen Wert; sogar fanden sich Menschen, die wollten gesehen haben, daß sie auf ihrem Schlosse allerhand Greuel verübten, wodurch dann die Verachtung noch größer wurde. Mehr konnte man sich aber nicht ärgern, als wenn man hörte, daß diese Leute über solche Schmach noch froh waren und sagten, daß es ihrem Meister ebenso ergangen. Unter dieser Gesellschaft war einer, Namens Niklas, ein Mensch von ungemeinem Genie und Naturgaben. Er hatte Theologie studiert, dabei aber die Mängel aller Systeme entdeckt, auch öffentlich dagegen geredet und geschrieben; weswegen er ins Gefängnis gelegt, hernach aber daraus wieder befreit worden und mit einem gewissen Herrn lange auf Reisen gewesen war. Er hatte sich, um ruhig und frei zu leben, unter diese Leute begeben, und da er von ihrem Handwerk nichts verstand, so trug er ihre verfertigten Zeuge weit umher feil, oder, wie man zu sagen pflegt, er ging damit hausieren. Dieser Niklas war oft in Stillings Hause gewesen; weil er aber wußte, wie fest man daselbst an den Grundsätzen der reformierten Religion und Kirche hinge, so hatte er sich nie herausgelassen; zu dieser Zeit aber, da Wilhelm Stilling anfing, aus dem schwärzesten Kummer sich loszuwenden, fand er Gelegenheit, mit ihm zu reden. Dieses Gespräch ist wichtig, darum will ich es hier beifügen, so wie mir's Niklas selbsten erzählt hat.

Nachdem sich Niklas gesetzt, fing er an: „Wie geht's Euch nun, Meister Stilling, könnt Ihr Euch auch in das Sterben Eurer Frau schicken?"

„Nicht zu wohl! das Herz ist noch so wund, daß es blutet, doch fange ich an, mehreren Trost zu finden."

„So geht's, Meister Stilling, wenn man mit seinen Begierden sich zu sehr an etwas Vergängliches anfesselt. Und wir sind gewiß glücklicher, wenn wir Weiber haben, als hätten wir keine, 1. Kor. 7, 29. Wir könnten sie von Herzen lieben; allein wie nützlich ist es doch auch, wenn man sich übet, auch diesem Vergnügen abzusterben und es zu verleugnen; gewiß wird uns dann der Verlust nicht so schwer fallen."

„Das läßt sich recht gut predigen, aber thun, thun, leisten, halten, das ist eine andere Sache!"

Niklas lächelte und sagte: „Freilich ist es schwer, besonders wenn man ein solches Dortchen gehabt hat; doch aber, wenn's nur jemand ein Ernst ist, ja, wenn nur jemand glaubt, daß die Lehre Jesu Christi zur höchsten Glückseligkeit führet, so wird's einem Ernst. Alsdann ist es wirklich so schwer nicht, als man sich's vorstellt. Laßt mich Euch die ganze Sache kürzlich erklären. Jesus Christus hat uns eine Lehre hinterlassen, die der Natur der menschlichen Seele so angemessen ist, daß sie, wann sie nur befolgt wird, notwendig vollkommen glücklich machen muß. Wenn wir alle Lehren aller Weltweisen durchgehen, so finden wir eine Menge Regeln, die so zusammenhangen, wie sie sich ihr Lehrgebäude geformt hatten. Bald hinken sie, bald laufen sie, und dann stehen sie still; nur die Lehre Christi, aus den tiefsten Geheimnissen der menschlichen Natur herausgezogen, fehlet nie, und beweiset dem, der es recht einsieht, vollkommen, daß ihr Verfasser den Menschen selber müsse gemacht haben, indem er ihn bis auf den ersten Grundtrieb kannte. Der Mensch hat einen unendlichen Hunger nach Vergnügen, — nach Vergnügen, die imstande sind, ihn zu sättigen, die immer was Neues ausliefern, die eine unaufhörliche Quelle neuer Vergnügen sind. In der ganzen Schöpfung aber finden wir keine von solcher Art. Sobald wir ihrer durch den Wechsel der Dinge verlustig werden, so lassen sie eine Qual zurück, wie Ihr zum Exempel bei Eurem Dortchen gewahr worden. Dieser göttliche Gesetzgeber wußte, daß der Grund aller menschlichen Handlungen die wahre Selbstliebe sei. Weit davon entfernt, diesen Trieb, der viel Böses anrichten kann, zu verdrängen, so giebt er lauter Mittel an die Hand, denselben zu veredeln und zu verfeinern. Er befiehlt, wir sollen andern das beweisen, was wir wünschen, daß sie uns beweisen sollen; thun wir nun das, so sind wir ihrer Liebe gewiß, sie werden uns wohl thun und viel Vergnügen machen, wenn sie anders keine böse Menschen sind. Er befiehlt, wir sollen die Feinde lieben; sobald wir nun einem Feinde Liebes und Gutes erzeigen, so wird er gewiß auf das Äußerste gefoltert, bis er sich mit uns ausgesöhnt hat; wir selbsten aber genießen bei der Ausübung dieser Pflichten, die uns nur im Anfang ein wenig Mühe kosten, einen innern Frieden, der alle sinnlichen Vergnügen weit übertrifft. Überdas ist der Stolz eigentlich die Quelle aller unserer gesellschaftlichen Laster, alles Unfriedens, Hasses und Störens der Ruhe. Wider die Wurzel alles Übels ist nun kein besser

Mittel, als obiges Gesetz Jesu Christi. Ich mag mich für jetzt nicht weiter darüber erklären; ich wollte Euch nur soviel sagen: daß es wohl der Mühe wert sei, Ernst anzuwenden, der Lehre Christi zu folgen, weil sie uns dauerhafte und wesentliche Vergnügen verschafft, die uns im Verlust anderer die Wage halten können."

„Sagt mir doch dieses alles vor, Freund Niklas! ich muß es aufschreiben, ich glaube, daß es wahr ist, was Ihr sagt."

Niklas wiederholte es von Herzen, und immer mit einem bißchen mehr oder weniger, und Wilhelm schrieb es auf, so wie er's ihm vorsagte.

„Aber," fuhr er fort, „wenn wir durch die Nachfolge der Lehre Christi selig werden, wofür ist dann sein Leben und Sterben? Die Prediger sagen ja, wir könnten die Gebote nicht halten, sondern wir würden nur durch den Glauben an Christum und durch sein Verdienst gerecht und selig."

Niklas lächelte und sagte: „Davon läßt sich einst einmal weiter reden. Nehmt's nur eine Weile so, daß wie Er uns durch sein heiliges, reines Leben, da Er in der Gnade vor Gott und den Menschen hinwandelte, eine freie Aussicht über unser Leben, über die verworrenen Erdhändel verschafft hat, daß wir durch Einen Blick auf Ihn mutig werden, und hoffen der Gnade, die über uns waltet, zur größeren Einfalt des Herzens, mit der man überall durchkommt: so hat Er auch, sag' ich, sein Kreuz hin in die Nacht des Todes gepflanzt, wo die Sonne untergeht und der Mond sein Licht verliert, daß wir da hinaufblicken, und ein „Gedenke mein!" in demütiger Hoffnung rufen. So werden wir durch sein Verdienst selig, wenn Ihr wollt; denn Er hat sich die Freiheit der Seinen vom ewigen Tod scharf und sauer genug verdient, und so werden wir durch den Glauben selig, denn der Glaube ist Seligkeit. Laßt Euch indessen das alles nicht anfechten, und seid im Kleinen treu, sonst werdet Ihr im Großen nichts ausrichten. Ich will Euch ein paar Blätter hier lassen, die aus dem Französischen des Erzbischofs Fenelon übersetzt sind; sie handeln von der Treue in kleinen Dingen; auch will ich Euch die Nachfolge Christi des Thomas von Kempis mitbringen, Ihr könnt da weiter Nachricht bekommen."

34. Der bekannte Verfasser des Telemach geb. 1651, gest. 1715. — 36. Thomas von Kempen geb. 1380, gest. 1471.

Ich kann nicht eigentlich sagen, ob Wilhelm aus wahrer Überführung diese Lehre angenommen, oder ob der Zustand seines Herzens so beschaffen gewesen, daß er ihre Schönheit empfunden, ohne ihre Wahrheit zu untersuchen. Gewiß, wenn ich mit kaltem Blut den Vortrag dieses Niklasens durchdenke, so find' ich, daß ich nicht alles reimen kann, aber im Ganzen ist's doch herrlich und gut.

Wilhelm kaufte von Niklasen einige Ellen Stoff, ohne sie nötig zu haben, und da nahm der gute Prediger sein Bündel auf den Nacken und ging, doch mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen; und gewiß wird Niklas den ganzen Giller durch Gott recht herzlich für die Bekehrung Wilhelms gedankt haben. Dieser nun fand eine tiefe, unwiderstehliche Neigung in seiner Seele, die ganze Welt daran zu geben und mit seinem Kinde oben im Hause auf einer Kammer allein zu wohnen. Seine Schwester Elisabeth wurde an einen Leinweber Simon an seine Stelle ins Haus verheiratet, er aber bezog seine Kammer, schaffte sich einige Bücher an, die ihm von Niklas vorgeschlagen wurden, und so verlebte er daselbst mit seinem Knaben viele Jahre.

Die ganze Beschäftigung dieses Mannes ging während dieser Zeit dahin, mit seinem Schneiderhandwerke seine Bedürfnisse zu erwerben (denn er gab für sich und sein Kind wöchentlich ein erträgliches Kostgeld ab an seine Eltern) und dann alle Neigungen seines Herzens, die nicht auf die Ewigkeit abzielten, zu dämpfen: endlich aber auch seinen Sohn in eben den Grundsätzen zu erziehen, die er sich als wahr und festgegründet eingebildet hatte. Des Morgens um vier Uhr stand er auf und fing an zu arbeiten; um sieben weckte er seinen Heinrichen, und beim ersten Erwachen erinnerte er ihn freundlich an die Gütigkeit des Herrn, der ihn die Nacht durch von seinen Engeln bewachen lassen. Danke ihm dafür, mein Kind! sagte Wilhelm, indem er den Knaben ankleidete. War dieses geschehen, so mußte er sich in kaltem Wasser waschen, und dann nahm ihn Wilhelm bei sich, schloß die Kammer zu, und fiel mit ihm vor dem Bette auf die Kniee und betete mit der größten Inbrunst des Geistes zu Gott, wobei ihm die Thränen oft häufig zur Erde flossen. Dann bekam der Junge sein Frühstück, welches er mit einem Anstand und Ordnung verzehren mußte, als wenn er in Gegenwart eines Prinzen gespeiset hatte. Nun mußte er ein kleines Stück im Katechismus lesen, und vor und nach aus-

wendig lernen; auch war ihm erlaubt, alte, anmutige und einem Kind begreifliche Geschichten, teils geistliche, teils weltliche, zu lesen, als da waren: der Kaiser Oktavianus mit seinem Weib und Söhnen; die Historie von den vier Haymonskindern; die schöne Melusine und dergleichen. Wilhelm erlaubte niemalen dem Knaben mit andern Kindern zu spielen, sondern er hielt ihn so eingezogen, daß er im siebenten Jahre seines Alters noch keine Nachbarskinder, wohl aber eine ganze Reihe schöner Bücher kannte. Daher kam es denn, daß seine ganze Seele anfing, sich mit Idealen zu belustigen; seine Einbildungskraft ward erhöht, weil sie keine andere Gegenstände bekam, als idealische Personen und Handlungen. Die Helden alter Romanzen, deren Tugenden übertrieben geschildert wurden, setzten sich unvermerkt, als so viel nachahmungswürdige Gegenstände, in seinem Gemüt feste, und die Laster wurden ihm zum größesten Abscheu; doch aber, weil er beständig von Gott und frommen Menschen reden hörte, so wurde er unvermerkt in einen Gesichtspunkt gestellt, aus dem er alles beobachtete. Das Erste, wonach er fragte, wenn er von jemand etwas las oder reden hörte, bezog sich auf seine Gesinnung gegen Gott und Christum. Daher, als er einmal Gottfried Arnolds Leben der Altväter bekam, konnte er gar nicht mehr aufhören zu lesen, und dieses Buch, nebst Reizens Historie der Wiedergebornen, blieb sein bestes Vergnügen in der Welt, bis ins zehnte Jahr seines Alters; aber alle diese Personen, deren Lebensbeschreibungen er las, blieben so fest in seiner Einbildungskraft idealisiert, daß er sie nie in seinem Leben vergessen hat.

Am Nachmittag, von zwei bis drei Uhr, oder auch etwas länger, ließ ihn Wilhelm in den Baumhof und Geisenberger Wald spazieren; er hatte ihm daselbst einen Distrikt angewiesen, den er sich zu seinen Belustigungen zueignen, aber über welchen er nicht weiter ohne Gesellschaft seines Vaters hinausgehen dürfte. Diese Gegend war nicht größer, als Wilhelm aus seinem Fenster übersehen konnte, damit er ihn nie aus den Augen verlieren möchte. War denn die gesetzte Zeit um, oder wenn sich auch ein Nachbarskind Heinrichen von weitem näherte, so pfiff Wilhelm,

3 f. Oktavianus, die Haymonskinder, Meluiine, vergl. meine Gesch. d. Rom. Bd. II, S. 75 f., 74 und 64. — 20. Gottfried Arnold geb. 1665, gest. 1740, besonders berühmt wegen seiner „Unparteiischen" Kirchengeschichte, in der er alle Ketzer in Schutz nimmt.

und auf dieses Zeichen war er den Augenblick wieder bei seinem Vater.

Diese Gegend, Stillings Baumhof und ein Strich Waldes, der an den Hof grenzte, wurde von unserem jungen Knaben also täglich bei gutem Wetter besucht, und zu lauter idealischen Landschaften gemacht. Da war eine ägyptische Wüste, in welcher er einen Strauch zur Höhle umbildete, in welche er sich verbarg und den heiligen Antonius vorstellte, betete auch wohl in diesem Enthusiasmus recht herzlich. In einer andern Gegend war der Brunn der Melusine; dort war die Türkei, wo der Sultan und seine Tochter, die schöne Marcebilla, wohnten; da war auf einem Felsen das Schloß Montalban, in welchem Reinold wohnte u. s. w. Nach diesen Örtern wallfahrtete er täglich, kein Mensch kann sich die Wonne einbilden, die der Knabe daselbst genoß; sein Geist floß über, er stammelte Reimen und hatte dichterische Einfälle. So war die Erziehung dieses Kindes beschaffen bis ins zehnte Jahr. Eines gehört noch hierzu. Wilhelm war sehr scharf; die mindeste Übertretung seiner Befehle bestrafte er aufs schärfste mit der Rute. Daher kam zu obigen Grundlagen eine gewisse Schüchternheit in des jungen Stillings Seele, und aus Furcht vor den Züchtigungen suchte er seine Fehler zu verhehlen und zu verdecken, so daß er sich nach und nach zum Lügen verleiten ließ; eine Neigung, die ihm zum Überwinden bis in sein zwanzigstes Jahr viele Mühe gemacht hat. Wilhelms Absicht war, seinen Sohn beugsam und gehorsam zu erziehen, um ihn zu Haltung göttlicher und menschlicher Gesetze fähig zu machen: und eine gewissenhafte Strenge führe, deuchte ihn, den nächsten Weg zum Zwecke: und da konnte er gar nicht begreifen, woher es doch käme, daß seine Seligkeit, die er an den schönen Eigenschaften seines Jungen genoß, durch das Laster der Lügen, auf welchem er ihn oft ertappte, so häßlich versalzen würde. Er verdoppelte seine Strenge, besonders wo er eine Lüge gewahr wurde; allein er richtete dadurch weiter nichts aus, als daß Heinrich alle erdenkliche Kunstgriffe anwendete, seine Lügen wahrscheinlicher zu machen; und so wurde denn doch der gute Wilhelm betrogen. Sobald merkte der Knabe nicht, daß es ihm gelungen, so freute er sich und dankte noch wohl Gott, daß er ein Mittel gefunden,

11 f. Marcebilla, Montalban, Reinold, vergl. meine Gesch. d. Rom. Bd. II. S. 76 u. 64 f.

einem Strafgericht zu entgehen. Doch muß ich auch dieses zu seiner Ehrenrettung sagen: er log nicht, als nur dann, wann er Schläge damit abwenden konnte.

Der alte Stilling sah alles dieses ganz ruhig an. Die strenge Lebensart seines Sohnes beurteilte er nie; lächelte aber wohl zuweilen und schüttelte die grauen Locken, wenn er sah, wie Wilhelm nach der Rute griff, weil der Knabe etwas gegessen oder gethan hatte, das gegen seinen Befehl war. Dann sagte er auch wohl in Abwesenheit des Kindes: „Wilhelm! wer nicht will, daß seine Gebote häufig übertreten werden, der muß nicht viel befehlen. Alle Menschen lieben die Freiheit.“ — „Ja,“ sagte Wilhelm dann, „so wird mir aber der Junge eigenwillig.“ — „Verbeut du ihm,“ erwiderte der Alte, „seine Fehler, wann er sie eben begehen will, und unterrichte ihn warum; hast du es aber vorhin verboten, so vergißt der Knabe die vielen Gebote und Verbote, fehlt immer, du aber mußt dein Wort handhaben, und so giebt's immer Schläge.“ Wilhelm erkannte dieses, und ließ vor und nach die mehresten Regeln in Vergessenheit kommen; er regierte nun nicht mehr so sehr nach Gesetzen, sondern ganz monarchisch; er gab seinen Befehl immer, wenn's nötig war, richtete ihn nach den Umständen ein, und nun wurde der Knabe nicht mehr so viel gezüchtigt, seine ganze Lebensart wurde in etwas aufgeweckter, freier und edler.

Heinrich Stilling wurde also ungewöhnlich erzogen, ganz ohne Umgang mit andern Menschen; er wußte daher nichts von der Welt, nichts von Lastern, er kannte gar keine Falschheit und Ausgelassenheit; beten, lesen und schreiben war seine Beschäftigung; sein Gemüt war also mit wenigen Dingen angefüllt: aber alles, was darin war, war so lebhaft, so deutlich, so verfeinert und veredelt, daß seine Ausdrücke, Reden und Handlungen sich nicht beschreiben lassen. Die ganze Familie erstaunte über den Knaben, und der alte Stilling sagte oft: der Junge entfleugt uns, die Federn wachsen ihm größer, als je einer in unserer Freundschaft gewesen; wir müssen beten, daß ihn Gott mit seinem guten Geist regieren wolle. Alle Nachbarn, die wohl in Stillings Hause kamen und den Knaben sahen, verwunderten sich; denn sie verstanden nichts von allem, was er sagte, ob er gleich gut deutsch redete. Unter andern kam einmal Nachbar Stähler hin, weilen er von Wilhelm ein Kamisol gemacht haben wollte; doch war wohl seine Hauptabsicht dabei, unter der Hand sein Mariechen

zu versorgen; denn Stilling war im Dorf angesehen, und Wilhelm war fromm und fleißig. Der junge Heinrich mochte acht Jahre alt sein; er saß in einem Stuhl und las in einem Buch, sah seiner Gewohnheit nach ganz ernsthaft, und ich glaube nicht, daß er zu der Zeit noch in seinem Leben stark gelacht hatte. Stähler sah ihn an und sagte: „Heinrich, was machst du da?"

„Ich lese."

„Kannst du denn schon lesen?"

Heinrich sah ihn an, verwunderte sich und sprach: „Das ist ja eine dumme Frage, ich bin ja ein Mensch!" — Nun las er stark, mit Leichtigkeit, gehörigem Nachdruck und Unterscheidung. Stähler entsetzte sich und sagte: „Hol' mich der T . . ! so was hab' ich mein Lebtag nicht gesehen." Bei diesem Fluch sprang Heinrich auf, zitterte und sah schüchtern um sich; wie er endlich sah, daß der Teufel ausblieb, rief er: „Gott, wie gnädig bist du!" — trat darauf vor Stählern und sagte: „Mann! habt Ihr den Satan gesehen?" „Nein," antwortete Stähler. „So ruft ihn nicht mehr," versetzte Heinrich, und ging in eine andere Kammer.

Das Gerücht von diesem Knaben erscholl weit umher; alle Menschen redeten von ihm und verwunderten sich. Selbst der Pastor Stollbein wurde neugierig, ihn zu sehen. Nun war Heinrich noch nie in der Kirche gewesen, hatte daher auch noch nie einen Mann mit einer großen, weißen Perücke und feinem schwarzen Kleide gesehen. Der Pastor kam nach Tiefenbach hin, und weil er vielleicht ehe in ein anderes Haus gegangen war, so wurde seine Ankunft in Stillings Hause vorher ruchbar, wie auch, warum er gekommen war. Wilhelm unterrichtete seinen Heinrichen also, wie er sich betragen müßte, wenn der Pastor käme. Er kam dann endlich, und mit ihm der alte Stilling. Heinrich stand an der Wand gerade auf, wie ein Soldat, der das Gewehr präsentiert; in seinen gefalteten Händen hielt er seine aus blauen und grauen tuchenen Lappen zusammengesetzte Mütze, und sah dem Pastor immer starr in die Augen. Nachdem sich Herr Stollbein gesetzt, und ein und ander Wort mit Wilhelmen geredet hatte, drehte er sich gegen die Wand, und sagte: „Guten Morgen, Heinrich!"

„Man sagt Guten Morgen, sobald man in die Stube kommt."

Stollbein merkte, mit wem er's zu thun hatte, daher drehte er sich mit seinem Stuhl neben ihn und fuhr fort: „Kannst du auch den Katechismus?"

„Noch nicht all.“

„Wie, noch nicht all? das ist ja das erste, was die Kinder lernen müssen.“

„Nein, Pastor, das ist nicht das erste; Kinder müssen erst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand geben möge, den Katechismus zu begreifen.“

Herr Stollbein war schon im Ernst ärgerlich, und eine scharfe Strafpredigt an Wilhelmen war schon ausstudiert; doch diese Antwort machte ihn stutzig. „Wie betest du denn?“ fragte er ferner.

„Ich bete: Lieber Gott! gieb mir doch Verstand, daß ich begreifen kann, was ich lese.“

„Das ist recht, mein Sohn, so bete fort!“

„Ihr seid nicht mein Vater.“

„Ich bin dein geistlicher Vater.“

„Nein, Gott ist mein geistlicher Vater; Ihr seid ein Mensch, ein Mensch kann kein Geist sein.“

„Wie, hast du denn keinen Geist, keine Seele?“

„Ja freilich! wie könnt Ihr so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater.“

„Kennst du denn auch Gott, deinen geistlichen Vater?“

Heinrich lächelte. „Sollte ein Mensch Gott nicht kennen?“

„Du kannst ihn ja doch nicht sehen.“

Heinrich schwieg und holte seine wohlgebrauchte Bibel, und wies dem Pastor den Spruch Röm. 1, V. 19 und 20.

Nun hatte Stollbein genug. Er hieß den Knaben hinausgehen und sagte zu dem Vater: „Euer Kind wird alle seine Voreltern übertreffen; fahret fort, ihn wohl unter der Rute zu halten; der Junge wird ein großer Mann in der Welt.“

Wilhelm hatte noch immer seine Wunde über Dortchens Tod; er seufzte noch beständig um sie. Nunmehr nahm er auch zuweilen seinen Knaben mit nach dem alten Schloß, zeigte ihm seiner verklärten Mutter Tritte und Schritte, alles, was sie hier und da geredet und gethan hatte. Heinrich verliebte sich so in seine Mutter, daß er alles, was er von ihr hörte, in sein Eigenes

25. Röm. 1, 19, 20. „Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbaret; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit, daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also, daß sie keine Entschuldigung haben.“

verwandelte, welches Wilhelmen so wohl gefiel, daß er seine Freude nicht bergen konnte.

Einstmals an einem schönen Herbstabend gingen unsere beiden Liebhaber des seligen Dortchens in den Ruinen des Schlosses herum, und suchten Schneckenhäuschen, die daselbst sehr häufig waren. Dortchen hatte daran ihre größte Belustigung gehabt. Heinrich fand neben einer Mauer unter einem Stein ein Zulegemesserchen mit gelben Buckeln und grünem Stiel. Es war noch gar nicht rostig, teils weil es am Trocknen lag, teils weil es so bedeckt gelegen, daß es nicht darauf regnen konnte. Heinrich war froh über diesen Fund, lief zu seinem Vater und zeigte es ihm. Wilhelm besah es, wurde blaß, fing an zu schluchzen und zu heulen. Heinrich erschrak, ihm standen auch schon die Thränen in den Augen, ohne zu wissen warum; auch durfte er nicht fragen. Er drehte das Messer herum und sah, daß auf der Klinge mit Ätzwasser geschrieben stand: Johanna Dorothea Katharina Stilling. Er schrie laut und lag da wie ein Toter. Wilhelm hörte sowohl das Lesen des Namens, als auch den lauten Schrei; er setzte sich neben den Knaben, schüttelte an ihm und suchte ihn wieder zurechte zu bringen. Indem er damit beschäftigt war, ward ihm wohl in seiner Seele; er fand sich getröstet, er nahm den Knaben in seine Arme, drückte ihn an seine Brust und empfand ein Vergnügen, das über alles ging. Er nahete sich zu Gott, wie zu seinem Freund, und meinte bis in die Herrlichkeit des Himmels aufgezogen zu sein und Dortchen unter den Engeln zu sehen. Indes kam Heinrich wieder zu sich, und fand sich in seines Vaters Armen. Er wußte sich nicht zu besinnen, daß ihn sein Vater jemals in den Armen gehabt. Seine ganze Seele wurde durchdrungen, Thränen der stärksten Empfindung flossen über seine schneeweißen vollen Wangen herab. „Vater, habt Ihr mich lieb?“ — fragte er. Niemals hatte Wilhelm mit seinem Kinde weder gescherzt noch getändelt; daher wußte der Knabe von keinem andern Vater, als einem ernsthaften und strengen Mann, den er fürchten und verehren mußte. Wilhelms Kopf sank Heinrichen auf die Brust; er sagte: „Ja!“ und weinte laut. Heinrich war außer sich und eben im Begriff, wieder ohnmächtig zu werden; doch der Vater stand plötzlich auf und stellte ihn auf die Füße. Kaum

7* Zulegemesserchen, Taschenmesser zum Zusammenlegen.

konnt' er stehen. „Komm," sagte Wilhelm, „wir wollen ein wenig herumgehen." Sie suchten das Messer, konnten es aber gar nicht wiederfinden; es war ganz gewiß zwischen den Steinen tief hinab gefallen. Sie suchten lange, aber sie fanden's nicht. Niemand war trauriger als Heinrich; doch der Vater führte ihn weg und redete folgendes mit ihm:

„Mein Sohn! du bist nun bald neun Jahr alt. Ich hab' dich gelehrt und unterrichtet so gut ich gekonnt habe; du hast nun bald so viel Verstand, daß ich vernünftig mit dir reden kann. Du hast noch vieles in der Welt vor dir, und ich selber bin noch jung. Wir werden unser Leben auf unserer Kammer nicht beschließen können; wir müssen wieder mit Menschen umgehen; ich will wiederum Schule halten und du sollst mit mir gehen und ferner lernen. Befleißige dich auf alles, wozu du Lust hast, es soll dir an Büchern nicht fehlen; doch aber, damit du etwas Gewisses habest, womit du dein Brot erwerben könnest, so mußt du mein Handwerk lernen. Wird dich denn der liebe Gott in einen bessern Beruf setzen, so hast du Ursach, ihm zu danken; niemand wird dich verachten, daß du mein Sohn bist, und wenn du auch ein Fürst würdest." Heinrich empfand Wonne über seines Vaters Vertraulichkeit; seine Seele wurde unendlich erweitert; er fühlte eine so sanfte, unbezwingbare Freiheit, dergleichen sich nicht vorstellen läßt; mit einem Wort, er empfand jetzt zum erstenmal, daß er ein Mensch war! Er sah seinen Vater an und sagte: „Ich will alles thun, was Ihr haben wollt!" Wilhelm lächelte ihn an und fuhr fort: „Du wirst glücklich sein; nur mußt du nie vergessen, mit Gott vertraulich umzugehen, der wird dich alsdann in seinen Schutz nehmen und dich vor allem Bösen bewahren." Unter diesen Gesprächen kamen sie wieder nach Haus und auf ihre Kammer. Von dieser Zeit an schien Wilhelm ganz verändert; sein Herz war wieder geöffnet worden, und seine frommen Gesinnungen hinderten ihn nicht, unter die Leute zu gehen. Alle Menschen, auch die wildesten, empfanden Ehrfurcht in seiner Gegenwart; denn sein ganzer Mensch hatte in der Einsamkeit einen unwiderstehlichen sanften Ernst angenommen, aus dem eine reine, einfältige Seele hervorblickte. Öfters nahm er auch seinen Sohn mit, zu dem er eine ganze neue, warme Liebe spürte. Beim Finden des Messers war er Dortchens ganzen Charakter an dem Knaben gewahr worden; es war sein und Dortchens Sohn; und über

diesen Aufschluß stürzte alle seine Neigung auf Heinrichen, und er fand Dortchen in ihm wieder.

Nun führte Wilhelm seinen Heinrichen zum erstenmal in die Kirche. Er erstaunte über alles, was er sah; sobald aber die Orgel anfing zu gehen, da wurde seine Empfindung zu mächtig, er bekam gelinde Zuckungen; eine jede sanfte Harmonie zerschmolz ihn, die Molltöne machten ihn in Thränen fließen, und das rasche Allegro machte ihn aufspringen. Wie erbärmlich auch sonst der gute Organist sein Handwerk verstand, so war es doch Wilhelmen unmöglich, seinen Sohn davon abzubringen, nicht nach geendigter Predigt den Organisten und seine Orgel zu sehen. Er sah sie und der Virtuose spielte ihm zu Gefallen ein Andante, welches vielleicht das erste Mal in der Florenburger Kirche war, daß dieses einem Bauernjungen zu Gefallen geschah.

Nun sah auch Heinrich zum erstenmal seiner Mutter Grab. Er wünschte nur, ihre noch übrigen Gebeine zu sehen; da das aber nicht geschehen konnte, so setzte er sich auf den Grabeshügel, pflückte einige Herbstblumen und Kräuter auf demselben, steckte sie vor sich in seine Knopflöcher und ging weg. Er empfand hier nicht so viel, als bei Findung des Messers: doch hatte er sich, nebst seinem Vater, die Augen rot geweint. Jener Zufall war plötzlich und unerwartet, dieser aber vorbedächtlich überlegt; auch war die Empfindung der Kirchenmusik noch allzu stark in seinem Herzen.

Der alte Stilling bemerkte nun auch die Beruhigung seines Wilhelms. Mit innigem Vergnügen sahe er alle das Gute und Liebe an ihm und seinem Kinde; er wurde dadurch noch mehr aufgeheitert und fast verjüngt.

Als er einmal im Frühling auf einen Montag Morgen nach dem Walde zu seiner Hantierung ging, ersuchte er Wilhelmen, ihm seinen Enkel mitzugeben. Dieser gab es zu, und Heinrich freute sich zum höchsten. Wie sie den Giller hinaufgingen, sagte der Alte: „Heinrich, erzähl' uns einmal die Historie von der schönen Melusine; ich höre so gern alte Historien: so wird uns die Zeit nicht lang." Heinrich erzählte sie ganz umständlich mit der größten Freude. Vater Stilling stellte sich, als wenn er über die Geschichte ganz erstaunt wäre, und als wenn er sie in allen Umständen wahr zu sein glaubte. Dies mußte aber auch geschehen, wenn man Heinrichen nicht ärgern wollte; denn er glaubte

alle diese Historien so fest als die Bibel. Der Ort, wo Stilling Kohlen brannte, war drei Stunden von Tiefenbach; man ging beständig bis dahin im Wald. Heinrich, der alles idealisierte, fand auf diesem ganzen Wege lauter Paradies; alles war ihm schön und ohne Fehler. Eine recht düstere Maibuche, die er in einiger Entfernung vor sich sah, mit ihrem schönen grünen Licht und Schatten, machte einen Eindruck auf ihn; alsofort war die ganze Gegend ein Ideal und himmlisch schön in seinen Augen. Sie gelangten dann endlich auf einen sehr hohen Berg zum Arbeitsplatz. Die mit Rasen bedeckte Köhlershütte fiel dem jungen Stilling sogleich in die Augen; er kroch hinein, sah das Lager von Moos und die Feuerstätte zwischen zween rauhen Steinen, freute sich und jauchzte. Während der Zeit, daß der Großvater arbeitete, ging er im Wald herum und betrachtete alle Schönheiten der Gegend und der Natur; alles war ihm neu und unaussprechlich reizend. An einem Abend, wie sie des andern Tages wieder nach Hause wollten, saßen sie vor der Hütte, da eben die Sonne untergegangen war. „Großvater!“ sagte Heinrich, „wann ich in den Büchern lese, daß die Helden soweit zurück haben rechnen können, wer ihre Voreltern gewesen, so wünsch' ich, daß ich auch wüßte, wer meine Voreltern gewesen sind. Wer weiß, ob wir nicht auch von einem Fürsten oder großen Herrn herkommen? Meiner Mutter Vorfahren sind alle Prediger gewesen, aber die Eurigen weiß ich noch nicht; ich will sie mir alle aufschreiben, wenn Ihr sie mir sagt.“ Vater Stilling lächelte und antwortete: „Wir kommen wohl schwerlich von einem Fürsten her; das ist mir aber auch ganz einerlei: du mußt das auch nicht wünschen. Deine Vorfahren sind alle ehrbare, fromme Leute gewesen; es giebt wenig Fürsten, die das sagen können. Laß dir das die größte Ehre in der Welt sein, daß dein Großvater, Urgroßvater und ihre Väter alle Männer waren, die zwar außer ihrem Hause nichts zu befehlen hatten, doch aber von allen Menschen geliebt und geehrt wurden. Keiner von ihnen hat sich auf unehrliche Art verheiratet, oder sich mit einer Frauensperson vergangen; keiner hat jemals begehrt, das nicht sein war; und alle sind großmütig gestorben in ihrem höchsten Alter.“ Heinrich freute sich und sagte: „Ich werde also alle meine Voreltern im Himmel finden?“ „Ja,“ erwiderte der Großvater, „das wirst du; unser Geschlecht wird daselbst grünen und blühen. Heinrich! erinnere

dich an diesen Abend, so lang du lebst. In jener Welt sind wir von großem Adel; verlier' diesen Vorzug nicht! Unser Segen wird auf dir ruhen, so lange du fromm bist; wirst du gottlos werden und deine Eltern verachten, so werden wir dich in der Ewigkeit nicht kennen." Heinrich fing an zu weinen und sagte: „Seid dafür nicht bange, Großvater! ich werde fromm und froh sein, daß ich Stilling heiße. Erzählet mir aber, was Ihr von unsern Voreltern wisset." Vater Stilling erzählte: „Meines Urgroßvaters Vater hieß Ulli Stilling. Er war ohngefähr Anno 1500 geboren. Ich weiß aus alten Briefen, daß er nach Tiefenbach gekommen, wo er im Jahr 1530 Hans Stählers Tochter geheiratet. Er ist aus der Schweiz hergekommen und mit Zwinglius bekannt gewesen. Er war ein sehr frommer Mann, auch so stark, daß er einsmalen fünf Räubern seine vier Kühe wieder abgenommen, die sie ihm gestohlen hatten. Anno 1536 bekam er einen Sohn, der hieß Reinhard Stilling: dieser war mein Urgroßvater. Er war ein stiller, eingezogener Mann, der jedermann Gutes that; er heiratete im funfzigsten Jahre eine ganz junge Frau, mit der er viele Kinder hatte; in seinem sechzigsten Jahr gebar ihm seine Frau einen Sohn, den Heinrich Stilling, der mein Großvater gewesen. Er war 1596 geboren, er wurde 101 Jahr alt, daher hab' ich ihn noch eben gekannt. Dieser Heinrich war ein sehr lebhafter Mann, kaufte sich in seiner Jugend ein Pferd, wurde ein Fuhrmann und fuhr nach Braunschweig, Brabant und Sachsen. Er war ein Schirrmeister, hatte gemeiniglich 20 bis 30 Fuhrleute bei sich. Zu der Zeit waren die Räubereien noch so sehr im Gange, und noch wenig Wirtshäuser an den Straßen, daher nahmen die Fuhrleut Proviant mit sich. Des Abends stellten sie die Karren in einen Kreis herum, so daß einer an den andern stieß; die Pferde stellten sie mitten ein, und mein Großvater mit den Fuhrleuten war bei ihnen. Wann sie dann gefuttert hatten, so rief er: Zum Gebet, ihr Nachbarn! dann kamen sie alle, und Heinrich Stilling betete sehr ernstlich zu Gott. Einer von ihnen hielt die Wache, und die andern krochen unter ihre Karren ans Trockne und schliefen. Sie führten aber immer scharf geladen Gewehr und gute Säbel bei sich. Nun trug es sich einmal zu, daß mein Großvater selbst die Wache hatte; sie lagen im Hessenland auf einer Wiese, ihrer waren sechsundzwanzig starke Manner. Gegen elf Uhr des Abends horte er einige Pferde auf der Wiese

reiten; er weckte in der Stille alle Fuhrleute und stand hinter seinem Karren. Heinrich Stilling aber lag auf seinen Knieen und betete bei sich selbst ernstlich. Endlich stieg er auf seinen Karren und sah umher. Es war genug Licht, so, daß der Mond eben untergehen wollte. Da sah er ungefähr zwanzig Männer zu Pferd, wie sie abstiegen und leise auf die Karren losgingen. Er kroch wieder herab, ging unter den Karren, damit sie ihn nicht sähen, gab aber wohl acht, was sie anfingen. Die Räuber gingen rund um die Wagenburg herum, und als sie keinen Eingang fanden, fingen sie an, an einem Karren zu ziehen. Stilling, sobald er das sah, rief: Im Namen Gottes schießt! Ein jeder von den Fuhrleuten hatte den Hahnen aufgezogen und schossen unter den Karren heraus, so daß der Räuber sofort sechse niedersanken; die andern Räuber erschraken, zogen sich ein wenig zurück und redeten zusammen. Die Fuhrleute luden wieder ihre Flinten: nun sagte Stilling: Gebt acht, wenn sie wieder näher kommen, dann schießt! Sie kamen aber nicht, sondern ritten fort. Die Fuhrleute spannten mit Tagesanbruch wieder an und fuhren weiter; ein jeder trug seine geladene Flinte und seinen Degen, denn sie waren nicht sicher. Des Vormittags sahen sie aus einem Wald einige Reiter wieder auf sie zureiten. Stilling fuhr zuvörderst, und die andern alle hinter ihm her. Dann rief er: Ein jeder hinter seinen Karren und den Hahnen gespannt! Die Reiter hielten stille; der vornehmste unter ihnen ritt allein auf sie zu, ohne Gewehr und rief: Schirrmeister, hervor! Mein Großvater trat hervor, die Flinte in der Hand und den Degen unterm Arm. Wir kommen als Freunde! rief der Reiter. Heinrich traute nicht und stand da. Der Reiter stieg ab, bot ihm die Hand und fragte: Seid ihr verwichene Nacht von Räubern angegriffen worden? Ja, antwortete mein Großvater, nicht weit von Hirschfeld auf einer Wiese. Recht so, antwortete der Reiter, wir haben sie verfolgt, und kamen eben bei der Wiese an, wie sie fortjagten und ihr einigen das Licht ausgeblasen hattet; ihr seid wackere Leute. Stilling fragte, wer er wäre? der Reiter antwortete: Ich bin der Graf von Wittgenstein, ich will euch zehn Reiter zum Geleit mitgeben, denn ich habe noch Mannschaft genug dort hinten im Wald bei mir. Stilling nahm's an, und akkordierte mit dem Grafen, wie viel er ihm jährlich geben sollte, wenn er ihn immer durchs Hessische geleitete. Der Graf gelobt's ihm, und die Fuhrleute fuhren nach

Hause. Dieser mein Großvater hatte im zweiundzwanzigsten Jahr geheiratet, und im vierundzwanzigsten, nämlich 1620, bekam er einen Sohn, Hans Stilling; dieser war mein Vater. Er lebte ruhig, wartete seines Ackerbaues und diente Gott. Er hatte den ganzen dreißigjährigen Krieg erlebt, und war öfters in die äußerste Armut geraten. Er hat zehn Kinder erzeugt, unter welchen ich der jüngste bin. Ich wurde 1680 geboren, eben da mein Vater sechzig Jahre alt war. Ich habe, Gott sei Dank! Ruhe genossen und mein Gut wiederum von allen Schulden befreiet. Mein Vater starb 1724, im einhundertundvierten Jahr seines Alters: ich hab' ihn wie ein Kind verpflegen müssen, und liegt zu Florenburg bei seinen Voreltern begraben."

Heinrich Stilling hatte mit größter Aufmerksamkeit zugehöret. Nun sprach er: „Gott sei Dank, daß ich solche Eltern gehabt habe! Ich will sie alle nett aufschreiben, damit ich's nicht vergesse. Die Ritter nennen ihre Voreltern Ahnen, ich will sie auch meine Ahnen heißen." Der Großvater lächelte und schwieg.

Des andern Tages gingen sie wieder nach Hause, und Heinrich schrieb alle die Erzählungen in ein altes Schreibbuch, das er umkehrte, und die hinten weiß gebliebenen Blätter mit seinen Ahnen vollpfropfte.

Mir werden die Thränen los, da ich dieses schreibe. Wo seid ihr doch hingeflohen, ihr sel'ge Stunden! Warum bleibt nur euer Andenken dem Menschen übrig! Welche Freude überirdischer Fülle schmeckte der gefühlige Geist der Jugend! Es giebt keine Niedrigkeit des Standes, wenn die Seele geadelt ist. Ihr, meine Thränen, die mein durchbrechender Geist herauspreßt, sagt's jedem guten Herzen, sagt's ohne Worte, was ein Mensch sei, der mit Gott, seinem Vater, bekannt ist, und all' seine Gaben in ihrer Größe schmeckt!

Heinrich Stilling war die Freude und die Hoffnung seines Hauses; denn obgleich Johann Stilling einen ältern Sohn hatte, so war doch niemand auf denselben sonderlich aufmerksam. Er kam oft, besuchte seine Großeltern, aber wie er kam, so ging er auch wieder. Eine seltsame Sache! — Eberhard Stilling war doch wahrlich nicht parteiisch. Doch was halt' ich mich hierbei auf? Wer kann dafür, wenn man einen Menschen vor dem an-

dern mehr oder weniger lieben muß? Pastor Stollbein sah wohl, daß unser Knabe etwas werden würde, wenn man nur was aus ihm machte, daher kam es bei einer Gelegenheit, da er in Stillings Hause war, daß er mit dem Vater und Großvater von dem Jungen redete, und ihnen vorschlug, Wilhelm sollte ihn Latein lernen lassen. „Wir haben ja zu Florenburg einen guten lateinischen Schulmeister; schickt ihn hin, es wird wenig kosten.“ Der alte Stilling saß am Tisch, kaute an einem Spänchen; so pflegte er wohl zu thun, wenn er Sachen von Wichtigkeit überlegte. Wilhelm legte den eisernen Fingerhut auf den Tisch, schlug die Arme vor der Brust übereinander und überlegte auch. Margaret hatte die Hände auf dem Schoß gefalten, knickelte mit den Daumen gegen einander, blinzte gegenüber auf die Stubenthüre und überlegte auch. Heinrich aber saß, mit seiner wollenen Lappmütze in der Hand, auf einem kleinen Stuhl und überlegte nicht, sondern wünschte nur. Stollbein saß auf seinem Lehnstuhl, eine Hand auf dem Knopf des Rohrstabes und die andere in der Seite und wartete der Sachen Ausschlag. Lange schwiegen sie, endlich sagte der Alte: „Nun, Wilhelm, es ist dein Kind; was meinst du?“

„Vater, ich weiß nicht, woher ich die Kosten bestreiten soll.“

„Ist das deine schwerste Sorge, Wilhelm? Wird dir dein lateinischer Junge auch noch Freude machen? Da sorg' nur!“

„Was, Freude!“ sagte der Pastor; „mit Eurer Freude! Hier ist die Frage, ob Ihr was Rechts aus dem Knaben machen wollt oder nicht. Soll was Rechts aus ihm werden, so muß er Latein lernen, wo nicht, so bleib' er ein Lümmel wie —“

„Wie seine Eltern,“ sagte der alte Stilling.

„Ich glaube, Ihr wollt mich foppen,“ versetzte der Prediger.

„Nein, Gott bewahr' uns!“ erwiderte Eberhard, „nehmt mir nicht übel; denn Euer Vater war ja ein Wollenweber und konnte auch kein Latein; doch sagten die Leute, er wäre ein braver Mann gewesen, wiewohl ich nie Tuch bei ihm gekauft habe. Hört, lieber Herr Pastor, ein ehrlicher Mann liebt Gott und den Nächsten, er thut recht und scheut niemand, er ist fleißig, sorgt für sich und die Seinigen, damit sie Brot haben mögen. Warum thut er doch das alles?“

„Ich glaube wahrhaftig, Ihr wollt mich katechisieren, Stilling! Braucht Respekt und wißt, mit wem Ihr redet. Das thut er, weil es recht und billig ist, daß er's thut!“

„Zürnet nicht, daß ich Euch widerspreche; er thut's darum, damit er hier und dort Freude haben möge."

„Ei was! Damit kann er doch noch zur Hölle fahren."

„Mit der Liebe Gottes und des Nächsten?"

„Ja! Ja! Wenn er den wahren Glauben an Christum nicht hat."

„Das versteht sich nun endlich von selber, daß man Gott und den Nächsten nicht lieben kann, wenn man an Gott und sein Wort nicht glaubt. Aber antworte du, Wilhelm! Was dünkt dich?"

„Mich dünkt, wenn ich wüßte, woher ich die Kosten nehmen sollte, so würde ich den Jungen wohl hüten, daß er nicht zu lateinisch würde. Er soll immer die müßigen Tage Kamelhaarknöpfe machen und mir nähen helfen, bis man sieht, was Gott aus ihm machen will."

„Das gefällt mir nicht übel, Wilhelm," sagte Vater Stilling; „so rat ich auch. Der Junge hat einen unerhörten Kopf, etwas zu lernen; Gott hat diesen Kopf nicht umsonst gemacht; laß ihn lernen, was er kann und was er will; gieb ihm zuweilen Zeit dazu, aber nicht zu viel, sonst kommt er dir ans Müßiggehen und liest auch nicht so fleißig; wenn er aber brav auf dem Handwerk geschafft hat, und er wird auf die Bücher recht hungrig, dann laß ihn eine Stunde lesen; das ist genug. Nur mach', daß er ein Handwerk rechtschaffen lernt, so hat er Brot, bis er sein Latein brauchen kann und ein Herr wird."

„Hm! Hm! Ein Herr wird," brummte Stollbein, „er soll kein Herr werden, er soll mir ein Dorfschulmeister werden und dann ist's gut, wenn er ein wenig Latein kann. Ihr Bauersleute meint, das ging so leicht, ein Herr zu werden. Ihr pflanzt den Kindern den Ehrgeiz ins Herz, der doch vom Vater, dem Teufel, herkommt."

Dem alten Stilling heiterten sich seine großen hellen Augen auf; er stand da wie ein kleiner Riese (denn er war ein langer ansehnlicher Mann), schüttelte sein weißgraues Haupt, lächelte und sprach: „Was ist Ehrgeiz? Herr Pastor!"

Stollbein sprang auf und rief: „Schon wieder eine Frage! Ich bin Euch nicht schuldig zu antworten, sondern Ihr mir. Gebt acht in der Predigt, da werdet Ihr hören, was Ehrgeiz ist. Ich weiß nicht, Ihr werdet so stolz, Kirchenältester! Ihr waret sonst ein sittsamer Mann."

„Wie Ihr's aufnehmt, stolz oder nicht stolz. Ich bin ein Mann; ich hab' Gott geliebt und ihm gedient, jedermann das Seinige gegeben, meine Kinder erzogen, ich war treu; meine Sünden vergiebt mir Gott, das weiß ich; nun bin ich alt, mein Ende ist nah; ob ich wohl recht gesund bin, so muß ich doch sterben; da freu ich mich nun darauf, wie ich bald werde von hinnen reisen. Laßt mich stolz darauf sein, wie ein ehrlicher Mann mitten unter meinen großgezogenen frommen Kindern zu sterben. Wenn ich's so recht bedenk', bin ich munterer, als wie ich mit Margaret Hochzeit machte."

„Man geht so mit Strümpf und Schuh nicht in Himmel!" sagte der Pastor.

„Die wird mein Großvater auch ausziehen, ehe er stirbt," sagte der kleine Heinrich.

Ein jeder lachte, selbst Stollbein mußte lachen.

Margaret machte der Überlegung ein Ende. Sie schlug vor, sie wollte morgens den Jungen satt füttern, ihm alsdann ein Butterbrot für den Mittag in die Tasche geben, des Abends könnte er sich wieder daheim satt essen; „und so kann der Junge morgens früh nach Florenburg in die Schule gehen," sagte sie, „und des Abends wieder kommen. Der Sommer ist ja vor der Thür; den Winter sieht man, wie man's macht."

Nun war's fertig. Stollbein ging nach Hause.

Zu dieser Zeit ging eine große Veränderung in Stillings Hause vor, die ältesten Töchter heirateten auswärts, und also machte Eberhard und seine Margaret, Wilhelm, Mariechen und Heinrich die ganze Familie aus. Eberhard beschloß auch nunmehr, sein Kohlenbrennen aufzugeben und bloß seiner Feldarbeit zu warten.

Die Tiefenbacher Dorfschule wurde vakant, und ein jeder Bauer hatte Wilhelm Stilling im Auge, ihn zum Schulmeister zu wählen. Man trug ihm die Stelle auf; er nahm sie ohne Widerwillen an, ob er sich gleich innerlich ängstigte, daß er mit solchem Leichtsinn sein einsames, heiliges Leben verlassen und sich unter die Menschen begeben wollte. Der gute Mann hatte nicht bemerkt, daß ihn nur der Schmerz über Dortchens Tod, der kein ander Gefühl neben sich litt, zum Einsiedler gemacht hatte, und daß er, da dieser erträglicher wurde, wieder Menschen sehen, wieder an einem Geschäfte Vergnügen finden konnte. Er legte sich's ganz anders aus. Er glaubte, jener heilige Trieb fange an bei ihm

zu erkalten, und nahm daher mit Furcht und Zittern die Stelle an. Er bekleidete sie mit Treue und Eifer, und fing zuletzt an zu mutmaßen, daß es Gott nicht ungefällig sein könnte, wenn er mit seinem Pfund wucherte und seinem Nächsten zu dienen suchte.

Nun fing auch unser Heinrich an, in die lateinische Schule zu gehen. Man kann sich leicht vorstellen, was er für ein Aufsehen unter den andern Schulknaben machte. Er war bloß in Stillings Haus und Hof bekannt, und war noch nie unter Menschen gekommen; seine Reden waren immer ungewöhnlich, und wenig Menschen verstanden, was er wollte; keine jugendlichen Spiele, wonach die Knaben so brünstig sind, rührten ihn, er ging vorbei und sah sie nicht. Der Schulmeister Weiland merkte seinen fähigen Kopf und großen Fleiß; daher ließ er ihn ungeplagt; und da er merkte, daß ihm das langweilige Auswendiglernen unmöglich war, so befreite er ihn davon, und wirklich Heinrichs Weise, Latein zu lernen, war für ihn sehr vorteilhaft. Er nahm einen lateinischen Text vor sich, schlug die Worte im Lexikon auf, da fand er dann, was jedes für ein Teil der Rede sei; suchte ferner die Muster der Abweichungen in der Grammatik u. s. f. Durch diese Methode hatte sein Geist Nahrung in den besten lateinischen Schriftstellern, und die Sprache lernte er hinlänglich schreiben, lesen und verstehen. Was aber sein größtes Vergnügen ausmachte, war eine kleine Bibliothek des Schulmeisters, die er Freiheit zu gebrauchen hatte. Sie bestand aus allerhand nützlichen cöllnischen Schriften; vornehmlich: der Reinecke Fuchs mit vortrefflichen Holzschnitten; Kaiser Oktavianus nebst seinem Weib und Söhnen; eine schöne Historie von den vier Haymonskindern; Peter und Magelone; die schöne Melusine, und endlich der vortreffliche Hans Clauert. Sobald nun nachmittags die Schule aus war, so machte er sich auf den Weg nach Tiefenbach und las eine solche Historie unter dem Gehen. Der Weg ging durch grüne Wiesen, Wälder und Gebüsche, bergauf und ab, und die reine wahre Natur um ihn machte die tiefsten feierlichen Eindrücke in sein offenes, freies Herz. Abends kamen dann unsere fünf lieben Leute zusammen; sie speisten, schütteten eins dem andern seine Seele aus, und sonderlich erzählte Heinrich seine Historien, woran

25 cöllnischen Schriften, gemeint sind in Cöln um Mitte des XVIII. Jahrh. erschienene billige Drucke (Jahrmarktsausgabe, Volksbücher) der angeführten Bücher. Wegen Magelone und Hans Clauert vergl. meine Geschichte d. dtsch. Bd. I. S. 74 und S. 191 f.

sich alle, Margaret nicht ausgenommen, ungemein ergötzten. Sogar der ernste pietistische Wilhelm hatte Freude daran, und las sie wohl selbsten Sonntags nachmittags, wenn er nach dem alten Schloß wallfahrtete. Heinrich sah ihm dann immer ins Buch, wo er las, und wenn bald eine rührende Stelle kam, so jauchzte er in sich selber, und wenn er sah, daß sein Vater dabei empfand, so war seine Freude vollkommen.

Indessen ging doch des jungen Stillings Lateinlernen vortrefflich von statten, wenigstens lateinische Historien zu lesen, zu verstehen, lateinisch zu reden und zu schreiben. Ob das nun genug sei, oder ob mehr erfordert werde, weiß ich nicht, Herr Pastor Stollbein wenigstens forderte mehr. Nachdem Heinrich ohngefähr ein Jahr in die lateinische Schule gegangen, so fiel es gemeldetem Herrn einmal ein, unsern Studenten zu examinieren. Er sah ihn aus seinem Stubenfenster vor der Schule stehen, er pfiff, und Heinrich flog zu ihm. „Lernst du auch brav?"

„Ja, Herr Pastor."

„Wie viel Verba anomala sind?"

„Ich weiß es nicht."

„Wie, Flegel, du weißt's nicht? Es möchte leicht, ich gäb' dir eins aufs Ohr. Sum, possum, nu! Wie weiter?"

„Das hab' ich nicht gelernt."

„He, Madlene! ruf den Schulmeister."

Der Schulmeister kam.

„Was laßt Ihr den Jungen lernen?"

Der Schulmeister stand an der Thüre, den Hut unterm Arm, und sagte demütig:

„Latein."

„Da! Ihr Nichtsnutziger, er weiß nicht einmal, wie viel Verba anomala sind."

„Weißt du das nicht, Heinrich?"

„Nein," sagte dieser, „ich weiß es nicht."

Der Schulmeister fuhr fort: „Nolo und Malo was sind das für Wörter?"

„Das sind Verba anomala."

„Fero und Volo was sind das?"

„Verba anomala."

„Nun, Herr Pastor," fuhr der Schulmeister fort, „so kennt der Knabe alle Wörter."

Stollbein versetzte: „Er soll aber die Regeln alle auswendig lernen; geht nach Haus, ich will's haben!“

(Beide:) „Ja, Herr Pastor!“

Von der Zeit an lernte Heinrich mit leichter Mühe auch alle Regeln auswendig, doch vergaß er sie bald wieder. Das schien seinem Charakter eigen werden zu wollen; was sich nicht leicht bezwingen ließ, da flog sein Genie über weg. Nun genug von Stillings Lateinlernen! Wir gehen weiter.

Der alte Stilling fing nunmehr an, seinen Vaterernst abzulegen und gegen seine wenigen Hausgenossen zärtlicher zu werden; besonders hielt er Heinrichen, der nunmehr elf Jahr alt war, viel von der Schule zurück, und nahm ihn mit sich, wo er seiner Feldarbeit nachging; redete viel mit ihm von der Rechtschaffenheit eines Menschen in der Welt, besonders von seinem Verhalten gegen Gott; empfahl ihm gute Bücher, sonderlich die Bibel zu lesen, hernach auch, was Doktor Luther, Calvinus, Oecolampadius und Bucerus geschrieben haben. Einsmalen gingen Vater Stilling, Mariechen und Heinrich des Morgens früh in den Wald, um Brennholz zuzubereiten. Margaret hatte ihnen einen guten Milchbrei mit Brot und Butter in einem Korb zusammengethan, welchen Mariechen auf dem Kopf trug; sie ging den Wald hinauf voran, Heinrich folgte und erzählte mit aller Freude die Historie von den vier Haymonskindern, und Vater Stilling schritt, auf seine Holzart sich stützend, seiner Gewohnheit nach, mühsam hinten darein und hörte fleißig zu. Sie kamen endlich zu einem weit entlegenen Ort des Waldes, wo sich eine grüne Ebene befand, die an einem Ende einen schönen Brunnen hatte. „Hier laßt uns bleiben,“ sagte Vater Stilling, und setzte sich nieder; Mariechen nahm ihren Korb ab, stellte ihn hin und setzte sich auch. Heinrich aber sah in seiner Seele wieder die ägyptische Wüste vor sich, worinnen er gern Antonius geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusine vor sich, und wünschte, daß er Raymund wäre; dann vereinigten sich beide Gedanken, und es wurde eine fromme romantische Empfindung daraus, die ihn alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Wollust schmecken ließ. Vater Stilling stand endlich auf und sagte: „Kinder, bleibt ihr hier, ich will ein wenig herumgehen und abständig Holz suchen, ich will zuweilen rufen, ihr antwortet mir dann, damit ich euch nicht verliere.“ Er ging.

Indessen saßen Mariechen und Heinrich beisammen und waren vertraulich. „Erzähle mir doch, Base!“ sagte Heinrich, „die Historie von Joringel und Jorinde noch einmal.“ Mariechen erzählte:

„Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Erzzauberin. Am Tage machte sie sich bald zur Katze, oder zum Hasen, oder zur Nachteule; des Abends aber wurde sie ordentlich wieder wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie's, kochte und bratete es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nahe kam, so mußte er stille stehen und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn los sprach: wenn aber eine reine, keusche Jungfer in den Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel und sperrte sie dann in einen Korb ein, in die Kammern des Schlosses. Sie hatte wohl siebentausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schlosse.

Nun war einmal eine Jungfer, die hieß Jorinde; sie war schöner als alle andern Mädchen, die, und dann ein gar schöner Jüngling, Namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen, und hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einsmalen vertraut zusammen reden könnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich,“ sagte Joringel, „daß du nicht zu nah' an das Schloß kommst!“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang kläglich auf den alten Maibuchen. Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin in Sonnenschein und klagte. Joringel klagte auch; sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre, und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg und halb war sie unter. Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nah bei sich, er erschrak und wurde todbang, Jorinde sang:

Mein Vögelein mit dem Ringelein rot,
Singt Leide Leide Leide;
Es singt dem Täubelein seinen Tod,
Singt Leide Lei — Zicküth Zickütth Zickütth.

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang Zickütth Zickütth. Eine Nachteule mit glühen-

den Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal Schu — hu - - hu — hu! Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Eule flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine krumme Frau aus diesem Strauch hervor, gelb und mager, große rote Augen, krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen; die Nachtigall war fort; endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: Grüß dich, Zachiel! Wenn's Mondel ins Körbel scheint, bind' los, Zachiel, zu guter Stund'! Da wurde Joringel los; er fiel vor dem Weib auf die Kniee, und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wieder geben; aber sie sagte, er sollte sie nie wieder haben, und ging fort Er rief, er weinte, er jammerte, aber alles umsonst. Ach! was soll mir geschehen? Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütet er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei; endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war; die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Jorinde dadurch wieder bekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Thal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfe, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Ach! es war mir gut! Wie er auf hundert Schritte nahe dem Schloß kam, da wurd' er nicht fest, sondern ging fort bis ans Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume und sie sprang auf; er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähm'. Endlich hört er's; er ging und fand den Saal; darauf war die Zauberin, fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie bös, sehr bös, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnt' auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrt' sich nicht an sie, und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viel hundert Nachtigallen; wie sollte er nun seine

Jorinde wiederfinden! Indem er so zusah, merkte er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Thüre geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume, und auch das alte Weib; nun konnte sie nichts mehr zaubern; und Jorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön als sie ehemals war. Da macht' er auch all die andern Vögel wieder zu Jungfern, und da ging er mit seiner Jorinde nach Hause und lebten lange vergnügt zusammen."

Heinrich saß wie versteinert, seine Augen starrten grad aus, und der Mund war halb offen. „Base!" sagte er endlich, „das könnt einem des Nachts bange machen." — „Ja," sagte sie „ich erzähl's auch des Nachts nicht, sonst werd' ich selber bang." Indem sie so saßen, pfiff Vater Stilling. Mariechen und Heinrich antworteten mit einem He! He! Nicht lange hernach kam er, sah munter und fröhlich aus, als wenn er etwas gefunden hätte; lächelte wohl zuweilen, stand, schüttelte den Kopf, sah auf eine Stelle, faltete die Hände, lächelte wieder. Mariechen und Heinrich sahen ihn mit Verwunderung an; doch durften sie ihn nicht fragen; denn er thät's wohl oft so, daß er vor sich allein lachte. Doch Stillingen war das Herz zu voll; er setzte sich zu ihnen nieder und erzählte; wie er anfing, so standen ihm die Augen voll Wasser. Mariechen und Heinrich sahen es, und schon liefen ihnen auch die Augen über.

„Wie ich von euch in Wald hineinging, sah ich weit von mir ein Licht, eben so, als wenn morgens früh die Sonne aufgeht. Ich verwunderte mich sehr. Ei! dachte ich, dort steht ja die Sonne am Himmel; ist das denn eine neue Sonne? Das muß ja was Wunderliches sein, das muß ich sehen. Ich ging darauf zu; wie ich vorn hin kam, siehe, da war vor mir eine Ebene, die ich mit meinen Augen nicht übersehen konnte. Ich hab' mein Lebtag so etwas Herrliches nicht gesehen, so ein schöner Geruch, so eine kühle Luft kam darüber her, ich kann's euch nicht sagen. Es war so weiß Licht durch die ganze Gegend, der Tag mit der Sonne ist Nacht dagegen. Da standen viel tausend prächtige Schlösser, eins nah beim andern. Schlösser! — ich kann's euch nicht beschreiben! Als wenn sie von lauter Silber wären. Da waren Gärten, Büsche, Bäche. O Gott, wie schön! — Nicht weit von mir stand ein großes herrliches Schloß. (Hier liefen dem guten Stilling die Thränen häufig die Wangen her-

unter, Mariechen und Heinrichen auch.) Aus der Thür dieses Schlosses kam jemand heraus auf mich zu, wie eine Jungfrau. Ach! ein herrlicher Engel! — Wie sie nah bei mir war, ach Gott! da war es unser seliges Dortchen! (Nun schluchzten sie alle drei, keins konnte etwas reden, nur Heinrich rief und heulte: O meine Mutter! meine liebe Mutter!) — Sie sagte gegen mich so freundlich, eben mit der Miene, die mir ehemals so oft das Herz stahl: Vater, dort ist unsere ewige Wohnung, Ihr kommt bald zu uns. Ich sah, und siehe! alles war Wald vor mir; das herrliche Gesicht war weg. Kinder, ich sterbe bald; wie freu' ich mich darauf!" Heinrich konnte nicht aufhören zu fragen, wie seine Mutter ausgesehen, was sie angehabt, und so weiter. Alle drei verrichteten den Tag durch ihre Arbeit und sprachen beständig von dieser Geschichte. Der alte Stilling aber war von der Zeit an wie einer, der in der Fremde und nicht zu Hause ist.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahr selbsten ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon achtundvierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahre so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dies Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margarete und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rat über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dach decken zurückgehalten werden möchte. Sie beschlossen endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagsessens dazu bestimmt.

Margarete brachte also eine Schüssel Mus, und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes just vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Ort saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei

redeten. Denn im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaften und Bücher verpicht sein mochte, so war's ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Großvaters zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diakonus bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge herzlich verdrießlich werden mußte, als er Margaretens und Mariechens Absichten zu begreifen anfing.

„Ich weiß nicht, Ebert," sagte Margarete, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, „du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?"

„Man wird als alle Tage älter, Margarete."

„O Herr, ja! Ja freilich, alt und steif."

„Ja wohl," versetzte Mariechen und seufzte.

„Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter," sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge," antwortete der Alte. „Ich wollte noch wohl um die Wette mit dir die Leiter 'nauf laufen."

Heinrich lachte laut. Margarete sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

„Ach ja," sagte sie, „es ist eine besondere Gnade, so gesund in seinem Alter zu sein; du bist, glaub' ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?"

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht, was Krankheit ist; denn an den Pocken und Röteln bin ich herumgegangen."

„Ich glaub' doch, Vater!" versetzte Mariechen, „Ihr seid wohl verschiedene Male vom Fallen krank gewesen: denn Ihr habt uns wohl erzählet, daß Ihr gefährlich gefallen seid."

„Ja, ich bin drei Mal tödlich gefallen."

„Und das viertemal," fuhr Margarete fort, „wirst du dich tot fallen, mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen, und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht aufs Dach zu lassen; denn sie sagte, sie hätte des Abends, wie sie die Küh gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserem Hause im Weg gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu mir den Gefallen, und laß jemand anders das Haus decken, du hast's ja nicht nötig."

„Margarete! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein ander Unglück bekommen? Ich hab' das Gesicht gesehen, ja, das ist wahr! — unsere Nachbarin kann auch diese Vorgeschichte gehört haben. Ist dieses gewiß, wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen das wohl vermeiden können? und gar wenn ich mich totfallen soll, wie werd' ich mich hüten können? Gesetzt, ich bleib' vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, drauf steigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margarete! laß mich in Ruh; ich werde so ganz grade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ich's willkommen heißen!"

Margarete und Mariechen sagten noch ein und das andere, aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen, daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Des andern Morgens standen sie frühe auf und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er denn diesen Tag auch hübsch fertig wurde; so daß sie des folgenden Tages schon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen; mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben; außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht; es gingen wohl noch acht Tage über, eh' es ihm einfiel, dies letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Des folgenden Mittwochs stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur anderen, als wenn er was suchte. Seine Leute verwunderten sich, fragten ihn, was er suche? „Nichts," sagte er. „Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch hab' ich keine Ruhe, ich kann nirgend still sein, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe, auch spür' ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne." Margarete riet ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen nacher Lichthausen gehen, seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf den Hausfirst legen und dann des andern

Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Des Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu kriegen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Greis lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her; ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese treugemeinten Ermahnungen der Seinigen bestand darin: Er wollte da auf den Kirschenbaum steigen und sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spät, aber desto vortrefflicher Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehn Jahren auf keinem Baum gewesen. „Nun dann," sagte Margarete, „du mußt nun vor diese Zeit in die Höh, es mag kosten, was es wolle." Eberhard lachte und antwortete: „Je höher, je näher zum Himmel!" Damit ging er zur Thür hinaus und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschenbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Kniee und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baums, fing an, aß Kirschen, und warf Heinrichen zuweilen ein Ästchen herab. Margarete und Mariechen kamen ebenfalls. „Halt!" sagte die ehrliche Frau, „heb mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Äste fassen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann." Es geriet; sie kam hinauf; Stilling sah herab und lachte herzlich und sagte: „Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler." Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Ästen des Kirschbaumes und genossen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margarete stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb dem Dorf war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, ging und hatte einen Hacken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging des Endes oben ans Ende des Hofs an den Wald; Heinrich blieb gegen dem Hause über unter dem Kirschenbaum sitzen;

endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: „Sieh, welch eine Schlafkappe!“ Heinrich fuhr ineinander und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er drauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen war's schwarz, wie die Nacht — lang hingestreckt lag da der teuere, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten; die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das Thal mit Zeter und Jammer. Margarete und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über den Kopf und flog das Dorf hinauf. Margarete strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmenden Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände noch vor der Brust gefalten, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: „Ach! mein Vater! mein Vater!“ Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, schluchzte und weinte. Indessen kam Margarete auch hinzu; sie fiel neben ihm auf die Kniee, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmütige Frau stand auf, faßte Mut; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen, vergossen alle Thränen, denn er war allgemein beliebt gewesen. Margarete machte geschwind in der Stube ein niedriges Bett zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus und rief: „Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett!“

Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen: sie legten ihn aufs Bett, und Margarete zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sei, aber doch der Tod binnen dreien Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammen berufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margarete wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde bläulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bett zusammen. Margarete sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkele; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis abends neun Uhr. Da bemerkte Kathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: „Mein Vater stirbt!“ — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stand da, ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer, der tief seufzet, und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz still; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als sein Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margarete Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Kathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bett und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus, denn sie war vom Alter ein wenig gebückt, richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle

voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken am Bett auf die Kniee und beteten in der Stille mit. Nun kam der letzte Herzensstoß; der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margarete hörte auf zu beten, faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: „Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel sehen wir uns bald wieder!" So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Kniee; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margarete die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Totenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Bahre; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer, wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: „Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!" Und der Text zur Leichenrede war: „Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen die Kirchthür über, da wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

Heinrich Stillings Jünglingsjahre.

Vater Stilling war zu den ruhigen Wohnungen seiner Voreltern hingegangen, und in seinem Hause ruhte alles in trauriger Todesstille. Seit mehr als hundert Jahren hatte eine jede Holzart, ein jedes Milchfaß, und jedes andere Hausgeräte seinen bestimmten Ort, der vom langen Gebrauch glatt und poliert war. Ein jeder Nachbar und Freund, aus der Nähe und Ferne, fand immer alles in gewohnter Ordnung: und das macht vertraulich. — Man trat in die Hausthür, und war daheim. — Aber nun hing alles öd und still; Gesang und Freude schwiegen, und am Tisch blieb seine Stelle leer; niemand getraute sich, sich hinzusetzen, bis sie Heinrich endlich einnahm, aber er füllte sie nur halb aus.

Margarete trauerte indessen still und ohne Klagen; Heinrich aber redete viel mit ihr von seinem Großvater. Er dachte sich den Himmel wie eine herrliche Gegend von Wäldern, Wiesen und Feldern, wie sie im schönsten Mai grünen und blühen, wenn der Südwind darüber her fächelt, und die Sonne jedem Geschöpfe Leben und Gedeihen einflößt. Dann sah er Vater Stilling mit hellem Glanz ums Haupt einhertreten, und ein silberweiß Gewand um ihn herabfließen.

Auf diese Vorstellung bezogen sich alle seine Reden. Einsmals fragte ihn Margarete: „Was meinst du, Heinrich! was dein Großvater jetzt machen wird?“ Er antwortete: „er wird nach dem Orion, nach dem Sirius, dem Wagen und dem Siebengestirn reisen und alles wohl besehen, und dann wird er sich erst recht verwundern, und sagen, wie er so oft gesagt hat: O welch' ein wunderbarer Gott!“ — „Dazu hab' ich aber keine Lust,“ erwiderte Margarete; „was werd' ich denn da machen?“ Heinrich versetzte: „so wie es Marie machte, die zu den Füßen Jesus' saß.“ Mit dergleichen Unterredungen wurde das Andenken an den seligen Mann oft erneuert.

Die Haushaltung konnte auf dem Fuß, so wie sie jetzt stand, nicht lange bestehen, deswegen forderte die alte Mutter ihren Eidam Simon mit seiner Frau Elisabeth wieder nach Haus. Denn sie hatten an einem andern Ort Haus und Hof gepachtet, so lange der Vater lebte. Sie kamen mit ihren Kindern und Geräte, und übernahmen das väterliche Erbe; alsbald wurde alles fremd, man brach eine Wand der Stube ein, und baute sie vier Schuh weiter in den Hof. Simon hatte nicht Raum genug; er war kein Stilling - und der eichene Tisch voll Segen und Gastfreiheit, der alte biedere Tisch wurde mit einem gelben ahornenen, voller verschlossener Schubladen verwechselt; er bekam seine Stelle auf dem Balken hinter dem Schornstein. — Heinrich wallfahrtete zuweilen hin, legte sich neben ihn auf den Boden, und weinte. Simon fand ihn einmal in dieser Stellung, er fragte: „Heinrich, was machst du da?" - Dieser antwortete: „Ich weine um den Tisch." — Der Oheim lachte und sagte: „Du magst wohl um ein altes eichenes Brett weinen!" — Heinrich wurde ärgerlich und versetzte: „Dieses Gewerbe dahinten, und diesen Fuß da, und diese Ausschnitte am Gewerbe hat mein Großvater gemacht, — wer ihn lieb hat, kann das nicht zerbrechen." — Simon wurde zornig und erwiderte: „Er war mir nicht groß genug, und wo sollt' ich denn den meinigen lassen?" - „Oheim!" sagte Heinrich, „den solltet Ihr hierher gestellt haben, bis meine Großmutter tot ist und wir andern fort sind."

Indessen veränderte sich alles; das sanfte Wehen des Stillingschen Geistes verwandelte sich ins Gebrause einer ängstlichen Begierde nach Geld und Gut. Margarete empfand dieses, und mit ihr ihre Kinder; sie zog sich zurück in einen Winkel hinter den Ofen, und da verlebte sie ihre übrigen Jahre; sie wurde starblind, doch hinderte sie dieses nicht an ihrem Flachsspinnen, womit sie ihre Zeit zubrachte.

Vater Stilling ist hin, nun will ich seinem Enkel, dem jungen Heinrich, auf dem Fuß folgen, wo er hingeht, alles andere soll mich nicht aufhalten.

Johann Stilling war nun Schöffe und Landmesser; Wilhelm Schulmeister zu Tiefenbach; Mariechen Magd bei ihrer Schwester

18 Gewerbe bedeutet hier eine mit Handhaben versehene Schraubenmutter

Elisabeth; die andern Töchter waren aus dem Hause verheiratet, und Heinrich ging nach Florenburg in die lateinische Schule.

Wilhelm hatte eine Kammer in Stillings Haus, auf derselben stand ein Bett, worin er mit seinem Sohne schlief, und am Fenster war ein Tisch mit dem Schneidergeräte; denn sobald als er von der Schule kam, arbeitete er an seinem Handwerk. Des Morgens früh nahm Heinrich seinen Schulsack, worin nebst den nötigen Schulbüchern und einem Butterbrot für den Mittag auch die Historia von den vier Haymonskindern oder sonst ein ähnliches Buch nebst einer Hirtenflöte sich befanden; sobald er dann gefrühstückt hatte, machte er sich auf den Weg, und wenn er hinaus vors Dorf kam, so nahm er sein Buch heraus und las während dem Gehen; oder er trillerte alte Romanzen und andere Melodieen auf seiner Flöte. Das Lateinlernen wurde ihm gar nicht schwer, und er behielt dabei Zeit genug, alte Geschichten zu lesen. Des Sommers ging er alle Abend nach Haus, des Winters aber kam er nur Samstags Abend, und ging des Montags Morgen wieder fort; dieses währte vier Jahre, doch blieb er aufs letzte des Sommers über viel zu Haus und half seinem Vater am Schneiderhandwerk, oder er machte Knöpfe.

Der Weg nach Florenburg und die Schule selber machten ihm vergnügte Stunden. Der Schulmeister war ein sanfter, vernünftiger Mann und wußte zu geben und zu nehmen. Des Nachmittags nach dem Essen sammelte Stilling einen Haufen Kinder um sich her, ging mit ihnen hinaus aufs Feld oder an einen Bach, und dann erzählte er ihnen allerhand schöne, empfindsame Historien, und wenn er sich ausgeleert hatte, so mußten andere erzählen. Einsmals waren ihrer auch etliche zusammen auf einer Wiese, es fand sich ein Knabe herzu, dieser fing an: „Hört, Kinder! ich will euch was erzählen: Neben uns wohnt der alte Frühling, ihr wißt, wie er daher geht und so an seinem Stock zittert: er hat keine Zähne mehr, auch hört und sieht er nicht viel. Wenn er denn so da am Tisch saß und zitterte, so verschüttete er immer vieles, auch floß ihm zuweilen etwas wieder aus dem Mund. Das ekelte dann seinem Sohn und seiner Schnur, und deswegen mußte der alte Großvater endlich hinter dem Ofen im Eck essen; sie gaben ihm etwas in einem irdenen Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Ich hab' ihn wohl sehen essen, er sah so betrübt nach dem Tisch, und die Augen waren ihm dann

naß. Nun hat er ehegestern sein irdenes Schüsselchen zerbrochen. Die junge Frau keifte sehr mit ihm, er sagte aber nichts, sondern seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller, da mußte er gestern Mittag zum erstenmal daraus essen; wie sie so da sitzen, so schleppt der kleine Knabe von vierthalb Jahr auf der Erde kleine Brettchen zusammen. Der junge Frühling fragte: was machst du da, Peter? Ho, sagte das Kind, ich mach' ein Tröglein, daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin. Der junge Frühling und seine Frau sahen sich eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, und holten alsofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn mit essen."

Die Kinder sprangen in die Höhe, klatschten in die Hände, lachten und riefen: Das ist recht artig; sagte das der kleine Peter? „Ja," versetzte der Knabe, „ich bin dabei gestanden, wie's geschah. Heinrich Stilling aber lachte nicht, er stand da und sah vor sich nieder; die Geschichte drang ihm durch Mark und Bein bis ins Innerste seiner Seele; endlich fing er an: „Das sollte meinem Großvater widerfahren sein! Ich glaube, er wäre von seinem hölzernen Schüsselchen aufgestanden, in die Ecke der Stube gegangen und dann hätte er sich hingestellt und gerufen: Herr, stärke mich in dieser Stube, daß ich mich einst räche an diesen Philistern! Dann hätte er sich gegen den Eckpfosten gesträubt und das Haus eingeworfen." — „Sachte! sachte! Stilling!" redete ihm der größten Knaben einer an, „das wäre doch von deinem Großvater ein wenig zu arg gewesen." „Du hast recht!" sagte Heinrich; „aber denk! es ist doch recht satanisch: wie oft hat wohl der alte Frühling seinen Jungen auf dem Schoß gehabt und ihm die besten Brocken in den Mund gesteckt? Es wäre doch kein Wunder, wenn einmal ein feuriger Drache um Mitternacht, wenn das Viertel des Mondes eben untergegangen ist, sich durch den Schornstein eines solchen Hauses hinunterschlengerte und alles Essen vergiftete." Wie er eben auf den Drachen kam, ist kein Wunder, denn er hatte selbsten vor einigen Tagen des Abends, als er nach Haus ging, einen großen durch die Luft fliegen sehen, und er glaubte bis jetzt noch fest, daß es einer von den obersten Teufeln selbst gewesen.

So verfloß die Zeit unter der Hand, und es war nun bald an dem, daß er die lateinische Schule nach und nach verlassen

20 Herr :c., vgl. Richter XVI, 28

und seinem Vater am Handwerk helfen mußte; doch dieses war schweres Leiden für ihn; er lebte nur in den Büchern, und es deuchte ihm immer, man ließe ihm nicht Zeit genug zum Lesen; deswegen sehnte er sich unbeschreiblich, einmal Schulmeister zu werden. Dieses war in seinen Augen die höchste Ehrenstelle, die er jemals zu erreichen glaubte. Der Gedanke, ein Pastor zu werden, war zu weit jenseits seiner Sphäre. Wenn er sich aber zuweilen hinaufschwung, sich auf die Kanzel dachte und sich dazu vorstellte, wie selig es sei, ein ganzes Leben unter Büchern hinzubringen, so erweiterte sich sein Herz, er wurde von Wonne durchdrungen, und dann fiel ihm wohl zuweilen ein: Gott hat mir diesen Trieb nicht umsonst eingeschaffen, ich will ruhig sein, Er wird mich leiten, und ich will Ihm folgen.

Dieser Enthusiasmus verleitete ihn zuweilen, wenn seine Leute nicht zu Haus waren, eine lustige Komödie zu spielen; er versammelte so viel Kinder um sich her, als er zusammentreiben konnte, hing einen schwarzen Weiberschurz auf den Rücken, machte sich einen Kragen von weißem Papier, trat alsdann auf einen Lehnstuhl, so, daß er die Lehne vor sich hatte, und dann fing er mit einem Anstand an zu predigen, der alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Dieses that er oft, denn es war auch sein einziges Kinderspiel, das er jemalen mag getrieben haben.

Nun trug es sich einsmalen zu, als er recht heftig deklamierte und seinen Zuhörern die Hölle heiß machte, daß Herr Pastor Stollbein auf einmal in die Stube trat; er lächelte nicht oft, doch konnte er's jetzt nicht verbeißen; Heinrich lachte aber nicht, sondern er stand wie eine Bildsäule da, blaß wie die Wand, und das Weinen war ihm näher als das Lachen; seine Zuhörer stellten sich alle an die Wand und falteten die Hände. Heinrich sah den Pastor furchtsam an, ob er vielleicht den Rohrstab aufheben möchte, um ihn zu schlagen; denn das war so seine Gewohnheit, wenn er die Kinder spielen sah; doch er that's jetzt nicht, er sagte nur: „Geh herunter und stell dich da hin, wirf den närrischen Anzug von dir!" Heinrich gehorchte gern; Stollbein fuhr fort:

„Ich glaub', du hast wohl den Pastor im Kopf?"

„Ich hab' kein Geld zu studieren."

„Du sollst nicht Pastor, sondern Schulmeister werden!"

„Das will ich gern, Herr Pastor! aber wenn unser Herr Gott nun haben wollte, daß ich Pastor oder ein anderer gelehrter

Mann werden sollte, muß ich dann sagen: Nein, lieber Gott! ich will Schulmeister bleiben, der Herr Pastor will's nicht haben?"

„Halt's Maul, du Esel! weißt du nicht, wen du vor dir hast?"

Nun katechisierte der Pastor die Kinder alle, darin hatte er eine vortreffliche Gabe.

Bei nächster Gelegenheit suchte Herr Stollbein den Wilhelm zu bereden, er möchte doch seinen Sohn studieren lassen, er versprach sogar, Vorschub zu verschaffen: allein dieser Berg war zu hoch, er ließ sich nicht ersteigen.

Heinrich kämpfte indessen in seinem beschwerlichen Zustand rechtschaffen; seine Neigung zum Schulhalten war unaussprechlich, aber nur bloß aus dem Grund, um des Handwerks los zu werden und sich mit Büchern beschäftigen zu können, denn er fühlte selbst gar wohl, daß ihm die Unterrichtung anderer Kinder ewige Langeweile machen würde. Doch machte er sich das Leben so erträglich, als es ihm möglich war. Die Mathematik nebst alten Historien und Rittergeschichten war sein Fach, denn er hatte wirklich den Tobias Beutel und Bions mathematische Werkschule ziemlich im Kopf; besonders ergötzte ihn die Sonnenuhrkunst über die Maße. Es sah komisch aus, wie er sich den Winkel, in welchem er saß und nähte, so nach seiner Phantasie ausstaffiert hatte: die Fensterscheiben waren voll Sonnenuhren, inwendig vor dem Fenster stand ein viereckigter Klotz, in Gestalt eines Würfels, mit Papier überzogen und auf allen fünf Seiten mit Sonnenuhren bezeichnet, deren Zeiger abgebrochene Nähnadeln waren; oben unter der Stubendecke war gleichfalls eine Sonnenuhr, die von einem Stücklein Spiegel im Fenster erleuchtet wurde; und ein astronomischer Ring von Fischbein hing an einem Faden vor dem Fenster; dieser mußte auch die Stelle der Taschenuhr vertreten, wenn er ausging. Alle diese Uhren waren nicht allein gründlich und richtig gezeichnet, sondern er verstand auch schon dazumal die gemeine Geometrie nebst dem Rechnen und Schreiben aus dem Grund, ob er gleich nur ein Knabe von zwölf Jahren und ein Lehrjunge im Schneiderhandwerk war.

Der junge Stilling fing auch nunmehr an, zu Herrn Stollbein in die Katechisation zu gehen; das war ihm nun zwar eine Kleinigkeit, allein es hatte doch auch seine Beschwerden; denn da der Pastor immer ein Aug auf ihn hatte, so entdeckte er auch

immer etwas an ihm, das ihm nicht gefiel; zum Beispiel: wenn er in die Kirche oder in die Katechisationsstube kam, so war er immer der Vorderste, und hatte also auch immer den obersten Stand; dieses konnte nun der Pastor gar nicht leiden, denn er liebte an andern Leuten die Demut ungemein. Einsmals fuhr er ihn an und sagte:

„Warum bist du immer der Vorderste?"

Er antwortete: „Wenn's Lernen gilt, so bin ich nicht gern der Hinterste."

„Ei, weißt du Schlingel kein Mittel zwischen hinten und vornen?"

Stilling hätte gern noch ein Wörtchen dazu gesetzt, allein er fürchtete sich, den Pastor zu erzürnen. Herr Stollbein spazierte die Stube ab, und indem er wieder heraufkam, sagte er lächelnd: „Stilling! was heißt das auf deutsch: medium tenuere beati?"

„Das heißt: die Seligen haben den Mittelweg gehalten; doch deucht mir, man könnte auch sagen: plerique medium tenentes sunt damnati. (Die mehresten Leute sind verdammt, die das Mittel gehalten haben, d. h. die weder kalt noch warm sind.)" Herr Stollbein stutzte, sah ihn an und sagte: „Junge! ich sage dir, du sollst das Recht haben, voran zu stehen, du hast vortrefflich geantwortet." Doch nun stand er nie wieder vornen, damit ihm die andern Kinder nicht bös werden möchten. Ich weiß nicht, ob es Feigherzigkeit oder ob es Demut war. Nun fragte ihn Herr Stollbein wieder: „Warum gehst du nicht an deinen Ort?" Er antwortete: „Wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden." „Schweig!" erwiderte der Pastor, „du bist ein vorwitziger Bursche."

Dieses ging nun so seinen Gang fort bis ins Jahr 1755 auf Ostern, da Heinrich Stilling vierzehn und ein halb Jahr alt war; vierzehn Tage vor dieser Zeit ließ ihn Herr Pastor Stollbein allein vor sich kommen und sagte zu ihm: „Hör', Stilling, ich wollte gern einen braven Kerl aus dir machen, du mußt aber hübsch fromm und mir, deinem Vorgesetzten, gehorsam sein; auf Ostern will ich dich mit noch andern, die älter sind, als du, zum heiligen Abendmahl einsegnen, und dann will ich sehen, ob ich dich nicht zum Schulmeister machen kann." Stilling hüpfte das Herz vor Freuden, er dankte dem Pastor und versprach, alles zu thun, was er haben wollte. Das gefiel dem alten Manne von Herzen, er ließ ihn im Frieden gehen, und hielt sein Wort treu-

lich; denn auf Ostern ging er zum Nachtmahl, und alsofort wurde er zum Schulmeister nach Zellberg bestimmt, welches Amt er den ersten Mai antreten mußte. Die Zellberger verlangten auch mit Schmerzen nach ihm; denn sein Ruf war weit und breit erschollen. Die Wonne läßt sich nicht aussprechen, welche der junge Stilling hierüber empfand, er konnte kaum den Tag erwarten, der zum Antritt seines Amts bestimmt war.

Zellberg liegt eben hinter der Spitze des Gillers, man geht von Tiefenbach gerade den Wald hinauf; sobald man auf die Höhe kommt, hat man vor sich ein großes ebenes Feld, nahe zur rechten Seite den Wald, dessen hundertjährige Eichen und Maibuchen in gerader Linie gegen Osten zu wie eine preußische Wachtparade hingepflanzt stehen und den Himmel zu tragen scheinen; fast ostwärts am Ende des Waldes erhebt sich ein buschigter Hügel, auf dem Höchsten oder auch der Hängesberg genannt; dieses ist der höchste Gipfel von ganz Westfalen. Von Tiefenbach bis dahin hat man drei Viertelstund beständig gerad und steil aufzusteigen. Linker Hand liegt eine herrliche Flur, die sich gegen Norden in einen Hügel von Saatland erhebt, dieser heißt: auf der Antoniuskirche. Vermutlich hat in alten Zeiten eine Kapelle da gestanden, die diesem Heiligen gewidmet gewesen. Vor diesem Hügel, südwärts, liegt ein schöner herrschaftlicher Meierhof, der von Pächtern bewohnt wird. Nordostwärts senkt sich die Fläche in eine vortreffliche Wiese, die sich zwischen buschigten Hügeln herumdrängt; zwischen dieser Wiese und dem Höchsten geht durchs Gebüsch ein grüner Rasenweg vom Feld aus längs die Seite des Hügels fort, bis er sich endlich im feierlichen Dunkel dem Auge entzieht; es ist ein bloßer Holzweg und von der Natur und dem Zufall so entstanden. Sobald man über den höchsten Hügel hin ist, so kommt man an das Dorf Zellberg; dieses liegt also an der Ostseite des Gillers, da wo in einer Wiese ein Bach entspringt, der endlich zum Fluß wird und nicht weit von Kassel in die Weser fällt. Die Lage dieses Orts ist bezaubernd schön, besonders im spätern Frühling, im Sommer und im Anfange des Herbsts; der Winter aber ist daselbst fürchterlich. Das Geheul des Sturmes und der Schwall von Schnee, welcher vom Wind getrieben hinstürzt, verwandelt dieses Paradies in eine norwegische Landschaft. Dieser Ort war also der erste, wo Heinrich Stilling die Probe seiner Fähigkeiten ablegen sollte.

Auf den kleinen Dörfern in diesen Gegenden wird vom ersten Mai bis auf Martini und also den Sommer durch wöchentlich nur zwei Tage, nämlich Freitags und Samstags, Schul gehalten; und so war's auch zu Zellberg. Stilling ging Freitags morgens mit Sonnenaufgang hin und kam des Sonntags abends wieder. Dieser Gang hatte für ihn etwas Unbeschreibliches; — besonders wenn er des Morgens vor Sonnenaufgang auf der Höhe aufs Feld kam und die Sonne dort aus der Ferne zwischen den buschigten Hügeln aufstieg; vor ihr her säuselte ein Windchen und spielte mit seinen Locken; dann schmolz sein Herz, er weinte oft, und wünschte Engel zu sehen, wie Jakob zu Mahanaim. Wenn er nun da stand und in Wonnegefühl zerschmolz, so drehte er sich um und sah Tiefenbach unten im nächtlichen Nebel liegen. Zur Linken senkte sich ein großer Berg, der hitzige Stein genannt, vom Giller herunter, zur Rechten vorwärts lagen ganz nahe die Ruinen des Geisenberger Schlosses. Da traten dann alle Scenen, die da zwischen seinem Vater und seiner seligen Mutter, zwischen seinem Vater und ihm vorgegangen waren, als so viele vom herrlichsten Licht erleuchtete Bilder vor seine Seele; er stand da wie ein Trunkener und überließ sich ganz der Empfindung. Dann schaute er in die Ferne; zwölf Meilen südwärts lag der Taunus oder Feldberg nahe bei Frankfurt, acht bis neun Meilen westwärts lagen vor ihm die sieben Berge am Rhein, und so fort eine unzählbare Menge weniger berühmter Gebirge; aber nordwestlich lag ein hoher Berg, der mit seiner Spitze dem Giller fast gleich kam; dieser verdeckte Stillingen die Aussicht über die Schaubühne seiner künftigen großen Schicksale.

Hier war der Ort, wo Heinrich eine Stunde lang verweilen konnte, ohne sich selbst recht bewußt zu sein; sein ganzer Geist war Gebet, inniger Friede und Liebe gegen den Allmächtigen, der das alles gemacht hatte.

Zuweilen wünschte er auch wohl ein Fürst zu sein, um eine Stadt auf dieses Gefilde bauen zu können; alsofort stand sie schon da vor seiner Einbildung; auf der Antoniuskirche hatte er seine Residenz, auf dem Höchsten sah er das Schloß der Stadt, so wie Montalban in den Holzschnitten im Buch von der schönen Melusine; dieses Schloß sollte Heinrichsburg heißen; wegen des Namens

11. Mahanaim, vgl. 1. Mose XXXII, 1 u. 2.

der Stadt stand er noch immer im Zweifel, doch war ihm der Name Stillingen der schönste. Unter diesen Vorstellungen stieg er auf vom Fürsten zum Könige, und wenn er aufs Höchste gekommen war, so sah er Zellberg vor sich liegen, und er war nichts weiter, als zeitiger Schulmeister daselbst, und so war's ihm dann auch recht, denn er hatte Zeit zum Lesen.

An diesem Ort wohnte ein Jäger, Namens Krüger, ein redlicher, braver Mann; dieser hatte zwei junge Knaben, aus denen er gern etwas Rechts gemacht hätte. Er hatte den alten Stilling herzlich geliebt, und so liebte er auch seine Kinder. Diesem war es Seelenfreude, den jungen Stilling als Schulmeister in seinem Dorf zu sehen. Daher entschloß er sich, denselben zu sich ins Haus zu nehmen. Heinrichen war dieses eben recht, sein Vater machte alle Kleider für den Jäger und seine Leute, und deswegen war er daselbst am mehresten bekannt; überdem wußte er, daß Krüger viel rare Bücher hatte, die er recht zu nützen gedachte. Er quartierte sich daselbst ein; und das erste, was er vornahm, war die Untersuchung der Krügerischen Bibliothek; er schlug einen alten Folianten auf, und fand eine Übersetzung Homers in deutsche Verse; er hüpfte vor Freuden, küßte das Buch, drückte es an seine Brust, bat sich's aus und nahm es mit in die Schule, wo er's in der Schublade unter dem Tisch sorgfältig verschloß und so oft darin las, als es ihm nur möglich war. Auf der lateinischen Schule hatte er den Virgilius erklärt und bei der Gelegenheit so viel von Homer gehört, daß er vorher Schätze darum gegeben hätte, um ihn nur einmal lesen zu können; nun bot sich ihm hier die Gelegenheit von selbst dar, und er nutzte sie auch rechtschaffen.

Schwerlich ist die Ilias, seit der Zeit, daß sie in der Welt gewesen, mit mehrerem Entzücken und Empfindung gelesen worden. Hektor war sein Mann, Achill aber nicht, Agamemnon noch weniger; mit einem Wort: er hielt es durchgehends mit den Trojanern, ob er gleich den Paris mit seiner Helenen kaum des Andenkens würdigte; besonders weil er immer zu Haus blieb, da er doch die Ursach des Kriegs war. Das ist doch ein unerträglicher, schlechter Kerl, dachte er oft bei sich selber. Niemand dauerte ihn mehr als der alte Priam. Die Bilder und Schilderungen des Homers waren so sehr nach seinem Geschmack, daß er sich nicht enthalten konnte, laut zu jauchzen, wenn er ein

so recht lebhaftes Wort fand, das der Sache angemessen war; damals wär die rechte Zeit gewesen, den Ossian zu lesen.

Diese hohe Empfindung hatte aber auch noch Nebenursachen, die ganze Gegend trug dazu bei. Man denke sich einen bis zur höchsten Stufe des Enthusiasmus empfindsamen Geist, dessen Geschmack natürlich und noch nach keiner Mode gestimmt war, sondern der nichts als wahre Natur empfunden, gesehen und studiert hatte, der ohne Sorge und Gram höchst zufrieden mit seinem Zustand lebte und allem Vergnügen offen stand; ein solcher Geist liest den Homer in der schönsten und natürlichsten Gegend von der Welt, und zwar des Morgens in der Frühstunde. Man stelle sich die Lage dieses Orts vor; er saß in der Schule an zwei Fenstern, die nach Osten gekehrt waren; diese Schule stand an der Mittagsseite, am Abhang des höchsten Hügels, um dieselbe her waren alte Birken mit schneeweißen Stämmen auf einen grünen Rasen gepflanzt, deren dunkelgrüne Blätter beständig fort im ewigen Winde flisperten. Gegen Sonnenaufgang war ein prächtiges Wiesenthal, das sich an buschigte Hügel und Gebirge anschloß. Gegen Mittag lag, etwas niedriger, das Dorf, hinter demselben eine Wiese, und dann stieg unvermerkt eine Flur von Feldern auf, die ein Wald begrenzte. Gegen Abend in der Nähe war der hohe Giller mit seinen tausend Eichen. Hier las Stilling den Homer im Mai und Junius, wenn ohne das die ganze halbe Welt schön ist und in der Kraft ihres Erhalters jauchzt.

Über das alles waren auch seine Bauern gute, natürliche Leute, die beständig mit alten Sagen und Erzählungen schwanger gingen und bei jeder Gelegenheit damit herauskramten; dadurch wurde der Schulmeister vollends recht mit seinem Element genährt und zu Empfindungen aufgelegt. Er ging einsmals hinter der Schule den höchsten Hügel hinauf spazieren, oben auf der Spitze traf er einen alten Bauer aus seinem Dorf, der Holz sammelte; sobald dieser den Schulmeister kommen sah, hörte er auf zu arbeiten und sagte:

„Es ist gut, Schulmeister, daß du kommst, ich bin doch müde; nun hör', was ich dir sagen will, ich denke soeben dran. Ich und dein Großvater haben vor dreißig Jahren einmal hier Kohlen gebrannt, da hatten wir viel Freude! Wir kamen immer zu einander, aßen und tranken zusammen und redeten dann immer von alten Geschichten. Du siehst hier rund umher, so weit dein

Auge reicht, keinen Berg, aber wir besannen uns auf seinen Namen und den Ort, wo er am nächsten liegt; das war uns dann nun so recht eine Lust, wenn wir da so lagen und uns Geschichten erzählten, und zugleich den Ort zeigen konnten, wo sie geschehen waren." Nun hielt der Bauer die linke Hand über die Augen, und mit der rechten wies er gegen Abend und Nordwest hin und sagte: „Da, etwas niederwärts, siehst du das Geisenberger Schloß, gerad hinter demselben, dort weit weg, ist ein hoher Berg mit drei Köpfen, der mittelste heißt noch der Kindelsberg, da stand vor uralten Zeiten ein Schloß, das auch so hieß; da wohnten Ritter drauf, die waren sehr gottlose Leute. Da zur Rechten hatten sie, an dem Kopf, ein sehr schönes Silberbergwerk, wovon sie stockreich wurden. Nu, was geschah! Der Übermut ging so weit, daß sie sich silberne Kegel machen ließen; wenn sie nun spielten, so warfen sie nach diesen Kegeln mit silbernen Klötzen; dann backten sie große Kuchen von Semmelmehl, wie Kutschenräder, machten in der Mitte Löcher darein und steckten sie an die Achsen; das war nun eine himmelschreiende Sünde, denn wie viele Menschen haben kein Brot zu essen! Unser Herrgott ward es auch endlich müde; denn es kam des Abends spät ein weißes Männchen ins Schloß, das sagte ihnen an, daß sie alle binnen drei Tagen sterben müßten, und zum Wahrzeichen gab es ihnen, daß diese Nacht eine Kuh zwei Lämmer werfen würde. Das geschah auch, aber niemand kehrte sich dran, als der jüngste Sohn, der Ritter Siegmund hieß, und eine Tochter, die eine gar schöne Jungfrau war. Diese beteten Tag und Nacht. Die andern starben an der Pest und diese beiden blieben am Leben. Nun war der hier auf dem Geisenberg auch ein junger kühner Ritter, der ritt beständig ein großes schwarzes Pferd, deswegen hieß man ihn auch nicht anders, als den Ritter mit dem schwarzen Pferd. Er war ein gottloser Mensch, der immer raubte und mordete. Dieser Ritter gewann die schöne Jungfrau auf dem Kindelsberg lieb und wollte sie absolut haben, aber es nahm ein schlechtes Ende. Ich kann noch ein altes Lied von der Geschichte."

Der Schulmeister sagte: „Ich bitt' Euch, Kraft (so hieß der Bauer), sagt mir doch das Lied vor!"

Kraft antwortete: „Das will ich gern thun, ich will dir's wohl singen." Er fing an:

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß
Steht eine alte Linde, :,:
Von vielen Ästen kraus und groß,
Sie saust am kühl'gen Winde. :,:

Da steht ein Stein, ist breit, ist groß,
Gar nah an dieser Linde, :,:
Ist grau und rot von altem Moos,
Steht fest im kühl'gen Winde. :,:

Da schläft eine Jungfrau den traurigen Schlaf,
Die treu war ihrem Ritter, :,:
Das war von der Mark ein edler Graf,
Ihr wurde das Leben bitter. :,:

Er war mit dem Bruder ins weite Land
Zur Ritterfehde gegangen, :,:
Er gab der Jungfrau die eiserne Hand,
Sie weinte mit Verlangen. :,:

Die Zeit, die war nun lang vorbei,
Der Graf kam nun nicht wieder, :,:
Mit Sorg' und Thränen mancherlei
Saß sie bei der Linde nieder. :,:

Da kam der junge Rittersmann
Auf seinem schwarzen Pferde, :,:
Der sprach die Jungfrau freundlich an,
Ihr Herze er stolz begehrte. :,:

Die Jungfrau sprach: Du kannst mich nie
Zu deinem Weiblein haben; :,:
Wenn's dürr ist, das grüne Lindlein hie,
Dann will ich dein Herze laben. :,:

Die Linde war noch jung und schlank,
Der Ritter sucht' im Lande :,:
Ein' dürre Lind' so groß, so lang,
Bis er sie endlich fande. :,:

Er ging wohl in dem Mondenschein,
Grub aus die grüne Linde, :,:
Und setzt die dürre dahinein,
Belegt's mit Rasen geschwinde. :,:

Die Jungfrau stand des Morgens auf,
Am Fenster war's so lichte, :,:
Des Lindleins Schatten spielt' nicht drauf,
Schwarz ward's ihr vor dem Gesichte. :,:

Die Jungfrau lief zur Linde hin,
Setzt' sich mit Weinen nieder, :,:
Der Ritter kam mit stolzem Sinn,
Begehrt ihr Herze wieder. :,:

Die Jungfrau sprach in großer Not:
Ich kann dich nimmer lieben! :,:
Der stolze Ritter stach sie tot,
Das thät den Graf betrüben. :,:

Der Graf kam noch denselben Tag,
Er sah mit traurigem Mute, :,:
Wie da bei dürrer Linde lag
Die Jungfrau in rotem Blute. :,:

Er machte da ein tiefes Grab,
Der Braut zum Ruhebette, :,:
Und sucht' eine Linde bergauf und ab,
Die setzt' er an die Stätte. :,:

Und einen großen Stein dazu,
Der stehet noch im Winde, :,:
Da schläft die Jungfrau in guter Ruh,
Im Schatten der grünen Linde." :,:

Stilling lauschte still, er durfte kaum Atem holen; die schöne Stimme des alten Kraft, die rührende Melodie und die Geschichte selber wirkten dergestalt auf ihn, daß ihm das Herz pochte; er besuchte den alten Bauer oft, der ihm dann das Lied so oft vorsang, bis er's auswendig konnte. Nun senkte sich die Sonne hinter den fernen blauen Berg; Kraft und der Schulmeister gingen den Hügel herab, die braunen und scheckigten Kühe grasten in der Trift, ihre heisern Schellen klangen wiederhallend hin und her. Die Knaben liefen in den Höfen herum und teilten ihr Butterbrot und Käse zusammen; die Hausmütter machten den Stall zurecht und die Hühner flatschten, eins nach dem andern, hinauf zu ihrem Loch; noch einmal drehte sich der orangegelbe

35. flatschten, flatterten

und rotbraune Hahn auf seinem Pfahl vor dem Loch herum und krähte seinen Nachbarn gute Nacht; durch den Wald herab sprachen die Kohlenbrenner, die Quersäcke auf den Nacken, und freuten sich der nahen Ruhe.

Heinrich Stillings Schulmethode war seltsam und so eingerichtet, daß er wenig oder nichts dabei verlor. Des Morgens, sobald die Kinder in die Schule kamen und alle beisammen waren, so betete er mit ihnen und katechisierte sie in den ersten Grundsätzen des Christentums nach eigenem Gutdünken ohne Buch; dann ließ er einen jeden ein Stück lesen; wenn das vorbei war, so ermunterte er die Kinder, den Katechismus zu lernen, indem er ihnen versprach, schöne Historien zu erzählen, wenn sie ihre Aufgabe recht gut auswendig können würden; während der Zeit schrieb er ihnen vor, was sie nachschreiben sollten, ließ sie noch einmal alle lesen und dann kam's zum Erzählen, wobei vor und nach alles erschöpft wurde, was er jemals in der Bibel, im Kaiser Oktavianus, der schönen Magelone und andern mehr gelesen hatte; auch die Zerstörung der königlichen Stadt Troja wurde mit vorgenommen. So war es auf seiner Schule Sitte und Gebrauch von einem Tage zum andern. Es läßt sich nie aussprechen, mit welchem Eifer die Kinder lernten, um nur früh ans Erzählen zu kommen; waren sie aber mutwillig und nicht fleißig gewesen, so erzählte der Schulmeister nicht, sondern las selbst.

Niemand verlor bei dieser seltsamen Manier zu unterweisen, als die ABC-Schüler und die am Buchstabieren waren; dieser Teil des Schulamts war Stilling viel zu langweilig. Des Sonntags morgens versammelten sich die Schulkinder um ihren angenehmen Lehrer, und so wanderte er mit seinem Gefolge unter den schönsten Erzählungen nach Florenburg in die Kirche und nach der Predigt in eben der Ordnung wieder nach Haus.

Die Zellberger waren indessen mit Stilling recht gut zufrieden, sie sahen, daß ihre Kinder lernten, ohne viel gezüchtigt zu werden; verschiedene hatten sogar ihre Freude an all den schönen Geschichten, welche ihnen ihre Kinder zu erzählen wußten. Besonders liebte ihn Krüger außerordentlich, denn er konnte vieles mit ihm aus dem Paralacelsus reden (so sprach der Jäger das Wort Paracelsus aus); er hatte eine altdeutsche Übersetzung seiner

37. Paracelsus, Arzt und Chemiker (Alchymist), sowie mystischer Schriftsteller, geb. 1493, gest. 1541.

Schriften, und da er ein sklavischer Verehrer aller der Männer war, von denen er glaubte, daß sie den Stein Lapis gehabt hätten, so waren ihm Jakob Böhmes, Graf Bernhards und des Paracelsus Schriften große Heiligtümer. Stilling selber fand Geschmack darinnen, nicht bloß wegen des Steins der Weisen, sondern weil er ganz hohe und herrliche Begriffe, besonders im Böhm, zu finden glaubte; wenn sie das Wort: Rad der ewigen Essenzien oder auch schielender Blitz und andre mehr aussprachen, so empfanden sie eine ganz besondere Erhebung des Gemüts. Ganze Stunden lang forschten sie in magischen Figuren, bis sie manchmal Anfang und Ende verloren und meinten, die vor ihnen liegenden Zauberbilder lebten und bewegten sich; das war dann so rechte Seelenfreude, im Taumel groteske Ideen zu haben und lebhaft zu empfinden.

Allein dieses paradiesische Leben war von kurzer Dauer. Herr Pastor Stollbein und Herr Förster Krüger waren Todfeinde. Dieses kam daher: Stollbein war ein unumschränkter Monarch in seinem Kirchspiel; sein geheimes Ratskollegium, ich meine das Consistorium, bestand aus lauter Männern, die er selber angeordnet hatte und von denen er voraus wußte, daß sie einfältig genug waren, immer Ja zu sagen. Vater Stilling war der Letzte gewesen, der noch vom vorigen Prediger bestellet worden; daher fand er nirgends Widerstand. Er erklärte Krieg und schloß Frieden, ohne jemand zu Rat zu ziehen; alles fürchtete ihn und zitterte in seiner Gegenwart. Doch kann ich nicht sagen, daß das gemeine Wesen unter seiner Regierung sonderlich gelitten hätte; er hatte bei seinen Fehlern eine Menge guter Eigenschaften. Nur Krüger und einige der vornehmsten zu Florenburg haßten ihn so sehr, daß sie fast gar nicht in die Kirche gingen, viel weniger bei ihm kommunizierten. Krüger sagte öffentlich: er sei vom bösen Geist besessen; und daher that er immer gerade das Gegenteil von dem, was der Pastor gerne sah.

Nachdem Stilling einige Wochen zu Zellberg gewesen war, so beschloß Herr Stollbein, seinen neuen Schulmeister daselbst einmal zu besuchen; er kam des Vormittags um neun Uhr in die Schule; zum Glück war Stilling weder am Erzählen noch Lesen. Er wußte aber schon, daß er bei Krüger im Hause war, daher

3. J. Böhme, Mystiker und Schuhmacher, geb. 1575, gest. 1624 zu Görlitz — Graf Bernhard, gemeint ist wohl der berühmte Alchymist Bernhard von Treviso in der ersten Hälfte des XV. Jahrh.

sah er ganz mürrisch aus, schaute umher und fragte: „Was macht ihr mit den Schiefersteinen auf der Schule?“ — (Stilling hielt des Abends eine Rechenstunde mit den Kindern.) Der Schulmeister antwortete: „Darauf rechnen die Kinder des Abends.“ Der Pastor fuhr fort:

„Das kann ich wohl denken, aber wer heißt Euch das?“

Heinrich wußte nicht, was er sagen sollte, er sah dem Pastor ins Gesicht und verwunderte sich; endlich erwiderte er lächelnd: „Der mich geheißen hat, die Kinder lesen, schreiben und den Katechismus zu lehren, der hat mich auch geheißen, sie im Rechnen zu unterrichten.“

„Ihr .... ich hätte bald was gesagt! lehrt sie erst einmal das Nötigste, und wenn sie das können, dann lehrt sie auch rechnen.“

Nun fing es an, Stillingen weich ums Herz zu werden. Das ist so seiner Natur gemäß, anstatt daß andere Leute bös und launigt werden, schießen ihm die Thränen in die Augen und die Backen herunter; es giebt aber auch einen Fall, in welchem er recht zornig werden kann: wenn man ihn oder auch sonst eine ernste und empfindsame Sache satirisch behandelt. „Gott!“ versetzte er, „wie soll ich's doch machen? Die wollen haben, ich soll die Kinder rechnen lehren, und der Herr Pastor will's nicht haben! Wem soll ich nun folgen?“

„Ich hab' in Schulsachen zu befehlen,“ sagte Stollbein, „und Eure Bauern nicht!“ und damit ging er zur Thüre hinaus.

Stilling befahl sofort, alle Schiefersteine herabzunehmen und auf einen Haufen hinter dem Ofen unter die Bank zu legen; das wurde befolgt, doch schrieb ein jeder seinen Namen mit dem Griffel auf den seinigen.

Nach der Schule ging er zu dem Kirchenältesten, erzählte ihm den Vorfall und fragte ihn um Rat. Der Mann lächelte und sagte: „Der Pastor wird so seine böse Laune gehabt haben, legt Ihr die Steine zurück, daß er sie nicht sieht, wenn er wieder kommen sollte; fahrt Ihr aber fort, die Kinder müssen doch rechnen lernen!“ Er erzählte es auch Krügern; dieser glaubte, der Teufel habe ihn besessen, und nach seiner Meinung sollten nun auch die Mädchen sich Schiefersteine anschaffen und das Rechnen lernen, seine Kinder wenigstens sollten es nun zuerst vornehmen. Und das geschah auch; Stilling mußte den größten Knaben sogar in der Geometrie unterrichten.

So standen die Sachen den Sommer über, aber niemand vermutete, was den Herbst geschah. Vierzehn Tage vor Martini kam der Älteste in die Schule und kündigte Stilling im Namen des Pastors an, auf Martini die Schule zu verlassen und zu seinem Vater zurückzukehren. Dieses war dem Schulmeister und den Schülern ein Donnerschlag, sie weinten allzusammen. Krüger und die übrigen Zellberger wurden fast rasend; sie stampften mit den Füßen und schwuren: der Pastor sollte ihnen ihren Schulmeister nicht nehmen. Allein Wilhelm Stilling, wie sehr er sich auch ärgerte, fand doch ratsamer, seinen Sohn zu sich zu nehmen, um ihn an seinem fernern Glücke nicht zu hindern. Des Sonntags nachmittags vor Martini stopfte der gute Schulmeister sein bißchen Kleider und Bücher in einen Sack, hing ihn auf den Rücken und wanderte aus Zellberg das Höchste hinauf, seine Schüler gingen truppenweise hinten nach und weinten; er selbst vergoß tausend Thränen und beweinte die süßen Zeiten, die er zu Zellberg zugebracht hatte. Der ganze westliche Himmel sah ihm traurig aus, die Sonne verkroch sich hinter ein schwarzes Wolkengebirge, und er wanderte im Dunkel des Waldes den Giller hinunter.

Des Montags morgens setzte ihn sein Vater wieder in seinen alten Winkel an die Nähnadel. Das Schneiderhandwerk war ihm nun doppelt verdrießlich, nachdem er die Süßigkeit des Schulhaltens geschmeckt hatte. Das einzige, was ihm noch übrig blieb, war, daß er seine alten Sonnenuhren wieder in Ordnung brachte, und seiner Großmutter die Herrlichkeit des Homers erzählte, die sich dann auch alles wohl gefallen ließ und wohl gar Geschmack daran hatte, nicht so sehr aus eignem Naturtrieb, sondern weil sie sich erinnerte, daß ihr seliger Eberhard ein großer Liebhaber von dergleichen Sachen gewesen war.

Heinrich Stillings Leiden stürmten nun mit voller Kraft auf ihn zu, er glaubte fest, er sei nicht zum Schneiderhandwerk geboren, und er schämte sich von Herzen, so dazusitzen und zu nähen; wenn daher jemand Ansehnliches in die Stube kam, so wurde er rot im Gesicht.

Einige Wochen hernach begegnete dem Oheim Simon Herr Pastor Stollbein im Fuhrwerk; als er den Pastor von ferne herreiten sah, arbeitete er sich über Hals und Kopf mit dem Ochsen

und seiner Karre aus dem Wege auf das Feld, stellte sich mit dem Hute in der Hand neben den Ochsen hin, bis Herr Stollbein herzukam.

„Nu, was macht Euers Schwagers Sohn?"

„Er sitzt am Tisch und näht!"

„Das ist recht! so will ich's haben!"

Stollbein ritt fort und Simon fuhr seiner Wege nach Haus. Alsofort erzählte er Wilhelmen, was der Pastor gesagt hatte; Heinrich hörte es mit größtem Herzeleid, ermunterte sich aber wieder, als er sah, wie sein Vater mit aufgebrachtem Gemüt das Nähzeug von sich warf, aufsprang und mit Heftigkeit sagte: „Und ich will haben, er soll Schulhalten, sobald sich Gelegenheit dazu äußert!" — Simon versetzte: „Ich hätt' ihn zu Zellberg gelassen, der Pastor wird doch auch zu bezwingen sein." — „Das hätte wohl geschehen können," antwortete Wilhelm, „aber man hat ihn hernach doch immer auf dem Hals und wird seines Lebens nicht froh. Leiden ist besser als Streiten." — „Meinetwegen," fuhr Simon fort, „ich scher mich nichts um ihn, er sollte mir nur einmal zu nahe kommen!" Wilhelm schwieg und dachte: das läßt sich in der Stube hinterm Ofen gut sagen.

Die mühselige Zeit des Handwerks dauerte für jetzo nicht lange; denn vierzehn Tage vor Weihnachten kam ein Brief von Dorlingen aus der westfälischen Grafschaft Mark in Stillings Hause an. Es wohnte daselbst ein reicher Mann, Namens Steifmann, welcher den jungen Stilling zum Hausinformator verlangte. Die Bedinge waren: daß Herr Steifmann vom Neujahr an bis nächste Ostern Unterweisung für seine Kinder verlangte; dafür gab er Stilling Kost und Trank, Feuer und Licht; fünf Reichsthaler Lohn bekam er auch, allein dafür mußte er von den benachbarten Bauern so viel Kinder in die Lehre nehmen, als sie ihm schicken würden, das Schulgeld davon zog Steifmann ein; auf diese Weise hatte er die Schule fast umsonst.

Die alte Margarete, Wilhelm, Elisabeth, Mariechen und Heinrich beratschlagten sich hierauf über diesen Brief. Margarete fing nach einiger Überlegung an: „Wilhelm, behalte den Jungen bei dir! denk einmal! ein Kind so weit in die Fremde zu schicken, ist kein Spaß, es giebt wohl hier in der Nähe Gelegenheit für ihn." — „Das ist auch wahr!" sagte Mariechen, „mein Bruder Johann sagt oft: daß die Bauern da herum so grobe Leute wären, wer

weiß, was sie mit dem guten Jungen anfangen werden, behalt' ihn hier, Wilhelm!" Elisabeth gab auch ihre Stimme; sie hielt aber dafür, daß es besser sei, wenn sich Heinrich etwas in der Welt versuchte; wenn sie zu befehlen hätte, so müßte er ziehen. Wilhelm schloß endlich, ohne zu sagen warum: „Wenn Heinrich Lust zu gehen hätte, so wär' er es wohl zufrieden." — „Ja wohl bin ich's zufrieden!" fiel er ein, „ich wollte, daß ich schon da wär'!" Margarete und Mariechen wurden traurig und schwiegen still. Der Brief wurde also von Wilhelm beantwortet und alles eingewilligt.

Dorlingen lag neun ganze Stunden von Tiefenbach ab. Vielleicht war seit hundert Jahren niemand aus der Stillingschen Familie so weit fortgewandert und so lang abwesend gewesen. Einige Tage vor Heinrichs Abreise trauerten und weinten alle, nur er selber war innig froh. Wilhelm verbarg seinen Kummer so viel er konnte. Margarete und Mariechen empfanden zu sehr, daß er ein Stilling war, deswegen weinten sie am meisten, welches in den blinden Staraugen der alten Großmutter erbärmlich aussah.

Der letzte Morgen kam, alle versanken in Wehmut. Wilhelm stellte sich hart gegen ihn; allein der Abschied machte ihn nur desto weicher. Heinrich vergoß auch viele Thränen, aber er lief und wischte sie ab. Zu Lichthausen kehrte er bei seinem Oheim, Johann Stilling, ein, der ihm viele schöne Lehren gab. Nun kamen die Fuhrleute, die ihn mitnehmen sollten, und Heinrich reiste freudig mit ihnen fort.

Die Gegenden, welche er in dieser Jahreszeit durchzureisen hatte, sahen recht melancholisch aus. Sie machten Eindrücke auf ihn, die ihn in gewisse Niedergeschlagenheit versetzten. Wenn Dorlingen in einer solchen Gegend liegt, dachte er immer, so wird mir's doch da nicht gefallen. Die Fuhrleute, mit denen er reiste, waren von da her zu Haus; er merkte oft, wie sie zusammen hinter ihm hergingen und über ihn spotteten; denn weil er nichts mit ihnen sprach und etwas blöd aussah, so hielten sie ihn für einen Schafskopf, mit dem man machen könnte, was man wollte. Zuweilen zupfte ihn einer von hinten her, und wenn er sich dann umsah, so stellten sie sich, als wenn sie wichtige Sachen unter sich auszumachen hätten. Dergleichen Behandlungen waren nun eben fähig, seinen Zorn zu reizen; er litt das ein paarmal, end-

lich drehte er sich um, sah sie scharf an und sagte: „Hört, ihr Leute, ich bin und werd' euer Schulmeister zu Dorlingen, und wenn eure Kinder so ungezogene Bengels sind, wie ich vermute, so werd' ich Mittel wissen, ihnen andere Sitten beizubringen; das könnt ihr ihnen sagen, wenn ihr nach Haus kommt!" Die Fuhrleute sahen sich an, und bloß um ihrer Kinder willen ließen sie ihn zufrieden.

Des Abends spät um neun Uhr kam er zu Dorlingen an. Steifmann betrachtete ihn vom Haupt bis zu Fuß, so auch seine Frau, Kinder und Gesinde. Man gab ihm zu essen, und darauf legte er sich schlafen. Als er des Morgens früh erwachte, erschrak er sehr, denn er sah die Sonne, seinem Begriff nach, in Westen aufgehen, sie rückte gegen Norden in die Höhe und ging des Abends in Osten unter. Das wollte ihm gar nicht in den Kopf; und doch hatte er so viel von der Astronomie und Geographie begriffen, daß er wohl wußte, die Zellberger und Tiefenbacher Sonne sei eben dieselbe, die auch zu Dorlingen leuchte. Dieser seltsame Vorfall verrückte ihm sein Konzept, und jetzt wünschte er von Herzen, seines Oheims Johann Kompaß zu haben, um zu sehen, ob auch die Magnetnadel mit der Sonne einig sei, ihn zu betrügen. Er fand zwar endlich die Ursache dieser Erscheinung; er war den vorigen Abend spät angekommen und hatte die allmähliche Krümmung des Thals nicht bemerkt. Allein er konnte doch seine Einbildung nicht bemeistern; alle Aussichten in die rohen und öden Gegenden kamen ihm auch aus diesem Grunde traurig und fatal vor.

Steifmann war reich, er hatte viel Geld, Güter, Ochsen, Kühe, Schafe, Ziegen und Schweine, dazu seine Stahlfabrik, worin Waren verfertigt wurden, mit denen er Handlung trieb. Er hatte jetzt nur erst die zweite Frau, hernach aber hat er die dritte oder wohl gar die vierte geheiratet; das Glück war ihm so günstig, daß er verschiedene Frauen nach einander nehmen konnte, wenigstens schien ihm das Sterben und Wiedernehmen der Weiber eine besondere Belustigung zu sein. Die jetzige Frau war ein gutes Schaf, ihr Mann redete oft gar erbaulich mit ihr von den Tugenden seiner ersten Frau, so daß sie aus großer Empfindung des Herzens oft blutige Thränen weinte. Sonst war er gar nicht zum Zorn aufgelegt; er redete nicht viel, was er aber sagte, das war von Gewicht und Nachdruck, weil es gemeiniglich jemand, der

gegenwärtig war, beleidigte. Er ließ sich auch anfänglich mit seinem neuen Schulmeister in Gespräche ein, allein er gefiel ihm nicht. Von allem, was Stilling gewohnt war zu reden, verstand er nicht Ein Wort, eben so wenig, als Stilling begriff, wovon sein Patron redete. Daher schwiegen sie beide, wenn sie beisammen waren.

Des folgenden Montags morgens ging die Schule an; Steifmanns drei Knaben machten den Anfang. Vor und nach fanden sich bei achtzehn große vierschrötige Jungens ein, die sich gegen ihren Schulmeister verhielten, wie so viel Patagonier gegen Einen Franzosen. Zehn bis zwölf Mädchen von eben dem Schrot und Korn kamen auch und setzten sich hinter den Tisch. Stilling wußte nicht recht, was er mit diesem Volk anfangen sollte. Ihm war bang vor so vielen wilden Gesichtern, doch versuchte er die gewöhnliche Schulmethode und ließ sie beten, singen, lesen und den Katechismus lernen.

Dieses ging ungefähr vierzehn Tage seinen ordentlichen Gang; allein nun war es auch geschehen, ein oder anderer kosakenähnlicher Junge versuchte es, den Schulmeister zu necken. Stilling brauchte den Stock rechtschaffen, aber mit so widrigem Erfolg, daß, wenn er sich müde auf den starken Buckel zerdroschen hatte, der Schüler aus vollem Hals lachte, der Schulmeister aber weinte. Das war dann dem Herrn Steifmann so seine liebste Belustigung; wenn er in dem Schulstübchen Lärmen hörte, so kam er, that die Thüre auf und ergötzte sich von Herzen.

Dieses Verfahren gab Stillingen den letzten Stoß. Seine Schule wurde zum polnischen Reichstag, wo ein jeder that, was ihm recht deuchte. So wie nun der arme Schulmeister in der Schule alles gebrannte Herzeleid ausstand, so hatte er auch außer derselben keine frohe Stunde. Bücher fand er wenig, nur eine große Baseler Bibel, deren Holzschnitte er durch und durch wohl studierte, auch wohl darin las, wiewohl er sie oft durchgelesen hatte. Zions Lehr' und Wunder von Doktor Mel, nebst noch einigen alten Postillen und Gesangbüchern standen auf der Kleiderkammer auf einem Brett in guter Ruhe, und waren wohl, seitdem sie Herr Steifmann geerbt hatte, wenig gebraucht worden. In dem Hause selbst war ihm niemand hold, alle sahen ihn für einen einfältigen dummen Knaben an; denn ihre niederträchtigen, ironisch zotigen und zweideutigen Reden verstand er nicht, er ant-

wortete immer gutherzig, wie er's meinte nach dem Sinn der Worte, suchte überhaupt einen jeden mit Liebe zu gewinnen, und dieses war eben der gerade Weg, eines jeden Schuhputzer zu werden.

Doch trug sich einsmalen etwas zu, das ihm leicht das Leben hätte kosten können, wenn ihn der gütige Vater der Menschen nicht sonderlich bewahrt hätte. Er mußte sich des Morgens selbst Feuer in den Ofen machen: als er nun einmal kein Holz fand, so wollte er sich etwas holen; nun war über der Küche her eine Rauchkammer, wo man das Fleisch räucherte und zugleich das Holz trocknete. Die Dreschtenne stieß an die Küche und von dieser Tenne ging eine Treppe nach der Rauchkammer. Es waren just sechs Taglöhner beim Dreschen. Heinrich lief die Treppe hinauf, machte die Thüre auf, aus welcher der Rauch wie eine dicke Wolke herauszog; er ließ die Thüre offen, that einen Sprung nach dem Holz, ergriff etliche Stücke, indessen wirbelte einer von den Dreschern auswendig die Thüre zu. Der arme Stilling geriet in Todesangst, der Rauch erstickte ihn, es war stockfinster da, er wurde irre und wußte nicht mehr, wo die Thüre war. In diesem erschrecklichen Zustand that er einen Sprung gegen die Wand und traf just gerade gegen die Thür, dergestalt, daß der Wirbel zerbrach und die Thüre aufsprang. Stilling stürzte die Treppe herunter bis auf die Tenne, wo er betäubt und sinnlos hingestreckt lag. Als er wieder zu sich kam, sah er die Drescher nebst Herrn Steifmann um sich stehen und aus vollem Halse lachen. „Des sollte doch der T . . . . . nicht lachen!" sagte Steifmann. Dieses ging Stillingen durch die Seele. „Ja!" antwortete er, „der lacht wirklich, daß er endlich einmal seinesgleichen gefunden hat." Das gefiel seinem Patron außerordentlich, und er pflegte wohl zu sagen: das sei das erste und auch das letzte gescheite Wort gewesen, das er von seinem Schulmeister gehört habe.

Das beste indessen bei der Sache war, daß Stilling keinen Schaden genommen hatte: er überließ sich gänzlich der Wehmut, weinte sich die Augen rot, und erlangte weiter nichts dadurch, als Spott. So traurig ging seine Zeit vorüber, und seine Wonne am Schulhalten wurde ihm häßlich versalzen.

Sein Vater Wilhelm Stilling war indessen zu Haus mit angenehmeren Sachen beschäftigt. Die Wunde über Dortchens Tod war heil, er erinnerte sich allezeit mit Zärtlichkeit an sie; allein er trauerte nicht mehr, sie war nun vierzehn Jahre tot, und seine

strenge, mystische Denkungsart milderte sich insoweit, daß er jetzt mit allen Menschen Umgang pflog, doch war alles mit freundlichem Ernst, Gottesfurcht und Rechtschaffenheit vermischt, so daß er Vater Stilling ähnlicher wurde, als eins seiner Kinder. Er wünschte nun auch einmal Hausvater zu werden, eigenes Haus und Hof zu haben und den Ackerbau neben seinem Handwerk zu treiben; deswegen suchte er sich jetzt eine Frau, die neben den nötigen Eigenschaften, Leibes und der Seele, auch Haus und Güter hätte: er fand bald, was er suchte. Zu Leindorf, zwei Stunden von Tiefenbach westwärts, war eine Witwe von achtundzwanzig Jahren, eine ansehnliche brave Frau; sie hatte zwei Kinder aus der ersten Ehe, wovon aber eins bald nach ihrer Hochzeit starb. Diese war recht froh, als sie Wilhelm begehrte, ob er gleich gebrechliche Füße hatte. Die Heirat wurde geschlossen, der Hochzeittag bestimmt und Heinrich bekam einen Brief nach Dorlingen, der in den wärmsten und zärtlichsten Ausdrücken, deren sich nur ein Vater gegen seinen Sohn bedienen kann, ihm die Sache bekannt machte, und ihn auf den bestimmten Tag zur Hochzeit einlud. Heinrich las diesen Brief, legte ihn hin, stand auf und bedachte sich, er mußte sich erst tief prüfen, ehe er finden konnte, ob ihm wohl oder wehe dabei ward; so ganz verschiedene Empfindungen stiegen in seinem Gemüt auf. Endlich schritt er ein paarmal vor sich hin und sagte zu sich selbst: „Meine Mutter ist im Himmel, mag diese einstweilen in diesem Jammerthal bei mir und meinem Vater ihre Stelle vertreten. Dereinsten werde ich doch diese verlassen und jene suchen. Mein Vater thut wohl! – Ich will sie doch recht lieb haben und ihr allen Willen thun, so gut ich kann, so wird sie mich wieder lieben, und ich werde Freude haben."

Nun machte er Steifmann die Sache bekannt, forderte etwas Geld und reiste nach Tiefenbach zurück. Er wurde daselbst von allen mit tausend Freuden empfangen, besonders von Wilhelm; dieser hatte ein wenig gezweifelt, ob sein Sohn auch murren würde; da er ihn aber so heiter kommen sah, flossen ihm die Thränen aus den Augen, er sprang auf ihn zu und sagte:

„Willkommen, Heinrich!"

„Willkommen, Vater! ich wünsche Euch von Herzen Glück zu Eurem Vorhaben, und ich freue mich sehr, daß Ihr nun in Eurem Alter Trost haben könnt, wenn's Gott gefallt."

Wilhelm sank auf einen Stuhl, hielt beide Hände vors Ge-

ſicht und weinte. Heinrich weinte auch. Endlich fing Wilhelm an: „Du weißt, ich hab' mir in meinem Witwerſtand fünfhundert Reichsthaler erſpart; ich bin nun vierzig Jahre alt und ich hätte vielleicht noch vieles erſparen können, dieſes alles entgeht dir nun; du wärſt doch der einzige Erbe davon geweſen!"

„Vater, ich kann ſterben, Ihr könnt ſterben, wir beide können noch lange leben, Ihr könnt kränklich werden und mit Eurem Gelde nicht einmal auskommen. Aber, Vater! iſt meine neue Mutter meiner ſeligen Mutter ähnlich?"

Wilhelm hielt wiederum die Hände vor die Augen. „Nein!" ſagte er, „aber ſie iſt eine brave Frau."

„Auch gut," ſagte Heinrich und ſtand ans Fenſter, um noch einmal ſeine alten romantiſchen Gegenden zu ſchauen. Es lag kein Schnee. Die Ausſicht in den nahen Wald kam ihm ſo angenehm vor, ob es gleich in den letzten Tagen des Februars war, daß er beſchloß, hin zu ſpazieren; er ging den Berg hinauf und in den Wald hinein. Nachdem er eine Weile umhergewandelt und ſich ziemlich von den Häuſern entfernt hatte, wurde es ihm ſo wohl in ſeiner Seele, er vergaß der ganzen Welt und wandelte, in Gedanken vertieft, vor ſich hin; indeſſen kam er unvermerkt an die Weſtſeite des Geiſenberger Schloſſes. Schon ſah er zwiſchen den Stämmen der Bäume durch auf dem Hügel die zerfallenen Mauern liegen. Das überraſchte ihn ein wenig. Nun rauſchte etwas zur Seite im Geſträuche, er ſchaute hin und ſah ein anmutiges Weibsbild in demſelben ſtehen, blaß, aber zärtlich im Geſicht, in Leine und Baumwolle gekleidet. Er ſchauderte und das Herz klopfte ihm; da es aber noch früh am Tage war, ſo fürchtete er ſich nicht, ſondern fragte: „Wo ſeid Ihr her?" Sie antwortete: „Von Tiefenbach." Das kam ihm fremd vor, denn er kannte ſie nicht. „Wie heißt Ihr denn?" — „Dortchen." Stilling that einen lauten Schrei und ſank zur Erde in Ohnmacht. Das gute Mädchen wußte nicht, wie ihr geſchah, ſie kannte den jungen Burſchen auch nicht, denn ſie war erſt als Magd aufs Neujahr nach Tiefenbach gekommen. Sie lief zu ihm, kniete bei ihm auf die Erde und weinte. Sie verwunderte ſich ſehr über den jungen Menſchen, beſonders, da er ſo weiche Hände und ein ſo weißes Geſicht hatte: auch waren ſeine Kleider reiner und ſauberer, auch wohl ein wenig beſſer, als die der andern Burſchen. Der Fremde gefiel ihr. Indeſſen kam Stilling wieder zu ſich ſelber, er ſah

die Weibsperson nahe bei sich, er richtete sich auf, sah sie starr an und fragte zärtlich: „Was macht Ihr hier?“ Sie antwortete sehr freundlich: „Ich will dürres Holz lesen. Wo seid Ihr her?“ Er erwiderte: „Ich bin auch von Tiefenbach, Wilhelm Stillings Sohn.“ Nun hörte er, daß sie seit Neujahr erst Magd daselbst war; und sie hörte seine Umstände, es that beiden leid, daß sie sich verlassen mußten. Stilling spazierte nach dem Schloß und sie las Holz. Es hat wohl zwei Jahre gedauert, eh' das Bild dieses Mädchens in seinem Herzen verlosch, so fest hatte es sich seiner Seele eingeprägt. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, ging er wieder nach Haus; er erzählte aber nichts von dem, was vorgefallen war, nicht so sehr aus Verschwiegenheit, sondern aus andern Ursachen.

Des andern Tages ging er mit seinem Vater und andern Freunden nach Leindorf zur Hochzeit; seine Stiefmutter empfing ihn mit aller Zärtlichkeit; er gewann sie lieb und sie liebte ihn wieder; Wilhelm freute sich dessen von Herzen. Nun erzählte er auch seinen Eltern, wie betrübt es ihm zu Dorlingen ging. Die Mutter riet, er sollte zu Haus bleiben und nicht wieder hingehen; allein Wilhelm sagte: „Wir haben noch immer Wort gehalten, es darf an dir nicht fehlen; thun's andere Leute nicht, so müssen sie's verantworten; du mußt aber deine Zeit aushalten.“ Dieses war Stillingen auch nicht sehr zuwider. Des andern Morgens reiste er wieder nach Dorlingen. Allein seine Schüler kamen nicht wieder; das Frühjahr rückte heran und ein jeder begab sich aufs Feld. Da er nun nichts zu thun hatte, so wies man ihm verächtliche Dienste an, so daß ihm sein tägliches Brot recht sauer wurde.

Noch vor Ostern, ehe er abreiste, hatten Steifmanns Knechte beschlossen, ihn recht trunken zu machen, um so recht ihre Freude an ihm zu haben. Als sie des Sonntags aus der Kirche kamen, sagte einer zum andern: „Laßt uns ein wenig wärmen, ehe wir uns auf den Weg begeben;“ denn es war kalt und sie hatten eine Stunde zu gehen. Nun war Stilling gewohnt, in Gesellschaft nach Haus zu gehen; er trat deswegen mit hinein und setzte sich zu dem Ofen. Nun ging's ans Branntweintrinken, der mit einem Sirup versüßt war; der Schulmeister mußte mittrinken; er merkte bald, wo das hinaus wollte, daher nahm er den Mund voll, spie ihn aber unvermerkt wieder aus unter den Ofen ins Steinkohlengefäß. Die Knechte bekamen also zuerst einen Rausch, und nun

merkten sie nicht mehr auf den Schulmeister, sondern sie betranken sich selbst aufs beste; unter diesen Umständen suchten sie endlich Ursache an Stilling, um ihn zu schlagen, und kaum entkam er aus ihren Händen. Er bezahlte seinen Anteil an der Zeche und ging heimlich fort. Als er nach Haus kam, erzählte er Herrn Steifmann den Vorfall; allein der lachte darüber. Man sah ihm an, daß er den mißlungenen Anschlag bedauerte. Die Knechte wurden nun vollends wütend und suchten allerhand Gelegenheit, ihm eins zu versetzen; allein Gott bewahrte ihn. Noch zwei Tage vor seiner Abreise traf ihn ein Bauernsohn aus dem Dorf auf dem Felde, der auch bei der Branntweinzeche gewesen; dieser griff ihn am Kopf und rang mit ihm, ihn zur Erde zu werfen; es war aber zu gutem Glück ein alter Greis nahe dabei im Hof, dieser kam herzu und fragte: was ihm der Schulmeister gethan habe? Der Bursche antwortete: „Er hat mir nichts gethan, ich will ihm nur ein paar um die Ohren geben.“ Der alte Bauer aber ergriff ihn und sagte gegen Stilling: „Geh du nach Haus!“ Und darauf gab er jenem einige derbe Maulschellen und versetzte: „Nun geh du auch nach Haus, das hab' ich nur so für Spaß gethan.“

Den zweiten Ostertag nahm Stilling seinen Abschied zu Dorlingen, und des Abends kam er wieder bei seinen Eltern zu Leindorf an.

Nun war er insoweit wieder in seinem Element, er mußte freilich wacker auf dem Handwerk arbeiten; allein er wußte doch nun wieder Gelegenheit, an Bücher zu kommen. Den ersten Sonntag ging er nach Zellberg und holte den Homer, und wo er sonst etwas wußte, das nach seinem Geschmack schön zu lesen war, das holte er herbei, so daß in kurzem das Brett über dem Fenster her, wo sonst allerhand Geräte gestanden hatten, ganz voll Bücher stand. Wilhelm war dessen so gewohnt, er sah es gern; allein der Mutter waren sie zuweilen im Wege, so daß sie fragte: „Heinrich, was willst du mit allen den Büchern machen?“ Er las also des Sonntags und während dem Essen; seine Mutter schüttelte dann oft den Kopf und sagte: „Das ist doch ein wunderlicher Junge!“ — Wilhelm lächelte dann so auf Stillings Weise und sagte: „Gretchen, laß ihn halt machen!“

Nach einigen Wochen fing nun die schwerste Feldarbeit an. Wilhelm mußte darin seinen Sohn auch brauchen, wenn er keinen Taglöhner an seine Stelle nehmen wollte, und damit würde die

Mutter nicht zufrieden gewesen sein, allein dieser Zeitpunkt war der Anfang von Stillings schwerem Leiden; er war zwar ordentlich groß und stark, aber von Jugend auf nicht dazu gewöhnt, und er hatte kein Glied an sich, das zu dergleichen Geschäften gemacht war. Sobald er anfing zu hacken oder zu mähen, so zogen sich alle seine Glieder an dem Werkzeug, als wenn sie hätten zerbrechen wollen; er meinte oft vor Müdigkeit und Schmerzen niederzusinken, aber da half alles nichts; Wilhelm fürchtete Verdruß im Hause und seine Frau glaubte immer, Heinrich würde sich nach und nach daran gewöhnen. Diese Lebensart wurde ihm endlich unerträglich, er freute sich nunmehr, wenn er zuweilen an einem regnichten Tag am Handwerk sitzen und seine zerknirschten Glieder erquicken konnte; er seufzte unter diesem Joch, ging oft allein, weinte die bittersten Thränen und flehte zum himmlischen Vater um Erbarmung und um Änderung seines Zustandes.

Wilhelm litt heimlich mit ihm. Wenn er des Abends mit geschwollenen Händen voller Blasen nach Haus kam und von Müdigkeit zitterte, so seufzte sein Vater, und beide sehnten sich mit Schmerzen wieder nach einem Schuldienst. Dieser fand sich auch endlich nach einem sehr schweren und mühseligen Sommer ein. Die Leindorfer, wo Wilhelm wohnte, beriefen ihn auf Michaelis 1756 zu ihrem Schulmeister. Stilling willigte in diesen Beruf mit Freuden; er war nun glückselig und trat mit seinem siebzehnten Jahr dieses Amt wieder an. Er speiste bei seinen Bauern um die Reihe, vor und nach der Schule aber mußte er seinem Vater am Handwerk helfen. Auf diese Weise blieb ihm keine Zeit zum Studieren übrig, als nur, wenn er in der Schule war, und da war der Ort nicht, um selber zu lesen, sondern andere zu unterrichten. Doch stahl er manche Stunde, die er auf Mathematik und andere Künsteleien verwandte. Wilhelm merkte das, er stellte ihn darüber zu Rede und schärfte ihm das Gewissen. Stilling antwortete mit betrübtem Herzen: „Vater! meine ganze Seele ist auf die Bücher gerichtet, ich kann meine Neigung nicht bändigen, gebt mir vor und nach der Schule Zeit, so will ich kein Buch in die Schule bringen.“ Wilhelm erwiderte: „Das ist doch zu beklagen! Alles, was du lernst, bringt dir ja kein Brot und Kleider ein, und alles, was dich ernähren könnte, dazu bist du ungeschickt.“ Stilling betrauerte selber seinen Zustand, denn das Schulhalten war ihm auch zur Last, wenn er dabei keine Zeit zum Lesen hatte;

er sehnte sich deswegen von seinem Vater ab und an einen andern Ort zu kommen.

Zu Leindorf waren indessen die Leute ziemlich mit ihm zufrieden, obgleich ihre Kinder in der Zeit mehr hätten lernen können: denn sein Wesen und sein Umgang mit den Kindern gefiel ihnen. Auch der Herr Pastor Dahlheim, zu dessen Kirchspiel Leindorf gehörte, ein Mann, der seinem Amt Ehre machte, liebte ihn. Stilling wunderte sich über die Maßen, als er das erste Mal bei diesem vortrefflichen Mann auf sein Zimmer kam; er war ein Greis von achtzig Jahren und lag just auf einem Ruhebettchen, als er zur Thüre hereintrat; er sprang auf, bot ihm die Hand und sagte: „Nehmt mir nicht übel, Schulmeister! daß Ihr mich auf dem Bette findet, ich bin alt und meine Kräfte wanken." Stilling wurde von Ehrfurcht durchdrungen, ihm flossen die Thränen die Wangen herab. „Herr Pastor!" antwortete er, „es freut mich recht sehr, unter Ihrer Aufsicht Schule zu halten! Gott gebe Ihnen viel Freude und Segen in Ihrem Alter!" — „Ich danke Euch, lieber Schulmeister!" erwiderte der edle Alte, „ich bin, Gott sei Dank! nahe an dem Ziel meiner Laufbahn, und ich freue mich recht auf meinen großen Sabbath." Stilling ging nach Haus und unterwegs machte er die besondere Anmerkung: Herr Dahlheim müßte entweder ein Apostel, oder Herr Stollbein ein Baalspfaffe sein.

Herr Dahlheim besuchte zuweilen die Leindorfer Schule, wenn er auch dann eben nicht alles in gehöriger Ordnung fand, so fuhr er nicht aus, wie Herr Stollbein, sondern er ermahnte Stillingen ganz liebreich, dieses oder jenes abzuändern; und das that bei einem so empfindsamen Gemüt immer die beste Wirkung. Diese Behandlung des Herrn Pastors war wirklich zu bewundern, denn er war ein jähzorniger, hitziger Mann, aber nur gegen die Laster, nicht gegen die Fehler; dabei war er auch gar nicht herrschsüchtig. Um den Charakter dieses Mannes meinen Lesern zu schildern, will ich eine Geschichte erzählen, die sich mit ihm zugetragen hat, als er noch Hofprediger bei einem Fürsten zu R . . . gewesen war. Dieser Fürst hatte eine vortreffliche Gemahlin und mit derselben auch verschiedene Prinzessinnen; dennoch verliebte er sich in eine Bürgerstochter in seiner Residenzstadt, bei welcher er, seiner Gemahlin zum höchsten Leidwesen, ganze Nächte zubrachte. Dahlheim konnte das ungeahndet nicht hingehen lassen; er fing auf der Kanzel

an, unvermerkt dagegen zu predigen; doch fühlte der Fürst wohl, wohin der Hofprediger zielte, daher blieb er aus der Kirche und fuhr während der Zeit auf sein Lustschloß in den Tiergarten. Einsmals kam Dahlheim und wollte in die Kirche gehen zu predigen, er traf den Fürsten just auf dem Platz, als er in die Kutsche steigen wollte; der Hofprediger trat herzu und fragte: „Wo gedenken Euer Durchlaucht hin?“ — „Was liegt dir, Pfaff, daran?“ war die Antwort. „Sehr viel!“ versetzte Dahlheim, und ging in die Kirche, allwo er mit trockenen Worten gegen die Ausschweifungen der Großen dieser Welt anging, und ein Weh über das andere gegen sie ausrief. Nun war die Fürstin in der Kirche, sie ließ ihn zur Mittagstafel bitten, er kam, und sie bedauerte seine Freimütigkeit und befürchtete üble Folgen. Indessen kam der Fürst wieder, fuhr aber auch alsofort wieder in die Stadt zu seiner Maitresse, welche zum Unglück auch in der Hofkapelle gewesen war und Herrn Dahlheim gehört hatte. Sowohl der Hofprediger, als auch die Fürstin hatten sie gesehen, sie konnten leicht das Gewitter vorausiehen, welches Herrn Dahlheim über dem Haupt schwebte: dieser aber kehrte sich an nichts, sondern sagte der Fürstin, daß er alsofort hingehen und dem Fürsten die Wahrheit ins Gesicht sagen wollte, er ließ sich auch gar nicht warnen, sondern ging alsofort hin und gerade zum Fürsten ins Zimmer. Als er hineintrat, stutzte derselbe und fragte: „Was habt Ihr hier zu machen?“ Dahlheim antwortete: „Ich bin gekommen, Ew. Durchlaucht Segen und Fluch vorzulegen, werden Dieselben diesem ungeziemenden Leben nicht absagen, so wird der Fluch Dero hohes Haus und Familie treffen, und Stadt und Land werden Fremde erben.“ Darauf ging er fort, und des folgenden Tages wurde er abgesetzt und des Landes verwiesen. Doch hatte der Fürst hierbei keine Ruhe, denn nach zwei Jahren rief er ihn mit Ehren wieder zurück und gab ihm die beste Pfarre, die er in seinem Lande hatte. Dahlheims Weisagung wurde indessen erfüllt. Schon vor mehr als vierzig Jahren ist kein Zweig mehr von diesem fürstlichen Hause übrig gewesen. Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte.

Stilling konnte mit aller seiner Gutherzigkeit doch nicht verhüten, daß sich nicht Leute fanden, denen er in der Schule zu viel Bücher las, es gab ein Gemurmel im Dorf, und viele vermuteten, daß die Kinder versäumt würden. Ganz unrecht hatten die Leute wohl nicht, aber doch auch nicht ganz recht; denn er

sorgte noch so ziemlich, daß auch der Zweck, warum er da war, erreicht wurde. Es kam freilich den Bauern seltsam vor, so unerhörte Figuren an den Schulfenstern zu sehen, wie seine Sonnenuhren waren. Oftmalen standen zwei und mehrere auf der Straße still und sahen ihn am Fenster durch ein Gläschen nach der Sonne gucken; da sagte dann der eine: „Der Kerl ist nicht gescheit!“ — der andere vermutete, er betrachte den Himmelslauf, und beide irrten sehr; es waren nur Stücke zerbrochener Füße von Branntweingläsern. Diese hielt er vors Auge und betrachtete gegen die Sonne die herrlichen Farben in ihren mancherlei Gestalten, welches ihn, nicht ohne Ursache, königlich ergötzte.

Dieses Jahr ging nun wiederum so seinen Gang fort; Handwerksgeschäfte, Schulhalten und verstohlene Lesestunden hatten darinnen beständig abgewechselt, bis er, kurz vor Michaelis, da er eben sein achtzehntes Jahr angetreten hatte, einen Brief von Herrn Pastor Goldmann empfing, der ihm eine schöne Schule an einer Kapelle zu Preisingen antrug. Dieses Dorf liegt zwei Stunden südwärts von Leindorf ab, in einem herrlichen breiten Thal. Stilling wurde über diesen Brief entzückt, daß er sich nicht zu fassen wußte; sein Vater und seine Mutter selber freuten sich über die Maßen. Stilling dankte Herrn Goldmann schriftlich für diese vortreffliche Rekommandation und versprach ihm Freude zu machen.

Dieser Prediger war ein weitläufiger Anverwandter des seligen Dortchens, mithin auch des jungen Stillings. Diese Ursache nebst dem allgemeinen Ruf von seinen seltenen Gaben hatten den braven Pastor Goldmann bewogen, ihn der Preisinger Gemeinde vorzuschlagen. Er wanderte also auf Michaelis nach seiner neuen Bestimmung. So wie er auf die Höhe kam, sah er das herrliche Thal vor sich mit seinen breiten und grünen Wiesen, gegenüber ein schönes, grünes Gebirge von lauter Wäldern und Feldern. Mitten in der Ebene lag das Dorf Preisingen rund und gedrängt zusammen, die grünen Obstbäume und die weißen Häuser dazwischen machten ein anmutiges Ansehen. Gerade in der Mitte ragte der Kapellenturm mit blauen Schiefersteinen bedeckt und bekleidet über alles empor, und hinter dem Dorf her schimmerte das Flüßchen Saal im Glanz der Sonne. So brach er in Thränen aus, setzte sich eine Weile auf die Rasen nieder und ergötzte sich an der herr-

17. Kapelle = Filialkirche.

lichen Aussicht. Hier fing er zuerst an, ein Lied zu versuchen, es gelang ihm auch so ziemlich, denn er hatte eine natürliche Anlage dazu. Ich habe es unter seinen Papieren nachgesucht, aber nicht finden können.

Hier nahm er sich nun fest und unwiderruflich vor, Fleiß und Eifer auf die Schule zu verwenden, die übrige Zeit aber in seinem mathematischen Studium fortzufahren. Als er diesen Bund mit sich selber geschlossen hatte, so stand er auf und wanderte vollends nach Preisingen hin.

Seine Wohnung wurde ihm bei einer reichen, vornehmen und dabei über die Maßen dicken Witwe angewiesen, die sich Frau Schmoll nannte und zwei schöne sittsame Töchter hatte, wovon die älteste Maria hieß und zwanzig Jahre alt war; die andere aber hieß Anna und war achtzehn Jahre alt. Beide Mädchen waren recht gute Kinder, so wie auch ihre Mutter. Sie lebten zusammen wie Engel, in der edelsten Harmonie, und so zu sagen, in einem Überfluß von Freuden und Vergnügen, denn es fehlte ihnen nichts, und das wußten sie auch zu nützen, daher brachten sie auch ihre Zeit nebst den Hausgeschäften mit Singen und allerhand erlaubten Ergötzlichkeiten zu. Stilling liebte zwar das Vergnügen, allein die Unthätigkeit des menschlichen Geistes war ihm zuwider, daher konnte er nicht begreifen, daß die Leute keine Langeweile hatten. Doch befand er sich unvergleichlich in ihrer Gesellschaft; wenn er sich zuweilen in Betrachtung und Geschäften ermüdet hatte, so war es eine süße Erholung für ihn, mit ihnen umzugehen.

Stilling hatte noch an keine Frauenliebe gedacht; diese Leidenschaft und das Heiraten war in seinen Augen eins, und jedes ohne das andere ein Greuel. Da er nun gewiß wußte, daß er keine von den Jungfern Schmoll heiraten konnte, indem keine weder einen Schneider, noch einen Schulmeister nehmen durfte, so unterdrückte er jeden Keim der Liebe, der so oft, besonders zu Maria, in seinem Herzen aufblühen wollte. Doch, was sage ich von Unterdrücken! wer vermag das aus eigener Kraft? Stillings Engel, der ihn leitete, kehrte die Pfeile von ihm ab, die auf ihn geschossen wurden. Die beiden Schwestern dachten indessen ganz anders; der Schulmeister gefiel ihnen im Herzen, er war in seiner ersten Blüte, voll Feuer und Empfindung; denn ob er gleich ernst und still war, so gab es doch Augenblicke, wo sein Licht aus allen

Winkeln des Herzens hervorglänzte; dann breitete sich sein Geist aus, er floß über von mitteilender, heiterer Freude, und dann war's gut sein in seiner Gegenwart. Aber es giebt der Geister wenig, die da empfinden können; es ist so etwas Geistiges und Erhabenes, von roher lärmender Freude so Entferntes, daß die wenigsten begreifen werden, was ich hier sagen will. Frau Schmoll und ihre Töchter indessen fühlten's und empfanden's in aller seiner Kraft. Andere Leute von gemeinem Schlag saßen dann oft und horchten; der eine rief: „Paule, du rasest!" der andere saß und staunte, und der dritte glaubte, er sei nicht recht gescheit. Die beiden Mädchen ruhten dann dort in einem dunkeln Winkel, um ihn ungestört beobachten zu können, sie schwiegen und hefteten ihre Augen auf ihn. Stilling merkte das mit tiefem Mitleiden; allein er war fest entschlossen, keinen Anlaß zu mehrerem Ausbruch der Liebe zu geben. Sie waren beide sittsam und blöde, und deswegen weit davon entfernt, sich an ihn zu entdecken. Frau Schmoll saß dann, spielte mit ihrer schwarzen papiernen Schnupftabakdose auf dem Schoß, und dachte nach, unter welche Sorte Menschen der Schulmeister wohl eigentlich gehören möchte; fromm und brav war er in ihren Augen und recht gottesfürchtig dazu; allein da er von allem redete, nur nicht von Sachen, womit Brot zu verdienen war, so sagte sie oft, wenn er zur Thüre hinausging: „Der arme Schelm, was will noch aus ihm werden!" — „Das kann man nicht wissen," versetzte denn wohl Maria zuweilen, „ich glaube, er wird noch ein vornehmer Mann in der Welt." Die Mutter lachte und erwiderte oft: „Gott laß es ihm wohl gehen! er ist ein recht lieber Bursche;" auf einmal wurden ihre Töchter lebendig.

Ich darf behaupten, daß Stilling die Preisinger Schule nach Pflicht und Ordnung bediente; er suchte nun, bei reiferen Jahren und Einsichten, seinen Ruhm in Unterweisung der Jugend zu befestigen. Allein es war schade, daß es nicht aus natürlicher Neigung herfloß. Wenn er ebensowohl nur acht Stunden des Tages zum Schneiderhandwerk, als zum Schulamt hätte verwenden dürfen, so wäre er gewiß noch lieber am Handwerk geblieben: denn das war für ihn ruhiger und nicht so vieler Verantwortung unterworfen. Um sich nun die Schule angenehmer zu machen, erdachte er allerhand Mittel, wie er mit leichterer Mühe die Schüler zum Lernen aufmuntern möchte. Er führte eine Rangordnung ein, die sich auf die größere Geschicklichkeit

bezog, er fand allerhand Wettspiele im Schreiben, Lesen und Buchstabieren; und da er ein großer Liebhaber vom Singen und der Musik war, so suchte er schöne geistliche Lieder zusammen, lernte selber die Musiknoten mit leichter Mühe und führte das vierstimmige Singen ein. Dadurch wurde nun ganz Preisingen voller Leben und Gesang. Des Abends vor dem Essen hielt er eine Rechenstunde und nach derselben eine Singstunde. Wenn dann der Mond so still und feierlich durch die Bäume schimmerte und die Sterne vom blauen Himmel herunter äugelten, so ging er mit seinen Sängern heraus an den Preisinger Hügel, da setzten sie sich ins Dunkel und sangen, daß es durch Berg und Thal erscholl; dann gingen Mann, Weib und Kinder im Dorf vor die Thür, standen und horchten; sie segneten ihren Schulmeister, gingen dann hinein, gaben sich die Hand und legten sich schlafen. Oft kam er mit seinem Gefolge hinter Schmolls Haus in den Baumhof, und dann sangen sie sanft und still; entweder: O du süße Lust! oder: Jesus ist mein Freudenlicht! oder: Die Nacht ist vor der Thür! und was dergleichen schöne Lieder mehr waren: dann gingen die Mädchen ohne Licht oben auf ihre Kammer, setzten sich hin und versanken in Empfindung. Oft fand er sie noch so sitzen, wenn er nach Hause kam und schlafen gehen wollte; denn alle Kammern im Hause waren gemeinschaftlich, der Schulmeister hatte überall freien Zutritt. Niemand war weniger sorgfältig für ihre Töchter, als Frau Schmoll, und sie war glückselig, daß sie es auch nicht nötig hatte. Wenn er dann Maria und Anna so in einem finstern Winkel mit geschlossenen Augen fand, so ging's ihm durchs Herz. Sie seufzte dann tief, drückte ihm die Hand und sagte: „Mir ist's wohl von Eurem Singen!" Dann erwiderte er oft: „Laßt uns fromm sein, liebe Mädchen, im Himmel wollen wir erst recht singen!" und dann ging er flüchtig fort und legte sich schlafen; er fühlte wohl oft das Herz pochen, aber er hatte nicht acht darauf. Ob die Mädchen mit dem Trost auf jene Welt so völlig zufrieden gewesen, das läßt sich nicht wohl ausmachen, weil sie sich nie darüber erklärt haben.

Des Morgens vor der Schule und des Mittags vor und nach derselben arbeitete er die Geographie und Wolfs Anfangsgründe der Mathematik ganz durch; auch fand er Gelegenheit, seine Kenntnisse in der Sonnenuhrkunst noch höher zu treiben, denn er hatte in der Schule, deren Fenster eines gerade gegen Mittag

stand, oben unter der Decke mit schwarzer Ölfarbe eine Sonnenuhr gemalt, so groß als die Decke war, in dieselbe hatte er die zwölf himmlischen Zeichen genau eingetragen und jedes in seine dreißig Grad eingeteilt; oben im Zenith der Uhr, oberhalb dem Fenster, stand mit römischen, zierlich gemalten Buchstaben geschrieben: Coeli enarrant gloriam Dei. (Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.) Vor dem Fenster war ein runder Spiegel befestigt, über welchen eine Kreuzlinie mit Ölfarbe gezogen war; dieser Spiegel strahlte dann oben unter, und zeigte nicht allein die Stunden des Tages, sondern auch ganz genau den Stand der Sonne in dem Tierkreis. Vielleicht steht diese Uhr noch da, und jeder Schulmeister kann sie benützen und dabei wahrnehmen, was für einen Antecessor er ehemals gehabt habe.

Um diese Zeit hatte er im historischen Fache noch nichts gelesen, als Kirchenhistorien, Martergeschichten, Lebensbeschreibungen frommer Menschen, desgleichen auch alte Kriegshistorien vom dreißigjährigen Krieg und dergleichen. Im Poetischen fehlte es ihm noch, da war er noch immer nicht weiter gekommen, als vom Eulenspiegel bis auf den Kaiser Oktavianus, den Reinecke Fuchs mit eingeschlossen. Alle diese vortrefflichen Werke der alten Deutschen hatte er wohl hundertmal gelesen und wieder andern erzählt; er sehnte sich nun nach Neuem. Den Homer rechnete er nicht zu dieser Lektüre, es war ihm um vaterländische Dichter zu thun. Stilling fand, was er suchte. Herr Pastor Goldmann hatte einen Eidam, der ein Chirurgus und zugleich Apotheker war; dieser Mann hatte einen Vorrat von schönen poetischen Schriften, besonders von Romanen; er leihte sie dem Schulmeister gern, und das erste Buch, welches er mit nach Hause nahm, war die Asiatische Banise.

Dieses Buch fing er an einem Sonntag Nachmittag an zu lesen. Die Schreibart war ihm neu und fremd. Er glaubte in ein fremdes Land gekommen zu sein und eine neue Sprache zu hören, aber sie entzückte und rührte ihn bis auf den Grund seines Herzens; Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels — war ein Ausdruck für ihn, dessen Schönheit er nicht genug zu rühmen wußte. Goldbedeckte Türme — welche herrliche Kürze! und so bewunderte er das ganze Buch

28 f. Asiatische Banise, Deutsche Nat.-Litt. Bd. 21 neu gedruckt.

durch, die Menge von Metaphern, in welchen der Stil des Herrn von Ziegler gleichsam schwamm. Über alles aber schien ihm der Plan dieses Romans ein Meisterstück der Erdichtung zu sein, und der Verfasser desselben war in seinen Augen der größte Poet, den jemals Deutschland hervorgebracht hatte. Als er im Lesen dahin kam, wo Balacin seine Banise im Tempel errettet und den Chaumigrem ermordet, so überlief ihn der Schauer der Empfindung dergestalt, daß er fortlief, in einen geheimen Winkel niederkniete und Gott dankte, daß er doch endlich den Gottlosen ihren Lohn auf ihr Haupt bezahlte und die Unschuld auf den Thron setzte. Er vergoß milde Thränen und las mit eben der Wärme auch den zweiten Teil durch. Dieser gefiel ihm noch besser; der Plan ist verwickelter und im ganzen mehr romantisch. Darauf las er die zwei Quartbände von der Geschichte des christlichen deutschen Großfürsten Herkules und der königlich böhmischen Prinzessin Valiska, und dieses Buch gefiel ihm gleichfalls über die Maßen; er las es im Sommer während der Heuernte, als er einige Tage Ferien hatte, an einander ganz durch und vergaß die ganze Welt dabei Was das für eine Glückseligkeit sei, eine solche neue Schöpfung von Geschichten zu lesen, gleichsam mit anzusehen und alles mit den handelnden Personen zu empfinden, das läßt sich nur denen sagen, die ein Stillings-Herz haben.

Es war einmal eine Zeit, da man sagte: der Herkules, die Banise und dergleichen, ist das größte Buch, das Deutschland hervorgebracht hat. Es war auch einmal eine Zeit, da mußten die Hüte der Mannspersonen dreieckig hoch in die Luft stehen, je höher, je schöner. Der Kopfputz der Weiber und Jungfrauen stand derweil in die Quere, je breiter, je besser. Jetzt lacht man der Banise und des Herkules, ebenso, wie man eines Hagestolzen lacht, der noch mit hohem Hut, steifen Rockstößen und ellenlangen herabhängenden Aufschlägen einhertritt. Anstatt dessen trägt man Hütchen, Röckchen, Manschettchen, liest Amourettchen und bunt scheckigte Romänchen; und wird unter der Hand so klein, daß man einen Mann aus dem vorigen Jahrhundert wie einen Riesen ansieht, der von Grobheit strotzt. Dank sei's vorab Klopstock, und die Reihe herunter bis auf — daß sie dem undeutschen tändelnden Ton die Spitze geboten und ihn auf die Neige ge

13 romantisch, vgl. meine Gesch. d. Rom. Bd. II, S. 111 ff.

bracht haben. Es wird doch einmal eine Zeit kommen, wo man große Hüte tragen, und also auch die Banise als eine herrliche Antiquität lesen wird.

Die Wirkungen dieser Lektüre auf Stillings Geist waren wunderbar, und gewiß ungewöhnlich; es war etwas in ihm, das seltene Schicksale in seinem eigenen Leben ahnete; er freute sich auf die Zukunft, faßte Zutrauen zum lieben himmlischen Vater, und beschloß großmütig: so geradezu, blindlings dem Faden zu folgen, wie ihn ihm die weise Vorsicht in die Hand geben würde. Desgleichen fühlte er einen himmlischsüßen Trieb, in seinem Thun und Lassen recht edel zu sein, ebenso, wie die Helden in gemeldeten Büchern vorgestellt werden. Er las dann mit einem empfindsam gemachten Herzen die Bibel und geistliche Lebensgeschichten frommer Leute, als Gottfried Arnolds Leben der Altväter; seine Kirchen- und Ketzerhistorie und andere von der Art mehr. Dadurch erhielt nun sein Geist eine höchst seltsame Richtung, die sich mit nichts vergleichen und nicht beschreiben läßt. Alles, was er in der Natur sah, jede Gegend idealisierte er sich zum Paradies, alles war ihm schön und die ganze Welt beinahe ein Himmel. Böse Menschen rechnete er mit zu den Tieren, und was sich halb gut auslegen ließ, das war nicht mehr böse in seinen Augen. Ein Mund, der anders sprach, als das Herz dachte, jede Ironie und jede Satire war ihm ein Greuel, alle andern Schwachheiten konnte er entschuldigen.

Die Frau Schmoll lernte ihn auch immer mehr und mehr kennen, und so wuchs auch ihre Liebe zu ihm. Sie bedauerte nichts mehr, als daß er ein Schneider und Schulmeister war, beide Teile waren in ihren Augen schlechte Mittel ans Brot zu kommen; sie hatte auf ihre Weise ganz recht; Stilling wußte das so gut wie sie; aber seine Nebengeschäfte gefielen ihr ebenso wenig, sie sagte wohl zuweilen im Scherz: „Entweder der Schulmeister kommt noch einst an meine Thüre und bettelt, oder kommt geritten und ist zum Herrn geworden, so, daß wir uns tief vor ihm bücken müssen.“ Dann präsentierte sie ihm ihre Schnupftabaksdose, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Nehmt einmal ein Prischen, wir erleben noch etwas zusammen.“ Stilling

2. Banise, die Prophezeiung scheint jetzt in Erfüllung gegangen zu sein, obwohl nicht ganz im Sinne des Verfassers. — 14. Gottfried Arnolds Leben der Altväter, vgl. S. 46 Anm.

lächelte dann, nahm's und sagte: „Der Herr wird's ersehen!" Dieses währte so fort, bis ins zweite Jahr seines Schulamts zu Preisingen. Da fingen die beiden Mädchen an, ihre Liebe gegen den Schulmeister mehr und mehr zu äußern; Maria bekam Mut, sich klarer zu entdecken und die Hindernisse demselben leichter zu machen; er fühlte recht innig, daß er sie lieben könnte, aber ihm graute vor den Folgen; daher fuhr er fort, jedem Gedanken an sie zu widerstehen, doch war er immer insgeheim zärtlich gegen sie; es war ihm unmöglich, spröde zu sein. Anna sah das und verzweifelte; sie entdeckte sich nicht, schwieg und verbiß ihren Gram. Stilling merkte aber davon nichts, er ahnte nicht einmal etwas Verdrießliches, sonst würde er klug genug gewesen sein, um ihr auch zärtlich zu begegnen. Sie wurde still und melancholisch; niemand wußte, was ihr fehle. Man suchte ihr allerhand Veränderungen zu machen, aber alles war vergebens. Endlich wünschte sie ihre Tante zu besuchen, die eine starke Stunde von Preisingen, nahe bei der Stadt Salen wohnte. Man erlaubte ihr dieses gern, und sie ging mit einer Magd, welche desselbigen Abends wieder kam und versicherte, daß sie ganz munter geworden sei, als sie zu ihrer Freundin gekommen wäre. Nach einigen Tagen fing man an, sie zu erwarten; allein sie blieb aus und man hörte und sah gar keine Nachricht von da her. Die Frau Schmoll fing an zu sorgen, sie konnte nicht begreifen, wo das Mädchen bliebe; sie fuhr allemal zusammen, wenn des Abends die Thür aufging, und fürchtete eine Trauerpost zu hören. Des folgenden Samstags mittags ersuchte sie den Schulmeister, ihr Annchen wieder zu holen, er war nicht abgeneigt dazu, machte sich fertig und ging fort.

Es war spät im Oktober, die Sonne stand niedrig im Süden, an den Bäumen hing noch da und dort ein grünes Blatt, und ein kältlicher Ostwind pfiff in den blätterlosen Birken. Er mußte über eine große, lange Heide gehen; hier fühlte er so etwas Schauderhaftes und Melancholisches, er dachte an die Vergänglichkeit aller Dinge; ihm war's beim Abschied der schönen Natur, wie beim Abschied einer lieben Freundin; allein ihn schreckte auch ein dunkles Ahnen, so, als wenn man beim Mondschein an einem berüchtigten einsamen Orte vorbeigeht, wo man Gespenster vermutet. Er ging und kam bei der Tante an. So wie er zur Thüre hineintrat, hüpfte ihm Anna mit fliegenden Haaren und

nachläſſigen Kleidern entgegen, hüpfte ein paarmal um ihn herum und ſagte:

„Du biſt mein lieber Knabe! Du liebſt mich aber nicht. Wart' du! Sollſt auch kein Blumenſträußchen haben! So ein Sträußchen — von Blumen, die an Felſen und Klippen wachſen, — ſo ein Feldkümmelſträußchen, das iſt für dich!"

Stilling erſtarrte, er ſtand da und ſagte kein Wort. Die Tante ſah ihn an und weinte, ſie aber hüpfte und tanzte wieder fort, und ſang:

„Es graſte ein Schäflein am Felſenſtein,
Fand keine ſüße Weide,
Der Schäfer ging und pflegte nicht ſein,
Das that dem Schäflein ſo leide."

Zwei Tage vorher war ſie des Abends vernünftig und geſund zu Bette gegangen, des Morgens aber war ſie eben ſo geweſen, wie ſie Stilling nun fand, niemand konnte die Urſache erraten, woher dieſes Unglück ſeinen Urſprung genommen, der Schulmeiſter ſelber wußte ſie damals noch nicht, bis er ſie hernach aus ihren Reden erfahren hatte.

Die ehrliche Frau wollte beide heute nicht gehen laſſen, ſondern ſie erſuchte Stillingen, die Nacht da zu bleiben, und morgen mit der armen Nichte nach Haus zu gehen; er entſchloß ſich willig dazu und blieb da.

Des Abends, während des Eſſens, ſaß ſie ganz ſtill am Tiſch, aß aber ſehr wenig. Stilling fragte ſie: „Sage mir, Anna, ſchmeckt dir das Eſſen nicht?" Sie antwortete: „Ich habe gegeſſen, aber es bekommt mir nicht gut, — habe Herzweh!" Sie ſah wild aus. „Stille!" fuhr der Schulmeiſter fort, „du mußt ruhig ſein; du warſt ſonſt ein ſanftes, ruhiges Mädchen, wie iſt das, daß du dich ſo verändert haſt? Du ſiehſt, die Tante weint über dich, thut dir das nicht leid? Ich ſelber habe über dich weinen müſſen, beſinne dich doch einmal! Du warſt ſonſt nicht, wie du nun biſt, ſei doch, wie du ſonſt warſt!" Sie verſetzte: „Höre! Soll ich dir ein fein Stückchen erzählen?"

„Es war einmal eine alte Frau."

Nun ſtand ſie auf, machte ſich krumm, nahm einen Stock in die Hand, ging in der Stube herum und machte die Figur einer alten Frau ganz natürlich nach.

„Du haſt wohl ehe eine alte Frau ſehen betteln gehen. Dieſe

alte Frau bettelte auch, und wenn sie etwas bekam, dann sagte sie: Gott lohn' euch! Nicht wahr? so sagen die Bettelleute, wenn man ihnen etwas giebt? — Die Bettelfrau kam an eine Thür — an eine Thür! — Da stand ein freundlicher Schelm vom Jungen am Feuer und wärmte sich — das war so ein Junge, als —"

Sie winkte den Schulmeister an.

„Der Junge sagte freundlich zu der armen alten Frau, wie sie so an der Thüre stand und zitterte: Kommt, Altmutter, und wärmt Euch! Sie kam herzu."

Nun ging sie auch wieder ganz behend, kam und stand krumm neben Stillingen.

„Sie ging aber zu nahe ans Feuer zu stehen; — ihre alten Lumpen fingen an zu brennen, und sie ward's nicht gewahr. Der Jüngling stand und sah das. — Er hätt's doch löschen sollen, nicht wahr, Schulmeister? — Er hätt's löschen sollen?"

Stilling schwieg. Er wußte nicht, wie ihm war; er hatte so eine dunkle Ahnung, die ihn sehr melancholisch machte. Sie wollte aber eine Antwort haben; sie sagte:

„Nicht wahr, er hätte löschen sollen? — Gebt mir eine Antwort, so will ich auch sagen: Gott lohn' Euch!"

„Ja!" erwiderte er, „er hätte löschen sollen. Aber wenn er nun kein Wasser hatte, nicht löschen konnte!" — Stilling stand auf, er fand keine Ruhe mehr, doch durfte er sich's nicht merken lassen.

„Ja! (fuhr Anna fort und weinte) dann hätte er alles Wasser in seinem Leibe zu den Augen herausweinen sollen, das hätte so zwei hübsche Bächlein gegeben, zu löschen."

Sie kam wieder und sah ihm scharf ins Gesicht; die Thränen standen ihm in den Augen.

„Nun, die will ich dir doch abwischen!"

Sie nahm ihr weißes Schnupftüchlein, wischte sie ab und setzte sich wieder still an ihren Ort. Alle waren still und traurig. Drauf gingen sie zu Bett.

Stillingen kam kein Schlaf in die Augen; er meinte nicht anders, als wenn ihm das Herz im Leibe vor lauter Mitleid und Erbarmen zerspringen wollte. Er besann sich, was da wohl seine Pflicht wäre? Sein Herz sprach für sie um Erbarmung, sein Gewissen aber forderte die strengste Zurückhaltung. Er untersuchte nun, welcher Forderung er folgen mußte? Das Herz sagte:

Du kannst sie glückselig machen. Das Gewissen aber: Diese Glückseligkeit ist von kurzer Dauer, und dann folgt ein unabsehlich langes Elend darauf. Das Herz meinte: Gott könnte die zukünftigen Schicksale wohl recht glücklich ausfallen lassen; das Gewissen aber urteilte: man müßte Gott nicht versuchen, und nicht von ihm erwarten, daß er um ein paar Leidenschaften zweier armer Würmer willen eine ganze Verkettung vieler aufeinander folgender Schicksale, wobei so viele andere Menschen interessiert sind, zerreißen und verändern solle. Das ist auch wahr! sagte Stilling, sprang aus dem Bett, wandelte auf und ab. Ich will freundlich gegen sie sein, aber mit Ernst und Zurückhaltung.

Des Sonntags morgens begab sich der Schulmeister mit der armen Jungfer auf den Weg. Sie wollte absolut an seinem Arm gehen; er ließ das nicht gern zu, weil es ihm sehr übel würde genommen worden sein, wenn es ehrbare Leute gesehen hätten. Doch er überwand dieses Vorurteil und führte sie am rechten Arm. Als sie auf oben gedachte Heide kamen, verließ sie ihn, spazierte umher und pflückte Kräuter, aber keine grüne, sondern solche, die entweder halb oder ganz welk und dürre waren. Dabei sang sie folgendes Lied:

Es saß auf grüner Heide
Ein Schäfer grau und alt, :,:
Es grasten auf der Weide
Die Schäflein längs den Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Schäfer, krumm und müde,
Stieg bei der Herde her, :,:
Und wenn die Sonne glühte,
Dann war sein Gang so schwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sein Mädchen, jung und schöne,
Sein einzig's Töchterlein, :,:
War vieler Schäfer Söhne
Ihr einz'ger Wunsch allein.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Doch einer unter allen,
Der edle Faramund, :,:
Thät ihr allein gefallen
In ihres Herzens Grund.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Es hatte ihn gebissen
Ein fremder Schäferhund, :,:
Sein Fleisch war ihm zerrissen,
Sein Fuß war ihm verwund't.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie gingen einmal beide
Im Walde hin und her, :,:
Eins an des andern Seite,
Das Herz war jedem schwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie kamen nah' zur Heide,
Allwo der Vater saß, :,:
Es traur'ten an der Weide
Die Schäflein in dem Gras.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Auf einem grünen Rasen
Stand Faramund starr und fest, :,:
Die bangen Vögelein saßen
Ganz still in ihrem Nest.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Er fiel mit blanken Zähnen
Sein armes Mädchen an, :,:
Sie rief mit tausend Thränen
Ihn um Erbarmen an.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Das bange Seelenzagen
Hört nun der Vater bald, :,:
Des Mädchens Ach und Klagen
Erscholl im ganzen Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Vater, steif und bebend,
Lief langsam stolpernd hin, :,:
Er fand sie kaum mehr lebend,
Ihm starrte Mut und Sinn.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Jüngling kehrte wieder
Von seiner Raserei, :,:
Und fiele sterbend nieder,
Zog Lorens Haupt herbei.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Und unter tausend Küssen
Flog hin das Seelenpaar, :,:
In matten Thränengüssen
Entfloh'n sie der Gefahr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Nun wankt in Seelenleiden
Der Vater hin und her, :,:
Ihn fliehen alle Freuden,
Kein Sternlein glänzt ihm mehr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Stilling mußte sich mit Gewalt halten, daß er nicht laut weinte und heulte. Sie stand oft gegen der Sonne über, sah sie zärtlich an und sang dann: Sonne, noch einmal blicke zurück! Ihr Ton war sanft, wie einer Turteltaube, wenn sie vor dem Untergang der Sonne noch einmal girrt. Ich wünschte, daß meine Leser nur die sanften harmonischen Melodieen dieses und anderer in dieser Geschichte vorkommenden Lieder gehört hätten, sie würden dieselben doppelt empfinden; doch werde ich sie vielleicht dereinsten auch drucken lassen.

Endlich sprang sie wieder an seinen Arm und ging mit ihm fort. „Du weinst, Faramund!" sagte sie, „aber du beißest mich doch nicht; heiß mich Lore, ich will dich Faramund heißen, willst du?" „Ja!" sagte Stilling mit Thränen, „sei du Lore, ich bin Faramund. Arme Lore, was wird die Mutter sagen?"

„Hab' ihr da so ein welkes Sträußchen gebunden, mein Faramund! aber du weinst?"

„Ich weine um Lore."

„Lore ist ein gutes Mädchen. Bist du wohl in der Hölle gewesen, Faramund?"

„Davor bewahre uns Gott."

Nun griff sie seine rechte Hand, legte sie unter ihre linke Brust und sagte: „Wie's da klopft! — da ist die Hölle — da gehörst du hinein, Faramund!" — Sie knirschte auf den Zähnen, sah wild um sich her. „Ja," fuhr sie fort, „du bist schon darinnen! — aber — wie ein böser Engel!" — Hier hielt sie ein, weinte. „Nein," sagte sie, „so nicht, so nicht!"

Unter dergleichen Reden, die dem guten Stilling scharfe Messer im Herzen waren, kamen sie nach Hause. So wie sie über die Schwelle traten, kam Maria aus der Küche und die

Mutter aus der Stubenthür heraus. Anna flog der Mutter um den Hals, küßte sie und sagte: „Ach, liebe Mutter! ich bin nun so fromm geworden, so fromm wie ein Engel, und du Mariechen, magst sagen, was du willst (sie dräuete ihr mit der Faust), du hast mir meinen Schäfer genommen, du weidest da in guter Ruh. — Aber, kannst du das Liedchen:

Es graste ein Schäflein am Felsenstein?"

Sie hüpfte in der Stube und küßte alle Menschen, die sie sah. Frau Schmoll und Maria weinten laut. „Ach! was muß ich erleben!" sagte die gute Mutter und heulte laut. Stilling erzählte indessen alles, was er von der Tante gehört hatte, und trauerte herzlich um sie. Seine Seele, die ohnehin so empfindsam war, versank in tiefen Kummer. Denn er sah nunmehr wohl ein, woher das Unglück entstanden war, und doch durfte er keinem Menschen ein Wörtchen davon sagen. Maria merkte es auch, sie spiegelte sich an ihrer Schwester und zog ihr Herz allmählich von Stilling ab, indem sie andern braven Jünglingen Gehör gab, die um sie warben. Indessen brachte man die arme Anna oben im Hause auf ein Zimmer, wo man eine alte Frau zu ihr that, die auf sie achthaben und ihrer warten mußte. Sie wurde zuweilen ganz rasend, so daß sie alles zerriß, was sie nur zu fassen bekam; man rief alsdann den Schulmeister, weil man keine andere Mannsperson, außer dem Knecht, im Hause hatte; dieser konnte sie bald zur Ruhe bringen, er hieß sie nur Lore, dann hieß sie ihn Faramund und war so zahm, wie ein Lämmchen.

Ihr gewöhnlicher Zeitvertreib bestand darin, daß sie eine Schäferin vorstellte; und diese Idee muß bloß vom obigen Lied hergekommen sein, denn sie hatte gewiß keine Schäfergeschichte oder Idyllen gelesen, ausgenommen einige Lieder, welche von der Art in Schmolls Hause ging und gäbe waren. Wenn man zu ihr hinaufkam, so hatte sie ein weißes Hemd über ihre Kleider angezogen und einen rundum abgezügelten Mannshut auf dem Kopf. Um den Leib hatte sie sich mit einem grünen Band gegürtet, dessen lang herabhängendes Ende sie ihrem Schäferhund, den sie Phylax hieß und der niemand anders als ihre alte Aufwärterin war, um den Hals gebunden hatte. Das gute alte Weib mußte auf Händen und Füßen herumkriechen und so gut bellen, als sie konnte, wenn sie von ihrer Gebieterin gehetzt wurde; öfters war's

mit dem Bellen nicht genug, sondern sie mußte sogar einen oder den andern ins Bein beißen. Zuweilen war die Frau müde, die Hundsrolle zu spielen, allein sie bekam alsdann derbe Schläge, denn Anna hatte beständig einen langen Stab in der Hand; indessen ließ sich die gute Alte gern dazu gebrauchen, weil sie Anna damit stillen konnte, und nebst gutem Essen und Trinken einen guten Lohn bekam.

Dieses Elend dauerte nur einige Wochen. Anna kam wieder zu sich selbst, sie bedauerte sehr den Zustand, worin sie gewesen war, wurde vorsichtiger und vernünftiger als vorhin, und Stilling lebte wieder neu auf, besonders als er nun merkte, daß er zwei so gefährlichen Klippen entgangen war. Unterdessen entdeckte niemand in der Familie jemalen, was die wahre Ursache von Annens Unfall gewesen war.

Stilling besorgte seine Schule unverdrossen fort, doch ob er gleich Fleiß anwandte, seinen Schülern Wissenschaften beizubringen, so fanden sich doch ziemlich viele unter seinen Bauern, die anfingen, ihm recht feind zu werden. Die Ursache davon ist nicht zu entwickeln; Stilling war einer von den Menschen, die niemand gleichgültig sind, entweder man mußte ihn lieben, oder man mußte ihn hassen; die erstern sahen auf sein gutes Herz und vergaben ihm seine Fehler gern; die andern betrachteten sein gutes Herz als dumme Einfalt, seine Handlungen als Fuchsschwänzereien und seine Gaben als Prahlsucht. Diese wurden ihm unversöhnlich feind, und je mehr er sie, seinem Charakter gemäß, mit Liebe zu gewinnen suchte, je böser sie wurden; denn sie glaubten nur, es sei bloß Schmeichelei von ihm, und wurden nur desto feindseliger gegen ihn. Endlich beging er eine Unvorsichtigkeit, die ihn vollends um die Preisinger Schule brachte, wie gut die Sache auch von seiner Seite gemeint war.

Er band sich nicht gern an die alte gewöhnliche Schulmethode, sondern suchte allerhand Mittel hervor, um sich und seine Schüler zu belustigen; deswegen ersann er täglich etwas Neues. Sein erfinderischer Geist fand vielerlei Wege, dasjenige, was die Kinder zu lernen hatten, ihnen spielend beizubringen. Viele seiner Bauern sahen es als nützlich an, andere betrachteten es als Kindereien und ihn als einen Stocknarren. Besonders aber fing er ein Stück an, das allgemeines Aufsehen machte. Er schnitt weiße Blätter in der Größe wie Karten; diese bezeichnete er mit Nummern; die

Nummern bedeuteten diejenigen Fragen des Heidelbergischen Katechismus, welche die nämliche Zahl hatten; diese Blätter wurden von vier oder fünf Kindern gemischt, so viel ihrer zusammen spielen wollten, alsdann wie Karten umgegeben und gespielt; die größere Nummer stach immer die kleinere ab; derjenige, welcher am letzten die höchste Nummer hatte, brauchte nur die Frage zu lernen, die seine Nummer anwies, und wenn er sie schon vorher auswendig gelernt hatte, so lernte er nichts bis den andern Tag, die andern aber mußten lernen, was sie für Nummern vor sich liegen hatten, und ihr Glück bestand darin, wenn sie viele der Fragen wußten, die ihnen in ihren Nummern zugefallen waren. Nun hatte Stilling zuweilen das Kartenspielen gesehen und auch sein Spiel davon abstrahiert, allein er verstand gar nichts davon, doch wurde es ihm so ausgelegt und die ganze Sache seinem Vetter, dem Herrn Pastor Goldmann, von der schlimmsten Seite vorgetragen.

Dieser vortreffliche Mann liebte Stilling von Herzen und seine Unvorsichtigkeit schmerzte ihn aus der Maßen; er ließ den Schulmeister zu sich kommen und stellte ihn wegen dieser Sache zu Rede. Stilling erzählte ihm alles freimütig, zeigte ihm das Spiel vor und überführte ihn von dem Nutzen, den er dabei verspürt hatte. Allein Herr Goldmann, der die Welt besser kannte, sagte ihm: „Mein lieber Vetter! Man darf heutiges Tages ja nicht bloß auf den Nutzen einer Sache sehen, sondern man muß auch allezeit wohl erwägen, ob die Mittel, dazu zu gelangen, den Beifall der Menschen haben, sonst erntet man Stank für Dank, und Hohn für Lohn; so geht's Euch jetzt, denn Eure Bauern sind so aufgebracht, daß sie Euch nicht länger als bis Michaelis behalten wollen, sie sind willens, wenn Ihr nicht gutwillig abdankt, die ganze Sache dem Inspektor anzuzeigen, und Ihr wißt, was der für ein Mann ist. Nun wär' es doch schade, wenn die Sache so weit getrieben würde, weil Ihr alsdann hier im Lande nie wieder Schulmeister werden könntet; ich rate Euch deswegen, danket ab und sagt heute noch Eurer Gemeinde, Ihr wäret des Schulhaltens müde, sie möchten sich einen andern Schulmeister wählen. Ihr bleibt alsdann in Ehren und es wird nicht lange währen, so werdet Ihr eine bessere Schule bekommen, als diese, die Ihr bedient habt. Ich werde Euch indessen lieb haben und sorgen, daß Ihr glücklich werden mögt, so viel ich nur kann"

Diese Rede drang Stilling durch Mark und Bein, er wurde blaß und die Thränen standen ihm in den Augen. Er hatte sich die Sache vorgestellt, wie sie war, und nicht, wie sie ausgelegt werden könnte; doch sah er ein, daß sein Vetter ganz recht hatte; er war nun abermal gewitzigt, und er nahm sich vor, in Zukunft äußerst behutsam zu sein. Doch bedauerte er bei sich selber, daß seine mehrsten Amtsbrüder, mit weniger Geschicklichkeit und Fleiß, doch mehr Ruhe und Glück genössen, als er, und er begann einen dunkeln Blick in die Zukunft zu thun, was doch wohl der himmlische Vater noch mit ihm vorhaben möchte. Als er nach Haus kam, kündigte er mit innigster Wehmut seiner Gemeinde an, daß er abdanken wollte. Der größte Teil erstaunte, der böseste Teil aber war froh, denn sie hatten schon jemand in Vorschlag, der sich besser zu ihren Absichten schickte, und nun hinderte sie niemand mehr, dieselben zu erreichen. Die Frau Schmoll und ihre Töchter konnten sich am übelsten darein finden, denn erstere liebte ihn, und die beiden letztern hatten ihre Liebe in eine herzliche Freundschaft verwandelt, die aber doch gar leicht wieder hätte in ernstern Brand geraten können, wenn er sich zärtlicher gegen sie ausgelassen, oder daß sie eine andere Möglichkeit, den erwünschten Zweck zu erreichen, geäußert hätte. Sie weinten alle drei und fürchteten den Tag des Abschiedes; doch der kam mehr als zu früh. Die Mädchen versanken in stummen Schmerz, Frau Schmoll aber weinte; Stilling ging wie ein Trunkener; sie hielten an ihm an, sie oft zu besuchen; er versprach das und taumelte wieder mitternachtwärts den Berg hinauf; auf der Höhe sah er sich nochmals nach seinem lieben Preisingen um, setzte sich hin und weinte. Ja! dachte er, Lampe singt wohl recht: Mein Leben ist ein Pilgrimstand. — Da geh' ich schon das dritte Mal wieder an das Schneiderhandwerk, wenn mag es doch wohl endlich Gott gefallen, mich beständig glücklich zu machen! Hab' ich doch keine andere Absicht, als ein rechtschaffener Mann zu werden! Nun befahl er sich Gott und wanderte mit seinem Bündel auf Leindorf zu.

Nach dem Verlauf von zwei Stunden kam er daselbst an. Wilhelm sah ihn zornig an, als er zur Thür hereintrat; das ging ihm durch die Seele; seine Mutter aber sah ihn gar nicht an, er setzte sich hin und wußte nicht, wie ihm war. Endlich fing sein Vater an: „Bist du wieder da, ungeratener Junge? Ich

28. Lampe, Fr. Adolf, Liederdichter um 1700 zu Bremen.

hab' mir eitle Freuden deinetwegen gemacht, was helfen dich deine brotlosen Künste? Das Handwerk ist dir zuwider, sitzest da, seufzend und seufzend, und wenn du Schulmeister bist, so will's nirgends fort. Zu Zellberg warst ein Kind und hattest kindische Anschläge, darum gab man dir was zu; zu Dorlingen warst ein Schuhputzer, sogar kein Salz und Kraft hast bei dir; hier zu Leindorf ärgertest du die Leute mit Sächelchen, die weder dir, noch andern nützten, und zu Preisingen mußt entfliehen, um so eben deine Ehre zu retten! Was willst nun hier machen? — Du mußt Handwerk und Feldarbeit ordentlich verrichten, oder ich kann dich nicht brauchen" Stilling seufzte tief und antwortete: „Vater! ich fühl' es in meiner Seele, daß ich unschuldig bin, ich kann mich aber nicht rechtfertigen; Gott im Himmel weiß alles! Ich muß zufrieden sein, was er über mich verhängen wird. Aber:

Endlich wird das frohe Jahr
Der erwünschten Freiheit kommen!

Es wär' doch entsetzlich, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte, und seine Vorsehung verweigerte mir, so lang ich lebe, die Befriedigung derselben!"

Wilhelm schwieg und legte ihm ein Stück Arbeit vor. Er setzte sich hin und fing wieder an zu arbeiten; er hatte ein so gutes Geschicke dazu, daß sein Vater oft zu zweifeln anfing, ob er nicht gar von Gott zum Schneider bestimmt sei. Dieser Gedanke aber war Stillingen so unerträglich, daß sich seine ganze Seele dagegen empörte; er sagte dann auch wohl zuweilen, wenn Wilhelm so etwas vermutete: „Ich glaube nicht, daß mich Gott in diesem Leben zu einer beständigen Hölle verdammt habe!"

Es war nunmehr Herbst und die Feldarbeit mehrenteils vorbei, daher mußte er fast immer auf dem Handwerk arbeiten, und dieses war ihm auch lieber, seine Glieder konnten es besser aushalten. Dennoch aber fand sich seine Traurigkeit bald wieder ein, er war wie in einem fremden Lande, von allen Menschen verlassen. Dieses Leiden hatte so etwas ganz Besonderes und Unbeschreibliches; das einzige, was ich nie habe begreifen können, war dieses: sobald die Sonne schien, fühlte er sein Leiden doppelt; Licht und Schatten des Herbstes brachte ihm so ein unaussprechliches Gefühl in seine Seele, daß er vor Wehmut oft zu vergehen glaubte, hingegen wenn es regnicht Wetter und stürmisch war, so befand er sich besser, es war ihm, als wenn er in einer dunkeln

Felsenkluft säße, er fühlte dann eine verborgene Sicherheit, wobei es ihm wohl war. Ich hab' unter seinen alten Papieren noch einen Aufsatz gefunden, den er diesen Herbst im Oktober an einem Sonntag Nachmittag verfertigt hat; es heißt unter anderem darin:

Gelb ist die Trauerfarbe
Der sterbenden Natur,
Gelb ist der Sonnenstrahl,
Er kommt so schief aus Süden,
Und lagert sich so müde
Längs Feld und Berge hin:
Die kalten Schatten wachsen,
Auf den erblaßten Rasen
Wird's grau von Frost und Reif;
Der Ost ist scharf und herbe,
Er stößt die falben Blätter,
Sie rieseln auf den Frost u. s. w.

An einem andern Orte heißt es:

Wenn ich des Nachts erwache,
So heult's im Loch der Eulen,
Die Eiche saust im Wind.
Es klappern an den Wänden
Die halbverfaulten Bretter,
Es rast der wilde Sturm.
Dann ist's mir wohl im Dunkeln,
Dann fühl' ich tiefen Frieden,
Dann ist's mir traurig wohl u. s. w.

Wenn sein Vater guter Laune war, so daß er sich in etwas an ihn entdecken durfte, so klagte er ihm zuweilen sein inneres trauriges Gefühl. Wilhelm lächelte dann und sagte: „Das ist etwas, welches wir Stillinge nicht kennen, das hast du von deiner Mutter geerbt. Wir sind immer gut Freund mit der Natur, sie mag grün, gelb oder weiß aussehen; wir denken dann: das muß so sein, und es gefällt uns. Aber deine selige Mutter hüpfte und tanzte im Frühling, im Sommer war sie munter und geschäftig, im Anfange des Herbstes fing sie an zu trauern, bis Weihnachten weinte sie, und dann fing sie an zu hoffen und die Tage zu zählen; im März lebte sie schon halb wieder auf." Wilhelm lächelte, schüttelte den Kopf und sagte: „Es sind doch besondere Dinge!" — Ach, seufzte dann Heinrich oft in seinem Herzen, möchte sie noch leben, sie würde mich am besten verstehen!

Zuweilen fand Stilling ein Stündchen, das er zum Lesen verwenden konnte, und dann deuchte ihm, als wenn er noch einen fernen Nachgeschmack von den vergangenen seligen Zeiten genösse, allein es war nur ein vorbeieilender Genuß. Um ihn her wirkten eitle frostige Geister, er fühlte das beständige Treiben des Geldhungers, und der frohe stille Genuß war verschwunden. — Er beweinte seine Jugend und trauerte um sie, wie ein Bräutigam um seine erblaßte Braut. Allein das alles half nichts, klagen durfte er nicht, und sein Weinen brachte ihm nur Vorwürfe.

Doch hatte er einen einzigen Freund zu Leindorf, der ihn ganz verstand und dem er alles klagen konnte. Dieser Mensch hieß Kaspar und war ein Eisenschmelzer, eine edle Seele, warm für die Religion, mit einem Herzen voller Empfindsamkeit. Der November hatte noch schöne Herbsttage, deswegen gingen Kaspar und Stilling Sonntags nachmittags spazieren, alsdann flossen ihre Seelen in einander über; besonders hatte Kaspar eine feste Überzeugung in seinem Gemüt, daß sein Freund Stilling vom himmlischen Vater zu weit was anders, als zum Schulhalten und Schneiderhandwerk bestimmt sei, er konnte das so unwidersprechlich darthun, daß Stilling ruhig und großmütig beschloß, alle seine Schicksale geduldig zu ertragen Um Weihnachten blickte ihn das Glück wieder freundlich an. Die Kleefelder Vorsteher kamen und beriefen ihn zu ihrem Schulmeister; dieses war nun die beste und schönste Kapellenschule im ganzen Fürstentum Salen. Er wurde wieder ganz lebendig, dankte Gott auf den Knieen und zog hin. Sein Vater gab ihm beim Abschied die treuesten Ermahnungen, und er selber that, so zu sagen, ein Gelübde, jetzt alle seine Geschicklichkeit und Wissenschaft anzuwenden, um im Schulhalten den höchsten Ruhm davon zu tragen. Die Vorsteher gingen mit ihm nach Salen, und er wurde daselbst vor dem Konsistorium von dem Inspektor Meinhold bestätigt.

Mit diesem festen Entschluß trat er mit dem Anfang des 1760sten Jahres, im zwanzigsten seines Alters, dieses Amt wieder an, und bediente dasselbe mit solchem Ernst und Eifer, daß es rund umher bekannt wurde, und alle seine Feinde und Mißgönner fingen an zu schweigen, seine Freunde aber zu triumphieren; er beharrte auch in dieser Treue, so lange er da war. Demungeachtet setzte er doch seine Lektüre in den übrigen Stunden fort. Das

21 Kapellenschule, s. S. 104

Klavier und die Mathematik waren sein Hauptwerk; indessen wurden doch Dichter und Romane nicht vergessen. Gegen das Frühjahr wurde er mit einem Amtskollegen bekannt, der Graser hieß und das Thal hinauf, eine starke halbe Stunde weit von Krefeld, auf dem Dorf Kleinhoven Schule hielt. Dieser Mensch war einer von denjenigen, die immer mit vielbedeutender Miene stillschweigend und im Verborgenen handeln.

Ich hab' oft Lust gehabt, die Menschen in verschiedene Klassen zu bringen und da möcht' ich die Klasse, worunter Graser gehörte, die launigte nennen. Die besten Menschen darin sind stille Beobachter ohne Gefühl, die mittelmäßigen sind Duckmäuser, die schlechtesten Spione und Verräter. Graser war freundlich gegen Stilling, aber nicht vertraulich. Stilling hingegen war beides, und das gefiel jenem, er beobachtete gern andere im Lichte, stand aber dagegen selber lieber im Dunkeln. Um nun Stilling recht zum Freund zu behalten, so sprach er immer von großen Geheimnissen; er verstand magische und sympathetische Kräfte zu regieren, und einstmals vertraute er Stillingen, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, an, daß er die erste Materie des Steins der Weisen recht wohl kenne; Graser sah dabei so geheimnisvoll aus, als wenn er wirklich das große Universal selber besessen hätte. Stilling vermutete es, und Graser leugnete es auf eine Art, die jenen vollends überzeugte, daß er gewiß den Stein der Weisen habe; dazu kam noch, daß Graser immerfort sehr viel Geld hatte, weit mehr, als ihm seine Umstände einbringen konnten. Stilling war überaus vergnügt wegen dieser Bekanntschaft, ja er hoffte sogar, dereinst durch Hilfe seines Freundes ein Adeptus zu werden. Graser lieh ihm die Schriften Basilius Valentinus'. Er las sie ganz aufmerksam durch, und als er hinten an den Prozeß mit dem ungarischen Vitriol kam, da wußte er gar nicht, wie ihm ward. Er glaubte wirklich, er könnte nun den Stein der Weisen selber machen. Er bedachte sich eine Weile, nun fiel ihm ein, wenn der Prozeß so ganz vollkommen richtig wäre, so müßte ihn ja ein jeder Mensch machen können, der nur das Buch hätte.

Ich kann versichern, daß Stillings Neigung zur Alchymie niemalen den Stein der Weisen zum Zweck hatte; wenn er ihn aber gefunden hätte, so wär's ihm lieb gewesen; sondern ein Grund-

27. Adeptus, Eingeweihter (in die Alchymie). — 28. Basilius Valentinus, Alchymist im XVI. Jahrhundert.

trieb in seiner Seele, wovon ich bisher noch nichts gesagt habe, fing an, sich bei reifern Jahren zu entwickeln, und der war ein unersättlicher Hunger nach Erkenntnis der ersten Urkräfte der Natur. Damalen wußte er noch nicht, welchen Namen er dieser Wissenschaft beilegen sollte. Das Wort Philosophie schien ihm was anders zu bedeuten; dieser Wunsch ist noch nicht erfüllt, weder Newton noch Leibniz, noch jeder andere hat ihm Genüge thun können; doch hat er mir gestanden, daß er jetzt auf der wahren Spur sei, und daß er zu seiner Zeit damit ans Licht treten werde.

Damalen schien ihm die Alchymie der Weg dahin zu sein, und deswegen las er alle Schriften von der Art, die er nur auftreiben konnte. Allein es war etwas in ihm, das immerfort rief: Wo ist der Beweis, daß es wahr ist? — Er kannte nur drei Quellen der Wahrheit: Erfahrung, mathematische Überführung und die Bibel, und alle drei Quellen wollten ihm gar keinen Aufschluß in der Alchymie geben, deswegen verließ er sie vor der Hand ganz.

Einstmals besuchte er seinen Freund Graser an einem Samstag Nachmittag; er fand ihn allein auf der Schule sitzen, allwo er etwas ausstach, das einem Petschaft ähnlich war. Stilling fragte: „Herr Kollege! was machen Sie da?"

„Ich stech' ein Petschaft."

„Lassen Sie mich doch sehen, das ist ja feine Arbeit!"

„Es gehört für den Herrn von N. Hören Sie, mein Freund Stilling! ich wollte Ihnen gern helfen, daß Sie ohne den Schulstand und die Schneiderei zu Brot kommen könnten. Ich beschwöre Sie bei Gott, daß Sie mich nicht verraten wollen."

Stilling gab ihm die Hand darauf und sagte: „Ich werde Sie gewiß nicht verraten."

„Nun so hören Sie! ich hab' ein Geheimnis; ich kann Kupfer in Silber verwandeln, ich will Sie in Compagnie nehmen und Ihnen die Hälfte von dem Gewinn geben; indessen sollen Sie zuweilen einige Tage heimlich verreisen und das Silber an gewisse Leute zu veräußern suchen."

Stilling saß und dachte der Sache nach; der ganze Vortrag gefiel ihm nicht, denn erstlich ging der Trieb nicht dahin, viel Geld zu erwerben, sondern nur Erkenntnis der Wahrheit und Wissenschaften zu erlangen, um Gott und dem Nächsten damit zu dienen; und fürs zweite kam ihm bei seiner geringen Weltkenntnis die ganze Sache doch verdächtig vor; denn je mehr er nach dem

Petschaft blickte, je mehr wurde er überzeugt, daß es ein Münzstempel sei. Es fing ihm daher an zu grauen, und er suchte Gelegenheit, von dem Schulmeister Graser abzukommen, indem er ihm sagte, er wolle nach Hause gehen und die Sache näher überlegen.

Nach einigen Tagen entstand ein Allarm in der ganzen Gegend; die Häscher waren des Nachts zu Kleinhoven gewesen und hatten den Schulmeister Graser aufheben wollen, er war aber schon entwischt: er ist hernach nach Amerika gegangen, und man hat weiter nichts von ihm gehört. Seine Mitschuldigen aber wurden gefangen und nach Verdienst gestraft. Er war eigentlich selber der rechte Künstler gewesen und wäre gewiß mit dem Strang belohnt worden, wenn man ihn ertappt hätte.

Stilling erstaunte über die Gefahr, in welcher er geschwebt hatte, und dankte Gott von Herzen, daß er ihn bewahrt hatte.

So lebte er nun ganz vergnügt fort und glaubte gewiß, daß die Zeit seiner Leiden zu Ende sei, in der ganzen Gemeinde fand sich kein Mensch, der etwas Widriges von ihm gesprochen hätte, alles war ruhig; aber welch ein Sturm folgte auf diese Windstille! Er war bald drei Vierteljahr zu Kleefeld gewesen, als er eine Vorladung bekam, den künftigen Dienstag morgens um neun vor dem fürstlichen Konsistorium zu Salen zu erscheinen. Er verwunderte sich über diesen ungewöhnlichen Vorfall; doch fiel ihm gar nichts Widriges ein; vielleicht, dachte er, sind neue Schulordnungen beschlossen, die man mir und andern vortragen will. Und so ging er ganz ruhig am bestimmten Tage nach Salen hin.

Als er ins Vorzimmer der Konsistorialstube trat, so fand er da zwei Männer aus seiner Gemeinde stehen, von denen er nie gedacht hätte, daß sie ihm widerwärtig wären. Er fragte sie, was vorginge? Sie antworteten: „Wir sind vorgeladen und wissen nicht, warum;“ indessen wurden sie alle drei hineingefordert.

Oben am Fenster stand ein Tisch; auf der einen Seite desselben saß der Präsident, ein großer Rechtsgelehrter; er war klein von Statur, länglicht und mager von Gesicht, aber ein Mann von einem vortrefflichen Charakter, voll Feuer und Leben. Auf der andern Seite des Tisches saß der Inspektor Meinhold, ein dicker Mann mit einem vollen länglichten Gesicht; das große Unterkinn ruhte sehr majestätisch auf dem feinen, wohlgeglätteten und gesteiften Kragen, damit es nicht so leicht wund werden möchte; er hatte eine vortreffliche weiße und schöne Perücke auf dem Haupt und ein

seidener schwarzer Mantel hing seinen Rücken herunter; er hatte hohe Augenbrauen, und wenn er jemand ansah, so zog er die untern Augenlider hoch in die Höhe, so daß er beständig blinzelte. Die Absätze an seinen Schuhen krachten, wenn er darauf trat, und er hatte sich angewöhnt, er mochte stehen oder sitzen, immerfort wechselsweise auf die Absätze zu treten und sie krachen zu lassen. So saßen die beiden Herren da, als die Parteien hereintraten. Der Sekretarius aber saß hinter einem langen Tisch und guckte über einen Haufen Papier hervor. Stilling stellte sich unten an den Tisch, die beiden Männer aber standen gegenüber an der Wand.

Der Inspektor räusperte sich, drehte sich gegen die Männer und sprach:

„Ist das air Schoolmaister?"

„Ja, Herr Oberhofprediger!"

„So! arächt! Ihr seid also der Schoolmaister von Kleefeld?"

„Ja!" sagte Stilling."

„'r said mer ain schöner Kerl! wär't wärt, daß man aich aus dem Land paitschte!"

„Sachte! sachte!" redete der Präsident ein, „audiatur et altera pars!"

„Herr Präsident! das k'hört ad forum ecclesiasticum. Sie habä da nichts z' sagä."

Der Präsident ergrimmte und schwieg. Der Inspektor sah Stilling verächtlich an und sagte:

„Wie 'r da stäht, der schlechte Mensch!"

Die Männer lachten ihn höhnisch aus. Stilling konnte das gar nicht ertragen, er hatte auf der Zunge, er wolle sagen: Wie Christus vor dem Hohenpriester! allein er nahm's wieder zurück, trat näher und sagte: „Was hab' ich gethan? Gott ist mein Zeuge, ich bin unschuldig!" Der Inspektor lachte höhnisch und erwiderte:

„Als wenn 'r nit wüßt, was 'r selbstan begangä hat! fragt air K'wissä!"

„Herr Inspektor! mein Gewissen spricht mich frei und der, der da recht richtet, auch; was hier geschehen wird, weiß ich nicht."

„Schwaigt, 'r Gottloser! — sagt mer, Kirchäältester, was ist eure Klage?"

124 audiatur et altera pars, man höre auch die andere Partei. — 21 ad forum ecclesiasticum, vor das geistliche Gericht

„Herr Oberhofprediger! wir haben's heut vierzehn Tage protokollieren lassen."

„Arächt's is wahr!"

„Und dieses Protokoll," sagte Stilling, „muß ich haben!"

„Was wollt 'r? Nain! sollt's nie habä!"

„C'est contre l'ordre du prince!" versetzte der Präsident und ging fort.

Der Inspektor diktierte nun und sagte: „Schraibt, Sekretär! Hait erschienä N. N. Kirchäältester von Kleefeld und N. N. Ainwahner daselbst, cantra ihren Schoolmaister Stilling. Kläger beziehä sich of variges Protocoll. Der Schoolmaister begehrte extractum Protocolli, wir'm aber aus giltigä Ohrsachä abk'schlagä."

Nun krachte der Inspektor noch ein paarmal auf den Absätzen, stemmte die Hände in die Seiten und sprach:

„Könnt' nu nacher Haus geh!" Sie gingen alle drei fort.

Gott weiß es, daß die Erzählung wahr und wirklich so passiert ist. Schande wär's für mich, der protestantischen Kirche einen solchen Theologen anzudichten. Schande für mich, wenn Meinhold noch eine gute Seite gehabt hätte. — Aber! — Ein jeder junge Theologe spiegle sich doch an diesem Exempel und denke: Wer da will unter euch der Größte sein, der sei der Geringste!

Stilling war ganz betäubt, er begriff von allem, was er gehört hatte, nicht ein Wort. Die ganze Scene war ihm wie ein Traum, er kam nach Kleefeld, ohne zu wissen wie. Sobald er da anlangte, ging er in die Kapelle und zog die Glocke; dieses war das Zeichen, wenn die Gemeinde in einem außerordentlichen Notfall schleunigst zusammenberufen werden sollte. Alle Männer kamen eiligst bei der Kapelle auf einem grünen Platz zusammen. Nun erzählte ihnen Stilling den ganzen Vorfall umständlich. Da sah man recht, wie die verschiedenen Temperamente der Menschen bei allerlei Ursache verschieden wirken: einige rasten, die anderen waren launigt, noch andere waren betrübt, und wieder andere waren wohl bei der Sache; diese drückten den Hut aufs Ohr und riefen: „kein T . . . . . soll uns den Schulmeister nehmen!" Unter all' diesem Gewirre hatte sich ein junger Mensch, Namens Rehkopf, weggeschlichen, er setzte im Wirtshaus eine Vollmacht auf, mit diesem Papier in der Hand kam er in die Thür und rief: „Wer Gott und den Schulmeister liebt, der

12. extractum Protocolli, einen Auszug des Protokolls.

komme her und unterschreibe sich!" Da ging der ganze Trupp, etwa hundert Bauern, hinein und unterschrieben sich. Noch denselben Tag ging Rehkopf mit zwanzig Bauern nach Salen und zum Inspektor.

Rehkopf klopfte oder schellte nicht an der Thüre des Pfarrhauses, sondern ging gerade hinein, die Bauern hinter ihm her; im Vorhaus begegnete ihnen der Knecht. „Wohin, ihr Leute?" rief er, „wart! ich will euch melden!" Rehkopf versetzte: „Geh', fülle deine Weinflasche! wir können uns selber melden": und so plotzten die zweiundvierzig Füße die Treppe hinauf und gerade ins Zimmer des Inspektors. Dieser saß da im Lehnsessel, er hatte einen damastenen Schlafrock an, eine baumwollene Mütze auf dem Kopf und eine feine Leidensche Kappe darüber, dabei trank er so ganz genüglich seine Tasse Chokolade. Er erschrak, setzte seine Tasse hin und sagte:

„Gott! — ihr Lait — was wallt'r?"

Rehkopf antwortete: „Wir wollen hören, ob unser Schulmeister ein Mörder, ein Ehebrecher oder ein Dieb ist?"

„Behüt Gott! wer sagt das?"

„Herr! Sie sagen's oder lassen's, Sie behandeln ihn so! Entweder Sie sollen sagen und beweisen, daß er ein Missethäter ist, und in dem Fall wollen wir ihn selber abschaffen; oder Sie sollen uns Genugthuung für seine Schmach geben, und in diesem Fall wollen wir ihn behalten. Sehen Sie hier unsere Vollmacht."

„Waist ämahl her!" Der Inspektor nahm sie und faßte sie an, als wenn er sie zerreißen wollte. Rehkopf trat hinzu, nahm sie ihm aus der Hand und sprach: „Herr, lassen Sie sich das vergehen! Sie verbrennen, weiß Gott! die Finger, und ich auch!"

„Ihr trotzt mer in maim Haus?"

„Wie Sie's nehmen, Herr! Trotz oder nicht!"

Der Inspektor zog gelindere Saiten auf und sagte: „Libä Lait! ihr wißt nit, was air Schoolmaister vor'n schlechter Mensch is, last mich doch machä!"

„Eben das wollen wir wissen, ob er ein schlechter Mensch ist," versetzte Rehkopf.

„Schräckliche Dinge! Schräckliche Dinge hab' ich von dem Kerl g'hört!"

„Kann sein! Ich hab' auch gehört, daß der Herr Inspektor sternvoll besoffen gewesen, als er letzthin zu Kleefeld Kapellenvisitation gehalten."

„Was! Was! wer sagt das? wollt'r" —

„Still! Still! ich hab's gehört, der Herr Inspektor richtet nach Hörensagen, so darf ich's auch."

„Wart, ich will euch lärnä."

„Herr! Sie lernen mich nichts, und was das Vollsaufen betrifft, Herr! — ich stand dabei, wie Sie auf der andern Seite vom Pferd herunterfielen, als man Sie auf der einen hinaufgehoben hatte. Wir erklären Ihnen hiermit im Namen der Kleefelder Gemeinde, daß wir uns den Schulmeister nicht nehmen lassen, bis er überführt ist, und damit Adje!"

Nun gingen sie zusammen nach Haus. Rehkopf ging den ganzen Abend über die Straßen spazieren, hustete, räusperte sich, daß man's im ganzen Dorfe hören konnte.

Stilling sah sich also wiederum ins größte Labyrinth versetzt; er fühlte wohl, daß er abermal würde weichen müssen, und was alsdann auf ihn wartete. Unterdessen kam er doch hinter das ganze Geheimnis seiner Verfolgung.

Der vorige Schulmeister zu Kleefeld war allgemein geliebt gewesen; nun hatte er sich mit einem Mädchen daselbst versprochen, und suchte, um sich besser nähren zu können, mehr Lohn zu bekommen; deswegen, als er einen Beruf an einen andern Ort erhielt, so stellte er der Gemeinde vor, daß er ziehen würde, wenn man ihm nicht den Lohn erhöhte; er glaubte aber gewiß, man würde ihn um einiges Geldes willen nicht weggehen lassen. Allein es schlug ihm fehl, man ließ ihm Freiheit, zu ziehen, und wählte Stilling.

Es ist leicht zu denken, daß die Familie des Mädchens nunmehr alle Kraft anwendete, um Stilling zu stürzen, und dieses bewerkstelligten sie ganz geheim, indem sie den Inspektor mit wichtigen Geschenken das ganze Jahr hindurch überhäuft hatten, so daß er ohne Urteil und Recht beschloß, ihn wegzujagen.

Einige Tage nach diesem Vorfall ließ ihn der Präsident ersuchen, zu ihm zu kommen; er ging hin. Der Präsident ließ ihn sitzen und sagte: „Mein Freund Stilling, ich bedaure Euch von Herzen; und ich hab' Euch zu mir kommen lassen, um Euch den besten Rat zu geben, den ich weiß. Ich habe gehört, daß Eure Bauern eine Vollmacht aufgesetzt haben, um Euch zu schützen, allein sie wird Euch gar nichts helfen: denn die Sache muß doch im Oberkonsistorium abgethan werden, und da sitzen lauter Freunde

und Verwandte des Herrn Inspektors. Ihr gewinnt weiter nichts, als daß er immer bitterer gegen Euch wird und Euch Euer Vaterland zu eng macht. Wann Ihr also wieder vor's Konsistorium kommt, so fordert Euern Abschied."

Stilling dankte für diesen treuen Rat und versetzte: „Aber meine Ehre leidet darunter!" Der Präsident erwiderte: „Dafür laßt mich sorgen." Der Schulmeister versprach, dem Rat zu folgen und ging nach Haus; er sagte aber niemand, was er vorhatte.

Als nun wiederum Konsistorium war, so wurde er mit seinen Gegnern vorgeladen. Rehkopf aber ging ungerufen nach Salen hin, und sogar ins Vorzimmer der Konsistorialstube. Stilling kam und wurde zuerst vorgefordert. Der Präsident winkte ihm, seinen Vortrag zu thun. Hierauf fing der Schulmeister an: „Herr Inspektor! ich sehe, daß man mir mein Amt schwer zu machen sucht, ich begehre also aus Liebe zum Frieden meinen ehrlichen Abschied." Der Inspektor sah ihn heiterlächelnd an und sagte:

„Bravo! Schoolmaister! den sollt'r habä, und ain Atteſt derzu, das unverglaichlich is."

„Nein, Herr Inspektor! kein Atteſt. Tief in meiner Seele ist ein Atteſt und Ehrenrettung geschrieben, das kein Tod und kein Feuer des jüngsten Tages auslöschen wird; und das wird dereinst meinen Verfolgern ins Gesicht blitzen, daß sie erblinden möchten." Dieses sagte Stilling mit glühenden Wangen und funkelnden Augen.

Der Präsident lächelte ihn an und winkte ihm mit den Augen. Der Inspektor aber that, als hörte er's nicht, sondern las eine Schrift oder Protokoll durch.

Nun sagte der Präsident lächelnd zum Inspektor: „Verurteilen gehört für Sie, aber für mich die Exekution. Schreibt, Sekretär:

Heut erschien der Schulmeister Stilling zu Kleefeld und begehrte aus Liebe zum Frieden seinen ehrlichen Abschied, der ihm dann auch um dieser Ursache willen zugestanden worden, doch mit dem Beding, daß er gehalten sein soll, im Fall er wiederum berufen werden sollte, oder man ihn sonsten zu Geschäften brauchen wollte, seine herrlichen Talente zum Besten des Vaterlandes zu verwenden."

„Arächt!“ sagte der Inspektor: „No Schoolmaister, damit 'r doch wißt, daß wer Nächt hättä, aich Verwaise z' gäbä, so sag' ich aich: 'r habt das heiligä Nachtimahl prostituiert. Wie 'r am lätztä gegangen said, habt'r nach dem K'nuß höhnisch k'lacht.“

Stilling sah ihm ins Gesicht und sagte: „Ob ich gelacht habe, weiß ich nicht, das weiß ich aber wohl, daß ich nicht höhnisch gelacht habe.“

„Man soll auch bai solch ainer hailigä Handlungen nit lachä.“

Stilling antwortete: „Der Mensch sieht, was vor Augen ist, Gott aber sieht das Herz an. Ich kann nicht sagen, ob ich gelacht habe; ich weiß aber wohl, was profanatio sacrorum ist, und hab's lang gewußt.“

Nun befahl der Präsident, daß seine Gegner hereintreten sollten; sie kamen, und der Sekretär mußte ihnen das eben abgefaßte Protokoll vorlesen. Sie sahen sich an und schämten sich.

„Habt Ihr noch was einzuwenden?“ fragte der Präsident. Sie sagten: „Nein!“

„Nun dann,“ fuhr der ehrliche Mann fort, „so hab' ich noch was einzuwenden: Dem Herrn Inspektor kommt's zu, einen Schulmeister zu bestätigen, wenn ihr einen erwählt habt. Meine Pflicht aber ist's, acht zu haben, daß Ruhe und Ordnung erhalten werde; deswegen befehl ich euch bei hundert Gulden Strafe, den vorigen Schulmeister nicht zu wählen, sondern einen ganz unparteiischen, damit die Gemeinde wieder ruhig werde.“

Der Inspektor erschrak, sah den Präsidenten an und sagte: „Auf die Wais werden die Lait nimmer zur Ruh kommä.“

„Herr Inspektor!“ erwiderte jener, „das gehört ins forum politicum und geht Sie nichts an.“

Indessen ließ sich Rehkopf melden. Er wurde hereingelassen. Dieser begehrte das Protokoll zu sehen im Namen seiner Prinzipalen. Der Sekretär mußte ihm das heutige vorlesen. Rehkopf sah Stilling an und fragte ihn, ob das recht wäre? Stilling antwortete: „Man kann nicht immer thun, was recht ist, sondern man muß auch wohl zuweilen die Augen zuthun und ergreifen, was man kann, und nicht, was man will; indessen dank' ich Euch tausendmal, rechtschaffener Freund! Gott wird's Euch vergelten!“ Rehkopf schwieg eine Weile, endlich fing er an und sagte: „So

11. profanatio sacrorum, Schändung des Heiligen. — 27f. forum politicum, das weltliche Gericht.

protestier' ich im Namen meiner Prinzipalen gegen die Wahl des vorigen Schulmeisters, und begehre, daß diese Protestation zu Protokoll getragen werde." „Gut!" sagte der Präsident, „das soll geschehen, ich hab' dasselbige auch schon vorhin bei hundert Gulden Strafe verboten." Nun wurden sie alle zusammen nach Haus geschickt und die Sache geschlossen.

Stilling war also wiederum in seine betrübten Umstände versetzt, er nahm sehr traurig Abschied von seinen lieben Kleefeldern, ging aber nicht nach Haus, sondern zum Herrn Pastor Goldmann und klagte ihm seine Umstände. Dieser bedauerte ihn von Herzen und behielt ihn über Nacht bei sich. Des Abends hielten sie Rat zusammen, was Stilling nun wohl am füglichsten vorzunehmen hätte. Herr Goldmann erkannte sehr wohl, daß er bei seinem Vater wenig Freude haben würde, und doch wußte er ihm auch kein anderes Mittel an die Hand zu geben; endlich fiel ihm etwas ein, das sowohl dem Pastor, als auch Stilling angenehm und vorteilhaft vorkam.

Zehn Stunden von Salen liegt ein Städtchen, welches Rothagen heißt, in demselben war der junge Herr Goldmann, ein Sohn des Predigers, Richter. Noch zwei Stunden weiter, zu Lahnburg, war Herr Schneeberg Hofprediger bei zwei hohen Prinzessinnen, und dieser war ein Vetter des Herrn Goldmann. Nun glaubte der ehrliche Mann, wenn er Stillingen mit Empfehlungsschreiben an beide Männer abschicken würde, so könnte es nicht fehlen, sie würden ihm unterhelfen. Stilling hoffte selbsten ganz gewiß, es würde alles nach Wunsch ausschlagen. Die Sache wurde also beschlossen, die Empfehlungsschreiben fertig gemacht, und Stilling reiste des andern Morgens getrost und freudig fort.

Das Wetter war diesen Tag sehr rauh und kalt, dabei war es wegen der kotigen Wege sehr übel zu reisen. Doch ging Stilling viel vergnügter seine Straße fort, als wenn er im schönsten Frühlingswetter nach Leindorf zu seinem Vater hätte gehen sollen. Er fühlte eine so tiefe Ruhe in seinem Gemüt und ein Wohlgefallen des Vaters der Menschen, daß er fröhlich fortwanderte, beständig Dank und freudige Seufzer zu Gott schickte, ob er gleich bis auf die Haut vom Regen durchnäßt war. Schwerlich würd's ihm so wohl gewesen sein, wenn Meinhold recht gehabt hätte.

Des Abends um sieben Uhr kam er müd und naß zu Rothagen an. Er fragte nach dem Haus des Herrn Richters Gold-

mann, und dies wurde ihm gewiesen; er ging hinein und ließ sich melden. Der Herr Goldmann kam die Treppe herabgelaufen und rief: „Ei willkommen, Vetter Stilling! Willkommen in meinem Haus!“ Er führte ihn die Treppe hinauf. Seine Liebste empfing ihn ebenfalls freundlich und machte Anstalten, daß er trockene Kleider an den Leib bekam und die seinigen wiederum trocken wurden, hernach setzte man sich zu Tisch. Während des Essens mußte Stilling seine Geschichte erzählen; als das geschehen war, sagte Herr Goldmann: „Vetter! es muß doch etwas in Eurer Lebensart sein, das den Leuten mißfällt, sonst wär' es unmöglich, so unglücklich zu sein. Ich werde es bald bemerken, wenn Ihr einige Tage bei mir gewesen seid, ich will's Euch dann sagen, und Ihr müßt es suchen abzuändern.“ Stilling lächelte und antwortete: „Ich will mich freuen, Herr Vetter! wenn Sie mir meine Fehler sagen, aber ich weiß ganz wohl, wo der Knoten sitzt, und den will ich Ihnen aufknüpfen: Ich lebe nicht in dem Beruf, zu welchem ich geboren bin, ich thue alles mit Zwang und deswegen ist auch kein Segen dabei.“

Goldmann schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ei! ei! wozu solltet Ihr geboren sein? Ich glaube, Ihr habt Euch durch Euer Romanlesen unmögliche Dinge in den Kopf gesetzt. Die Glücksfälle, welche die Phantasie der Dichter ihren Helden andichtet, setzen sich in Kopf und Herz fest, und erwecken einen Hunger nach dergleichen wunderbaren Veränderungen.“

Stilling schwieg eine Weile, sah vor sich nieder; endlich blickte er seinen Vetter durchdringend an und sagte mit Nachdruck: „Nein! bei den Romanen fühl' ich nur, mir ist's, als wenn mir alles selbst widerführe, was ich lese; aber ich habe gar keine Lust, solche Schicksale zu erleben. Es ist was anders, lieber Herr Vetter! ich habe Lust zu Wissenschaften, wenn ich nur einen Beruf hätte, in welchem ich mit Kopfarbeit mein Brot erwerben könnte, so wäre mein Wunsch erfüllt.“

Goldmann versetzte: „Nun so untersucht einmal diesen Trieb unparteiisch. Ist nicht Ruhm und Ehrbegierde damit verknüpft? Habt Ihr nicht süße Vorstellungen davon, wenn Ihr in einem schönen Kleid und herrschaftlichen Anzug einhertreten könntet? Wenn die Leute sich bücken und den Hut vor Euch abziehen müßten, und wenn Ihr der Stolz und das Haupt Eurer Familie würdet?“

„Ja!“ antwortete Stilling treuherzig, „das fühl' ich freilich, und das macht mir manche süße Stunde.“

„Recht,“ fuhr Goldmann fort: „Aber ist es Euch auch ein wahrer Ernst, ein rechtschaffener Mann in der Welt zu sein, Gott und Menschen zu dienen, und also auch nach diesem Leben selig zu werden? Da heuchelt nun nicht, sondern seid aufrichtig. Habt Ihr den fest entschlossenen Willen?“

„O ja!“ versetzte Stilling, „das ist doch wohl der rechte Polarstern, nach welchem sich endlich, nach vielem Hin- und Hervagieren, mein Geist wie eine Magnetnadel richtet.“

„Nun, Vetter!“ erwiderte Goldmann, „nun will ich Euch Eure Nativität stellen, und die soll zuverlässig sein. Hört mir zu! Gott verabscheut nichts mehr, als den eitlen Stolz und die Ehrbegierde, seinen Nebenmenschen, der oft besser ist als wir, tief unter sich zu sehen; das ist verdorbene menschliche Natur. Aber er liebt auch den Mann, der im Stillen und Verborgenen zum Wohl der Menschen arbeitet, und nicht wünscht, offenbar zu sein. Diesen zieht er durch seine gütige Leitung gegen seinen Willen endlich hervor und setzt ihn hoch hinauf. Da sitzt dann der rechtschaffene Mann — ohne Gefahr, gestürzt zu werden, und weil ihn die Last der Erhöhung niederdrückt, so betrachtet er alle Menschen neben sich so gut als sich selbst. Seht, Vetter! das ist wahre, edle, verbesserte oder wiedergeborene Menschennatur. Nun will ich weissagen, was Euch widerfahren wird: Gott wird durch eine lange und schwere Führung alle Eure eitlen Wünsche suchen abzufegen; gelingt ihm dieses, so werdet Ihr endlich nach vielen schweren Proben ein glücklicher, großer Mann und ein vortreffliches Werkzeug Gottes werden! Wenn Ihr aber nicht folgt, so werdet Ihr Euch vielleicht bald hoch schwingen und einen entsetzlichen Fall thun, der allen Menschen, die es hören werden, in die Ohren gellen wird!“

Stilling wußte nicht, wie ihm ward, alle diese Worte waren, als wenn sie Goldmann in seiner Seele gelesen hätte. Er fühlte diese Wahrheit im Grund seines Herzens und sagte mit inniger Bewegung und gefalteten Händen: „Gott! Herr Vetter! Das ist wahr! Ich fühl's, so wird's mir gehen.“

Goldmann lächelte und schloß das Gespräch mit den Worten: „Ich beginne zu hoffen, Ihr werdet endlich glücklich sein.“

Des andern Morgens setzte der Richter Goldmann Stilling

in die Schreibstube und ließ ihn kopieren; da sah er nun alsofort, daß er sich vortrefflich zu so etwas schicken würde, und wenn die Frau Richterin nicht ein wenig geizig gewesen wäre, so hätte er ihn alsofort zum Schreiber angenommen.

Nach einigen Tagen ging er nach Lahnburg. Der Hofprediger war in den nahgelegenen vortrefflichen Tiergarten gegangen. Stilling ging ihm nach und suchte ihn daselbst auf. Er fand ihn in einem buschigten Gang wandeln, er ging auf ihn zu, überbrachte ihm den Brief und grüßte ihn von den Herren Goldmann, Vater und Sohn. Herr Schneeberg kannte Stillingen, sobald als er ihn sah; denn sie hatten sich einmal in Salen gesehen und gesprochen. Nachdem Herr Schneeberg den Brief gelesen hatte, so ersuchte er Stilling, mit ihm bis an Sonnenuntergang spazieren zu gehen und ihm indessen seine ganze Geschichte zu erzählen. Er that's mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit, so daß der Hofprediger zuweilen die Augen wischte.

Des Abends nach dem Essen sagte Herr Schneeberg zu Stilling: „Hören Sie, mein Freund! Ich weiß ein Etablissement für Sie, und das soll Ihnen verhoffentlich nicht fehlschlagen. Nur eins ist hier die Frage: ob Sie sich getrauen, demselben mit Ehren vorzustehen?

„Die Prinzessinnen haben hier in der Nähe ein ergiebiges Bergwerk, nebst einer dazu gehörigen Schmelzhütte. Sie müssen daselbst einen Mann haben, der das Berg- und Hüttenwesen versteht, dabei treu und redlich ist und überall das Interesse Ihrer Durchlauchten wohl besorgt und in acht nimmt. Der jetzige Verwalter zieht künftiges Frühjahr weg, und alsdann wär' es Zeit, diesen vorteilhaften Dienst anzutreten; Sie bekommen da Haus, Hof, Garten und Ländereien frei, nebst dreihundert Gulden jährlichen Gehalt. Hier hab' ich also zwei Fragen an Sie zu thun. Verstehen Sie das Berg- und Hüttenwesen hinlänglich, und getrauen Sie sich wohl, einen verrechnenden Dienst zu übernehmen?"

Stilling konnte seine herzliche Freude nicht bergen. Er antwortete: „Was das erste betrifft, ich bin unter Kohlenbrennern, Berg- und Hüttenleuten erzogen, und was mir etwa noch fehlen möchte, das kann ich diesen folgenden Winter noch einholen. Schreiben und Rechnen daran wird wohl kein Mangel sein. Das andere: ob ich treu genug sein werde, das ist eine Frage, wo meine ganze Seele Ja dazu sagt; ich verabscheue jede Untreue, wie den Satan selber!"

Der Hofprediger erwiderte: „Ja, ich glaube gern, daß es Ihnen an überflüssiger Geschicklichkeit nicht mangeln wird, davon hab' ich schon gehört, als ich im Salenschen Lande war. Allein, Sie sind so sicher in Ansehung der Treue? Diesen Artikel kennen Sie noch nicht. Ich gebe Ihnen zu, daß Sie jede wissentliche Untreue wie den Satan hassen; allein es ist hier eine besondere Art von kluger Treue nötig, die können Sie nicht kennen, weil Sie keine Erfahrung davon haben. Zum Beispiel: Sie ständen in einem solchen Amt, nun ging Ihnen einmal das Geld aus, Sie hätten etwas in der Haushaltung nötig, hätten's aber selber nicht und wüßten's auch nicht zu bekommen; würden Sie da nicht an die herrschaftliche Kasse gehen und das Nötige herausnehmen?"

„Ja!" sagte Stilling, „das würde ich kühn thun, so lang ich noch Gehalt zu fordern hätte."

„Ich geb' Ihnen das einstweilen zu," versetzte Herr Schneeberg, „aber diese Gelegenheit macht endlich kühner, man wird dessen so gewohnt, man bleibt das erste Jahr zwanzig Gulden schuldig, das andere vierzig, das dritte achtzig, das vierte zweihundert und so fort, bis man entlaufen oder sich als einen Schelm setzen lassen muß. Denken Sie nicht, das hat keine Not! — Sie sind gütig von Temperament, da kommen bald vornehme und geringe Leute, die das merken. Sie werden täglich mit einer Flasche Wein nicht auskommen, und bloß dieser Artikel nimmt Ihnen jährlich schon hundert Gulden weg, ohne dasjenige, was noch dazu gehört, die Kleider für Sie und die Haushaltung auch hundert; nun! — Meinen Sie denn, mit den übrigen hundert Gulden noch auszukommen!"

Stilling antwortete: „Davor muß man sich hüten."

„Ja!" fuhr der Hofprediger fort, „freilich muß man sich hüten, aber wie würden Sie das anfangen?"

Stilling versetzte: „Ich würde den Leuten, die mich besuchten, aufrichtig sagen: Herren oder Freunde! Meine Umstände leiden nicht, daß ich Wein präsentiere, womit kann ich Ihnen sonst dienen?"

Herr Schneeberg lachte. „Ja," sagte er, „das geht wohl an, allein es ist doch schwerer, als Sie denken. Hören Sie! Ich will Ihnen etwas sagen, das Ihnen Ihr ganzes Leben lang nützlich sein wird, Sie mögen in der Welt werden, was Sie wollen:

Lassen Sie Ihren äußern Aufzug und Betragen in Kleidung, Essen, Trinken und Aufführung immer mittelmäßig bürgerlich sein, so wird niemand mehr von Ihnen fordern, als Ihre Aufführung ausweist; komm ich in ein schön möbliertes Zimmer bei einem Mann in kostbarem Kleide, so frag' ich nicht lange, wes Standes er sei, sondern ich erwarte eine Flasche Wein und Konfekt, komm ich aber in ein bürgerliches Zimmer bei einem Manne in bürgerlichem Kleide, ei so erwarte ich nichts weiter, als ein Glas Bier und eine Pfeife Tabak."

Stilling erkannte die Wahrheit dieser Erfahrung, er lachte und sagte: „Das ist eine Lehre, die ich niemals vergessen werde."

„Und doch, mein lieber Freund," fuhr der Hofprediger fort, „ist sie schwerer in Ausübung zu bringen, als man denkt. Der alte Adam kitzelt sich so leicht damit, wenn man ein Ehrenämtchen kriegt, o wie schwer ist's alsdann, noch immer der alte Stilling zu bleiben! Man heißt nun gerne Herr Stilling, möchte auch gerne so ein schmales Treßchen an der Weste haben, und das wächst dann nach und nach, bis man festsitzt und sich nicht zu helfen weiß. Nun, mein Freund! Punktum. Ich will helfen, was ich kann, damit Sie Bergverwalter werden."

Stilling konnte die Nacht vor Freuden nicht schlafen. Er sah sich schon in einem schönen Hause wohnen, sah eine Menge schöner Bücher in einer aparten Stube stehen, verschiedene mathematische Instrumente da hängen, mit einem Wort, seine ganze Einbildung war schon mit seinem zukünftigen glückseligen Zustand beschäftigt.

Des andern Tages blieb er noch zu Lahnburg. Der Hofprediger gab sich alle Mühe, um gewisse Hoffnung wegen der bewußten Bedienung Stillingen mitzugeben, und es gelang ihm auch. Die ganze Sache wurde so zu sagen beschlossen, und Stilling ging, vor Freude trunken, zurück nach Rothagen zu Vetter Goldmann. Diesem erzählte er die ganze Sache. Herr Goldmann mußte herzlich lachen, als er Stilling mit solchem Enthusiasmus reden hörte. Als er ausgeredet hatte, fing der Richter an: „O Vetter! Vetter, wo will's doch mit Euch hinaus? — Das ist eine Stelle, die Euch Gott im Zorn giebt, wenn Ihr sie bekommt, das ist der gerade Weg zu Eurem gänzlichen Verderben, und das will ich Euch beweisen: sobald Ihr da seid, fangen alle Hofschranzen an, Euch zu besuchen und sich bei Euch lustig zu machen;

leidet Ihr das nicht, so stürzen sie Euch, sobald sie können, und laßt Ihr ihnen ihre Freiheit, so reicht Euer Gehalt nicht halb zu."

Stilling erschrak, als er seinen Vetter so reden hörte; er erzählte ihm darauf alle die guten Lehren, die ihm der Hofprediger gegeben hatte.

„Die Prediger kennen das sehr selten," sagte Herr Goldmann. „Sie moralisieren gut, und ein braver Prediger kann auch in seinem Zirkel gut moralisch leben, aber! aber! wir andern können das so nicht; man führt die Geistlichen nicht so leicht in Versuchung, als andere Leute. Sie haben gut sagen! — Hört, Vetter! alle moralischen Predigten sind nicht einen Pfifferling wert, der Verstand bestimmt niemalen unsere Handlungen, wenn die Leidenschaften etwas stark dabei interessiert sind, das Herz macht allezeit ein Mäntelchen darum und überredet uns: schwarz sei weiß! — Vetter! ich sag' Euch eine größere Wahrheit, als Freund Schneeberg. Wer nicht dahin kommt, daß das Herz mit einer starken Leidenschaft Gott liebt, dem hilft alles Moralisieren ganz und gar nichts. Die Liebe Gottes allein macht uns tüchtig, moralisch gut zu werden. Dieses sei Euch ein Notabene, Vetter Stilling! und nun bitt' ich Euch, gebt dem Herrn Bergverwalter seinen ehrlichen Abschied und bewillkommt die arme Nähnadel mit Freuden, solang, bis Euch Gott hervorziehen wird. Ihr seid mein lieber Vetter Stilling, und wenn Ihr auch nur ein Schneider seid. Summa Summarum! ich will das ganze Ding rückgängig machen, sobald ich nach Lahnburg komme."

Stilling konnte vor Empfindung des Herzens die Thränen nicht einhalten. Es ward ihm so wohl in seiner Seele, daß er es nicht aussprechen konnte. „O!" sagte er, „Herr Vetter! wahr ist das! Woher erlang' ich aber doch Kraft, um meinem teuflischen Hochmut zu widerstehen! — ein, zwei, drei Tage! — und dann bin ich tot. — Was hilft's mich dann, ein großer, vornehmer Mann in der Welt gewesen zu sein? — Ja, es ist wahr! — Mein Herz ist die falscheste Kreatur auf Gottes Erdboden, immer mein' ich, ich hätte die Absicht, nur mit meinen Wissenschaften Gott und dem Nächsten zu dienen — und wahrlich! — es ist nicht wahr! ich will nur gern ein großer Mann werden, gern hoch klimmen, um nur auch tief fallen zu können. O! wo krieg ich Kraft, mich selber zu überwinden?"

Goldmann konnte sich nicht mehr enthalten. Er weinte, fiel

Stillingen um den Hals und sagte: „Edler, edler Vetter! seid getrost; dieses treue Herz wird Gott nicht fahren lassen. Er wird Euer Vater sein. Kraft erlangt man nur durch Arbeit; der Hammerschmied kann einen Zentner Eisen unter dem Hammer hin und her wenden, wie einen leichten Stab, das ist uns Beiden unmöglich, und so kann ein Mensch, der durch Prüfungen geübt ist, mehr überwinden, als ein Muttersöhnchen, das immer an der Brust saugt und nichts erfahren hat. Getrost, Vetter! freut Euch nur, wenn Trübsale kommen, und glaubt alsdann, daß Ihr auf Gottes hoher Schule seid, der etwas aus Euch machen will!“

Des andern Tages reiste Stilling getröstet und gestärkt wiederum nach seinem Vaterland. Der Abschied von Herrn Goldmann kostete ihm viele Thränen, er glaubte, daß er der rechtschaffenste Mann sei, den er je gesehen hatte, und ich glaube jetzt auch noch, daß Stilling recht gehabt habe. So ein Mann mag wohl Goldmann heißen; wie er sprach, so handelte er auch; wenn er noch lebt und liest dieses, so wird er weinen und sein Gefühl dabei wird englisch sein.

Auf der Heimreise nahm sich Stilling fest vor, ruhig am Schneiderhandwerk zu bleiben und nicht wieder so eitle Wünsche zu hegen; diejenigen Stunden aber, die er frei haben würde, wollte er ferner dem Studieren widmen. Doch als er nahe zu Leindorf kam, fühlte er schon wieder die Melancholie anklopfen. Insonderheit fürchtete er die Vorwürfe seines Vaters, so daß er also sehr niedergeschlagen zur Stubenthüre hereintrat.

Wilhelm saß mit einem Lehrjungen am Tisch und nähte. Er grüßte seinen Vater und seine Mutter, setzte sich still hin und schwieg. Wilhelm schwieg auch eine Weile; endlich legte er seinen Fingerhut nieder, schlug die Arme übereinander und fing an:

„Heinrich! ich hab' alles gehört, was dir abermals zu Kleefeld widerfahren ist; ich will dir keine Vorwürfe machen; das sehe ich aber klar ein, es ist Gottes Wille nicht, daß du ein Schulmeister werden sollst. Nun gieb dich doch einmal ruhig ans Schneiderhandwerk und arbeite mit Lust. Es findet sich noch so manches Stündchen, wo du deine Sachen fortsetzen kannst.“

Stilling ärgerte sich recht über sich selber und befestigte seinen Vorsatz, den er unterwegs gefaßt hatte. Er antwortete deswegen seinem Vater: „Ja, Ihr habt ganz recht! ich will beten, daß mir

unser Herrgott die Sinnen ändern möge!“ Und so setzte er sich hin und fing wieder an zu nähen. Dieses geschah vierzehn Tage nach Michaelis Anno 1760, als er ins einundzwanzigste Jahr getreten war.

Wenn er nun weiter nichts zu thun gehabt hätte, als auf dem Handwerk zu arbeiten, so würde er sich beruhigt und in die Zeit geschickt haben; allein sein Vater stellte ihn auch ans Dreschen. Er mußte den ganzen Winter durch des Morgens früh um zwei Uhr aus dem Bett und auf die kalte Dreschtenne. Der Flegel war ihm erschrecklich. Er bekam die Hände voller lichter Blasen, und seine Glieder zitterten vor Schmerzen und Müdigkeit; allein das half alles nichts, vielleicht hätte sich sein Vater über ihn erbarmt, allein die Mutter wollte haben, daß ein jeder im Hause Brot und Kleider verdienen sollte. Dazu kam noch ein Umstand. Stilling konnte mit dem Schullohn niemals auskommen, denn er ist in dasigen Gegenden außerordentlich klein; fünfundzwanzig Reichsthaler des Jahres ist das Höchste, was einer bekommen kann; Speise und Trank geben einem die Bauern um die Reihe. Daher können die Schulmeister alle ein Handwerk, welches sie in den übrigen Stunden treiben, um sich desto besser durchzuhelfen. Das war aber nun Stillings Sache nicht, er wußte in der übrigen Zeit weit was Angenehmeres zu verrichten; dazu kam noch, daß er zuweilen ein Buch oder sonst etwas kaufte, das in seinen Kram diente, daher geriet er in dürftige Umstände, seine Kleider waren schlecht und abgetragen, so daß er aussah, als einer, der gern will und kann nicht.

Wilhelm war sparsam, und seine Frau in einem noch höhern Grade; dazu bekam sie verschiedene Kinder nacheinander, so daß der Vater Mühe genug hatte, sich und die Seinigen zu nähren. Nun glaubte er, sein Sohn wäre groß und stark genug, sich seine Notdurft selbst zu erwerben. Als das nun so nicht recht fort wollte, wie er dachte, so wurde der gute Mann traurig und fing an zu zweifeln, ob sein Sohn auch wohl endlich gar ein liederlicher Taugenichts werden könnte. Er fing an, ihm seine Liebe zu entziehen, fuhr ihn rauh an und zwang ihn, alle Arbeit zu thun, es mochte ihm sauer werden oder nicht. Dieses war nun vollends der letzte Stoß, der Stillingen noch gefehlt hatte. Er sah, daß er's auf die Länge nicht aushalten würde; ihm grauete vor seines Vaters Haus, deswegen suchte er Gelegenheit, bei andern

Schneidermeistern als Geselle zu arbeiten, und dieses ließ sein Vater gern geschehen.

Doch kamen auch zuweilen noch freudige Blicke dazwischen. Johann Stilling wurde wegen seiner großen Geschicklichkeit in der Geometrie, Markscheidekunst und Mechanik, und wegen seiner Treue fürs Vaterland zum Kommerzien-Präsidenten gemacht, deswegen übertrug er seinem Bruder die Landmesserei, welche Wilhelm auch aus dem Grunde verstand. Wenn er nun einige Wochen ins Märkische ging, um Büsche, Berge und Güter zu messen und zu teilen, so nahm er seinen Sohn mit, und dieses war so recht nach Stillings Sinn. Er lebte dann in seinem Element, und sein Vater hatte Freude daran, daß sein Sohn bessere Einsichten davon hatte, als er selber. Dieses gab oftmalen zu allerhand Gesprächen und Projekten Anlaß, welche beide in der Einöde zusammen wechselten. Indessen war alles fruchtlos und bestand in bloßen leeren Worten. Öfters beobachteten ihn Leute, die in großen Geschäften standen und die wohl jemand gebraucht hätten. Diese bewunderten seine Geschicklichkeit; allein sein schlechter Aufzug mißfiel einem jeden, der ihn sah, und man urteilte ingeheim von ihm, er müßte wohl ein Lump sein. Das merkte er, und es brachte ihm unerträgliche Leiden. Er liebte selber ein reinliches, ehrbares Kleid über die Maßen, allein sein Vater konnte ihn nicht damit versehen, und ließ ihn darben.

Diese Zeiten waren kurz und vorübergehend; sobald er wieder nach Hause kam, so ging das Elend wieder an. Stilling machte sich alsdann bald wieder zu einem fremden Meister, um dem Joch zu entgehen. Doch reichte sein Verdienst lange nicht zu, um sich ordentlich zu kleiden.

Einstmals kam er nach Hause. Er hatte auf einem benachbarten Dorfe gearbeitet und wollte etwas holen; er dachte an nichts Widriges und trat deswegen freimütig in die Stube. Sein Vater sprang auf, sobald er ihn sah, griff ihn und wollte ihn zur Erde werfen; Stilling aber ergriff seinen Vater an beiden Armen, hielt ihn so, daß er sich nicht regen konnte, und sah ihm mit einer Miene ins Gesicht, die einen Felsen hätte spalten können. Und wahrlich! wenn er jemalen die Macht der Leiden in all' ihrer Kraft auf sein Herz hat stürmen sehen, so war es in diesem Zeitpunkte. Wilhelm konnte diesen Blick nicht ertragen — er suchte sich loszureißen; allein er konnte sich nicht regen; die Arme

seines Sohnes waren fest wie Stahl und konvulsivisch geschlossen. „Vater!“ sprach er sanftmutig und durchdringend, „Vater! — Euer Blut fleußt in meinen Adern, und das Blut — das Blut eines seligen Engels — reizt mich nicht zur Wut! — ich verehre Euch — ich liebe Euch — aber“ — hier ließ er seinen Vater los, sprang gegen das Fenster und rief: „Ich möchte schreien, daß die Erdkugel an ihrer Achse bebte und die Sterne zitterten.“ — Nun trat er seinem Vater wieder näher und sprach mit sanfter Stimme: „Vater, was hab' ich gethan, was strafwürdig ist?“ — Wilhelm hielt sich beide Hände vors Gesicht, schluchzte und weinte. Stilling aber ging in einen abgelegenen Winkel des Hauses und heulte laut.

Des Morgens früh packte Stilling seinen Bündel und sagte zu seinem Vater: „Ich will außer Land auf mein Handwerk reisen, laßt mich im Frieden ziehen;“ und die Thränen schossen ihm wieder die Wangen herunter. — „Nein,“ sagte Wilhelm, „ich laß dich jetzt nicht ziehen,“ und weinte auch. Stilling konnte das nicht ertragen und blieb. Dieses geschah 1761 im Herbst.

Kurz hernach fand sich zu Florenburg ein Schneidermeister, der Stilling auf einige Wochen in Arbeit verlangte. Er ging hin und half dem Mann nähen. Des folgenden Sonntags ging er nach Tiefenbach, um seine Großmutter zu besuchen. Er fand sie am gewohnten Platz hinter dem Ofen sitzen. Sie erkannte ihn bald an der Stimme, denn sie war starblind und konnte ihn also nicht sehen. „Heinrich,“ sagte sie, „komm', setze dich hier neben mich!“ Stilling that das. „Ich habe gehört,“ fuhr sie fort, „daß dich dein Vater hart hält, ist wohl deine Mutter schuld daran?“ — „Nein,“ sagte Stilling, „sie ist nicht schuld daran, sondern meine betrübten Umstände.“

„Hör',“ sagte die ehrwürdige Frau, „es ist dunkel um mich her, aber in meinem Herzen ist's desto heller; ich weiß, es wird dir gehen wie einer gebärenden Frau, mit vielen Schmerzen mußt du gebären, was aus dir werden soll. Dein seliger Großvater sah das alles voraus. Ich denk' mein Lebtag daran, wir lagen einmal des Abends auf dem Bette und konnten nicht schlafen. Da sprachen wir dann so von unsern Kindern und auch von dir, denn du bist mein Sohn und ich habe dich erzogen. Ja, sagte er, Margarete! wenn ich doch noch erleben möchte, was aus dem Jungen wird. Ich weiß nicht: Wilhelm — wird noch in die Klemme kommen, so stark als er jetzt das Christentum treibt, wird

er's nicht ausführen, er wird ein frommer, ehrlicher Mann bleiben, aber er wird noch was erfahren. Denn er spart gern und hat Lust zu Geld und Gut. Er wird wieder heiraten, und dann werden seine gebrechlichen Füße dem Kopf nicht folgen können. Aber der Junge, der liebt nicht Geld und Gut, sondern Bücher, und davon läßt sich's im Bauernstand nicht leben. Wie die beiden zusammen stallen werden, weiß ich nicht! — Aber der Junge wird doch am Ende glücklich sein, das kann nicht fehlen. Wenn ich eine Axt mache, so will ich damit hauen, und wozu unser Herrgott einen Menschen schafft, dazu will er ihn auch brauchen!"

Stilling war's, als wenn er im dunkeln Heiligtum gesessen und ein Orakel gehört hätte, es war, als wenn er entzückt wäre und aus der dunkeln Gruft seines Großvaters die gewohnte Stimme sagen hörte: „Sei getrost, Heinrich, der Gott deiner Väter wird mit dir sein."

Nun redete er noch ein und anderes mit seiner Großmutter. Sie ermahnte ihn, geduldig und großmütig zu sein, er versprach's mit Thränen und nahm Abschied von ihr. Als er vor die Thür kam, übersah er seine alten romantischen Gegenden; die Herbstsonne schien so hell und schön darüber hin, und da es noch früh am Tage war, so beschloß er, alle diese Örter noch einmal zu besuchen und über das alte Schloß nach Florenburg zurückzugehen. Er ging also den Hof hinauf und in den Wald; er fand noch alle die Gegenden, wo er so viele Süßigkeiten genossen hatte, aber der eine Strauch war verwachsen und der andere ausgerottet, das that ihm leid. Er spazierte langsam den Berg hinauf bis aufs Schloß, auch da waren viele Mauern umgefallen, die in seiner Jugend noch gestanden hatten; alles war verändert; nur der Hollunderstrauch auf dem Wall westwärts stand noch.

Er stellte sich auf die höchste Spitze zwischen die Ruinen, er konnte da über alles hinwegsehen. Nun überschaute er den Weg von Tiefenbach nach Zellberg. Ihm traten alle die schönen Morgen vor seine Seele, mit ihrem herrlichen Genuß, den er die Strecke herauf empfunden hatte. Nun blickte er nordwärts in die Ferne und sah einen hohen blauen Berg; er erkannte, daß dieser Berg nahe bei Dorlingen war; nun traten ihm alle dortigen Scenen klar vors Gemüt, sein Schicksal auf der Rauchkammer und alles andere, was er da gelitten hatte. Nun sah er west-

7. stallen, sich vertragen.

wärts die Leindorfer Wiesen in der Ferne liegen, er fuhr zusammen und es schauderte ihm in allen Gliedern. Südwärts sah er die Preisinger Berge mit der Heide, wo Anna ihr Lied sang. Südwestwärts fielen ihm die Kleefelder Gefilde in die Augen, und mit einemmale überdachte er sein kurzes und mühseliges Leben. Er sank auf die Kniee, weinte laut und betete feurig zum Allmächtigen um Gnade und Erbarmen. Nun stand er auf, seine Seele schwamm in Empfindungen und Kraft; er setzte sich neben den Hollunderstrauch, nahm seine Schreibtafel aus der Tasche und schrieb:

Hört, ihr lieben Vögelein,
Eures Freundes stille Klagen!
Hört, ihr Bäume, groß und klein,
Was euch meine Seufzer sagen!
Welke Blumen horchet still,
Was ich jetzo singen will:

Mutter-Engel! wallst du nicht
Hier auf diesen Grasesspitzen?
Weilst du wohl beim Mondenlicht
Glänzend an den Rasensitzen:
Wo dein Herz sich so ergoß,
Als dein Blut noch in mich floß?

Schaut wohl dein verklärtes Aug'
Diese matten Sonnenstrahlen?
Blickst du aus dem Lasurblau,
Das so viele Stern' bemalen,
Wohl zuweilen auf mich hin,
Wenn ich bang und traurig bin?

Oder schwebst du um mich her,
Wenn ich oft in trüben Stunden,
Da mir war das Herz so schwer,
Einen stillen Kuß empfunden?
Trank ich dann mit Himmelslust
Aus der sel'gen Mutterbrust?

Auf dem sanften Mondesstrahl
Fährst du ernst und still von hinnen,
Lenkst den Flug zum Sternensaal,
An den hohen Himmelszinnen,
Wird dein Wagen weißlichtblau
Zu dem schönsten Morgentau.

Vater Stillings Silberhaar
Kräuselt sich im ew'gen Winde,
Und sein Auge sternenklar
Sieht sein Dortchen sanft und linde
Wie ein goldnes Wölkchen ziehen
Und der fernen Welt entfliehen.

Hoch und stark geht er daher,
Höret seines Lieblings Leiden,
Wie ihm wird das Leben schwer,
Wie ihn fliehen alle Freuden.
Tief sich beugend blickt er dann
Dort das Priesterschildlein an.

Licht und Recht strahlt weit und breit,
Vater Stilling sieht mit Wonne,
Wie nach schwerer Prüfungszeit
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die versöhnte Königin,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

Vergnügt stand nun Stilling auf und steckte seine Schreibtafel in die Tasche. Er sah, daß der Rand der Sonne auf den sieben Bergen zitterte. Es schauerte etwas um ihn her, er fuhr zusammen und eilte fort, ist auch seitdem nicht wieder dahin gekommen.

Er hatte jetzt die wenigen Wochen, welche er zu Florenburg war, eine sehr sonderbare Gemütsbeschaffenheit. Er war traurig, aber mit einer solchen Zärtlichkeit vermischt, daß man wünschen sollte, auf solche Weise immer traurig zu sein. Die Quelle von diesem seltsamen Zustand hat er nie entdecken können. Doch glaub' ich, die häuslichen Umstände seines Meisters trugen viel dazu bei; es war eine so ruhige Harmonie in diesem Hause; was einer wollte, das wollte auch der andere. Dazu hatte er auch eine große wohlgezogene Tochter, die man mit Recht unter die größten Schönheiten des ganzen Landes zählen mußte. Diese sang unvergleichlich und konnte einen Vorrat von vielen schönen Liedern.

Stilling spürte, daß er mit diesem Mädchen sympathisierte, und sie auch mit ihm, doch ohne Neigung, sich zu heiraten. Sie konnten stundenlang zusammensitzen und singen oder sich etwas erzählen, ohne daß etwas Vertrauliches mit unterlief, als bloß zärtliche Freundschaft. Was aber endlich daraus hätte werden

können, wenn dieser Umgang länger gedauert hätte, das will ich nicht untersuchen. Indessen genoß doch Stilling die Zeit manche vergnügte Stunde; und dieses Vergnügen würde vollkommener gewesen sein, wenn er nicht nötig gehabt hätte, wieder zurück nach Leindorf zu gehen.

An einem Sonntag Abend saß Stilling mit Lieschen (so hieß das Mädchen) am Tisch und sangen zusammen. Ob nun das Lied einigen Eindruck auf sie machte, oder ob ihr sonst etwas Trauriges einfiel, weiß ich nicht, sie fing herzlich an zu weinen. Stilling fragte sie, was ihr fehlte? Sie sagte aber nichts, sondern stand auf und ging fort, kam auch diesen Abend nicht wieder. Sie blieb von der Zeit an melancholisch, ohne daß Stilling damals gewahr wurde, warum. Diese Veränderung machte ihm Unruhe, und zu einer andern Zeit, da sie beide wiederum allein waren, setzte er so hart an sie, daß sie endlich folgendergestalt anfing:

„Heinrich, ich kann und darf dir nicht sagen, was mir fehlt, ich will dir aber etwas erzählen: Es war einmal ein Mädchen, das war gut und fromm und hatte keine Lust zu unzüchtigem Leben; aber sie hatte ein zärtliches Herz, auch war sie schön und tugendsam.

Diese ging an einem Abend auf ihrer Schlafkammer ans Fenster zu stehen, der Vollmond schien so schön in den Hof, es war Sommer und alles draußen so still. Sie bekam Lust, noch ein wenig herauszugehen. Sie ging still zur Hinterthür hinaus in den Hof und aus dem Hof auf die Wiese, die daran stieß. Hier setzte sie sich unter eine Hecke in den Schatten und sang mit leiser Stimme: Weicht quälende Gedanken! (Dieses war eben das Lied, welches Lieschen den Sonntag Abend mit Stilling sang, als sie so außerordentlich traurig wurde.) Nachdem sie ein paar Verse gesungen hatte, kam ein wohlbekannter Jüngling zu ihr, der grüßte sie und fragte: Ob sie wohl ein klein wenig mit ihm die Wiesen herunter spazieren wollte? Sie that's nicht gern, doch als er sie sehr nötigte, so ging sie mit. Als sie nun eine Strecke zusammen gewandelt hatten, so wurde dem Mädchen auf einmal alles fremd. Sie befand sich in einer ganz unbekannten Gegend, der Jüngling aber stand lang und weiß neben ihr, wie ein Toter, der auf der Bahre liegt, und sah sie erschrecklich an. Dem Mädchen wurde todbange, und sie betete recht herzlich, daß ihr doch der liebe Gott gnädig sein möchte. Nun drehte sich der Jüngling

auf einmal mit dem Arm herum und sprach mit holder Stimme: Da sieh, wie es dir ergehen wird! Sie sah vor sich hin eine Weibsperson stehen, welche ihr selbsten sehr ähnlich oder wohl gar ähnlich war; sie hatte alte Lumpen anstatt der Kleider um sich hangen, und ein kleines Kind auf dem Arm, welches eben so ärmlich aussahe. Sieh! sagte der Geist ferner, das ist schon das dritte unehliche Kind, das du haben wirst. Das Mädchen erschrak und sank in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich selber kam, da lag sie in ihrem Bett und schwitzte vor Angst, sie glaubte aber, sie hätte geträumt. Siehe Heinrich! das liegt mir immer so im Sinn, und deswegen bin ich traurig." Stilling setzte hart an sie mit Fragen, ob ihr das nicht selbsten passiert wäre? Allein sie leugnete es beständig und bezeugte, daß es eine Geschichte wäre, die sie hätte erzählen hören.

Die traurige Lebensgeschichte dieser bedauernswürdigen Person hat es endlich ausgewiesen, daß sie diese schreckliche Ahnung selber muß gehabt haben: und nun läßt es sich leicht begreifen, warum sie damals so melancholisch geworden. Ich übergehe ihre Historie aus wichtigen Gründen, und sage nur so viel: Sie beging ein Jahr hernach eine kleine, ganz wohl zu entschuldigende Thorheit; diese war der erste Schritt zu ihrem Fall, und dieser die Ursache ihrer folgenden schweren und betrübten Schicksale. Sie war eine edle Seele, begabt mit vortrefflichen Leibes- und Geistesgaben; nur ein Hang zur Zärtlichkeit, mit etwas Leichtsinn verbunden, war die entfernte Ursache ihres Unglücks. Aber ich glaube, ihr Schmelzer wird sitzen und sie wie Gold im Feuer läutern, und wer weiß, ob sie nicht dermaleinst heller glänzen wird, als ihre Richter, die ihr das Heiraten verboten, und wann sie dann ein Kind von ihrem verlobten Bräutigam zur Welt brachte, so mußte sie mit dem Merkzeichen einer Erzhure am Pranger stehen. Wehe den Gesetzgebern, welche! — doch ich muß einhalten, ich werde nichts bessern, wohl aber die Sache verschlimmern. Noch ein Weh mit einem Fluch. Weh den Jünglingen, welche ein armes Mädchen bloß als ein Werkzeug der Wollust ansehen, und verflucht sei der vor Gott und Menschen, der ein gutes frommes Kind zu Fall bringt und sie hernach im Elend verderben läßt!

Herr Pastor Stollbein hatte indessen Stilling zu Florenburg entdeckt, und er ließ ihn rufen, als er die letzte Woche daselbst bei seinem Meister war. Er ging hin. Stollbein saß in einem

Sessel und schrieb. Stilling stellte sich hin, mit dem Hut unter dem Arm.

„Wie geht's, Stilling?“ fragte der Prediger.

„Mir geht's schlecht, Herr Pastor, gerad' wie der Taube Noä, die nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte.“

„So geht in den Kasten!“

„Ich kann die Thür nicht finden.“

Stollbein lachte herzlich und sagte: „Das kann wohl sein. Euer Vater und Ihr nahmt's mir gewiß übel, als ich Eurem Ohm Simon sagte: Ihr solltet nähen, denn kurz darauf ginget Ihr ins Preußische und wolltet dem Pastor Stollbein zu Trotz schulhalten. Ich hab's wohl gehört, wie's gegangen hat. Nun, da Ihr lang herumgeflattert habt und die Thür nicht finden könnt, so ist's wieder an mir, daß ich Euch eine zeige.“

„O Herr Pastor!“ sagte Stilling: „Wenn Sie mir zur Ruhe helfen können, so will ich Sie lieben als einen Engel, den Gott zu meiner Hilfe gesandt hat.“

„Ja, Stilling! jetzt ist Gelegenheit vorhanden, zu welcher ich Euch von Jugend auf bestimmt hatte, warum ich darauf trieb, daß Ihr Latein lernen solltet, warum ich so gern sah, daß Ihr am Handwerk bliebet, als es zu Zellberg nicht mit Euch fort wollte. Ich haßte darum, daß Ihr bei Krüger waret, weil Euch der gewiß vor und nach auf seine Seite und von mir ab würde gezogen haben, ich durfte aber auch nicht sagen, warum ich so mit Euch verfuhr, ich meinte es aber gut. Wär't Ihr am Handwerk geblieben, so hättet Ihr jetzt Kleider auf dem Leib und so viel Geld in der Hand, um Euch helfen zu können. Und was hätte es Euch denn geschadet, es ist ja jetzt noch früh genug für Euch, um glücklich zu werden. Hört! die hiesige lateinische Schule ist vakant, Ihr sollt hier Rektor werden; Ihr habt Kopf genug, dasjenige bald einzuholen, was Euch etwa noch an Wissenschaften und Sprachen fehlen könnte.“

Stillings Herz erweiterte sich. Er sah sich gleichsam aus einem finstern Kerker in ein Paradies versetzt. Er konnte nicht Worte genug finden, dem Pastor zu danken; wiewohl er doch einen heimlichen Schauer fühlte, wieder eine Schulbedienung anzutreten.

Herr Stollbein fuhr indessen fort: „Nur Ein Knoten ist hier aufzulösen. Der hiesige Magistrat muß dazu disponiert werden,

ich habe schon in geheim gearbeitet, die Leute sondiert und sie geneigt für Euch gefunden. Allein Ihr wißt, wie's hier gestellt ist, sobald ich nur anfange, etwas Nützliches durchzusetzen, so halten sie mir gerade deswegen das Widerspiel, weil ich der Pastor bin, deswegen müssen wir ein wenig simulieren und sehen, wie sich das Ding schicken wird. Bleibet Ihr nur ruhig am Handwerk, bis ich Euch sage, was Ihr thun sollt."

Stilling war zu allem willig und ging wieder auf seine Werkstatt.

Vor Weihnachten hatte Wilhelm Stilling sehr viele Kleider zu machen, daher nahm er seinen Sohn zu sich, damit er ihm helfen möchte. Kaum war er einige Tage wieder zu Leindorf gewesen, als ein vornehmer Florenburger, der Gerichtsschöffe Keilhof, zur Stubenthüre hereintrat. Stilling blühte eine Rose im Herzen auf, ihm ahnte ein glücklicher Wechsel.

Keilhof war Stollbeins größter Feind; nun hatte er eine heimliche Bewegung gemerkt, daß man damit umging, Stilling zum Rektor zu wählen, und dieses war so recht nach seinem Sinn. Da er nun gewiß glaubte, der Pastor würde ihnen mit aller Macht zuwider sein, so hatte er schon seine Maßregeln genommen, um die Sache desto mächtiger durchzusetzen. Deswegen stellte er Wilhelm und seinem Sohn die Sache vor, und hielt darum an, daß Stilling aufs Neujahr zu ihm und in sein Haus ziehen und mit seinen Kindern eine Privat-Information in der lateinischen Sprache vornehmen möchte. Die andern Florenburger Bürger würden alsdann vor und nach ihre Kinder zu ihm schicken, und die Sache würde sich so zusammenketten, daß man sie auch gegen Stollbeins Willen würde durchsetzen können.

Diese Absicht war höchst ungerecht, denn der Pastor hatte die Aufsicht über die lateinische, wie über alle anderen Schulen in seinem Kirchspiel, und also auch bei jeder Wahl die erste Stimme.

Stilling wußte die geheime Liegenheit der Sache. Er freute sich, daß sich alles so gut schickte. Doch durfte er die Gesinnung des Predigers nicht entdecken, damit Herr Keilhof nicht alsbald seinen Vorsatz ändern möchte. Die Sache wurde also auf diese Weise beschlossen.

Wilhelm und sein Sohn glaubte nunmehr gewiß, daß das Ende aller Leiden da sei. Denn die Stelle war ansehnlich und

einträglich, so daß er ehrlich leben konnte, wenn er auch heiraten würde. Selbst die Stiefmutter fing an sich zu freuen, denn sie liebte Stilling wirklich, nur daß sie nicht wußte, was sie mit ihm machen sollte; sie fürchtete immer, er verdiene Kost und Trank nicht, geschweige die Kleider; doch was das letzte betrifft, so war er ihr darin noch nie beschwerlich gewesen, denn er hatte kaum die Notdurft.

Er zog also aufs Neujahr 1762 nach Florenburg bei dem Schöffen Keilhof ein und fing seine lateinische Information an. Als er einige Tage da gewesen war, that ihm Herr Stollbein in geheim zu wissen, er möchte einmal zu ihm kommen, doch so, daß es niemand gewahr würde. Dieses geschah auch an einem Abend in der Dämmerung. Der Pastor freute sich von Herzen, daß die Sachen eine solche Wendung nahmen. „Gebt acht!“ sagte er zu Stilling, „wenn sie wegen Eurer einmal eins sind und alles reguliert haben, so müssen sie doch zu mir kommen und meine Einwilligung holen. Weil sie nun immer gewohnt sind, dumme Streiche zu machen, so sind sie auch gewohnt, daß ich ihnen allezeit konträr bin. Wie werden sie auf spitzige Stichelreden studieren? — und wenn sie dann hören werden, daß ich mit ihnen einer Meinung bin, so wird sie's wirklich reuen, daß sie Euch gewählt haben, allein dann ist's zu spät. Haltet Euch ganz ruhig und seid nur brav und fleißig, so wird's gut gehen.“

Indessen fingen die Florenburger an, des Abends nach dem Essen zum Schöffen Keilhof zu kommen, um sich zu beratschlagen, wie man die Sache am besten angreifen möchte, um auf alle Fälle gegen den Pastor gesichert zu sein. Stilling hörte das alles, und öfters mußte er hinausgehen, um durch Lachen der Brust Luft zu machen.

Unter denen, die zu Keilhof kamen, war ein sonderlicher Mann, ein Franzose von Geburt, der hieß Gayet. So wie nun niemand wußte, wo er eigentlich her war, desgleichen ob er lutherisch oder reformiert war, und warum er des Sommers ebensowohl wollene Oberstrümpfe mit Knöpfen an den Seiten trug, als des Winters; wie auch, woher er an das viele Geld kam, das er immer hatte, so wußte auch niemand, mit welcher Partei er's hielt. Stilling hatte diesen wunderlichen Heiligen schon kennen gelernt, als er in die lateinische Schule ging. Gayet konnte niemand leiden, der ein Werkeltags-Mensch war; Leute, mit denen er umgehen sollte, mußten Feuer und Trieb nach

Wahrheit und Erkenntnis in sich haben; wenn er so jemand fand, dann war er offen und vertraulich. Da er nun zu Florenburg niemand von der Art wußte, so machte er sich ein Plaisir daraus, sie alle zusammen, den Pastor mitgerechnet, zum Narren zu haben. Stilling aber hatte ihm von jeher gefallen, und nun, da er erwachsen und Informator bei Keilhof war, so kam er oft hin, um ihn zu besuchen. Dieser Gayet saß auch wohl des Abends da und hielte Rat mit den andern; dieses war aber nie sein Ernst, sondern nur, um seine Freude an ihnen zu haben. Einstmals, als ihrer sechs bis acht recht ernstlich an der Schulsache überlegten, fing er an: „Hört, ihr Nachbarn, ich will euch was erzählen: Als ich noch mit dem Kasten auf dem Rücken längs die Thüren ging und Hüte feil trug, so kam ich von ungefähr einmal ins Königreich Siberien, und zwar in die Hauptstadt Emugie; nun war der König eben gestorben und die Reichsstände wollten einen andern wählen. Nun war aber ein Umstand dabei, worauf alles ankam: das Reich Kreuz-Spinn-Land grenzt an Siberien, und beide Staaten haben sich seit der Sündflut her immer in den Haaren gelegen, bloß aus der Ursache: die Siberier haben lange in die Höhe stehende Ohren, wie ein Esel, und die Kreuz-Spinn-Länder haben Ohrlappen, die bis auf die Schultern hangen. Nun war von jeher Streit unter beiden Völkern; jedes wollte behaupten, Adam hätte Ohren gehabt wie sie. Deswegen mußte in beiden Ländern immer ein rechtgläubiger König erwählt werden; das beste Zeichen davon war, wenn jemand gegen die andere Nation einen unversöhnlichen Haß hatte. Als ich nun da war, so hatten die Siberier einen vortrefflichen Mann im Vorschlag, den sie nicht so sehr wegen seiner Rechtgläubigkeit, als vielmehr wegen seiner vortrefflichen Gaben zum König machen wollten. Nur hatte er hoch in die Höhe stehende Ohren und auch herabhängende Ohrlappen, er trug also in dem Fall auf beiden Schultern; das wollte zwar vielen nicht gefallen, doch man wählte ihn. Nun beschloß der Reichsrat, daß der König mit der wohlgeordneten hochohrigten Armee gegen den langohrigten König zu Felde ziehen sollte; das geschah. Allein, was das einen Allarm gab! — Beide Könige kamen ganz friedlich zusammen, gaben sich die Hände und hießen sich Brüder. Alsofort setzte man den König mit den Zwitterohren wieder ab und schnitt ihm die Ohren ganz weg, nun konnt' er laufen."

Der Bürgermeister Scultetus nahm seine lange Pfeife aus dem Mund und sagte: „der Herr Gayet ist doch weit in der Welt umher gewesen.“ — „Ja wohl!“ sagte ein anderer, „aber ich glaube, er giebt uns einen Stich; er will damit sagen, wir wären alle zusammen Esel.“ Schöffe Reilhof aber lachte, blinkte Herrn Gayet heimlich an und sagte ihm ins Ohr: „die Narren verstehen nicht, daß Sie den Pastor und sein Konsistorium damit meinen.“ Stilling aber, der ein guter Geographus war und überhaupt die ganze Fabel wohl verstand, lachte recht herzlich und schwieg. Gayet sagte Reilhof wieder ins Ohr: „Sie haben's halb und halb erraten.“

Nachdem man nun glaubte, sich in gehörige Sicherheit gesetzt zu haben, so schickte man um Fastnacht eine Deputation an den Pastor ab; Schöffe Reilhof ging selbst mit, denn er mußte das Wort führen. Stilling wurde Zeit und Weile lang, bis sie wieder kamen, um zu hören, wie die Sache abgelaufen wäre. Er hörte es auch von Wort zu Wort, Reilhof hatte den Vortrag gethan.

„Herr Pastor! wir haben uns einen lateinischen Schulmeister ausgesucht, wir kommen her, um es Ihnen anzukündigen.“

„Ihr habt mich aber nicht vorher gefragt, ob ich den auch haben will, den ihr ausgesucht habt.“

„Davon ist die Frage nicht, die Kinder sind unser, die Schul ist unser und auch der Schulmeister.“

„Aber wer unter euch versteht wohl so viel Latein, um einen solchen Schulmeister zu prüfen, ob er auch wohl zu dem Amte nutzt?“

„Dazu haben wir unsere Leute.“

„Der Fürst aber sagte: Ich soll der Mann sein, der den hiesigen Rektor examiniert und bestätigt, versteht ihr mich!“

„Deswegen kommen wir ja auch her.“

„Nun dann! ohne Weitläufigkeit — ich hab' auch einen ausgesucht, der gut ist, — und das ist — der bekannte Schulmeister Stilling!“

Reilhof und seine Leute sahen sich an. Stollbein aber stand und lächelte mit Triumph, und so schwieg man eine Weile und sagte gar nichts.

Reilhof erholte sich endlich und sagte: „Nun denn, so sind wir ja einer Meinung!“

„Ja, Schöffe Starrkopf! Wir wären denn doch endlich einmal Einer Meinung! Bringt euern Schulmeister her, ich will ihn bestätigen und einsetzen.“

„So weit sind wir noch nicht, Herr Pastor! Wir wollen ein eigenes Schulhaus für ihn haben und die lateinische Schule von der deutschen separieren.“

(Denn beide Schulen waren vereinigt, jeder Schulmeister bekam das halbe Gehalt, und der lateinische half dem deutschen in den übrigen Stunden.)

„Gott verzeih mir meine Sünde! Da säet doch der Teufel wieder sein Unkraut. Wovon soll denn euer Rektor leben?“

„Das ist wiederum unsere Sache und nicht die Ihrige.“

„Hört, Schöffe Keilhof! Ihr seid ein recht dummer Kerl! ein Vieh, so groß als eins auf Gottes Erdboden geht, — schert Euch nach Haus!“

„Was? Ihr — Ihr — scheltet mich?“

„Geht, großer Narr! Ihr sollt nun Euren Stilling nicht haben, so wahr ich Pastor bin!“ und damit ging er in sein Kabinett und schloß die Thüre hinter sich zu.

Noch ehe der Schöffe nach Hause kam, erhielt Stilling Ordre, nach dem Pfarrhaus zu kommen, er ging und dachte nicht anders, als er würde nun zum Rektor eingesetzt werden; allein wie erschrak er nicht, als ihn Stollbein folgendergestalt anredete:

„Stilling! Eure Sache ist nichts. Wenn Ihr nicht ins größte Elend, in Hunger und Kummer geraten wollt, so meliert Euch nicht weiter mit den Florenburgern.“

Und hierauf erzählte ihm der Pastor alles, was vorgefallen war. Stilling nahm mit größter Wehmut Abschied von dem Pastor. „Seid zufrieden!“ sagte Herr Stollbein, „Gott wird Euch noch segnen und glücklich machen, bleibt nur an Eurem Handwerk, bis ich Euch sonst anständig versorgen kann.“

Die Florenburger wurden indessen bös auf Stilling, weil er, wie sie glaubten, heimlich mit dem Pastor gepflügt hatte. Sie verließen ihn also auch und wählten einen andern. Herr Stollbein ließ ihnen für diesmal ihren Willen; sie machten einen neuen Rektor, gaben ihm ein besonderes Haus, und da sie der alten deutschen Schule das Gehalt nicht entziehen konnten und durften, zu einem neuen aber keinen Rat wußten, so beschlossen sie, ihm sechzig Kinder zum Lateinlernen zu verschaffen und von jedem

Kind jährlich vier Reichsthaler zu bezahlen. Allein der rechtschaffene Mann hatte das erste Vierteljahr sechzig, hernach vierzig, zu Ende des Jahrs zwanzig und endlich kaum fünf, so daß er, bei aller Müh' und Arbeit, endlich im Hunger, Kummer und Elend starb und seine Frau und Kinder bettelten.

Nach diesem Vorfall gab sich Herr Stollbein in Ruhe, er fing an stille zu werden und sich um nichts mehr zu bekümmern; er versah nur bloß seine Amtsgeschäfte, und zwar mit aller Treue. Der Hauptfehler, welcher ihn so oft zu thörichten Handlungen verleitet hatte, war ein Familienstolz. Seine Frau hatte vornehme Verwandte, und die sah er gern hoch ans Brett kommen. Auch er selber strebte gern nach Gewalt und Ehre. Dieses ausgenommen, war er ein gelehrter und sehr gutherziger Mann; ein Armer kam nie fehl bei ihm, er gab, so lange er hatte, und half dem Elenden, so viel er konnte. Nur dann war er ausgelassen und unerbittlich, wenn er sah, daß jemand von geringem Stand Miene machte, neben ihm emporzusteigen. Aus dieser Ursache war er auch Johann Stilling immer feind. Dieser war, wie oben gesagt worden, Kommerzien-Präsident des Salenschen Landes; und da Stollbein ein großer Liebhaber von Bergwerken war, so ließ er Herrn Stilling immer merken, daß er ihn gar nicht für das erkannte, was er war; und wenn jener nicht bescheiden genug gewesen wäre, dem alten Mann nachzugeben, so hätte es oft harte Stöße abgesetzt.

Doch zeigte Stollbeins Beispiel, daß Güte des Herzens und Redlichkeit niemalen ungebessert sterben lasse.

Einstmalen war eine allgemeine Gewerken-Rechnung abzulegen, so daß also die vornehmsten Commercianten des Landes bei ihrem Präsidenten Stilling zusammenkommen mußten. Herr Pastor Stollbein kam auch, desgleichen Schöffe Reilhof mit noch einigen andern Florenburgern. Herr Stilling ging auf den Pastor zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn neben sich an die rechte Seite und ließ ihn da sitzen. Der Prediger war die ganze Zeit über aus der Maßen freundlich. Nach dem Mittagessen fing er an:

„Meine Herren und Freunde! Ich bin alt und ich fühle, daß meine Kräfte mit Gewalt abnehmen, es ist das letzte Mal, daß ich bei Ihnen bin, ich werde nicht wieder herkommen. Ist nun jemand unter Ihnen, der mir nicht vergeben hat, wo ich ihn beleidigt habe, den bitt' ich jetzt von Herzen um Verzeihung."

Alle Anwesende sahen sich an und schwiegen. Herr Stilling konnte das unmöglich ausstehen. „Herr Pastor!“ sagte er, „das bricht mir mein Herz! — Wir sind Menschen und fehlen alle; ich hab' Ihnen unendlich viel zu danken, Sie haben mir die Grundwahrheiten unserer Religion beigebracht, und vielleicht hab' ich Ihnen oft Anlaß zur Ärgernis gegeben, ich bin also der erste, der Sie von Grund seiner Seele um Verzeihung bittet, wo er Sie beleidigt hat.“ Der Pastor wurde so gerührt, daß ihm die Thränen die Wangen herunter liefen; er stand auf, umarmte Stillingen und sagte: „Ich hab' Sie oft beleidigt. Ich bedaure es, und wir sind Brüder.“ — „Nein,“ sagte Stilling, „Sie sind mein Vater! Geben Sie mir Ihren Segen!“ Stollbein hielt ihn noch fest in den Armen und sagte: „Sie sind gesegnet, Sie und Ihre ganze Familie, und das um des Mannes willen, der so oft mein Stolz und meine Freude war.“

Dieser Auftritt war so unerwartet und so rührend, daß die mehrsten Anwesenden Thränen in Menge vergossen, Stilling und Stollbein aber am mehrsten.

Nun stand der Prediger auf, ging hinab zu Schöffe Keilhof und den übrigen Florenburgern, lächelte und sagte: „Sollen wir denn auch an diesem Rechnungstage unsere Rechnung zusammen abmachen?“ Keilhof antwortete: „Wir sind Ihnen nicht böse!“ — „Ja!“ versetzte Herr Stollbein, „davon ist hier die Rede nicht. Ich bitte euch alle feierlich um Vergebung, wo ich euch beleidigt habe.“ — „Wir vergeben Ihnen gerne,“ erwiderte Keilhof, „aber das müßten Sie auf der Kanzel thun.“

Stollbein fühlte sein ganzes Feuer wieder, doch schwieg er still und setzte sich neben Stilling hin. Dieser aber wurde so voll Eifer, daß er im Gesicht glühte. „Herr Schöffe!“ fing er an, „Sie sind nicht wert, daß Ihnen Gott Ihre Sünden vergiebt, so lange Sie so denken. Der Herr Pastor ist frei und hat seine volle Pflicht erfüllt. Christus gebeut Liebe und Versöhnlichkeit. Er wird Euch Euren Starrsinn auf den Kopf vergelten.“

Herr Stollbein schloß diese rührende Scene mit den Worten: „Auch das soll geschehen, ich will meine ganze Gemeinde öffentlich um Verzeihung bitten und ihnen weissagen, daß einer nach mir kommen werde, der ihnen eintränken wird, was sie an mir verschuldet haben.“ Beides ist auch in seiner ganzen Fülle geschehen.

Kurz nach diesem Vorfall starb Herr Stollbein in Frieden

und wurde zu Florenburg in der Kirche bei seiner Gattin begraben. In seinem Leben wurde er gehaßt und nach seinem Tode beweint, geehrt und geliebt. Wenigstens Heinrich Stilling hielt ihn lebenslang in ehrwürdigem Andenken.

Stilling war noch bis Ostern bei dem Schöffen Reilhof, allein er merkte, daß ihn ein jeder sauer ansah, er wurde also auch dieses Lebens müde.

Nun überlegte er einstmalen des Morgens auf dem Bett seine Umstände; zu seinem Vater zurückzukehren war ihm ein erschrecklicher Gedanke; denn die vielen Feldarbeiten hätten ihn auf die Länge zu Boden gedrückt, dazu gab ihm sein Vater nur Speise und Trank; denn was er allenfalls mehr verdiente, das rechnete ihm derselbe auf den Vorschuß, den er ihm in vorigen Jahren gethan hatte, wenn er mit dem Schullohn nicht auskommen konnte; er durfte also noch nicht an Kleider denken, und diese waren doch binnen Jahresfrist ganz unbrauchbar. Bei andern Meistern zu arbeiten war ihm ebenfalls schwer, und er sah, daß er sich auch damit nicht retten konnte, denn ein halber Gulden Wochenlohn trug ihm in einem ganzen Jahr nicht soviel ein, als nur die allernotwendigsten Kleider erforderten. Er wurde halb rasend, fuhr aus dem Bett und rief: „Allmächtiger Gott! was soll ich denn machen?“ In dem Augenblick war es ihm, als wenn ihm in die Seele gesprochen würde: „Geh aus deinem Vaterland, von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will!“ Er fühlte sich tief beruhigt und beschloß alsofort, in die Fremde zu gehen.

Dieses geschah Dienstags vor Ostern. Denselbigen Tag besuchte ihn sein Vater. Der gute Mann hatte wiederum seines Sohnes Schicksal vernommen, und deswegen kam er nach Florenburg. Beide setzten sich zusammen auf ein einsames Zimmer, und nun fing Wilhelm an:

„Heinrich! ich komme zu dir, mit dir Rat zu pflegen; ich sehe nunmehr klar ein, daß du unschuldig gewesen bist. Gott hat dich gewiß zum Schulhalten nicht bestimmt, das Handwerk verstehst du; aber du bist in solchen Umständen, wo es dir die Not durft nicht verschaffen kann; und bei mir zu sein, ist auch für dich nicht, du scheust mein Haus, und das ist auch kein Wunder; ich bin nicht imstande, dir das Nötige zu verschaffen, wenn du nicht die Arbeit verrichten kannst, die ich zu thun habe, es wird mir

selber sauer, Frau und Kinder zu ernähren. Was meinst du, hast du wohl nachgedacht, was du thun willst?"

„Vater! darüber hab' ich lange Jahre nachgedacht; aber erst diesen Morgen ist mir klar worden, was ich thun soll; ich muß in die Fremde ziehen und sehen, was Gott mit mir vor hat."

„Wir sind also einerlei Meinung, mein Sohn! Wenn wir der Sache vernünftig nachdenken, so finden wir, daß deine Führung von Anfang dahin gezielt hat, dich aus deinem Vaterland zu treiben; und was kannst du hier erwarten? Dein Oheim hat selber Kinder, und die wird er erst suchen anzubringen, eh er dir hilft, indessen gehen deine Jahre um. Aber — du — wenn ich deine ersten Jahre — und die Freude bedenke, die ich an dir haben wollte — und du bist nun fort — so ist's um Stillings Freude geschehen! Das Ebenbild des ehrlichen Alten." — Hier konnte er nicht mehr reden, er hielt beide Hände vor die Augen, krümmte sich ineinander und weinte laut.

Diese Scene war Stilling unausstehlich, er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu sich selber kam, stand sein Vater auf, drückte ihm die Hand und sagte: „Heinrich! nimm von niemand Abschied, geh, wann dir der himmlische Vater winkt! Die heiligen Engel werden dich begleiten, wo du hingehst, schreib mir oft, wie es dir geht!" Nun eilte er zur Thüre hinaus.

Stilling ermannte sich, faßte Mut und empfahl sich Gott; er fühlte, daß er von allen Freunden ganz los war. Nichts hing ihm weiter an, sondern er erwartete mit Verlangen den zweiten Ostertag, welchen er zu seiner Abreise bestimmt hatte; er sagte niemand in der Welt etwas von seinem Vorhaben, besuchte auch niemand, sondern blieb zu Haus.

Doch konnte er nicht unterlassen, noch einmal zuguterletzt auf den Kirchhof zu gehen. Er that's nicht gern am Tage, deswegen ging er abends vor Ostern beim Licht des vollen Mondes hin und besuchte Vater Stillings und Dortchens Grab, setzte sich auf jedes eine kleine Weile und weinte stille Thränen. Seine Empfindungen waren unaussprechlich. Er fühlte so etwas in sich und sprach: „Wenn diese beiden noch lebten, so ging es dir weit anders in der Welt." Er nahm endlich ordentlich Abschied von beiden Gräbern und von den ehrwürdigen Gebeinen, die darin verwesten, und ging fort.

Den folgenden Ostermontag Morgen, Anno 1762, welches

der zwölfte April war, rechnete er mit dem Schöffen Keilhof ab. Er bekam noch etwas über vier Reichsthaler. Dieses Geld nahm er zu sich, ging auf die Kammer, that seine drei zerlappten Hemde, das vierte hatte er an, ein Paar alte Strümpfe, eine Schlafkappe, seine Schere und Fingerhut in einen Reisesack, zog darauf seine Kleider an, die aus ein Paar mittelmäßig guten Schuhen, schwarzen wollenen Strümpfen, ledernen Hosen, schwarzen tuchenen Weste, einem ziemlich guten braunen Rock von schlechtem Tuch und einem großen Hut, nach der damaligen Mode, bestanden. Nun krümmte er sein fadenrechtes braunes Haar, nahm seinen langen dornenen Stock in die Hand und wanderte auf Salen zu, wo er sich einen Reisepaß besorgte, und zu einem Thore herausging, das gegen Nordwesten steht. Er geriet auf eine Landstraße; ohne zu wissen, wohin sie führte, folgte er derselben, und sie brachte ihn am Abend in einen Flecken, welcher an der Grenze des Salenischen Landes liegt.

Hier kehrte er in einem Wirtshause ein und schrieb einen Brief an seinen Vater nach Leindorf, in welchem er zärtlich Abschied von ihm nahm und ihm versprach, sobald er sich irgendwo niederlassen würde, alles umständlich zu schreiben. Unter den Bürgergästen, welche des Abends in diesem Hause tranken, waren verschiedene Fuhrleute, eine Art Menschen, bei denen man sich am allerbesten nach den Wegen erkundigen kann. Stilling fragte sie, wohin diese Landstraße führe Sie sagten: „Nach Schönenthal.“ Nun hatte er in seinem Leben viel von dieser weitberühmten Handelsstadt gehört; er beschloß also, dahin zu reisen, ließ sich deswegen die Örter an dieser Landstraße und ihre Entfernung von einander sagen; dieses alles zeichnete er in seine Schreibtafel auf und legte sich ruhig schlafen.

Des andern Morgens, nachdem er Kaffee getrunken und ein Frühstück genommen hatte, empfahl er sich Gott und setzte seinen Stab weiter; es war aber so nebelig, daß er kaum einige Schritte vor sich hinsehen konnte; da er nun auf eine große Heide kam, wo viele Wege nebeneinander hergingen, so folgte er immer demjenigen, welcher ihm am gebahntesten schien. Als sich nun zwischen zehn und elf Uhr der Nebel verteilte und die Sonne durchbrach, so fand er, daß sein Weg gegen Morgen ging. Er erschrak herzlich, wanderte noch ein wenig fort, bis auf eine Anhöhe, da sah er nun den Flecken wieder nahe vor sich, in welchem er über Nacht geschlafen hatte. Er kehrte wieder um, und da nun der

Himmel heiter war, so fand er die große Heerstraße, die ihn binnen einer Stunde auf eine große Höhe führte.

Hier setzte er sich an einen grünen Rasen und schaute gegen Südosten. Da sah er nun in der Ferne das alte Geisenberger Schloß, den Giller, den höchsten Hügel, und andere gewohnte Gegenden mehr. Ein tiefer Seufzer stieg ihm in der Brust auf, Thränen flossen ihm die Wangen herunter; er zog seine Tafel heraus und schrieb:

Noch einmal blickt mein mattes Auge
Nach diesen frohen Bergen hin.
O! wenn ich die Gefilde schaue,
Die jene Himmelskönigin
Mir oft mit kühlen Schatten malte,
Und lauter Wonne um mich strahlte;

So fühl' ich, wie in süßen Träumen,
Die reinsten Lüfte um mich weh'n,
Als wenn ich unter Edens Bäumen
Säh' Vater Adam bei mir steh'n,
Als wenn ich Lebenswasser tränke,
Am Bach in süße Ohnmacht sänke.

Dann weckt mich ein Gedanke wieder,
So wie der stärkste Donnerknall
Sich wälzt vom hohen Giller nieder,
Und Blitze zücken überall.
Die Hindin starrt und fährt zusammen,
Sie blinzelt in den lichten Flammen.

Dann sinkt mein Geist zur schwarzen Höhle,
Schaut über sich und um sich her,
Dann kommt kein Licht in meine Seele,
Dann schimmert mir kein Sternlein mehr,
Dann ruf' ich, daß die Felsen knallen,
Und tausend Echo wiederschallen.

Doch endlich glänzt ein schwacher Schimmer,
Der Menschenvater winket mir,
Und seh ich euch, ihr Berge, nimmer,
So blüht im Segen für und für!
Bis euch der letzte Blick zertrümmert
Und ihr wie Gold im Ofen schimmert.

25. Hindin, statt des älteren und richtigeren Hinde = Hirschkuh.

Und dann will ich auf euren Höhen,
Dann, wann ihr einst erneuert seid,
Umher nach Vater Stilling sehen,
Mich freuen, wo sich Dortchen freut,
Dann will ich dort in euren Hainen
In weißen Kleidern auch erscheinen.

Wohlan! ich wende meine Blicke
Nach unbekannten Bergen hin,
Und schaue nicht nach euch zurücke,
Bis daß ich einst vollendet bin.
Erbarmer! leite mich im Segen
Auf diesen unbekannten Wegen!

Nun stand Stilling auf, trocknete seine Thränen ab, nahm seinen Stab in die Hand, den Reisesack auf den Rücken und wanderte über die Höhe ins Thal hinunter.

Karoline Pichler
geborene von Greiner.

Caroline Fischer

Einleitung.

Karoline Pichler geb. von Greiner wurde den 7. September 1769 in Wien geboren. Das Haus ihres Vaters, des kaiserlichen Hofrats und Geheimen Referendars von Greiner, gewährte ihr als Mittelpunkt eines Kreises von litterarischen und künstlerischen Notabilitäten vielfache geistige Anregung, und auch ihre Erziehung war eine sehr sorgfältige. Früh schon versuchte sie sich als Dichterin, 1796 heiratete sie den Regierungsrat Pichler, seit dem Jahre 1800 trat sie als Schriftstellerin auf.*) Nachdem sie in den litterarischen Kreisen Wiens lange Zeit eine bedeutende Rolle gespielt, starb sie den 9. Juli 1843.

Ihr erster Roman war

1. Olivier. Wien 1802. — Hiernach folgten:
2. Leonore. Wien 1804. II. 8°.
3. Frauenwürde. Wien 1808. III. 8°.
4. Agathokles. Wien 1808. III. 8°.
5. Die Grafen von Hohenberg. Leipzig 1811. II. 8°.
6. Die Nebenbuhler. Wien 1821. II. 8°.

*) Wir geben von einem ihrer ersten jetzt ganz verschollenen Versuche „Gleichnisse". Wien 1800. 8°. eine Probe.

7. Die Belagerung Wiens. 1824. III. 8°.
8. Die Schweden in Prag. Wien 1827. III. 8°.
9. Die Wiedereroberung von Ofen. Wien 1829. III. 8°.
10. Henriette von England. Wien 1832. 8°.
11. Friedrich der Streitbare. Wien 1831. IV. 8°.
12. Elisabeth von Guttenstein (Bd. 51—54 der sämtl. Werke in 60 Bdn.).
13. Denkwürdigkeiten aus meinem Leben (herausgeg. von Ferd. Wolf). Wien 1844. IV. 12.

Außer den umfangreicheren Erzählungen unter Nr. 1—12 veröffentlichte sie eine Anzahl Dramen, Idyllen, viele kleinere Erzählungen (von diesen sind das Schloß im Gebirge und der schwarze Fritz die berühmtesten geworden), Zerstreute Blätter und Zeitbilder. Gesamtausgaben erschienen Wien 1811—20. XXIV. 8°. — 1820—24. LIII. 8°. und endlich Wien 1828—44. LX. 16. Die späteren der oben besonders aufgeführten Romane sind in der Gesamtausgabe überhaupt zum erstenmale erschienen.

Das am meisten anerkannte Werk Karoline Pichlers, der Agathokles, bezeichnet die bedeutsame Wendung ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zum historischen Romane, der Gattung, welcher ihre gelungensten Erzeugnisse angehören.' Sie ließ sich eine tüchtige gelehrte Vorbereitung zu denselben sehr angelegen sein, namentlich studierte sie eifrig das große Geschichtswerk Gibbons und die Spezialgeschichte Österreichs, aus welcher sie reichlichen Stoff zog. Ihre Darstellungsweise erhielt ebenso wie die der Karoline v. Wolzogen durch Vornehmheit, Würde und alles das, was man zu ihrer Zeit unter dem Begriffe „Bildung" zusammenfaßte, eine gewisse Bläße und Einförmigkeit. Wenn diese typischen Eigenschaften, welche gute Gedanken, richtige Mittel und, was die Hauptsache bleibt, gute Erfindung und gute Darstellungskunst nicht gerade ausschließen, als spezifisch weiblich in Anspruch genommen wurden, so war dies zwar berechtigter als heutzutage die Forderung, läppische Oberflächlichkeit und gedankenleeren Redefluß als berechtigte Eigentümlichkeit des „gleichberechtigten" schönen Geschlecht anerkannt wissen zu wollen, schon deshalb berechtigter, weil sich der Stiltypus Goethes immerhin als nicht ohne Glück nachgeahmtes Muster anführen ließ. Wenn man aber liest, daß A. W. v. Schlegel die Agnes von Lilien allen Ernstes für ein Werk Goethes ansehen konnte, so wird der, welchen der Geist Goethes aus Werther und Faust wirklich angeweht hat, sich bei den Erzeugnissen der beiden höchst talentvollen und durch gediegene Geistesbildung hoch hervorragenden Frauen doch an das Bibelwort: „Der Geist Gottes schwebte über den Wassern" erinnern, weil „Goethes" und „Gottes" leider ähnlich klingen.

Gleichnisse.

1. Die Blüten im Frühlinge.

Wie schön, wie jeder Kunst unerreichbar hat der lächelnde Frühling die Gefilde geschmückt! Mit Blüten überschneiet prangt der Garten. Hier hängen sie in kleinen Sträußern an längeren oder kürzeren Stielen um die Äste der Kirschen- und Pflaumenbäume, so dicht, daß man kaum hindurch auf die braunen Zweige sehen kann; dort stehen sie wie wilde Röschen geformt fest auf den Aprikosenästen. Hier prangt die Pfirsich- und Mandelblüte in blassem Rosenrot; und dort erheben sich die Apfelbäume mit dem schönsten Schmucke duftender Blüten beladen, die weiß und rötlich gestreift dem Auge die lieblichste Abwechselung darbieten. Welche Pracht! Welche Fülle! Welche reiche Ernte von Früchten verspricht nicht dieser blütenvolle Lenz! Aber ach, diesen Bäumen stehen noch viele Zufälle bevor, bis ihre Früchte reif sein werden! Wer kann die Stürme und Nachtfröste voraussehen, welche die Blüten, noch ehe sie Früchte bilden, herabstören oder versengen? Wer vermag das schädliche Gewürme abzuhalten, das sich ins Herz der kleinen Frucht hineinbeißet, und sie von innen verdirbt? Wer schützt die reifenden Früchte vor Hagel und Gewitterstürmen? Von allen den tausend und tausend Blüten, die unseren Hoffnungen schmeicheln, erwachsen vielleicht nur wenige Früchte, und diese vermag niemand vor Unfällen zu schützen. Weise hat auch hier die Natur sich gezeigt, als sie mit scheinbar verschwenderischer Hand diese unendliche Fülle von Blüten ausspendete, wovon doch einige den Gefahren entrinnen, und unsern Herbst verschönern werden.

Stolze Hoffnungen, lachende Aussichten der Jugend, euch gleicht diese Blütenfulle des Frühlings! Mit welchen raschen Ent-

schlüssen, mit welchen kühnen Forderungen an das Glück treten wir nicht in die Welt! Alles lächelt uns, alle Wege zum Ruhm und zur Ehre stehen uns offen, alles ist für uns geschaffen, wir dürfen nur die Hand ausstrecken und das schönste Los muß uns zu teil werden! Unbefangen überlassen wir uns den Spielen unserer jugendlichen Einbildungskraft, denken nicht böse von Menschen, die wir nicht kennen, und fürchten nichts von denen, die wir nie beleidigt haben. Anmaßend und zuversichtlich wagen wir uns in die Bahn, auf welche Wahl oder Umstände uns leiten, und sehen das schimmernde Ziel so nahe, daß wir es schon zu ergreifen glauben. Ach nur zu bald erfahren wir mit Schmerz, wie sehr uns unsere Vorstellungen täuschten! Verhältnisse und Rücksichten treten uns auf allen Seiten hindernd in den Weg; plötzliche Wechsel des Glücks nötigen uns unsere Pläne aufzugeben; Falschheit und Eigennutz verrücken oder entfernen unser Ziel; tausend fehlgeschlagene Hoffnungen ermüden den Geist; gekränkte Liebe, beleidigter Stolz und verratene Freundschaft machen uns mißtrauisch und mutlos, und wohl dem, in dessen Herzen sich kein giftiger Wurm böser Gesellschaft, oder schlechter Grundsätze eingenistet hat! So enden wir mit langsamen Schritten den rasch begonnenen Lauf, und sind nur zu selig, wenn uns am Ende wenige Blüten der Jugend erquickende Früchte bringen. O laßt uns die Vorsicht preisen, die in der moralischen, wie in der physischen Welt mit gleicher Weisheit und Güte handelte, und jene heftigen Triebe ins Herz der Jugend legte, die uns Kraft genug geben, nach allen überstandenen Stürmen noch Glück zu erhalten und zu genießen.

---

2. Der Sturmwind.

Brause nur immer fort, und rase durch die Wipfel der schwankenden Pappeln, du stürmischer Gewitterwind! ich achte deiner Wut nicht. Hier, von schützenden niedrigen Büschen umgeben, die dein Hauch nur leicht bewegt, während die hohen Bäume sich seufzend vor deiner Gewalt biegen und einen Regen von grünen Blättern herabsenden, wandle ich ruhig und unbekümmert. Die Vögel des Himmels, die in den hohen Wipfeln sich ihre luftigen Wohnungen wählten, flattern ängstlich umher, und beben vor dem Untergang, der ihren Nestern droht; aber unbekümmert schlüpft

die grünliche Eidechse hin und her, treibt sorglos ihr Geschäfte, und läßt den Wind toben, der ihrer stillen Wohnung nicht schaden kann.

Holdes Bild der seligen Mittelmäßigkeit und Verborgenheit, die du in niedrigen Hütten bei Einfalt und Ruhe wohnst! Wenn die Stürme der Welt, die schnell-wechselnden Launen des Glücks Thronen erschüttern und Mächtige beugen oder stürzen, dann kümmert dich das alles nicht, und der heftigste Sturm verbreitet kaum seine letzten Wirkungen bis zu deiner verborgenen Einsamkeit. Glücklich ist der Weise, der, genügsam und zufrieden, in dir und der Natur die ewig reine, ewig unversiegbare Quelle seiner süßesten Freuden sucht.

3. Der Pappelbaum.

Komm, Mädchen, und betrachte mit mir diese hohe Pappelweide. Noch hat nicht der zehnte Frühling sie neu belaubt, und schon steht sie in vollem üppigen Wuchse da, ein starker, vollendeter Baum, dessen Stamm meine Arme nicht zu umspannen vermögen. Stolz hebt sie ihren spitzigen Wipfel über die anderen Bäume des Gartens empor, und rauscht mit ihren glatten Blättern im Morgenwinde, der die Höhe zuerst begrüßt. Demütig und unscheinbar steht neben ihr die junge Linde, zwar ebenso alt wie jene, aber noch bei weitem nicht an Höhe und Dicke des Stammes, an Fülle der Blätter ihr gleich. Niemand achtet ihrer noch, denn sie bietet weder Schutz noch Schatten dar, und ihre aufgeschossene Nachbarin verdunkelt ihren langsamen Wuchs.

Aber wie lange wird dieser Unterschied währen? Blicke rings umher im Garten, du findest auch nicht Eine Pappelweide, die über dreißig Jahr alt wäre, aber du siehst wohl von ferne jene majestätische Linde, die weit umher Schatten verbreitet, und jedem Winde trotzt. So hoch ihr Wipfel sich in die Luft erhebt, so tief wurzelt ihr Fuß in der Erde. Wer von uns hat sie jung gesehen, wer von uns wird ihr Ende erleben? Die Menschen des vergangenen Jahrhunderts haben sie gepflanzt, gepflegt, und ihre Enkel genießen noch des erquickenden Schattens, indes oft derselbe Gärtner den Pappelzweig setzet und einst den verdorreten Stamm unwillig aus der Erde gräbt. Ich tadle ihn daher nicht, wenn er lieber Linden als Pappeln pflanzt, und den nützlichen

Schatten, den jene ihm noch im Alter versprechen, der vorübergehenden Lust an diesen vorzieht.

Und du junges flatterndes Wesen, das von einer Verbindung zur andern hüpft, heute Freundschaften stiftet, um sie morgen wieder zu zerreißen, tadle die Zurückhaltung derjenigen nicht, die lieber langsam eine dauernde Freundschaft errichten, als jeden neuen Mond am Arme einer neuen Gespielin begrüßen will. Zwar genießest du bald einen Schimmer jenes Glücks, das dem Ausharrenden nur spät zu teil wird; aber es ist auch nur Schimmer, und zehn deiner Schwesterschaften sind geknüpft und wieder zerrissen, ehe eine wahre Freundschaft geschlossen werden kann, die langsam wächst, aber ewig wie die Linde dauert. Nach und nach faßt sie in den verbundenen Herzen Wurzel, ist anfangs klein und unbemerkt, bis sie endlich, durch Wohlwollen und Tugend groß gezogen, sich in majestätischer Schönheit erhebt. Dann erst äußern sich ihre wohlthätigen Wirkungen, sie giebt Schatten und Kühle, wenn die blendende Sonne des Glückes jede bessere Besinnung zu rauben droht, und trotzt den Stürmen des Unglücks, die sie nicht zu erschüttern vermögen. Noch im Alter stärkt und erfreuet sie die verschwisterten Seelen, und keine Afterweisheit kann uns den süßen Glauben nehmen, daß sie uns noch in bessere Welten folgt!

---

4. Das Vergißmeinnicht.

Freundin, liebst du das zarte Blümchen Vergißmeinnicht und wünschest du es zu pflücken: so folge mir aus dem gezierten Garten in die dämmernden Schatten des Haines, an den Rand der Quelle. Sie lieben nicht die offenen Gänge, wo jeder Vorübergehende sie sehen und pflücken kann, sie scheuen die allzu heißen Strahlen der Sonne und blühen nie auf dem Blumenparterre, wo verkünstelte Treibhauspflanzen und fremdartige Gewächse in nutzloser Pracht stehen. Aber hier am Borde des nützlichen Quells, der die Wiesen befeuchtend segensvoll dahinfließt, hier wo fruchtbare Obstbäume die beladenen Äste in ihm spiegeln, während ihre Wurzeln sein klares Naß saugen, hier blühen die Vergißmeinnicht zu Tausenden. Lieblich stehen sie da im fetten Grase, und nicken mit den himmelblauen Blumen und den blaßroten Knöspchen freundlich über die klare Flut hin.

Sehnst du dich nach wahrer Freundschaft und treuer Liebe, o Mädchen! so verlaß das schimmernde Gewühl der großen Welt, besuche nicht Schauspiele und Feste, um gute Menschen zu finden, durchwache nicht Nächte auf lärmenden Bällen, um ein gefühlvolles Herz zu suchen, und hoffe nicht im etikettevollen Prunksaal wahre Empfindung anzutreffen. Dort, wo tiefes Gefühl für lächerlich und Eigentümlichkeit des Charakters für unartig gehalten wird, wo man nur den liebt, den man braucht, und den gering schätzt, der keinen Einfluß hat, dort wohnet sie nicht die schüchterne Freundschaft, und die Liebe versendet an jenen Orten nur ihre giftigen Pfeile. Aber im Schatten des stillen häuslichen Lebens, bei froher Arbeitsamkeit und thätiger Menschenliebe, bei mäßigem Vergnügen, das gutes Bewußtsein würzt, da wohnt wahre Freundschaft und treue Liebe, umgeben vom lächelnden Chor häuslicher Tugenden und erfüllter Pflichten. Dort, Mädchen, kannst du sie suchen, aber verdiene auch sie zu finden.

5. Das Thal.

„Nein, zwischen diesen drohenden Felsenmassen führet kein Weg hindurch! Hier müssen wir bleiben oder umkehren," sagte ich zu meiner Gefährtin, als wir auf einer kleinen Reise uns in einem engen Thale von unübersteiglichen Bergen umgeben befanden, wo nichts als Felsen, teils schroff und kahl, teils mit finsteren Wäldern bewachsen, sich unseren Augen zeigten, die vergebens nach einem Ausweg forschten. Bald ward unsere Lage noch schlimmer; der schmale Steig, der uns führte, senkte sich in einiger Entfernung vor uns in eine Tiefe und verschwand dann gänzlich. Nirgends ein Pfad durch die schwarzen Kiefernwälder, die schon seit der Sündflut da gestanden zu haben schienen, nirgends ein betretener Weg, eine Hutte, oder nur eine lichtere Stelle im Walde! Mir ward bange, denn die gefürchtete Tiefe kam immer näher. Aber wie angenehm erstaunten wir, als wir bei der nächsten Krümmung des Weges sahen, daß wir keinen jähen Absturz vor uns hatten, und der Grund sich nur allmählich senkte. Schon zeigte sich auf dem entgegengesetzten Hügel ein weißer Streifen, der sich im Walde verlor. Es war ein Weg, wir folgten ihm, und sieh, er wand sich über Hügel und Tiefen, durch Felsen und Walder zwischen zwei himmelansteigenden Bergen durch, die mir in der

Ferne nur einer geschienen hatten, und brachte uns bald an einen bewohnten Ort und auf die große Fahrstraße.

O Vorsicht, die du unser Schicksal auf eine unbegreifliche Art leitest, wie konnte ich hier im kleinen ein Bild deiner Führungen bewundern! Oft lässest du uns durch eigene Schuld oder die Verkettung der Umstände in Lagen geraten, wo wir nichts als langes Elend und unaufhörlichen Jammer vor uns zu sehen glauben, mit stummer Angst erwarten wir den Todesstreich, der unser Schicksal entscheiden und jede Hoffnung auf Freude uns rauben soll. Aber siehe, da öffnet deine Mutterhand plötzlich eine heitere Aussicht vor unseren Blicken, du zeigst uns einen Pfad aus den Klippen, die uns umgeben, knüpfst manchen Faden unseres ehemaligen Glückes wieder an, und führst uns neben Gefahren und Elend der frohen Rettung entgegen.

6. Das Hänflingsnest.

Du klagest, liebe Freundin! über die vielen Sorgen, die unbeschreibliche Mühe, die deine Kinder dir verursachen, wie du jetzt immer zu Hause angeheftet sein, auf die meisten Vergnügungen Verzicht thun mußt, und doch am Ende für alle deine Sorgen und Leiden vielleicht keinen Ersatz, keinen Lohn zu erwarten hast; ja, du wünschest oft kinderlos zu sein. Komm mit mir, meine Liebe! ich will dich zu der Hecke führen, wo der Hänfling sein Nest hat, das wir oft mit einander besuchten, und den leisen Gesang des guten Vögelchens behorchten. Sieh! das Nest ist leer — die Jungen sind ausgeflogen — dort flattern sie auf der Wiese hin mit ungeübten Schwingen, schwach und ungeschickt, die kaum befiederten Kleinen. Die Alten fliegen um sie herum, und zeigen ihnen, wie sie die Flügel brauchen müssen. Morgen vielleicht begleiten sie sie zum letztenmal, und kehren dann einsam in den Hain zurück. Mit welcher unermüdlichen Geduld saß das Weibchen die schönen Frühlingstage durch über den Eiern! Wie willig entsagte sie jedem Genusse auf den blühenden Gefilden, und beschränkte sich ohne Reue, ohne Sehnsucht nach lauteren Freuden auf ihr kleines Nest! Das gute Männchen leistete ihr treulich Gesellschaft. Bald hüpfte es auf den nächsten Zweigen umher, und sang das schönste Lied, das seine kleine Kehle vermochte; bald flog es fort und suchte die schmackhaftesten Körnchen, und legte

sie ihr aufs Nest hin zur bequemen Speise, oder es saß hilfreich eine Weile statt ihr über der Brut, damit die zärtliche Mutter auch ein bißchen herumflattern konnte. Ein rührendes Beispiel der Gatten- und Elternliebe! — Als die Jungen ausgekrochen waren, brachten die Alten ihnen wechselweis Speise, oder wärmten sie mit den schützenden Flügeln. Schreiend empfingen die Kleinen das Futter, das ihnen ihre Eltern mit froher Mühe gesucht hatten, und wer beschreibt die Angst der guten Tierchen, als neulich ein Falke nah am Gebüsche vorbei flog, worin ihr Teuerstes verborgen lag; das ängstliche Flattern, das bange Geschrei, die heldenmütige Aufopferung, mit der die Mutter sich über das Nest breitete, um den Stoß des Raubvogels aufzufangen; die unbedachtsame Kühnheit des Vaters, der sich kreischend seinem überlegenen Feind entgegen setzen wollte, und endlich die Freude, als der Falke vorüber und ihre Brut geborgen war? — Und wofür dies alles? In welcher Hoffnung, in welchen Erwartungen auf Lohn und Ersatz? Sobald die Jungen flügge sind, führen die Eltern sie aus dem Nest, lehren sie fliegen, und ihr Futter suchen, und begnügen sich für alle Sorgen, Leiden und Aufopferungen mit dem Bewußtsein, den Ruf der Natur befolgt und ihre Jungen dem frohen Genusse des Frühlings überlassen zu haben.

Und sollte eine Mutter, der Gott nebst den Trieben, die er auch in des Vogels Brust legte, noch Vernunft gab, sollte sie weniger für ihre Kinder thun, und eigennütziger handeln, als ein vernunftloser Vogel? Nein, meine Liebe! laß nie das Bild des guten Hänflings aus deiner Seele scheiden, laß dich nie von Modethorheiten und eingewurzelten Vorurteilen hindern, dem Rufe der Natur zu folgen. Erhalte den Gedanken immer lebhaft, daß es die schönste, die einzige Bestimmung der Weiber sei, Gattin und Mutter im edelsten Sinne zu werden; daß die Kinder nicht um unsertwillen, daß wir um der Kinder willen da sind; daß die Vorsicht diese teuern Pfänder unseren Händen anvertraute, nicht damit sie uns in der Kindheit ergötzen, und wenn sie erwachsen sind, die Werkzeuge unserer absichtsvollen Plane werden; sondern damit wir sie, wie schwer und mühsam auch dieser Beruf sei, auf dem Pfade der Tugend zur Glückseligkeit führen. Darum entzündete Gott den mächtigsten aller Triebe, die heilige Mutterliebe in der weiblichen Brust; darum verlieh er uns die unüberwindliche Geduld, den stillen, gelassenen Mut, der oft dem stärkeren

Geschlechte fehlt. Diese Liebe giebt uns mehr als menschliche Kraft zu dulden und zu tragen, sie lehrt uns, willig auf Freuden Verzicht thun, die mit unseren Pflichten streiten; sie heißt uns ewig geben und nie wieder fordern, und am Ziele unserer Laufbahn uns in dem großen, erhebenden Gedanken beruhigen, daß wir dem Rufe der Vorsicht gehorcht, und unsere Pflichten erfüllt haben. Selbst dann, wenn ihre unerforschlichen Schickungen die geliebten Kinder früh aus unseren Armen reißen, wenn Verhältnisse und Trennungen uns im Alter jeden Trost, jede Unterstützung von unseren Kindern rauben: auch dann wird wahre Mutterliebe nie murren, nie ihre Sorgen und Schmerzen kleinlich gegen den wenigen Ersatz aufrechnen, nie ihre Mühe für fruchtlos halten; denn der Mutter Glück war ja nie der Zweck, und ihre Bestimmung ist vollkommen erfüllt, wenn ihre Kinder glücklich — wenn sie tugendhaft sind.

Johann Heinrich Pestalozzi.

HEINRICH PESTALOZZI

Einleitung.

Johann Heinrich Pestalozzi wurde im Jahre 1746 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Da wir uns hier mit den harten Schicksalen und schweren Kämpfen, unter welchen der bedeutendste Pädagoge der Neuzeit seine Ideale zu verwirklichen versuchte, thatsächlich aber nur seine Ideen als fruchtbare Samenkörner in die Geister glücklicherer und praktischerer Zeitgenossen streute, nicht zu beschäftigen haben, erwähnen wir nur, daß um das Jahr 1780, als die äußere Not den höchsten Grad erreicht hatte, Pestalozzi unter anderem auch zur belletristischen Thätigkeit griff. Er verfaßte, aufgemuntert durch J. H. Füßli, und angeregt von Marmontels Contes moraux, sein berühmtestes Werk Lienhard und Gertrud. Die Glanzperiode seiner pädagogischen Wirksamkeit zu Burgdorf und Yferten fällt bekanntlich später, und, wie leicht erklärlich, verdrängte seine praktische Thatigkeit die litterarische, welche nur in dem Dienste jener ihre Grundlage und ihren Wert gesucht hatte. Pestalozzi starb 1827 auf seinem Gute Neuenhof.

Seine Schriften sind:

1. Lienhard und Gertrud. Berlin 1781—85. III. 8°. — Zürich 1790—92. III. 8°. — Stuttgart 1819—20. IV. 8°. (Dieser Ausgabe folgt unser Text).

2. Christoph und Else. Zürich 1782. II. 8°. — Stuttgart 1824. 8°. „Sämmtliche Schriften" erschienen Stuttgart 1819—26, enthaltend Nr. 1 und 2 und kleinere nicht erzählende Schriften über Pädagogik und Verwandtes.
3. Meine Lebensschicksale ꝛc. Leipzig 1826. 8°.
4. Bis dahin unedierte Briefe und letzte Schicksale. Bern 1834. 8°.

Pestalozzi war kein Schriftsteller von Beruf, dennoch aber einer von Bedeutung, und zwar deswegen, weil seine Schriftstellerei gleichsam der Wiederschein seiner großartigen praktischen Wirksamkeit war. Als solcher steht sie auch mit den die ganze damalige Litteratur bewegenden Ideen und Tendenzen in engster innerer Verbindung. Rousseaus Emile war es, der Pestalozzis pädagogischen Genius erweckte, und eine Menge Rousseauscher Gedanken finden in seinen Schriften und mehr noch in seiner Erziehungsmethode eine eigentümliche Ausprägung.

Als kunstmäßigem Roman kann Lienhard und Gertrud allerdings keine hohe Stellung angewiesen werden, weder was Korrektheit des Stils, noch was regelrechten Aufbau des Ganzen anbetrifft, der Wert liegt in dem moralischen Gehalt. Wir teilen ein Bruchstück daraus mit.

Lienhard und Gertrud.

§ 1. Ein herzguter Mann, der aber doch Weib und Kind höchst unglücklich macht.

Es wohnt in Bonnal ein Mäurer. Er heißt Lienhard — und seine Frau Gertrud. Er hat sieben Kinder und guten Verdienst. — Aber er hat den Fehler, daß er sich im Wirtshaus oft verführen läßt. Wenn er da ansitzt, so handelt er wie ein Unsinniger; — und es sind in unserem Dorfe schlaue abgefeimte Bursche, die darauf losgehen, und daraus leben, daß sie den Ehrlicheren und Einfältigeren auflauern, und ihnen bei jedem Anlaß das Geld aus der Tasche locken. Diese kannten den guten Lienhard, und verführten ihn oft beim Trunk noch zum Spiel, und raubten ihm so den Lohn seines Schweißes. Aber allemal, wenn das am Abend geschehen war, reuete es Lienharden am Morgen — und es ging ihm ans Herz, wenn er Gertrud und seine Kinder Brot mangeln sah, daß er zitterte, weinte, seine Augen niederschlug und seine Thränen verbarg.

Gertrud ist die beste Frau im Dorf — aber sie und ihre blühenden Kinder waren in Gefahr, ihres Vaters und ihrer Hütte beraubt, getrennt, verschupft, ins äußerste Elend zu sinken, weil Lienhard den Wein nicht meiden konnte.

Gertrud sah die nahe Gefahr, und war davon in ihrem Innersten durchdrungen. Wenn sie Gras von ihrer Wiese holte, wenn sie Heu von ihrer Bühne nahm, wenn sie die Milch in ihren reinlichen Becken besorgte; ach! bei allem, bei allem ängstigte sie immer der Gedanke, daß ihre Wiese, ihr Heustock und ihre

1 Mäurer. Ich muß hier melden, daß in der ganzen Geschichte ein alter angesehener Einwohner von Bonnal redend eingeführt wird. (Anm. des Verf.) — 2 Verschupft heißt hin- und hergestoßen, verschoben oder übel behandelt werden. (Anm. d. Verf.).

halbe Hütte ihnen bald werden entrissen werden, und wenn ihre Kinder um sie her stunden, und sich an ihren Schoß drängten, so war ihre Wehmut immer noch größer; allemal flossen dann Thränen über ihre Wangen.

Bis jetzt konnte sie zwar ihr stilles Weinen vor den Kindern verbergen; aber am Mittwoch vor der letzten Ostern — da ihr Mann auch gar zu lang nicht heim kam, war ihr Schmerz zu mächtig, und die Kinder bemerkten ihre Thränen. „Ach Mutter!“ riefen sie alle aus einem Munde, „du weinest“, und drängten sich enger an ihren Schoß. Angst und Sorge zeigten sich an jeder Gebärde. — Banges Schluchzen, tiefes, niedergeschlagenes Staunen und stille Thränen umrangen die Mutter, und selbst der Säugling auf ihrem Arme verriet ein bisher ihm fremdes Schmerzengefühl. Sein erster Ausdruck von Sorge und Angst — sein starres Auge, das zum erstenmale ohne Lächeln hart und steif und bang nach ihr blickte — alles dieses brach ihr gänzlich das Herz. Ihre Klagen brachen jetzt in lauter Schreien aus, und alle Kinder und der Säugling weinten mit der Mutter, und es war ein entsetzliches Jammergeschrei, als eben Lienhard die Thüre eröffnete.

Gertrud lag mit ihrem Antlitz auf ihrem Bette; hörte das Öffnen der Thüre nicht und sah nicht den kommenden Vater. — Auch die Kinder wurden seiner nicht gewahr. — Sie sahen nur die jammernde Mutter — und hingen an ihren Armen, an ihrem Hals, und an ihren Kleidern. So fand sie Lienhard.

Gott im Himmel sieht die Thränen der Elenden — und setzt ihrem Jammer ein Ziel.

Gertrud fand in ihren Thränen Gottes Erbarmen! Gottes Erbarmen führte den Lienhard zu diesem Anblick, der seine Seele durchdrang, — daß seine Glieder bebeten. Todesblässe stieg in sein Antlitz — und schnell und gebrochen konnt' er kaum sagen: „Herr Jesus! was ist das?“ Da erst sah ihn die Mutter, da erst sahen ihn die Kinder, und der laute Ausbruch der Klage verlor sich. — „O Mutter! der Vater ist da!“ riefen die Kinder aus einem Munde; und selbst der Säugling weinte nicht mehr.

So wie wenn ein Waldbach oder eine verheerende Flamme nun nachläßt — so verliert sich auch das wilde Entsetzen, und wird stille, bedächtliche Sorge.

Gertrud liebte den Lienhard — und seine Gegenwart war

ihr auch im tiefsten Jammer Erquickung — und auch Lienharden verließ jetzt das erste bange Entsetzen.

„Was ist, Gertrud!“ sagte er zu ihr, „dieser erschreckliche Jammer, in dem ich dich treffe?“

„O mein Lieber!“ erwiderte Gertrud, „finstre Sorgen umhüllen mein Herz — und wenn du weg bist, so nagt mich der Kummer noch tiefer.“

„Gertrud,“ erwiderte Lienhard, „ich weiß, was du weinest — ich Elender!“

Da entfernte Gertrud ihre Kinder, und Lienhard hüllte sein Antlitz in ihren Schoß und konnte nicht reden!

Auch Gertrud schwieg eine Weile — und lehnte sich in stiller Wehmut an ihren Mann, der immer mehr weinte und schluchzte, und sich ängstigte auf ihrem Schoße.

Indessen sammelte Gertrud alle ihre Stärke, und faßte Mut, nun in ihn zu dringen, daß er seine Kinder nicht ferner diesem Unglück und Elend aussetze.

Gertrud war fromm — und glaubte an Gott — und ehe sie redete, betete sie still für ihren Mann und für ihre Kinder, und ihr Herz war sichtbarlich heiterer; da sagte sie:

„Lienhard, trau auf Gottes Erbarmen und fasse doch Mut — ganz recht zu thun.“

„O Gertrud, Gertrud!“ sagte Lienhard, und weinte, und seine Thränen flossen in Strömen.

„O mein Lieber! fasse Mut,“ sagte Gertrud, „und glaube an deinen Vater im Himmel, so wird alles wieder besser gehen. Es gehet mir ans Herz, daß ich dich weinen mache. Mein Lieber! — Ich wollte dir gern jeden Kummer verschweigen, — du weißest, an deiner Seite sättigt mich Wasser und Brot, und die stille Mitternachtsstunde ist mir viel und oft frohe Arbeitsstunde, — für dich und meine Kinder. Aber, mein Lieber! wenn ich dir meine Sorgen verhehlte — daß ich mich noch einst von dir und diesen Lieben trennen müßte — so wäre ich nicht Mutter an meinen Kindern — und an dir wär' ich nicht treu. — O Teurer! Noch sind unsere Kinder voll Dank und Liebe gegen uns — aber, mein Lienhard! Wenn wir nicht Eltern bleiben — so wird ihre Liebe und ihre gute Herzlichkeit, auf die ich alles baue, notwendig verloren gehen müssen — und dann denke, o Lieber! denk' auch, wie dir sein mußte, wenn dein Niklas einst keine Hütte mehr hatte!

und Knecht sein müßte. — Er, der jetzo schon so gern von Freiheit und eignem Herde redt — Lienhard — wenn er und alle die Lieben — durch unsere Fehler arm gemacht, einst in ihrem Herzen uns nicht mehr dankten — sondern weinten ob uns, ihren Eltern — könntest du leben, Lienhard! und sehen, wie dein Niklas, dein Jonas, wie dein Liseli (Lise) und dein Anneli (Enne), o Gott! verschupft, an fremden Tischen Brot suchen müßten — ich würde sterben, wenn ich das sehen müßte" — so sagte Gertrud — und Thränen flossen von ihren Wangen.

Und Lienhard weinte nicht minder. — „Was soll ich thun? ich Unglücklicher! was kann ich machen? — ich bin noch elender als du weißest. — O Gertrud! Gertrud!" Dann schwieg er wieder, rang seine Hände und weinte lautes Entsetzen.

„O Lieber! verzage nicht an Gottes Erbarmen — o Teurer! was es auch sein mag — rede — daß wir uns helfen und raten."

§ 2. Eine Frau, die Entschlüsse nimmt, ausführt, und einen Herrn findet, der ein Vaterherz hat.

„O Gertrud, Gertrud! es bricht mir das Herz, dir mein Elend zu sagen — und deine Sorgen zu vergrößern — und doch muß ich es thun."

„Ich bin Hummel, dem Vogt, noch dreißig Gulden schuldig — und der ist ein Hund, und kein Mensch gegen die, so ihm schuldig sind. — Ach! daß ich ihn in meinem Leben nie gesehen hätte. — Wenn ich nicht bei ihm einkehre, so droht er mir mit den Rechten — und wenn ich einkehre, so ist der Lohn meines Schweißes und meiner Arbeit in seinen Klauen. — Das Gertrud, das ist die Quelle unsers Elends."

„O Lieber!" sagte hierauf Gertrud, „darfst du nicht zu Arner, dem Landesvater, gehen? Du weißt, wie alle Witwen und Waisen sich seiner rühmen. — O Lieber, ich denke, er würde dir Rat und Schutz gewähren gegen diesen Mann."

„O Gertrud!" erwiderte Lienhard — „ich kann nicht — ich

6. (Enne.) Diese Geschichte ist schweizerisch. Die Scene davon ist in der Schweiz, und ihre Helden sind Schweizer. Man hat deshalben die schweizerischen Namen beibehalten und sogar schweizerische Provinzialworte, w. z. E. verschupfen, welches den Fall bedeutet, da ein Mensch von einem Orte zum andern mit einer Art von Drucke und von Verachtung verstoßen wird. (Anm. des Verf.). — 21. Vogt ist in der Schweiz, was in Deutschland der Schulz im Dorfe ist. (Anm. des Verf.).

darf nicht — was wollte ich gegen den Vogt sagen? — der tausenderlei anbringt, kühn und schlau ist, und hundert Helfershelfer und Wege hat, einen armen Mann vor der Obrigkeit zu verschreien, daß man ihn nicht anhört."

Gertrud. O Lieber! ich habe noch mit keiner Obrigkeit geredt. — Aber wenn Not und Elend mich zu ihr führten, ich weiß, ich würde die Wahrheit gerade gegen jedermann sagen können. — O Teurer! fürchte dich nicht — denke an mich und deine Kinder, und gehe.

„O Gertrud!" sagte Lienhard — „ich kann nicht — ich darf nicht — ich bin nicht unschuldig. — Der Vogt wird sich kaltblütig aufs ganze Dorf berufen — daß ich ein liederlicher Tropf bin. — O Gertrud! ich bin nicht unschuldig — was will ich sagen? Niemand wird ihn für den Kopf stoßen — und aussagen, daß er mich zu allem verleitet hat. — O Gertrud! könnt ich's! dörft ich's! wie gerne wollt ich's! Aber thät ich's und mißläng's, denke, wie wird er sich rächen."

Gertrud. Aber auch wenn du schwiegst, richtet er dich unausweichlich zu Grunde. Lienhard, denk an deine Kinder und gehe — diese Unruhe unsers Herzens muß enden — gehe oder ich gehe.

Lienhard. — O Gertrud! ich darf nicht! Darfst du's, ach Gott! Gertrud! ach Gott! darfst du's, so gehe schnell hin zu Arner — und sag ihm alles.

„Ja, ich will gehen," sagte Gertrud — und schlief keine Stunde in der Nacht — aber sie betete in der schlaflosen Nacht — und ward immer stärker und entschlossener, zu gehen zu Arner, dem Herrn des Orts.

Und am frühen Morgen nahm sie den Säugling, der wie eine Rose blühete, und ging zwei Stunden weit zum Schlosse des Junkers.

Arner saß eben bei seiner Linde, vor der Pforte des Schlosses, als Gertrud sich ihm nahete. — Er sah sie — er sahe den Säugling auf ihrem Arme — und Wehmut und Leiden und getrocknete Zähren auf ihrem Antlitz.

„Was willst du, meine Tochter? wer bist du?" sagte er so liebreich, daß sie Mut fassete zu reden.

„Ich bin Gertrud," sagte sie — „das Weib des Maurer Lienhards von Bonnal."

„Du bist ein braves Weib," sagte Arner. „Ich habe deine Kinder vor allen andern im Dorf ausgezeichnet. — Sie sind sittsamer und bescheidener als alle übrigen Kinder, und sie scheinen besser genährt — und doch, höre ich, seid ihr sehr arm. — Was willst du, meine Tochter?"

„O gnädiger Herr! mein Mann ist längst dem Vogt Hummel dreißig Gulden schuldig — und das ist ein harter Mann. — Er verführt ihn zum Spiel und zu aller Verschwendung. — Und da er ihn fürchten muß, so darf er sein Wirtshaus nicht meiden; wenn er schon fast alle Tage sein Verdienst und das Brot seiner Kinder darin zurücklassen muß. Gnädiger Herr! es sind sieben unerzogene Kinder. Und ohne Hilfe und ohne Rat gegen den Vogt ist's unmöglich, daß wir nicht an den Bettelstab geraten; und ich weiß, daß Sie sich der Witwen und Waisen erbarmen, und darum durfte ich es wagen, zu Ihnen zu gehen, und Ihnen unser Unglück zu sagen. Ich habe aller meiner Kinder Spargeld bei mir — in der Absicht, es Ihnen zu hinterlegen, damit ich Sie bitten dürfte, Verfügungen zu treffen, daß der Vogt meinen Mann, bis er bezahlt sein wird, nicht mehr drängen und plagen dürfe."

Arner hatte längst einen Verdacht auf Hummel. — Er erkannte sogleich die Wahrheit dieser Klage, und die Weisheit der Bitte. — Er nahm eine Schale Thee, die vor ihm stund, und sagte: „Du bist nüchtern, Gertrud? Trink diesen Thee, und gieb deinem schönen Kinde von dieser Milch."

Errötend stand Gertrud da. — Diese Vatergüte ging ihr ans Herz, daß sie ihre Thränen nicht halten konnte.

Und Arner ließ sie jetzt die Thaten des Vogts und seiner Mitgesellen, und die Not und die Sorgen vieler Jahre erzählen; hörte aufmerksam zu, und einmal fragte er sie: „Wie hast du, Gertrud! das Spargeld deiner Kinder retten können, in aller dieser Not?"

Da antwortete Gertrud: „Das war wohl schwer, gnädiger Herr! aber es mußte mir sein, als ob das Geld nicht mein wäre, als ob es ein Sterbender mir auf seinem Todbette gegeben hätte, daß ich es seinen Kindern aufbehalten sollte. So, fast ganz so, sah ich es an. — Wenn ich zu Zeiten in der dringendsten Not den Kindern Brot daraus kaufen mußte, so ruhete ich nicht, bis ich mit Nachtarbeit wieder so viel nebenhin erspart und den Kindern wieder erstattet hatte."

„War das allemal wieder möglich — Gertrud?" fragt Arner.

„O gnädiger Herr! wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt — so ist ihm mehr möglich, als man glaubt — und Gott hilft im äußersten Elend — wenn man redlich für Not und Brot arbeitet. — Gnädiger Herr! mehr, als Sie es in Ihrer Herrlichkeit glauben und begreifen können."

Arner war durch und durch von der Unschuld und von der Tugend dieses Weibes gerührt — fragte aber immer noch mehr — und sagte: „Gertrud, wo hast du dieses Spargeld?"

Da legte Gertrud sieben reinliche Päckchen auf Arners Tisch — und bei jedem Päckchen lag ein Zettel, von wem alles wäre — und wenn Gertrud etwas davon genommen hatte — so stand es aufgeschrieben — und wie sie es wieder zugelegt hätte.

Arner las diese Zettel aufmerksam durch.

Gertrud sah's und errötete. „Ich hätte diese Papiere wegnehmen sollen, gnädiger Herr!"

Arner lächelte — und las fort — aber Gertrud stand beschämt da, und sichtbarlich pochte ihr Herz ob diesen Zetteln; — denn sie war bescheiden — und demütig — und grämte sich auch über den mindesten Anschein von Eitelkeit.

Arner sah ihre Unruhe, daß sie die Zettel nicht beiseit gelegt hatte, und fühlte die reine Höhe der Unschuld, die beschämt dasteht, wenn ihre Tugend und ihre Weisheit bemerkt wird, — und beschloß dem Weib mehr, als es bat, und hoffete, Gnade zu erweisen; denn er fühlte ihren Wert — und daß unter tausenden kein Weib ihr gleich käme. Er legte jetzt einem jeden Päckchen etwas bei, und sagte: „Bring deinen Kindern ihr Spargeld wieder, Gertrud! — und ich lege aus meiner Börse dreißig Gulden beiseit für den Vogt — bis er bezahlt ist. — Gehe nun heim, Gertrud — morgen werde ich ohnedies in dein Dorf kommen; und da werde ich dir Ruhe schaffen vor dem Hummel."

Gertrud konnte vor Freuden nicht reden. — Kaum brachte sie stammelnd ein gebrochenes schluchzendes „Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr!" hervor; und nun ging sie mit ihrem Säugling und mit ihrem Trost in ihres Mannes Arme. — Sie eilte — betete — und dankte Gott auf dem langen Wege — und weinte Thränen des Danks und der Hoffnung, bis sie in ihrer Hütte war.

Lienhard sah sie kommen — und sah den Trost ihres Herzens — in ihren Augen. — „Bist du schon wieder da?" rief er ihr entgegen — „es ist dir wohl gegangen bei Arner."

„Wie weißt du's schon?" sagte Gertrud.

„Ich sehe dir's an, du Gute, du kannst dich nicht verstellen."

„Das kann ich nicht," sagte Gertrud, „und ich möcht es nicht — wenn ich's auch könnte, dir die gute Botschaft einen Augenblick vorenthalten, Lienhard!" Da erzählte sie ihm die Güte des Vater Arners, wie er ihren Worten glaubte — und wie er ihr Hilfe versprach. — Dann gab sie den Kindern des Arners Geschenke, und küßte ein jedes wärmer und heiterer, als es schon lange nicht geschehen war, und sagte ihnen: „Betet alle Tage, daß es Arner wohl gehe, Kinder — wie ihr betet, daß es mir und dem Vater wohl gehe! Arner sorgt, daß es allen Leuten im Lande wohl gehe — er sorgt, daß es euch wohl gehe — und wann ihr brav, verständig und arbeitsam sein werdet — so werdet ihr ihm lieb sein, wie ihr mir und dem Vater lieb seid."

Von dieser Zeit an beteten die Kinder des Mäurers, wenn sie am Morgen und am Abend für ihren Vater und Mutter beteten, auch für Arner, den Vater des Landes.

Gertrud und Lienhard faßten nun neue Entschlüsse für die Ordnung ihres Hauses und für die Bildung ihrer Kinder zu allem Guten — und dieser Tag war ihnen ein seliger Festtag. — Lienhards Mut stärkte sich wieder, und am Abend machte Gertrud ihm ein Essen, das er liebte — und sie freueten sich beide des kommenden Morgens, der Hilfe Arners — und der Güte ihres Vaters.

Auch Arner sehnte sich nach dem kommenden Morgen — eine That zu thun — wie er tausende that, um seinem Dasein einen Wert zu geben.

§ 3. Ein Unmensch erscheint.

Und da am gleichen Abend sein Vogt zu ihm kam, nach seinen Befehlen zu fragen, sagte er ihm: „Ich werde morgen selbst nach Bonnal kommen: Ich will einmal den Bau der Kirche in Ordnung haben." — Der Untervogt aber antwortete: „Gnädiger Herr! Hat Euer Gnaden Schloßmäurer jetzt Zeit?" — „Nein," erwiderte Arner; „aber es ist in deinem Dorf ein Mäurer, Lienhard, dem ich diesen Verdienst gern gönne. Warum hast du mir ihn noch nie zu einer Arbeit empfohlen?"

Der Vogt bückte sich tief und sagte: „Ich hätte den armen Mäurer nicht empfehlen dürfen zu Euer Herrlichkeit Gebäuden."

Arner. Ist er ein braver Mann, Vogt? daß ich auf ihn gehen kann.

Vogt. Ja, Ihr Gnaden können sich auf ihn verlassen, er ist nur gar zu treuherzig.

Arner. Man sagt, er habe ein braves Weib! ist sie keine Schwätzerin? fragt hierauf Arner mit Nachdruck.

„Nein," sagte der Vogt: „Sie ist wahrlich eine arbeitsame, stille Frau."

„Gut," sagte Arner, „sei morgen um neun Uhr auf dem Kirchhof. — Ich werde dich daselbst antreffen."

Da ging der Vogt fort; ganz erfreut über diese Rede; denn er dachte bei sich selber, das ist eine neue Milchkuh in meinen Stall, und sann schon auf Ränke, dem Mäurer das Geld, das er bei diesem Bau verdienen möchte, abzulocken; und schnell eilte er heim und nach des Mäurers kleiner Hütte.

Es war schon dunkel, als er mit Ungestüm anpochte.

Lienhard und Gertrud saßen noch beim Tische. Noch stund der Rest ihres Essens vor ihnen. Lienhard aber erkannte die Stimme des neidischen Vogts. Er erschrak, und schob das Essen in einen Winkel.

Gertrud ermunterte ihn zwar, daß er sich nicht fürchten, und daß er auf Arner vertrauen sollte. Dennoch wurde er todblaß, als er dem Vogt die Thüre öffnete. Dieser roch schnell wie ein gieriger Hund das verborgene Nachtessen; that aber doch freundlich und sagte — nur lächelnd —:

„Ihr laßt euch recht wohl sein, ihr Leute; so endlich ist's leicht ohne das Wirtshaus zu sein; nicht wahr, Lienhard?"

Dieser schlug die Augen nieder und schwieg; aber Gertrud war kühner — und sagte: „Was befiehlt denn der Herr Vogt? Es ist ganz sonderbar, daß er einem so schlechten Haus näher, als ans Fenster kommt."

Hummel verbarg seinen Zorn, lächelte, und sagte: „Es ist wahr, ich hätte eine so gute Küche hier nicht erwartet; sonst hätte ich vielleicht mehr zugesprochen."

Das erbitterte Gertrud. „Vogt!" antwortete sie ihm, „du riechst unser Nachtessen, und mißgönnst es uns; du solltest dich schamen, einem armen Mann ein Nachtessen, das er liebt und vielleicht im Jahr nicht dreimal hat, zu verbittern." — „Es ist nicht so bös gemeint," antwortete der Vogt, immer noch lächelnd.

Eine Weile darauf aber setzte er etwas ernsthafter hinzu: „Du bist gar zu trotzig, Gertrud; das steht armen Leuten nicht wohl an. Du solltest wohl denken, ihr ginget mich vielleicht auch etwas an; — doch ich will jetzt nicht hiervon anfangen. Ich bin deinem Manne immer gut; und wenn ich ihm dienen kann, so thue ich's; davon kann ich Proben geben."

Gertrud. Vogt! Mein Mann wird alle Tage in deinem Wirtshaus zum Spiel und zum Trunke verführt — und dann muß ich daheim mit meinen Kindern alles mögliche Elend erdulden; das ist der Dienst, den wir von dir zu rühmen haben.

Hummel. Du thust mir Unrecht, Gertrud! Es ist wahr, dein Mann ist etwas liederlich; ich habe es ihm auch schon gesagt, aber in meinem Wirtshause muß ich in Gottes Namen einem jeden, der's will, Essen und Trinken geben; — das thut ja jedermann.

Gertrud. Ja — aber nicht jedermann drohet einem unglücklichen armen Mann mit den Rechten, wenn er nicht alle Jahre seine Schuld wieder doppelt groß macht.

Nun konnte sich der Vogt nicht mehr halten, mit Wut fuhr er den Lienhard an:

„Bist du so ein Gesell, Lienhard, daß du solches von mir redest? — Muß ich noch in meinen Bart hinein hören, wie ihr Lumpenvolk mich alten Mann um Ehr und guten Namen bringen wollt? — Hab' ich nicht jeweilen vor Vorgesetzten mit dir gerechnet? gut, daß deine Zettel fein alle noch bei mir und in meinen Händen sind. — Willst du mir etwa gar meine Anforderungen leugnen, Lienhard?"

„Es ist ganz nicht die Rede hievon" — sagte Lienhard; „Gertrud sucht nur, daß ich ferner nicht neue Schulden mache."

Der Vogt besann sich schon wieder, milderte den Ton und sagte: „Das ist endlich nicht so gar übel, doch bist du der Mann — sie wird dich nicht wollen in ein Bockshorn hineinschieben."

Gertrud. Nichts weniger, Vogt! ich möchte ihn gern aus dem Bockshorn, darin er steckt, heraus bringen — und das ist dein Buch, Vogt, und seine schönen Zettel.

Hummel. Er hat mich nur zu bezahlen; so ist er augenblicklich aus diesem Bockshorn, wie du's heißest.

Gertrud. Das wird er wohl thun können — wenn er nichts Neues mehr macht.

Hummel. Du bist stolz, Gertrud — es wird sich zeigen. — Gelt Gertrud, du willst lieber mit deinem Mann daheim allein bröselen als ihm ein Glas Wein bei mir gönnen.

Gertrud. Du bist niederträchtig, Vogt! aber deine Rede thut mir nicht weh.

Hummel konnte diese Sprache nicht länger aushalten. Er empfand, daß etwas vorgefallen sein mußte, das dieses Weib so kühn machte. Darum durfte er nicht seinen Mut kühlen, und nahm Abschied.

„Hast du sonst etwas zu befehlen?“ sagte Gertrud.

„Nichts, wenn's so gemeint ist,“ antwortete Hummel.

„Wie gemeint?“ erwiderte Gertrud lächelnd — und sah ihm steif ins Gesicht. Das verwirrte den Vogt noch mehr, daß er sich nicht zu gebärden wußte.

Er ging jetzt — und brummte bei sich selbst die Treppe hinunter, was doch das sein möchte.

Dem Lienhard war zwar nicht wohl bei der Sache; aber dem Vogt noch viel weniger.

§ 4. Er ist bei seinesgleichen; und da ist's, wo man Schelmen kennen lernt.

Es war jetzt fast Mitternacht, und doch war er kaum heim, so sandte er noch zu zweien von Lienhards Nachbarn, daß sie des Augenblicks zu ihm kämen.

Sie waren schon im Bette, als er nach ihnen schickte; aber doch säumten sie sich nicht. Sie stunden auf und gingen in der finstern Nacht zu ihm hin.

Und er frug über alles, was Lienhard und Gertrud seit einigen Tagen gethan hätten. Da sie ihm aber nicht gleich etwas sagen konnten, das ihm Licht gab, stieß er seine Wut gegen sie aus.

„Ihr Hunde! was man von euch will, ist immer nichts mit euch ausgerichtet. Wofür muß ich immer euer Narr sein? Wenn ihr Holz frevelt, und ganze Fuder raubet — so muß ich nichts wissen — wenn ihr in den Schloßtriften weidet — und alle Zäune wegtraget, so muß ich schweigen.

„Du Buller! mehr als ein Dritteil von deiner Waisenrech

5 bröselen, euch etwas zugut thun (Anm. des Verf.). Das Wort bedeutet an sich soviel wie brocken, bröckeln.

nung war falsch — und — ich schwieg — meinst du, das bißchen verschimmelt Heu stelle mich zufrieden? — es ist noch nicht verjährt."

„Und du, Krüel! deine halbe Matte gehört deines Bruders Kindern. Du alter Dieb! — was habe ich von dir, daß ich dich nicht dem Henker überlasse, dem du gehörst?"

Dieses Gerede machte den Nachbarn bang. „Was können wir thun? was können wir machen — Herr Untervogt — weder Tag noch Nacht ist uns zu viel — zu thun, was du uns heißest."

„Ihr Hunde! ihr könnt nichts, ihr wißt nichts. Ich bin außer mir vor Wut. Ich muß wissen, was des Mäurers Gesindel diese Woche gehabt hat — was hinter diesem Pochen steckt" — so wütete er.

Indessen besann sich Krüel. „Halt, Vogt — ich glaub, ich könne dienen, erst fällt mir's ein — Gertrud war heute bis Mittag über Feld — und am Abend hat ihr Liseli beim Brunnen den Schloßherrn sehr gerühmt — gewiß war sie im Schloß — am Abend vorher war ein Geheul in ihrer Stube — aber niemand weiß warum. Heute sind sie alle ganz besonders fröhlich."

Der Vogt war nun überzeugt, daß Gertrud im Schloß gewesen sei. Zorn und Unruhe wüteten nun noch gewaltiger in seiner Seele.

Er stieß greuliche Flüche aus, schimpfte mit abscheulichen Worten auf Arner, der alles Bettelgesindel anhöre, und Lienhard und Gertrud schwur er, Rache ernstlich empfinden zu machen. „Doch müßt ihr schweigen, Nachbarn — ich will mit dem Gesindel freundlich thun, bis es reif ist. Forschet fleißig nach, was sie thun, und bringt mir Nachricht. Ich will euer Mann sein, wo es nötig sein wird."

Da nahm er noch Buller beiseits, und sagte: „Weißt du nichts von den gestohlenen Blumengeschirren? Man sah dich vorgestern über den Grenzen, mit einem geladenen Esel; was hattest du zu führen."

Buller erschrak — „ich — — ich — hatte" — „Nu! Nu!" sprach der Vogt — „sei mir treu! ich bin dir Mann, wo es die Not erheischt?"

Da gingen die Nachbarn fort. Der Morgen aber war schon nahe.

Und Hummel wälzte sich noch eine Stunde auf seinem Lager, staunte, sann auf Rache, knirschte oft im wilden Schlummer mit

den Zähnen, und stampfte mit seinen Füßen — bis der helle Tag ihn aus dem Bette trieb.

Er beschloß jetzt, noch einmal Lienharden zu sehen, sich zu überwinden und ihm zu sagen, daß er ihn Arnern zum Kirchenbau empfohlen hätte. Er raffte alle seine Kräfte zum Heucheln zusammen, und ging zu ihm hin.

Gertrud und Lienhard hatten diese Nacht sanfter geruht, als es ihnen seit langem nicht geschehen war. Und sie beteten am heitern Morgen um den Segen dieses Tages. Sie hofften auf die nahe Hilfe vom Vater Arner. Diese Hoffnung breitete Seelenruhe und ungewohnte wonnevolle Heiterkeit über sie aus.

So fand sie Hummel. Er sah's — und es ging dem Satan ans Herz, daß sein Zorn noch mehr entbrannte; aber er war seiner selbst mächtig, wünschte ihnen freundlich einen Guten Morgen, und sagte: „Lienhard! wir waren gestern unfreundlich gegen einander; das muß nicht so sein. Ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Ich komm eben vom gnädigen Herrn; er redete vom Kirchbau, und frug auch nach dir. Ich sagte, daß du den Bau wohl machen könntest; und ich denke, er wird ihn dir geben. Sieh, so kann man einander dienen, — man muß sich nie so leicht aufbringen lassen."

Lienhard. Er soll ja den Bau dem Schloßmäurer verdungen haben, das hast du längst an der Gemeind gesagt.

Hummel. Ich hab's geglaubt, aber es ist nicht; der Schloßmäurer hat nur ein Kostenverzeichnis gemacht, und du kannst leicht denken, er habe sich selber nicht vergessen. Wenn du ihn nach diesem Überschlag erhältst, so verdienst du Geld wie Laub. - Lienert - da siehst du jetzt, ob ich's gut mit dir meine.

Der Mäurer war von der Hoffnung des Baus übernommen und dankte ihm herzlich.

Aber Gertrud sah, wie der Vogt vom erstickten Zorn blaß war — und wie hinter seinem Lächeln verbissener Grimm verborgen lag; und sie freute sich gar nicht. Indessen ging der Vogt weg, und im Gehen sagte er noch: „Innert einer Stunde wird Arner kommen," und Lienhards Lisi, die an der Seite ihres Vaters stand, sagte zum Vogt: „wir wissen's schon seit gestern."

Hummel erschrak zwar ob diesem Wort, aber er that doch nicht, als ob er's hörte.

Und Gertrud, die wohl sah, daß der Vogt dem Geld, so beim Kirchbau zu verdienen wäre, auflauerte, war hierüber sehr unruhig.

---

§ 5. Er findet seinen Meister.

Indessen kam Arner auf den Kirchhof; und viel Volk aus dem Dorfe sammelte sich um ihn her — den guten Herrn zu sehen.

„Seid ihr so müßig, oder ist's Feiertag, daß ihr alle so Zeit habt, hier herumzuschwärmen?" sagte der Vogt zu einigen, die ihm zu nahe stunden; denn er verhütete immer, daß niemand vernehme, was er für Befehle erhielte.

Aber Arner bemerkte es, und sagte laut: „Vogt! ich hab' es gern, daß meine Kinder auf dem Kirchhof bleiben, und selbst hören, wie ich es mit dem Bau haben will; warum jagst du sie fort?"

Tief bis an die Erde krümmte sich Hummel, und rief den Nachbarn alsobald laut: „Kommt doch wieder zurück, Ihr Gnaden mag euch wohl dulden."

Arner. Hast du die Schatzung vom Kirchbau gesehen?

Vogt. Ja, gnädiger Herr!

Arner. Glaubst du, Lienhard könne den Bau um diesen Preis gut und dauerhaft machen?

„Ja, gnädiger Herr!" antwortete der Vogt laut, und sehr leise setzte er hinzu: „ich denke, da er im Dorfe wohnt — könnte er es vielleicht noch etwas Weniges wohlfeiler übernehmen."

Arner aber antwortete ganz laut: „So viel ich dem Schloßmäurer hätte geben müssen, so viel gebe ich auch diesem. Laß ihn rufen, und sorge, daß alles, was aus dem Wald und aus den Magazinen dem Schloßmäurer zukommen sollte, auch diesem ausgeliefert werde."

Lienhard war eben wenige Minuten, ehe Arner ihn rufen ließ, ins obere Dorf gegangen; und Gertrud entschloß sich alsobald mit dem Boten selbst auf den Kirchhof zu gehen und Arnern ihre Sorgen zu entdecken.

Als aber der Vogt Gertrud und nicht Lienhard mit dem Boten zurückkommen sah, wurde er todblaß.

Arner bemerkte es und frug ihn: „wo fehlt's, Herr Untervogt?"

Vogt. Nichts, gnädiger Herr! gar nichts, doch ich habe diese Nacht nicht wohl geschlafen.

„Man sah dir fast so was an," sagte Arner, und sah ihm steif in die roten Augen, kehrte sich dann zu Gertrud, grüßte sie freundlich und sagte: „Ist dein Mann nicht da? doch es ist gleich viel, du mußt ihm nur sagen, daß er zu mir komme. Ich will ihm diesen Kirchenbau anvertrauen."

Gertrud stand eine Weile sprachlos da, und durfte vor so viel Volk fast nicht reden.

Arner. Warum redest du nicht, Gertrud? Ich will deinem Mann den Bau so geben, wie ihn der Schloßmäurer würde übernommen haben. Das sollte dich freuen, Gertrud.

Gertrud hatte sich wieder erholt — und sagte jetzt: „Gnädiger Herr! Die Kirche ist so nahe am Wirtshaus."

Alles Volk fing an zu lachen — und da die meisten ihr Lachen vor dem Vogt verbergen wollten, kehrten sie sich von ihm weg, gerade gegen Arner.

Der Vogt aber, der wohl sah, daß dieser alles bemerkt hätte, stand jetzt entrüstet auf, stellte sich gegen Gertrud und sprach: „Was hast du gegen mein Wirtshaus?"

Schnell aber unterbrach Arner den Vogt und sagte: „Geht diese Rede dich an, Untervogt! daß du darein redest?" Dann wandte er sich wieder zu Gertrud und sagte: „Was ist das? Warum steht dir die Kirche zu nahe am Wirtshaus?"

Gertrud. Gnädiger Herr! Mein Mann ist beim Wein leicht zu verführen, und wenn er täglich so nahe am Wirtshaus arbeiten muß; ach Gott! ach Gott! ich fürchte, er halte die Versuchungen nicht aus.

Arner. Kann er denn das Wirtshaus nicht meiden, wenn's ihm so gefährlich ist?

Gertrud. Gnädiger Herr! Bei der heißen Arbeit dürstet man oft, und wenn denn immer Saufgesellschaft vor seinen Augen auf jede Art mit Freundlichkeit und mit Spotten, mit Weinkaufen und mit Wetten ihn zulocken wird; ach Gott! ach Gott! wie wird er's aushalten können. Und wenn er denn nur ein wenig wieder neues schuldig wird, so ist er wieder angebunden. Gnädiger Herr! wenn Sie doch wüßten, wie ein einziger Abend in solchen Häusern arme Leute ins Joch und in Schlingen bringen kann, wo es fast unmöglich ist, sich wieder heraus zu wickeln.

Arner. Ich weiß es, Gertrud — und ich bin entrüstet über das, was du mir gestern sagtest; da vor deinen Augen und vor allem Volk will ich dir zeigen, daß ich arme Leute nicht will drücken und drängen lassen.

Sogleich wandte er sich gegen den Vogt, und sagte ihm mit einer Stimme voll Ernst, und mit einem Blicke, der durch Mark und Beine drang:

„Vogt! ist's wahr, daß die armen Leute in deinem Hause gedrängt, verführt, und vervorteilt werden?"

Betäubt und blaß, wie der Tod, antwortete der Vogt: „In meinem Leben, gnädiger Herr! ist mir nie so etwas begegnet; und so lang ich lebe und Vogt bin," sagt er, wischt den Schweiß von der Stirne — hustet — räuspert — fängt wieder an — „Es ist erschrecklich" — —

Arner. Du bist unruhig, Vogt! Die Frage ist einfältig. Ist's wahr, daß du arme Leute drängest, in Verwirrungen bringest, und ihnen in deinem Wirtshause Fallstricke legest, die ihre Haushaltungen unglücklich machen?

Vogt. Nein, gewiß nicht, gnädiger Herr! Das ist der Lohn, wenn man Lumpenleuten dient; ich hätte es vorher denken sollen. Man hat allemal solchen Dank, anstatt der Bezahlung.

Arner. Mache dir vor der Bezahlung keine Sorge; es ist nur die Frage, ob dieses Weib lüge.

Vogt. Ja gewiß, gnädiger Herr! ich will es tausendfach beweisen.

Arner. Es ist genug am einfachen, Vogt! Aber nimm dich in acht. Du sagtest gestern, Gertrud sei eine brave, stille, arbeitsame Frau und gar keine Schwätzerin.

„Ich weiß nicht — ich — — — ich — — — besinne — — — Sie haben mich — — — ich habe sie — — — ich habe sie — — — dafür angesehen" — sagte der keuchende Vogt.

Arner. Du bist auf eine Art unruhig, Vogt! daß man jetzt nicht mit dir reden kann; es ist am besten, ich erkundige mich gerade da bei diesen da stehenden Nachbarn. — Und sogleich wandte er sich zu zween alten Männern, die still und aufmerksam und ernsthaft da stunden, und sagte ihnen: „Ist's wahr, liebe Nachbarn, werden die Leute in eurem Wirtshaus so zum Bösen verführt und gedrückt?" Die Männer sahen sich, einer den andern, an, und durften nicht reden.

Aber Arner ermunterte sie liebreich. „Fürchtet euch nicht! Sagt mir geradezu die reine Wahrheit."

„Es ist mehr als zu wahr, gnädiger Herr! aber was wollen wir arme Leute gegen den Vogt klagen?" sagte endlich der ältere, doch so leise, daß es nur Arner verstehen konnte.

„Es ist genug, alter Mann!" sagte Arner, und wandte sich denn wieder zum Vogt.

„Ich bin eigentlich jetzt nicht da, um diese Klage zu untersuchen; aber gewiß ist es, daß ich meine Armen vor aller Bedrückung will sicher haben, und schon längst dachte ich, daß kein Vogt Wirt sein sollte. Ich will aber das bis Montag verschieben. — Gertrud! sage deinem Manne, daß er zu mir komme, und sei du wegen den Wirtshausgefahren seinethalben jetzt nur ruhig."

Da nahm Arner noch einige Geschäfte vor, und als er sie vollendet hatte, ging er noch in den nahen Wald — und es war spät, da er heim fuhr. — Auch der Vogt, der ihm in den Wald folgen mußte, kam erst des Nachts wieder heim in sein Dorf.

Als dieser jetzt seinem Hause nahe war und nur kein Licht in seiner Stube sah, auch keine Menschenstimme hörte, ahnete ihm Böses; denn sonst war alle Abende das Haus voll und alle Fenster von den Lichtern, die auf allen Tischen standen, erheitert, und das Gelärm der Saufenden tönte in der Stille der Nacht immer, daß man's zu unterst an der Gasse noch hörte, obgleich die Gasse lang ist und des Vogts Haus zu oberst daran steht.

Über diese ungewöhnliche Stille war der Vogt sehr erschrocken. Er öffnete mit wildem Ungestüm die Thüre, und sagte: „Was ist das? was ist das? daß kein Mensch hier ist."

Sein Weib heulte in einem Winkel. „O Mann! bist du wieder da. Mein Gott! was ist für ein Unglück begegnet! Es ist ein Jubilieren im Dorfe von deinen Feinden, und kein Mensch wagt mehr auch nur ein Glas Wein bei uns zu trinken. Alles sagt, du seist aus dem Walde nach Arnburg geführt worden."

Wie ein gefangenes wildes Schwein in seinen Stricken schnaubet, seinen Rachen öffnet, seine Augen rollt und Wut grunzet, so wütete jetzt Hummel, stampfte und tobte, sann auf Rache gegen Arner und raserte über den Edeln. Dann redte er mit sich selbst: „So kömmt das Land um seine Rechte. Er will mir das Wirtsrecht rauben, und den Schild in der Herrschaft allein aushangen. Bei Mannsgedenken haben alle Vögte gewirtet. Alle Händel gingen

durch unsere Hände. Dieser läuft jetzt allenthalben selbst nach, und frägelt jeden Floh aus, wie ein Dorfschulmeister. Daher trotzet jetzt jeder Bube einem Gerichtsmanne und sagt, daß er selbst mit Arner reden könne. So kömmt das Gericht um alles Ansehn und wir sitzen und schweigen, wie andere Schurken, da er so an uns alle alte Landesrechte kränkt und beugt."

So verdrehte der alte Schelm die guten und weisen Thaten des edlen Herrn bei sich selbst, schnaubte und sann auf Rache, bis er entschlief.

§ 6. Wahrhafte Bauerngespräche.

Am Morgen aber war er fruh auf, und sang und pfiff unter dem Fenster, auf daß man glaube, er sei wegen dem gestern Vorgefallenen ganz unbesorgt.

Aber Fritz, sein Nachbar, rief ihm über die Gasse: „Hast du schon so frühe Gäste, daß es so lustig geht?" und lächelte bei sich selbst.

„Sie werden schon kommen, Fritz! — Hopsasa und Heisasa, Zwetschgen sind nicht Feigen," sagt der Vogt, streckt das Brennts-glas zum Fenster hinaus und ruft: „Willst eins Bescheid thun, Fritz?"

„Es ist mir noch zu fruh," antwortete Fritz, „ich will warten, bis mehr Gesellschaft da ist."

„Du bist immer der alte Schalk," sagte der Vogt; „aber glaub's, der gestrige Spaß wird nicht so übel ausschlagen. Es fliegt kein Vögelein so hoch, es läßt sich wieder nieder."

„Ich weiß nicht," antwortete Fritz. „Der Vogel, den ich meine, hat sich lange nicht herunter gelassen. Aber wir reden vielleicht nicht vom gleichen Vogel. Willt du mithalten, Vogt! man ruft zur Morgensuppe," und hiemit schob Fritz das Fenster zu.

„Das ist kurz abgebunden," murrte der Vogt bei sich selbst und schüttelte den Kopf, daß Haare und Backen zitterten. „Ich werde, denk' ich, des Teufels Arbeit haben, bis das gestrige Henkers-zeug den Leuten allen wieder aus dem Kopfe sein wird." So sagt er sich selber, schenkt sich ein — trinkt — sagt dann wieder: „Mut gefaßt! Kommt Zeit, kommt Rat! Heute ist's Samstag,

2. Frägeln heißt schwatzhaft und zudringlich sein. (Anm. d. Verf.) — 18. Brennts ist gebranntes Wasser. (Anm. d. Verf.)

die Kälber lassen sich scheren, ich gehe ins Barthaus, da giebt sich um ein Glas Wein eins nach dem andern. Die Bauern glauben mir immer eher zehen, als dem Pfarrer ein halbes."

So sagte der Vogt zu sich selber, und dann zur Frau: „Füll mir die Schweinsblater mit Tabak; — aber nicht von meinem, nur vom Stinker, er ist gut für die Bursche. Und wenn des Scherers Bub Wein holt, so gieb ihm vom dreimal geschwefelten, und thue in jede Maß ein halbes Glas Brennts."

Er ging fort. Aber auf der Gasse, noch nahe beim Hause, besann er sich wieder, kehrte zurück und sagte der Frau: „Es könnten Schelmen mit saufen. Ich muß mich in acht nehmen. Schick mir vom gelbgesottenen Wasser, wenn ich La Cote fordern lasse, und bring das selber." Drauf ging er wieder fort.

Aber ehe er noch im Barthause war, unter der Linde beim Schulhaus, trifft er Nickel Spitz und Jogli Rubel an. „Wo hinaus so im Sonnabendhabit, Herr Untervogt!" fragte Nickel Spitz.

Vogt. Ich muß den Bart herunter haben.

Nickel. Das ist sonderbar, daß du am Samstag Morgen schon Zeit hast.

Vogt. Es ist wahr, es ist nicht so das Jahr durch.

Nickel. Nein. Einmal seit langem kamst du immer Sonntags zwischen der Morgenpredigt zum Scherer.

Vogt. Ja, ein paarmal.

Nickel. Ja — ein paarmal, die letzten. Da der Pfarrer dir deinen Hund aus der Kirche jagen ließ, seitdem kamst du ihm nicht viel mehr ins Gehege.

Vogt. Du bist ein Narr, Nickel, daß du so was reden magst. Man muß essen und vergessen. Die Hundsjagd ist mir längst aus dem Kopfe.

Nickel. Ich möchte mich nicht drauf verlassen, wenn ich Pfarrer wäre.

Vogt. Du bist nicht klug, Nickel. Warum das nicht? Aber kommt in die Stube, es giebt wohl etwa einen Weinkauf oder sonst kurze Zeit.

Nickel. Du würdest dem Scherer aufwarten, wenn er in seinem Hause einen Weinkauf trinken ließe.

5. Schweinsblater, Tabaksäckel (Anm. d. Verf.) Blater = Blase. — 12. La Cote, Vin de la Cote, Welsch-Berner-Wein (Anm. d. Verf.) — 5f. Der Vogt als Wirt, duldete nicht, daß in einem Hause, als dem seinen, bei keinem Anlaß Wein ausgeschenkt würde (Anm. d. Verf.)

Vogt. Ich bin nicht halb so eigennützig. Man will mir ja das Wirtschaftsrecht ganz nehmen. Aber, Nickel! wir sind noch nicht da; der, den ich meine, hat noch aufs wenigste sechs Wochen und drei Tage Arbeit, eh' er's bekömmt.

Nickel. Ich glaub es selbst. Doch ist's immer nicht die beste Ordnung für dich, daß der junge Herr seines Großvaters Glauben changiert hat.

Vogt. Ja, er hat einmal nicht völlig des Großvaters Glauben.

Nickel. Ich traue fast, er sei in keinem Punkt und in keinem Artikel von allen zwölfen mit dem Alten des gleichen Glaubens.

Vogt. Es kann sein. Aber der Alte war mir in seinem Glauben ein anderer Mann.

Nickel. Ich denk's wohl. Der erste Artikel seines Glaubens hieß: Ich glaube an dich, meinen Vogt.

Vogt. Das ist lustig. Aber wie hieß denn der andere?

Nickel. Was weiß ich grad' jetzt. Ich denk', er hieß: Ich glaub' außer dir, meinem Vogt, keinem Menschen kein Wort.

Vogt. Du solltest Pfarrer werden, Nickel, du würdest den Katechismus nicht blos erklären; du würdest noch einen aufsetzen.

Nickel. Das würde man mir wohl nicht zulassen. Thät ich's, ich würde denselben so deutsch und so klar machen, daß ihn die Kinder ohne den Pfarrer verstünden; und denn würde er ja natürlich nichts nütze sein.

Vogt. Wir wollen beim Alten bleiben, Nickel! Es ist mir mit dem Katechismus wie mit etwas Anderm. Es kömmt nie nichts bessers nach.

Nickel. Das ist so ein Sprichwort, das manchmal wahr ist, und manchmal nicht. Für dich, scheint's, trifft's diesmal ein mit dem neuen Junker.

Vogt. Es wird erst für andere nachkommen, wenn ihr ordentlich wartet. Und für mich fürchte ich mich nicht so übel vor diesem neuen Herrn. Es findet jeder seinen Meister.

Nickel. Das ist wahr. Doch ist deine alte Zeit mit dem vorigen Sommer unter dem Boden.

36 f. Man begrub im vorigen Sommer Arners Großvater. — Sein Vater war viele Jahre vorher in einem Treffen in preußischen Diensten gestorben. (Anm. d. Verl.)

Vogt. Nickel! Ich habe sie doch einmal gehabt; suche sie ein anderer jetzt auch.

Nickel. Das ist wahr, du hast sie gehabt, und sie war recht gut. Aber wie hätt's können fehlen; der Schreiber, der Weibel und der Vikari waren dir schuldig.

Vogt. Man redet mir das nach; aber es war drum nicht wahr.

Nickel. Du magst jetzt auch das sagen; du hattest ja mit ein Paaren öffentlich Händel, daß das Geld nicht wieder zurück kommen wollte.

Vogt. Du Narr, du weißt auch gar noch alles!

Nickel. Noch viel mehr als das weiß ich noch. Ich weiß noch, wie du mit des Rudis Vater gedrölt — und wie ich dich da neben dem Hundstall unter den Strohburden auf dem Bauch liegend vor des Rudis Fenstern antraf. Sein Anwalt war eben bei ihm; bis um zwei Uhr am Morgen horchtest du auf deinem Bauche, was in der Stube geredt wurde. Ich hatte eben die Nachtwache — und eine ganze Woche war mir der Wein frei bei dir, daß ich schwiege.

Vogt. Du bist ein Ketzer; daß du das sagst, es ist kein Wort wahr, und du würdest schön stehen, wenn du's beweisen müßtest.

Nickel. Vom Beweisen ist jetzt nicht die Rede, aber ob's wahr sei, weißt du wohl.

Vogt. Es ist gut, daß du's einsteckst.

Nickel. Der Teufel gab dir das in Sinn, unter dem Stroh in tiefer Nacht zu horchen; du hörtest alle Worte, und hattest da gut mit dem Schreiber deine eigene Aussage zu verdrehen.

Vogt. Was du auch redest!

Nickel. Was ich auch rede? Hätte der Schreiber nicht vor der Audienz deine Aussage verändert, so hätte der Rudi seine Matte noch, und der Wüst und der Kaibacker hätten den schönen Eid nicht thun müssen.

Vogt. Ja — du verstehst den Handel wie der Schulmeister hebräisch.

Nickel. Wenn ich ihn nicht verstünde, ich hätte ihn von

13 Drölen heißt in der Schweiz mutwillig rechten, prozedieren. (Anm. d. Verf.) Das Wort bedeutet urspr. drehen, drillen. Vgl. Gr. Wtb. unter drollen. — 25 einsteckst, zurücknimmst. (Anm. d. Verf.)

dir gelernt. Mehr als zwanzigmal lachtest du mir ob deinem gehorsamen Diener, dem Herrn Schreiber.

Vogt. Ja! Das wohl; aber das, was du sagst, that er doch nicht. Sonst ist's wahr, er war ein schlauer Teufel. Tröst' Gott seine Seele — es wird nun zehn Jahr auf Michaelis, seitdem er unter dem Boden ist.

Nickel. Seitdem er hinabgefahren ist zur Hölle — wolltest du sagen.

Vogt. Das ist nicht recht. Von den Toten unter dem Boden muß man nichts Böses sagen.

Nickel. Du hast recht — sonst würde ich erzählen, wie er bei Röppis Kindern geschrieben hat.

Vogt. Er wird dir auf dem Todbett gebeichtet haben! Daß du alles so wohl weißt.

Nickel. Einmal weiß ich's.

Vogt. Das Beste ist, daß ich den Handel gewonnen habe, wenn du wüßtest, daß ich den Handel verloren hätte, dann wär's mir leid.

Nickel. Nein! Ich weiß wohl, daß du den Handel gewonnen hast; aber auch wie!

Vogt. Vielleicht, vielleicht nicht.

Nickel. Behüte Gott alle Menschen, die arm sind, vor der Feder.

Vogt. Du hast recht. Es sollten nur Ehrenleute und wohlhabende Männer schreiben dürfen, vor Audienz. Das wär' gewiß gut; aber es wäre noch mehr gut, Nickel! Was machen? Man muß eben mit allem zufrieden sein, wie es ist.

Nickel. Vogt! Dein weiser Spruch da mahnt mich an eine Fabel, die ich von einem Pilgrim hörte. Es war einer aus dem Elsaß. Er erzählte vor einem ganzen Tisch Leute: Es habe ein Einsiedler in einem Fabelbuch die ganze Welt abgemalt, und er könne das Buch fast auswendig. Da baten wir ihn, er solle uns auch eine von diesen Fabeln erzählen, und da erzählte er uns eben die, an die du mich mahnest.

Vogt. Nun, was ist sie denn, du Plauderer?

Nickel. Sie heißt — ich kann sie zum Glück noch.

Es klagte und jammerte das Schaf, daß der Wolf, der Fuchs, der Hund und der Metzger es so schrecklich quälten. — Ein Fuchs, der eben vor dem Stall stund, hörte die Klage —

und sagte zum Schaf: Man muß immer zufrieden sein mit der weisen Ordnung, die in der Welt ist — wenn es anders wäre — so würde es gewiß noch schlimmer sein.

Das läßt sich hören, antwortete das Schaf, wenn der Stall zu ist — aber wenn er offen wäre — so würde es denn doch auch keine Wahrheit für mich sein.

Es ist freilich gut, daß Wölfe, Füchse und Raubtiere da sein — aber es ist auch gut, daß man die Schafställe ordentlich zumache — und daß die guten schwachen Tiere gute Hirten und Schutzhunde haben gegen die Raubtiere.

Behüte mir Gott meine Hütte, setzte der Pilger hinzu. Es giebt eben allenthalben viel Raubtiere und wenig gute Hirten. — Heiliger Gott! Du weißest, warum es so ist; wir müssen schweigen. Seine Kameraden setzten hinzu: Ja, wir müssen wohl schweigen — und denn — Heilige Mutter Gottes! Bitte für uns jetzt und in der Stunde unsers Absterbens, Amen.

Es rührte uns alle, wie die Pilger so beteten, sonst weiß man wohl, das „Heilige Mutter Gottes bitt' für uns" rührt uns Reformierte nicht viel, aber jetzt rührte es uns innig.

Vogt. Ich glaub's wohl.

Nickel. Es nimmt mich Wunder, daß du's glaubst.

Vogt. Warum das nicht? Eine innige Schafbarmherzigkeit muß freilich auch Schafköpfe und Schafherzen innig rühren. Aber mir kommt bei dieser Schafbarmherzigkeit doch auch noch etwas anders in Sinn.

Nickel. Und was denn?

Vogt. Bei dieser herzlichen Schafmeinung müßten denn freilich alle Tiere, die gern Fleisch fressen, Hunger krepieren.

Nickel. Das wäre eben nicht schad.

Vogt. Weißt du das so gewiß?

Nickel. Nein. Ich bin ein Narr — sie müßten nicht Hunger krepieren; sie würden noch immer Aas und Gewild finden, und das gehört ihnen, und nicht zahmes Vieh — das mit Mühe und Kosten erzogen und gehütet werden muß.

Vogt. So ließest du sie doch auch nicht ganz Hunger krepieren, das ist noch viel für einen Freund der zahmen Tiere. Aber es friert mich; komm in die Stube.

114 Das geschahe nicht unter der gegenwärtigen Regierung Ludwigs XVI. (Anm. d. Verf.)

Nickel. Ich kann nicht; ich muß weiters.

Vogt. Nun so behüt' euch Gott, Nachbarn! Auf Wiedersehen. (Er geht ab.)

Rubel und Nickel stehen noch eine Weile, und Rubel sagt zum Nickel: „Du hast ihm Gesalzenes aufgestellt."

Nickel. Ich wollte, es wäre noch dazu gepfeffert gewesen, daß es ihn bis morgens auf der Zunge brennte.

Rubel. Du würdest vor acht Tagen nicht so mit ihm gered't haben.

Nickel. Und er würde vor acht Tagen nicht also geantwortet haben.

Rubel. Das ist auch wahr. Er ist zahm geworden wie mein Hund, als er das erste Mal das Nasband trug.

Nickel. Wenn die Maß voll ist, so überläuft sie — das war noch immer bei einem jeden wahr, und wird es auch beim Vogt werden.

Rubel. Behüte Gott einen vor Ämtern; ich möchte nicht Vogt sein mit seinen zwei Höfen.

Nickel. Aber wenn dir jemand einen halben anböte und den Vogtsdienst dazu, was würdest du machen?

Rubel. Du Narr!

Nickel. Du Gescheiter! Was würdest du machen? Gelt, du würdest dem, der dir ihn anböte, geschwind einschlagen, das Tuch mit den zwo Farben um dich wickeln, und denn Vogt sein.

Rubel. Meinst du's so?

Nickel. Ja, ich mein's so.

Rubel. Wir schwätzen die Zeit weg. — B'hüte Gott, Nickel.

Nickel. B'hüte Gott, Rubel.

---

§ 7. Er fängt eine Vogtsarbeit an.

Da der Vogt jetzt in die Scherstube kam — grüßte er den Scherer und die Frau und die Nachbarn — ohne Husten und ehe er sich setzte. Sonst hustete und räusperte er sich allemal vorher, und warf sein Gott grüß euch erst dar, wenn er ausgespien und sich gesetzt hatte.

Die Bauern antworteten mit Lächeln, und setzten ihre Kappen viel schneller wieder auf den Kopf, als sie sonst thaten, wenn der

Herr Untervogt sie gegrüßt hatte. Er aber fing alsobald das Gespräch an.

„Immer gute Losung, Meister Scherer!“ sagt er; „und so viel Arbeit, daß mich wundert, wie Ihr das alles nur so mit zwo Händen machen könnt.“

Der Scherer war sonst ein stiller Mann, der auf solche Worte nicht gern antwortete. Aber der Vogt hatte ihn jetzt etliche Monate hinter einander und das allemal am Sonntag am Morgen zwischen der Predigt mit solchen Stichelreden verdrießlich gemacht; und wie's denn geht, er wollte einmal jetzt auch antworten, und sagte:

„Herr Untervogt! Es sollte Euch nicht wundern, wie man mit zwo Händen viel arbeiten und doch wenig verdienen könne. Aber wie man mit beiden Händen nichts thun, und dabei viel Geld verdienen könne: das sollte Euch wundern.“

Vogt. Ja, das ist wahr, Scherer! Du solltest es auch probieren. Die Kunst ist – Man legt die Hände auf eine Art und Gattung zusammen, wie's recht ist — Denn regnet es Geld zum Dach hinein.

Der Scherer wagte noch eins und sagte: „Nein, Vogt, man wickelt sie wohl unter den zweifarbigen Mantel, und sagt die drei Worte: Es ist so, bei meinem Eid, es ist so — und bei gutem Anlaß streckt man kräftig drei Finger hinauf, zween hinab — abrakadabra – und die Säcke strotzen von Geld.“

Das machte den Vogt toll, und er antwortete: „Du könntest zaubern, Scherer! Aber das ist nicht anders. Leute von deinem Handwerk müssen notwendig auch Zauber- und Henkerskünste verstehen.“

Das war jetzt freilich dem guten Scherer zu rund, und es hat ihn übel gereuet, daß er sich mit dem Vogt eingelassen. Er schwieg auch, ließ den andern reden, und seifte mausstill den Mann ein, der ihm saß.

Der Vogt aber fuhr tüchtig fort und sagte: „Der Scherer ist ein ausgemachter Herr! er darf unser einem wohl nicht antworten Er trägt ja Spitzhosen — Stadtschuhe — und am Sonntag Manschetten. Er hat Hände so zart wie ein Junker — und Waden, wie ein Stadtschreiber.“

3 Gute Losung, guter Verdienst. (Anm. d. Verf.)

Die Bauern liebten den Scherer, hatten das auch schon gehört — und lachten nicht über des Vogts Witz.

Nur der junge Gallj, der eben saß, mußte über die Stadtschreiberwaden lachen; denn er kam eben aus der Kanzlei, wo der Spaß mit den Waden just eintraf. Aber der Scherer, dem er sich unter dem Messer bewegte, schnitt ihn in die obere Lippe.

Das machte die Bauern unwillig, daß alle die Köpfe schüttelten.

Und der alte Ulj nahm die Tabakspfeife aus dem Munde und sagte:

„Vogt! es ist gar nicht recht, daß du da dem Scherer Molest machest."

Und da die andern sahen, daß der alte Ulj sich nicht scheute, und das laut sagte, murreten sie auch lauter, und sagten:

„Der Gallj blutet! Ja wir können so dem Scherer nicht ansitzen."

„Es ist mir leid," sagte der Vogt, „ich will den Schaden wieder gut machen."

„Bub! hol drei Flaschen Wein vom guten, der heilt Wunden, ohne daß man ihn warm macht."

Sobald der Vogt vom Wein redete, verlor sich das ernste Murren der Bauern. Einige trauten zwar nicht, daß es Ernst gelte.

Aber Lenk, der in einer Ecke saß, löste ihnen das Rätsel auf und sagte:

„Des Vogts Wein hat gestern auf dem Kirchhof so abgeschlagen."

Der Vogt aber nahm jetzt seinen Seckel voll Tabak, und legte ihn auf den Tisch.

Und Christen, der Ständlisänger, forderte ihm zuerst eine Pfeife voll ab.

Er gab sie. Da stunden immer mehrere herbei, und die Stube ward bald voll Rauch vom Stinktabak. Der Vogt aber rauchte vom bessern.

Indessen waren der Scherer und die Nachbarn immer noch still und machten gar nicht viel Wesens. Das schien dem Meister Urias nicht gut. Er ging die Stube hinauf und hinunter, und drehete den Zeigfinger über die Nase, wie er es immer macht, wenn ihm sein Krummes nicht grad gehen will.

29. Ständlisänger, Bänkelsänger. (Anm. d. Verf.)

Es ist verteufelt kalt in der Stube, so in der Kälte richt ich nichts aus, sagt er zu sich selber, geht aus der Stube, giebt der Magd einen Kreuzer, daß sie stärker einheize; und es ward bald warm in der Stube.

§ 8. Wenn man die Räder schmiert, so geht der Wagen.

Indessen kömmt der geschwefelte Wein. „Gläser, Gläser her, Meister Scherer," ruft der Vogt. Und Frau und Junge bringen bald Gläser genug.

Die Nachbarn nähern sich sämtlich den Weinkrügen, und der Vogt schenkt ihnen ein.

Jetzt sind der alte Ulj und alle Nachbarn wieder zufrieden. Und des jungen Galljs Wunde ist ja nicht der Rede wert. Wäre der Narr nur still gesessen, so würd' ihn der Scherer nicht geschnitten haben.

Nach und nach geht jetzt einem jeden das Maul auf, und lautes Saufgewühl erhebt sich.

Alles lobt wieder den Vogt, und der Mäurer Lienhard ist jetzt am vorderen Tisch ein Schlingel, und am andern ein Bettler.

Da erzählte der eine, wie er sich alle Tage voll soff, und jetzt den Heiligen mache, und der andere, wie er wohl merke, warum die schöne Gertrud, und nicht der Mäurer, zum jungen Herrn ins Schloß gegangen sei; und wieder ein anderer, wie ihm diese Nacht von der Nase geträumt habe, die der Vogt dem Mäurer nach Verdienen bald drehen werde.

Wie ein garstiger Vogel den Schnabel in Sumpf steckt, und sich vom faulenden Kot nährt, so labete Hummel bei dem Gerede der Nachbarn sein arges Herz.

Doch mischt' er sich sehr bedachtsam und ernsthaft in das verworrene Gewühl dieser Säufer und Schwätzer.

„Nachbar Richter!" sagt er, und reicht ihm das Glas dar, das er annimmt: „Ihr waret ja selber bei der letzten Rechnung, und noch ein beeidigter Mann. Ihr wisset, daß mir damals der Mäurer dreißig Gulden schuldig geblieben ist. Nun ist's schon ein halbes Jahr; und er hat mir noch keinen Heller bezahlt. Ich hab ihm auch das Geld nicht einmal gefordert, und ihm kein böses Wort gegeben, und doch kann es leicht kommen, ich verliere die Schuld bis auf den letzten Heller."

„Das versteht sich," schwuren die Bauern. „Du wirst keinen Heller mehr von deinem Geld sehen," und schenkten sich ein.

Der Vogt aber nahm aus seinem Sackkalender die Handschrift des Mäurers, legte sie auf den Tisch, und sagte: „Da könnet ihr sehen, ob's wahr ist."

Die Bauern beguckten die Handschrift, als ob sie lesen könnten, und sprachen: „Das ist ein Schurke, der Mäurer."

Und Christen, der Ständlisänger, der bis jetzt viel und stillschweigend hinunter geschluckt hatte, wischt mit dem Rockärmel das Maul ab, steht auf, hebt sein Glas in die Höhe, und ruft:

„Es lebe der Herr Untervogt! und alle Kalfakter müssen verrecken," so ruft er, trinkt aus, hebt das Glas wieder dem dar, der einschenkt, trinkt wieder aus und singt:

„Der, der dem andern Gruben gräbt,
Der, der dem andern Stricke legt,
Und wär er wie der Teufel fein,
Und wär er noch so hoch am Brett,
Er fällt wie man zu sagen pflegt —
Am Ende selbst in Dr . . hinein —
In Dr . . hinein —
Juhe,
Mäurer!
Juhe! "

§ 9. Von den Rechten im Lande.

„Nicht so lärmend, Christen!" sagte der Vogt; „das nützt nichts. Es wäre mir leid, wenn dem Mäurer ein Unglück begegnete. Ich verzeih es ihm gern, er hat's aus Armut gethan. Aber das ist schlimm, daß keine Rechte mehr im Lande sicher sind."

Die Nachbarn horchten steif, als er von den Rechten im Land redete. Etliche stellten sogar die Gläser beiseits, da sie von den Rechten im Land hörten, und horchten.

„Ich bin ein alter Mann, Nachbarn! und mir kann nicht viel dran liegen. Ich habe keine Kinder, und mit mir ist's aus. Aber ihr habt Jungens — Nachbarn! Euch muß an euren Rechten viel gelegen sein."

11. Kalfakter, Ausschwätzer, Verleumder. (Anm. d. Verf.) Eigentlich Einheizer, dann ein Mensch, der sich zu niedrigen Verrichtungen hergiebt.

„Ja. Unsere Rechte," riefen die Bauern. „Ihr seid unser Vogt. Vergebt kein Haar von unsern Rechten."

Vogt. Ja, Nachbarn! Es ist mit dem Wirtsrecht eine Gemeindesache, und ein teueres Recht um das Wirtsrecht; wir müssen uns wehren.

Etliche wenige Bauern schüttelten die Köpfe, und sagten einander leise ins Ohr: „Er hat der Gemeind' nie nichts nachgefragt. Jetzt will er die Gemeind in den Kot hineinziehen, in dem er steckt."

Aber die mehreren lärmten immer stärker, stürmten und schwuren und fluchten, daß ihnen grad übermorgen Gemeind sein müsse.

Die Verständigeren schwiegen, und sagten nur ganz still unter einander: „Wir wollen denn sehen, wenn ihnen der Wein aus dem Kopf sein wird."

Indessen trank der Vogt bedächtlich immer von seinem gesottenen Wasser, und fuhr fort, die erhitzten Nachbarn wegen ihren Landesrechten in Sorgen zu setzen.

„Ihr wißt alle," sagt' er zu ihnen, „wie unser Altvater Rüpplj vor zweihundert Jahren mit dem grausamen Ahnherrn dieses Junkers zu kämpfen hatte. Dieser alte Rüpplj (mein Großvater hat es mir tausendmal erzählt) hatte zu seinem liebsten Sprichwort: Wenn die Junker den Bettlern im Dorf höfelen (gute Worte geben), so helf Gott den Bauern. Sie thun das nur, damit sie die Bauern entzweien, und denn allein Meister sein. Nachbarn, wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein."

Bauern. Nichts ist gewisser. Wir müssen immer nur die Narren im Spiel sein.

Vogt. Ja Nachbarn! Wenn eure Gerichtsmänner nichts mehr zu bedeuten haben, dann habt ihr's gerade wie die Soldaten, denen der Hinterhut abgeschnitten ist. Der neue Junker ist fein und listig wie der Teufel. Es säh ihm's kein Mensch an, und gewiß giebt er ohne gute Gründe keinem Menschen kein gutes Wort. Wenn ihr nur das Halbe wußtet, was ich, ich wurde

20 Rüpplj war ein ehrwürdiger Altvater von Bonnal und hatte gegen einen alten Erbherrn von Arnheim sich der Gemeind treulich angenommen und Hab und Gut dran gesetzt, daß das Dorf nicht einen Tag mehr Frondienste tragen müsse. Aber das Sprichwort, das ihm Hummel da in den Mund legt, von dem weiß kein Mensch mit Wahrheit, daß es Rüpplj in seinem Leben ein einziges Mal gesagt hatte. (Anm. d. Verf.)

denn nicht nötig haben zu reden. Aber ihr seid doch auch nicht Stocknarren. Ihr werdet wohl etwas merken und auf eurer Hut sein.

Aebj, mit dem es der Vogt abgeredt, und dem er ein Zeichen gegeben hatte, antwortete ihm:

„Meinst du, Vogt! Wir merken den Griff nicht? Er will das Wirtshausrecht ins Schloß ziehen."

Vogt. Merkt ihr etwas?

Bauern. Ja, bei Gott. Aber wir leiden es nicht. Unsere Kinder sollen ein Wirtshaus haben, das frei ist, wie wir's jetzt haben.

Aebj. Er könnt' uns im Schloß die Maß Wein für einen Dukaten verkaufen. Und wir würden Schelmen an unsern Kindern sein.

Vogt. Das ist auch zu viel geredt, Aebj! Auf einen Dukaten kann er die Maß Wein doch nicht bringen.

Aebj. Ja, ja. Schmied und Wagner schlagen auf, daß es ein Grausen ist, und selber das Holz ist zehnmal teurer als vor fünfzig Jahren. Was kannst du sagen, Vogt, so wie alles im Zwang ist, muß alles steigen. Was kannst du sagen, wie hoch die Maß Wein noch kommen könnte, wenn das Schloß allein ausschenken dürfte. Es ist jetzt schon teufelsteuer wegen dem Umgeld.

Vogt. Es ist so; es ist in allem immer mehr Zwang und Hindernis, und das verteuert alles.

„Ja, ja, wenn wir's leiden," sagten die Bauern, lärmten, soffen und drohten. Das Gespräch wurde endlich wildes Gewühl eines tobenden Gesindels, das ich nicht weiter beschreiben kann.

§ 10. Des Scherers Hund säuft zur Unzeit Wasser und verderbt dem Herrn Untervogt ein Spiel, das recht gut stund.

Die meisten waren schon tüchtig besoffen. Christen, der Ständlisänger, der neben dem Vogt saß, am stärksten. Dieser schrie einsmals: „Laßt mich hervor." Der Vogt und die Nachbarn stunden auf, und machten ihm Platz. Aber er schwankte über den Tisch und stieß des Vogts Wasserkrug um. Erschrocken wischt dieser, so geschwind er kann, das verschüttete Wasser vom Tisch ab, damit niemand das Verschüttete auffasse, und den Be-

trug merke. Aber des Scherers Hund unterm Tische war durstig, lappete das verschüttete Wasser vom Boden, und unglücklicherweise sah es ein Nachbar, der wehmütig nach dem guten Wein unter den Tisch guckte, daß Hektor ihn auflecke. Er rief dem Vogt: „Wunder und Zeichen, Vogt! Seit wenn saufen die Hunde Wein?“

„Du Narr! seit langem,“ antwortete der Vogt und winkt ihm mit der Hand und mit dem Kopfe, und stößt ihn mit den Füßen unterm Tisch, daß er doch schweige. Auch dem Hunde giebt er einen Stoß, daß er anderswo hingehe; aber der verstund den Befehl nicht, denn er gehörte dem Scherer; er gab Laut, murrte, und leckte denn ferner das verschüttete Wasser vom Boden. Der Herr Untervogt aber erblaßte über diesem Saufen des Hunds; denn es guckten immer mehrere Nachbarn unter den Tisch. Man stieß bald in allen Ecken die Köpfe zusammen, und zeigte auf den Hund. Des Scherers Frau nahm jetzt sogar die Scherben des zerbrochenen Kruges vom Boden auf an die Nase; und da sie nach Wasser rochen, schüttelte sie mächtig den Kopf, und sagte laut:

„Das ist nicht schön!“

Nach und nach murmelten die Bauern an allen Ecken: „Dahinter steckt was.“

Und der Scherer sagte dem Vogt unter die Nase: „Vogt, dein schöner Wein ist gesottenes Wasser.“

„Ist das wahr?“ riefen die Bauern. „Was Teufels ist das, Vogt! Warum saufest du Wasser?“

Betroffen antwortete der Vogt: „Es ist mir nicht recht wohl; ich muß mich schonen.“

Aber die Bauern glaubten der Antwort nicht — und links und rechts murmelte je länger, je mehr alles: „Es geht hier nicht recht zu.“

Überdas klagten jetzt noch einige, es schwindle ihnen vom Wein, den sie getrunken hätten, und dies sollte von so Wenigem nicht sein.

Die zween Vornehmsten aber, die da waren, stunden auf, gaben dem Scherer den Lohn, sprachen: „Behüte Gott, Nachbarn,“ und gingen gegen die Stubenthüre.

„So einsmals, ihr Herren, warum so einsmals aus der Gesellschaft?“ rief ihnen der Vogt.

„Wir haben sonst zu thun," antworteten die Männer, und gingen fort.

Der Scherer begleitete sie außer die Stube und sagte zu ihnen: „Ich wollte lieber, der Vogt wäre gegangen. Das ist kein Stücklein, bei dem er's gut meint, weder mit dem Wein, noch mit dem Wasser."

„Wir glauben's auch nicht; sonst würden wir noch da sitzen," antworteten die Männer.

Scherer. Und dieses Saufgewühl kann ich nicht leiden.

Die Männer. Du hast auch keine Ursache. — Und du könntest noch in Ungelegenheit kommen. Wenn ich dich wäre," setzte der Ältere hinzu, „ich bräche selber ab."

„Ich darf nicht wohl," antwortete der Scherer.

„Es ist nicht mehr die alte Zeit, und du bist doch in deiner Stube etwa noch Meister," sagten die Männer.

„Ich will euch folgen," sagte der Scherer, und ging wieder in die Stube.

„Wo fehlt's diesen Herren, Scherer? daß sie so plötzlich aufbrechen," fragte der Vogt.

Und der Scherer antwortete: „Es ist mir eben wie ihnen; so ein Gewühl ist nicht artig, und mein Haus ist gar nicht dafür."

Vogt. Aha — ist das die Meinung.

Scherer. Ja wahrlich, Herr Untervogt! Ich habe gern eine ruhige Stube.

Dieser Streit aber gefiel den Ehrengästen nicht wohl.

„Wir wollen stiller sein," sagte der eine.

„Wir wollen recht thun," sagte der andere.

„Immer gut Freund sein ist Meister," ein dritter.

„Vogt! Noch einen Krug," sagte Christen.

„Ha, Nachbarn! ich hab auch eine Stube; wir können den Herrn Scherer gar wohl in Ruhe lassen," sagte der Vogt.

„Das wird mir lieb sein," antwortete der Scherer.

„Aber die Gemeindsache ist vergessen, und das teure Wirtsrecht, Nachbarn!" sagte noch durstig Aebj der ältere.

„Mir nach, wer nicht falsch ist," rief drohend der Vogt, murrete Donner und Wetter, blickte wild umher, sagte zu niemand behüte Gott, und schlug die Thüre hinter sich zu, daß die Stube zitterte.

„Das ist unverschämt," sagte der Scherer.

„Ja es ist unverschämt," sagten viele Bauern

„Das ist nicht richtig," sagte der jüngere Meyer, „ich einmal gehe nicht ins Vogts Haus."

„Ich auch nicht," antwortete Lüpi.

„Nein, der Teufel, ich auch nicht, ich denke an gestern morgen," sagte der Renold. „Ich stund zunächst bei ihm und bei Arner, und ich sah wohl, wie es gemeint war."

Die Nachbarn sahen sich einer den andern an, was sie thun wollten; aber die meisten setzten sich wieder und blieben.

Nur Uebj und Christen und noch ein paar Lumpen nahmen des Vogts leere Flaschen vom Tische unter den Arm und gingen ihm nach.

Dieser aber sah jetzt aus seinem Fenster nach der Gasse, die ins Scherers Haus führte, und als ihm lange niemand nachkam, ward er über sich selber zornig.

„Daß ich ein Ochs bin, ein lahmer Ochs. Es ist bald Mittag, und ich habe nichts ausgerichtet. Der Wein ist gesoffen, und jetzt lachen sie mich noch aus. Ich habe mit ihnen geplaperet, wie ein Kind, das noch säugt, und mich herabgelassen wie einer ihresgleichen. Ja, wenn ich's mit diesen Hundekerls im Ernst gut meinte; wenn das, was der Gemeinde nützlich ist, auch mir lieb und recht wäre, oder wenn ich mich zuletzt nur äußerlich mehr gestellt hätte, als ob ich's gut mit ihr meine, dann wäre es angegangen. So eine Gemeinde tanzt im Augenblick nach eines Gescheiten Pfeife, wenn sie denkt, daß man es gut meine. Aber die Zeiten waren gar zu gut für mich. Unter dem Alten fragte ich der Gemeinde oder einem Geißbocke ungefähr gleich viel nach. So lang ich Vogt bin, war's meine Lust und meine Freude, sie immer nur zu narren, zu beschimpfen und zu meistern, und eigentlich hab ich gut im Sinn, es noch ferner zu thun. Aber darum muß und soll ich sie auch tüchtig drei Schritt vom Leibe halten; das Händedrücken, das Herablassen, das mit jedermann Rat halten und freundlich thun, wie ein aller Leute Schwager, geht nicht mehr an, wenn man einen zu wohl kennt. Unser einer muß still und allein für sich handeln, nur die Leute brauchen, die er kennt, und die Gemeind Gemeinde sein lassen. Ein Hirt beratet sich nicht mit den Ochsen; und doch war ich heut Narrs genug und wollte es thun."

Indessen kamen die Männer mit den leeren Flaschen.

„Seid ihr allein — wollten die Hunde nicht mit?“ frug der Vogt.

„Nein, kein Mensch,“ antwortete Aebj.

Vogt. Daran liegt viel.

Christen. Ja, recht viel, ich denk's auch.

Vogt. Doch möcht ich gern wissen, was sie jetzt mit einander schwatzen und raten. Christen, geh und suche noch mehr Flaschen.

Christen. Es ist keine mehr da.

Vogt. Du Narr, das ist gleich viel. Geh nur und suche. Wenn du nichts find'st, so laß dich scheren oder laß zur Ader, und wart und horch auf alles, was sie erzählen: überbringst du mir vieles, so sauf ich mit dir bis an den Morgen.

Und du Lölj, du mußt zu des Mäurers älterm Gesellen — dem Joseph, gehen; aber sieh, daß dich niemand merkt. Du mußt ihm sagen, daß er zu mir komme, in der Mittagsstunde.

„Noch ein Glas Wein auf den Weg. Mich durstet“ — sagt Lölj — „ich will dann laufen wie ein Jagdhund, und im Blitz wieder da sein.“

„Gut,“ sagte der Vogt, und gab ihnen noch eins auf den Weg.

Da gingen diese, und die Vögtin stellte den zween andern auch Wein dar zum Trinken.

§ 11. Wohl überlegte Schelmenprojekte.

Der Vogt aber ging staunend in seine Nebenstube, und ratschlagte mit sich selber, wenn Joseph kommen werde, wie er's anstellen wolle. „Falsch ist er, darauf kann ich zählen; und schlau wie der Teufel. Es stehen viele Thaler, die er versoffen, auf seines Meisters Rechnung — aber mein Begehren ist rund. Er wird sich fürchten, und mir nicht trauen. — — — Es läutet schon Mittag. Ich will ihm bis zehn Thaler bieten, innert drei Wochen fällt der ganze Bestich vom Turm herunter, wenn er thut, was ich will. Zehn Thaler sollen mich nicht reuen,“ sagte der Vogt — und da er so mit sich selber redet, kommt Lölj und hinter ihm Joseph — sie kamen nicht mit einander, damit man desto weniger Verdacht schöpfe.

31. Bestich, das äußere Pflaster der Mauer. (Anm. d. Verf.)

„Gott grüß dich, Joseph; weiß dein Meister nicht, daß du hier bist?“

Joseph antwortete: „Er ist noch im Schloß, aber er wird auf den Mittag wieder kommen, wenn ich nur um ein Uhr wieder auf der Arbeit bin, so wird er nichts merken.“

„Gut. — Ich habe mit dir zu reden, Joseph! Wir müssen allein sein,“ sagte der Vogt, führt ihn in die hintere Stube, schloß die Thüre zu, und stieß den einen Riegel.

Es stund Schweinefleisch, Würste, Wein und Brot auf dem Tische. Der Vogt nahm zween Stühle, stellte sie zum Tisch, und sagte zu Joseph:

„Du versäumest dein Mittagessen, halt's mit und setze dich.“

„Das läßt sich thun,“ antwortete Joseph, setzte sich hin und fragte den Vogt: „Herr Vogt! sag Er, was will Er, ich bin zu Seinen Diensten!“

Der Vogt antwortete: „Auf dein gut Wohlsein, Joseph! trink eins;“ und denn wiederum: „Versuch diese Würste, sie sollen gut sein. Warum greifst du nicht zu? Du hast ja sonst teure Zeit genug bei deinem Meister.“

Joseph. Das wohl. — Aber es wird doch jetzt besser kommen, wenn er Schloßarbeit kriegt.

Vogt. Du bist ein Narr, Joseph! Du solltest dir wohl einbilden, wie lange das gehen möchte. Ich wollt's ihm gerne gönnen; aber er ist nicht der Mann zu so etwas. Er hat auch noch nie ein Hauptgebäude gehabt; aber er verläßt sich auf dich, Joseph.

Joseph. Das kann sein. — Es ist so was.

Vogt. Ich hab' es mir wohl eingebildet, und darum mit dir reden wollen. Du könntest mir einen großen Gefallen thun.

Joseph. Ich bin zur Aufwart, Herr Untervogt! Auf Sein gut Wohlsein. (Er trinkt.)

„Es soll dir gelten, Mäurer!“ sagt der Vogt und legt ihm wieder Würste vor und fährt fort: „Es wäre mir lieb, daß das Fundament der Kirchmauer von gehauenen Steinen aus dem Schwendibruch gesetzt würde.“

Joseph. Potz Blitz, Herr Vogt! das geht nicht an; Er versteht das jetzunder nicht. Dieser Stein ist hierzu nicht gut, und zum Fundament taugt er gar nicht.

Vogt. O der Stein ist nicht so schlimm; ich habe ihn schon

gar zu viel brauchen gesehen. Er ist, bei Gott! gut, Joseph! Und mir geschähe ein großer Gefallen, wenn diese Steingrube wieder eröffnet würde.

Joseph. Vogt! es geht nicht an.

Vogt. Ich will dankbar sein für den Dienst, Joseph!

Joseph. Die Mauer ist innert sechs Jahren faul, wenn sie aus diesem Stein gemacht wird.

Vogt. Ach, ich mag von diesem nichts hören; das sind Narreteien.

Joseph. Bei Gott, es ist wahr. Es sind am Fundamente zwo Miststätte und ein ewiger Ablauf von Ställen. Der Stein wird abfaulen wie ein tannenes Brett.

Vogt. Und denn zuletzt, was fragst du danach, ob die Mauer in zehn Jahren noch gut ist. Du wirst fürchten, der Schloßherr vermöge alsdann keine neue mehr. Thust du, was ich sage, so hast du ein großes, recht großes Trinkgeld zu erwarten.

Joseph. Das ist wohl gut; aber wenn der Junker es selber merkte, daß der Stein nichts nütze ist?

Vogt. Wie sollte er das verstehen? Davon ist keine Rede.

Joseph. Er weiß in gewissen Sachen viel mehr, als man glauben sollte; du kennst ihn aber besser als ich.

Vogt. Ach! das versteht er nicht.

Joseph. Ich glaub's zuletzt selbst nicht. Der Stein ist dem Ansehen nach sehr schön und zu anderer Arbeit vortrefflich gut.

Vogt. Gieb mir deine Hand darauf, daß der Meister die Steine aus diesem Bruche nehmen muß. Thut er's, so kriegst du fünf Thaler Trinkgeld.

Joseph. Das ist viel, wenn ich's nur schon hätte.

Vogt. Es ist mir, bei Gott! Ernst. Ich zahle Ihm fünf Thaler, wenn Er's thut.

Joseph. Nun, da hat Er mein Wort, Herr Vogt. (Er streckt ihm die Hand dar und verspricht's in die Hand.) Es soll so sein, Herr Vogt! Wie geredt; was scher' ich mich um den Herrn im Schloß.

Vogt. Noch ein Wort, Joseph. Ich habe ein Säckchen voll Zeugs von einem Herrn aus der Apotheke. Es soll gut sein, daß der Bestich an den Mauern halte, wie Eisen, wenn man's unter den Kalch mischt. Aber wie es ist mit diesen Spitzhöslerkünsten.

37. Spitzhöslerkünsten. Spitzhösler sagen die Schweizerbauern den Herren, weil sie nicht so große weite Hosen tragen wie sie. (Anm. d. Verf.)

Man darf ihnen eben nicht ganz trauen. Ich möchte es lieber an einem fremden Bau, als an meinem eigenen versuchen.

Joseph. Das kann ich schon. Ich will's an eines Nachbarn Ecke probieren.

Vogt. Das an einem Ecke probieren, so im kleinen, ist nie nichts nütze. Man irret sich dabei, wenn's gerät und wenn's fehlt. Man darf nie trauen und ist nie sicher, wie's denn im großen kömmt. Ich möchte es am ganzen Kirchturm probieren, Joseph! ist das nicht möglich?

Joseph. Braucht's viel solcher Ware unter den Kalch?

Vogt. Ich glaub' auf ein Fäßlein nur ein paar Pfunde.

Joseph. Dann ist's gar leicht.

Vogt. Willst du mir's thun?

Joseph. Ja freilich.

Vogt. Und schweigen, wenn's fehlt?

Joseph. Es kann nicht übel fehlen, und natürlich schweigt man.

Vogt. Du holest die Ware allemal bei mir ab, wenn du sie brauchst, und ein Glas Wein dazu.

Joseph. Ich werde nicht ermangeln, Herr Untervogt! Aber ich muß fort. Es hat ein Uhr geschlagen. (Er nimmt das Glas.) Zur schuldigen Dankbarkeit, Herr Untervogt!

Vogt. Du hast nichts zu danken. Wenn du Wort haltest, so kriegst du fünf Thaler.

„Es soll nicht fehlen, Herr Untervogt!" sagt Joseph, steht auf, stellt seinen Stuhl in eine Ecke, und sagt dann: „Es muß sein, Herr Untervogt! schuldigen Dank;" und trinkt jetzt das letzte.

Vogt. Nun, wenn es sein muß', so behüt Gott, Joseph! Es bleibt bei der Abrede.

Da ging Joseph und sagte im Gehen zu sich selber: „Das ist ein sonderbares Begehren mit den Steinen, und noch sonderbarer mit der Ware in Kalch. Man probiert so etwas nicht am ganzen Kirchturm. Aber einmal das Trinkgeld soll mir jetzt nicht entwischen. Das mein' ich, sei richtig, ich mag's denn thun oder nicht."

„Das ist gut gegangen, recht gut," sagte der Vogt zu sich selber; „besser als ich geglaubt habe, und noch um den halben Preis. Ich hätte ihm zehn Thaler versprochen wie fünfe, wenn er den Handel verstanden hätte. Wie's mich freut, daß der Handel in Ordnung ist! Nein, nein! man muß den Mut nie fallen lassen. War' nur auch die Mauer schon außer dem Boden!

Geduld! am Montag brechen sie schon Steine dazu. — O du guter Mäurer! Deine Frau hat dir ein böses Fressen gekocht, und du meinst, du sitzest oben auf dem Thron."

§ 12. Haushaltungsfreuden.

Der Mäurer Lienhard, der am Morgen früh ins Schloß gegangen war, war nun auch wieder zurück und bei seiner Frau.

Diese hatte geeilt, ihre Samstagsarbeit zu vollenden, ehe ihr Mann wieder zurück käme. Sie hatte die Kinder gekämmt, ihnen die Haare geflochten, ihre Kleider durchgesehen, die kleine Stube gereiniget, und während der Arbeit ihren Lieben ein Lied gelehrt.

„Das müßt ihr dem lieben Vater singen," sagt sie den Kindern, und die Kinder lernten gern, was den Vater freuen würde, wenn er heim käme.

Mitten in ihrer Arbeit, ohne Müh', ohne Versäumnis, ohne Buch sangen sie es der Mutter nach, bis sie es konnten.

Und da der Vater jetzt heim kam, grüßt ihn die Mutter, und sang dann, und alle Kinder sangen mit ihr:

Der du von dem Himmel bist,
Kummer, Leid und Schmerzen stillest;
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest.

Ach! ich bin des Umtriebs müde,
Bangen Schmerzens, wilder Lust?
Süßer Friede!
Komm, ach komm in meine Brust.

Eine Thräne schoß Lienhard ins Auge, da die Mutter und die Kinder alle so heiter und ruhig ihm entgegen sangen.

„Daß euch Gott segne, ihr Lieben! daß dich Gott segne, du Liebe!" sagt er mit inniger Bewegung zu ihnen.

„Lieber!" antwortete Gertrud; „die Erde ist ein Himmel, wenn man Friede sucht, recht thut und wenig wünscht."

Lienhard. Wenn ich eine Stunde diesen Himmel des Lebens,

23. müde. Müde von Unruhen und Begierden, von Hoffnung und Sorgen, immer ohne feste innere Zufriedenheit umher getrieben zu werden. (Anm. d. Verf.) Der Verfasser citiert das Goethesche Gedicht nur nach dem Gedächtnis, nicht aus irgend einer Ausgabe.

den Frieden im Herzen genießen werde, so hast du mir ihn gegeben. Bis in den Tod will ich dir danken, daß du mich rettetest, und diese Kinder werden's dir danken, wenn du einst gestorben sein wirst. O Kinder! thut doch immer recht, und folget eurer Mutter, so wird's euch wohl gehn.

Gertrud. Du bist doch gar zärtlich heute.

Lienhard. Es ist mir auch gut gegangen bei Arner.

Gertrud. Ach, Gottlob, mein Lieber!

Lienhard. Das ist doch auch ein Mann, der seinesgleichen nicht hat. Frau! daß ich doch so ein Kind war, und nicht zu ihm gehen durfte.

Gertrud. Daß wir immer auch so hintennach klug werden, mein Lieber! Aber erzähle mir auch, wie es dir bei ihm gegangen ist.

(Sie setzt sich neben ihn hin, nimmt einen Strumpf zum Stricken in die Hand, und er sagt hierauf zu ihr:)

§ 13. Beweis, daß Gertrud ihrem Manne lieb war.

„Wenn du dich so setzest, wie am Sonntag abends zu deiner Bibel, so werde ich dir wohl viel erzählen müssen."

Gertrud. Alles, alles, du Lieber! mußt du mir erzählen.

Lienhard. Ja, ich werde jetzt noch alles so wissen; aber, du Liebe, es ist Samstag, du hast nicht so gar lang Zeit.

Gertrud lacht. „Thu deine Augen auf."

Lienhard sieht sich um. „Aha! Bist du schon fertig?"

Lise (zwischen ein). Sie hat recht geeilt, Vater! Ich und Enne, wir halfen ihr aufräumen. Ist das nicht recht?

„Wohl! Es ist mehr als recht," antwortete der Vater.

„Aber fang jetzt einmal an zu erzählen," sagte Gertrud.

Und Lienhard: „Arner frug mich sogar meines Vaters Namen und die Gasse, wo ich wohne, und das Numero meines Hauses."

Gertrud. O, du erzählest nicht recht, Lienhard! ich weiß, er hat nicht so angefangen.

Lienhard. Warum das nicht, du Schnabel! wie denn anders?

Gertrud. Du hast ihn zuerst gegrüßt, und er hat dann gedankt. Wie habt ihr das gemacht?

Lienhard. Du Herlj! du hast doch recht; ich habe nicht von vornen angefangen.

Gertrud. Gelt, Lienj!

Lienhard. Nun, er frug mich, sobald er mich sah, ob ich ihn nicht mehr fürchtete? Ich bückte mich so tief und so gut ich konnte, und sagte: Verzeih Er mir, gnädiger Herr! Er lachte, und ließ mir gleich einen Krug Wein vorsetzen.

Gertrud. Nun, das ist doch wirklich ein ganz anderer Anfang. Warst du fein bald fertig mit dem Krug? Ohne Zweifel.

Lienhard. Nein, Frau. Ich that so züchtig, wie eine Braut, und ich wollt ihn nicht anrühren; aber er verstund's anders. Ich weiß wohl, daß du den Wein auch kennst, schenk dir nur ein, sagt er. Ich that sachte, und trank eins auf sein Wohlsein; aber er sah mich so steif an, daß mir das Glas am Munde zitterte.

Gertrud. Das gute Gewissen, Lienj! das kam dir eben jetzt in die Finger; aber du hast dich doch wieder vom Schrecken erholt?

Lienhard. Ja, und das recht bald. Er war gar liebreich, und sagte: Es ist ganz natürlich, daß ein Mann, der stark arbeitet, gerne ein Glas Wein trinkt. Es ist ihm auch wohl zu gönnen; aber das ist ein Unglück, wenn einer, anstatt sich mit einem Glas Wein zu erquicken, beim Wein ein Narr wird, und nicht mehr an Weib und Kind denkt, und an seine alten Tage: das ist ein Unglück, Lienhard!

Frau! Es ging mir ein Stich ins Herz, als er das sagte. Doch faßt' ich mich und antwortete:

Ich wäre in so unglückliche Umstände verwickelt gewesen, daß ich mir in Gottes Namen nicht mehr zu helfen gewußt hätte; und ich hätte, weiß Gott, in der Zeit kein Glas Wein mit einem freudigen Herzen getrunken.

Gertrud. Hast du doch das herausbringen können?

Lienhard. Wenn er nicht so liebreich gewesen wäre, ich hätt' es gewiß nicht gekonnt.

Gertrud. Was sagte er noch weiter?

Lienhard. Es sei ein Unglück, daß die meisten Armen in ihrer Not mit Leuten anbinden, die sie fliehen sollten, wie die Pest. — Ich mußte einmal jetzt seufzen; ich glaube er merkte es, denn er fuhr wie mitleidig fort:

Wenn man es den guten Leuten nur auch beibringen könnte, ehe sie es mit ihrem Schaden lernen. Der Arme ist schon halb errettet, wenn er nur keinem Blutsauger unter die Klauen fällt. Bald hernach fing er wieder an und sagte: es geht mir ans Herz, wenn ich denke, wie viel Arme sich oft im abscheulichsten Elend aufzehren, und nicht den Verstand und das Herz haben, ihre Umstände an einem Ort zu entdecken, wo man ihnen herzlich gerne helfen würde, wenn man nur auch recht wüßte, wie sich die Sachen verhalten. Es ist vor Gott nicht zu verantworten, wie du dich Jahr und Tag vom Vogt hast herumschleppen lassen, und wie du Weib und Kind so in Unruhe und Gefahr setzen konntest, ohne auch nur ein einzig Mal mich um Rat und Hilfe zu bitten. Mäurer! denke nur auch, wenn deine Frau nicht mehr Herz und Verstand gehabt hätte, als du, wo es am Ende mit deinen Sachen hinausgelaufen wäre.

Gertrud. Das alles hat er gesagt, ehe er dem Hausnumero nachgefragt hat?

Lienhard. Du hörst es ja wohl.

Gertrud. Du hast mir's mit Fleiß nicht sagen wollen; du!

Lienhard. Es wäre, denk' ich wohl, das gescheiteste gewesen. Du wirst mir sonst noch gar zu stolz, daß du so viel Herz gehabt hast.

Gertrud. Meinst du's, Hausmeister? Ja, ja einmal auf diesen Streich werd' ich mir etwas einbilden, so lange ich leben werde, und so lang er uns wohlthun wird. Aber was sagte Arner noch weiter?

Lienhard. Er nahm mich wegen dem Bau ins Examen. Es war gut, daß ich noch nicht alles vergessen hatte. Ich mußte ihm alles beim Klafter ausrechnen — und die Fuhren von Kalk und Sand und Steinen aufs Pünktchen ausspitzen.

Gertrud. Bist du um keine Null verirrt im Rechnen?

Lienhard. Nein, dasmal nicht, du Liebe.

Gertrud. Gottlob!

Lienhard. Ja wohl, Gottlob.

Gertrud. Ist jetzt alles in der Ordnung?

Lienhard. Ja, recht schön ist's in der Ordnung. — Rate, wieviel hat er mir vorgeschossen? (Er klingelt mit den Thalern im Sack) und sagt: gelt, es ist lang, daß ich nicht so geklingelt habe?

Gertrud seufzt.

Lienhard. Seufze du jetzt nicht, du Liebe! wir wollen hausen und sparen, und wir werden jetzt gewiß nicht mehr in die alte Not kommen.

Gertrud. Ja! Gott im Himmel hat uns geholfen.

Lienhard. Und noch mehr Leuten im Dorf mit uns. Denk! er hat zehn arme Hausväter, die gewiß alle sehr in der Not waren, zu Taglöhnern bei diesem Bau angenommen, und er giebt jedem des Tages 25 Kreuzer. — Du Liebe! du hättest sehen sollen, mit was für Sorgfalt er die Leute ausgewählt hat.

Gertrud. O, sag' mir doch das recht!

Lienhard. Ja, wenn ich's jetzt noch so wüßte.

Gertrud. Besinne dich ein wenig.

Lienhard. Nun denn: Er fragte allen armen Hausvätern nach, wieviel Kinder sie hätten, wie groß sie wären; was für Verdienst und Hilfe sie hätten. Dann suchte er die verdienstlosesten und die, welche am meisten unerzogene Kinder hatten, daraus, und sagte zweimal zu mir: Wenn du jemand kennst, der, wie du, im Drucke ist, so sag es mir. Ich nannte vor allen aus den Hübel Rudj, und der hat jetzt für ein Jahr gewiß Verdienst.

Gertrud. Es ist brav, daß du dem Rudj deine Erdäpfel nicht hast entgelten lassen.

Lienhard. Ich könnte keinem Armen nichts nachtragen, Frau! und diese Haushaltung ist erschrecklich elend. Ich habe den Rudj erst vor ein paar Tagen wieder bei der Grube angetroffen; und ich that, als ob ich ihn nicht sähe. Es ging mir ans Herz; er sieht aus wie Teurung und Hunger, und wir hatten doch in Gottes Namen zuletzt noch immer zu essen.

Gertrud. Das ist wohl gut, du Lieber! aber stehlen hilft nicht im Elend; und der Arme, der's thut, kommt dadurch nur gedoppelt in die Not.

Lienhard. Freilich; aber beim nagenden Hunger Eßwaren vor sich sehen, und wissen, wieviel davon in den Gruben verfaulen muß, und wie selber alles Vieh davon genug hat, und sie dann doch liegen lassen und sie nicht anrühren: O, Liebe! wieviel braucht's dazu!

Gertrud. Es ist gewiß schwer; aber gewiß muß der Arme es können, oder er ist unausweichlich höchst unglücklich.

Lienhard. O Liebe! wer würde in seinem Fall es thun? Wer will's von ihm fordern?

Gertrud. Gott! der's vom Armen fordert, giebt ihm Kraft es zu thun, und bildet ihn durch den Zwang, durch die Not, und durch die vielen Leiden seiner Umstände, zu der großen Überwindung, zu der er aufgefordert ist. Glaube mir, Lienert! Gott hilft dem Armen so im Verborgenen, und giebt ihm Stärke und Verstand zu tragen, zu leiden und auszuhalten, was fast unglaublich scheint. Wenn's denn durchgestritten, wenn das gute Gewissen bewahrt ist, Lienert! denn ist ihm himmelwohl; viel besser als allen, die nicht Anlaß hatten, so viel zu überwinden.

Lienhard. Ich weiß es, Gertrud! an dir weiß ich's. Ich bin auch nicht blind. Ich sah es oft, wie du in der größesten Not auf Gott trautest und zufrieden warst: aber wenig Menschen sind im Elend wie du, und viele sind, wie ich, bei dem Drang der Not und des Elends sehr schwach; darum denke ich immer, man sollte mehr thun, um allen Armen Arbeit und Brot zu verschaffen. Ich glaube, sie würden denn alle auch besser sein, als sie in der Verwirrung ihrer Not und ihres vielen Jammers jetzo sind.

Gertrud. O Lieber! Das ist bei weitem nicht so; wenn es nichts als Arbeit und Verdienst brauchte, die Armen glücklich zu machen, so würde bald geholfen sein. Aber das ist nicht so; bei Reichen und bei Armen muß das Herz in Ordnung sein, wenn sie glücklich sein sollen. Und zu diesem Zweck kommen die weit mehrern Menschen eher durch Not und Sorgen, als durch Ruhe und Freuden; Gott würde uns sonst wohl gerne lauter Freude gönnen. Da aber die Menschen Glück und Ruhe und Freuden nur alsdann ertragen können, wenn ihr Herz zu vielen Überwindungen gebildet, standhaft, stark, geduldig und weise ist, so ist offenbar notwendig, daß viel Elend und Not in der Welt sein muß; denn ohne das kommt bei wenigen Menschen das Herz in Ordnung und zur inneren Ruhe. Und wo das mangelt, so ist's gleichviel, der Mensch mag Arbeit haben oder nicht; er mag Überfluß haben oder nicht. Der reiche alte Meyer hat, was er will, und steckt alle Tage im Wirtshause. Dabei aber ist er nicht glücklicher als der arme Wächter, der's nicht hat; und ob er gleich auch alle Tage dürstet, dennoch nur dann und wann ein Glas Wein in seinem Winkel findet. Lienhard seufzte, und Gertrud schwieg auch eine Weile, dann sagte sie: Hast du auch nachgesehen, ob die Gesellen arbeiten? Ich muß dir sagen, der Joseph ist heute wieder ins Wirtshaus geschlichen.

Lienhard. Das ist verdrießlich! Gewiß hat ihn der Vogt kommen lassen. Er hat sich eben gar sonderbarlich aufgeführt. Ich bin, ehe ich heim kam, bei ihnen auf der Arbeit gewesen, und wenn er eben aus dem Wirtshaus gekommen ist, so macht mir das, was er gesagt hat, Unruhe; es ist denn nicht aus seinem Hafen.

Gertrud. Was ist's denn?

Lienhard. Er sagte: der Stein aus dem Schwendibruch wäre so vortrefflich zur Kirchenmauer, und da ich ihm antwortete, die großen Feldkiesel, die in Menge da herum lägen, wären viel besser, sagte er: ich wollte immer ein Narr bleiben, und meine Sachen nie recht anstellen. Die Mauer werde von den Schwendisteinen viel schöner und ansehnlicher werden. Ich dachte eben, er sage das aus guter Meinung. Doch hat er so plötzlich von dem Stein angefangen, daß es mich schon da sonderbar dünkte; und wenn er beim Vogt gewesen ist, so steckt gewiß etwas dahinter. Der Schwendistein ist mürb und sandigt, und zu dieser Arbeit gar nichts nütze. Wenn das eine Fuchsfalle wäre?

Gertrud. Joseph ist nicht durch und durch gut. Nimm dich in acht.

Lienhard. Da fangen sie mich nicht. Der Junker will keine Sandsteine an der Mauer haben.

Gertrud. Warum das?

Lienhard. Er sagte, weil unten an der Mauer Miststellen und Abläufe von Ställen wären, so würde der Sandstein faulen, und vom Salpeter angefressen werden.

Gertrud. Ist das wahr?

Lienhard. Ja; ich habe selbst einmal in der Fremde an einem Gebäude gearbeitet, da man ein ganzes Fundament von Sandsteinen wieder hat wegnehmen müssen.

Gertrud. Daß er das so versteht?

Lienhard. Es verwundert mich selber, aber er versteht's vollkommen. Er fragte mich auch, wo der beste Sand sei. Ich sagte: im Schachen bei der untern Mühle.

Das ist sehr weit zu führen und bergan, antwortete er: man muß Leute und Vieh schonen. Weißest du keinen, der

5f. Es ist denn nicht aus seinem Hafen. Das schweizerische Sprichwort: „das ist nicht in seinem Hafen gekocht", bedeutet, das sind nicht seine eigenen Gedanken, er hat das nicht selbst erfunden, es hat ihm's jemand angegeben. (Anm. d. Verf.)

näher wäre? Ich sagte, es sei gerad oben an der Kirche sehr reines Sand im Mattenbühl; aber es sei eigentümliches Land, man müßte die Grube zahlen, und könnte nicht anders als durch Matten fahren, wo man die Eigentümer würde entschädigen müssen. Das schadet nichts, antwortete er, es ist besser, als Sand aus dem Schachen herauf holen. Ja ich muß dir noch etwas erzählen.

Eben da er vom Sand redete, meldete der Knecht den Junker von Oberhofen. Ich glaubte, ich müßte jetzt sagen, ich wollte ihn nicht aufhalten und ein andermal kommen. Er lachte und sagte: Nein, Mäurer! ich mache gern eine Arbeit aus, und erst wenn ich fertig bin, sehe ich dann, wer weiters etwas mit mir wolle. Du kommst mir eben recht mit deinem Abschiednehmen. Es gehört zu deiner alten Ordnung, die aufhören muß, so liederlich bei jedem Anlaß Geschäfte und Arbeit liegen zu lassen.

Ich kratzte hinter den Ohren, Frau! hätte ich nur auch mit meinem ein andermal kommen geschwiegen.

„Es hat dir auch etwas gehört," sagte Gertrud, und eben rief jemand vor der Thür: Holaho! Ist niemand daheim?

§ 14. Niedriger Eigennutz.

Der Mäurer machte die Thüre auf, und die Schnebergritte, des Siegristen Sohnsfrau, und des Vogts Bruders sel. Tochter, kamen in die Stube. Nachdem sie den Mäurer und die Frau gegrüßt, dabei aber den Mund nur ein klein wenig aufgethan hatte, sagte sie zu ihm:

„Du wirst wohl jetzt nicht mehr unsern schlechten Ofen bestreichen wollen? Lienhard!"

Lienhard. Warum denn das nicht, Frau Nachbarin? fehlt etwas daran?

Gritte. Nein, jetzt gar nicht; ich wollte nur in der Zeit fragen, damit ich in der Not wisse, woran ich sei.

Lienhard. Du bist so sorgfältig, Grittli! es hätte aber übel fehlen können.

Gritte. Ja, die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Leute auch.

Lienhard. Das ist wohl wahr; aber Leute zum Ofenbestreichen findet man doch immer.

Gritte. Das ist eben der Vorteil.

Gertrud, die bis jetzt so geschwiegen hatte, nimmt das Brotmesser von der Wand, und schneidet von einem altgebackenen Roggenbrot ein zur Nachtsuppe.

„Das ist schwarz Brot," sagte Gritte. „Es giebt aber jetzt bald bessers, da dein Mann Herr Schloßmäurer geworden ist."

„Du bist närrisch, Gritte! Ich will Gott danken, wenn ich mein Lebtag genug solches habe," sagte Gertrud.

Und Gritte: „Weiß Brot ist doch besser, und wie sollt's fehlen? Du wirst noch Frau Untervögtin, und dann dein Mann vielleicht Herr Untervogt; aber es würde uns dabei übel gehen."

Lienhard. Was willst du mit dem Sticheln? Ich habe das nicht gern; gerade heraus ist Meister, wenn man was hat, das man sagen darf.

Gritte. Ha, Mäurer, das darf ich, wenn's sein muß. Mein Mann ist doch auch des Siegristen Tochtermann, und es ist, so lange die Kirche steht, nie erhört worden, daß, wenn es Arbeit daran gegeben hat, des Siegristen seine Leute nicht den Vorzug gehabt hätten.

Lienhard. Und jetzt was weiters?

Gritte. Ja, und jetzt, eben jetzt hat der Untervogt einen Zettel im Haus, darinn mehr als ein Dutzend der größten Lumpen aus dem Dorf als Arbeiter bei dem Kirchbau aufgezeichnet sind, und von des Siegristen Leuten steht kein Wort darin.

Lienhard. Aber Frau Nachbarin, was geht das mich an? Hab' ich den Zettel geschrieben?

Gritte. Nein, geschrieben hast du ihn nicht; aber, ich denk wohl, angegeben.

Lienhard. Das wär wohl viel, wenn ich dem Junker seine Zettel angeben müßte.

Gritte. Ha, einmal weiß man, daß du alle Tage im Schlosse steckst, und gerad' heute wieder dort warst. Und wenn du auch berichtet hättest, wie es vor diesem gewesen ist, so wär es beim Alten geblieben.

Lienhard. Du gehst an den Wänden, Gritte, wenn du das glaubst. Arner ist nicht der Mann, der beim Alten bleibt, wenn er glaubt, er könn's mit dem Neuen besser machen.

Gritte. Man sieht's.

Lienhard. Und zudem wollt er mit dem Verdienst den Armen und Notleidenden aufhelfen.

Gritte. Ja eben will er nur Lumpen- und Bettelgesindel aufhelfen.

Lienhard. Es sind nicht alle Arme Gesindel, Gritte; man muß nie so reden. Es weiß keiner, wie's ihm gehen kann, bis er unter den Boden kömmt.

Gritte. Eben das ist's. Es muß ein jeder für sein Stück Brot sorgen; und darum thut's uns auch weh, daß man unser so gar vergessen hat.

Lienhard. Ach Gritte! das ist jetzt was anders. Du hast schöne Güter, und issest bei deinem Vater, und dieser hat den besten Verdienst im Dorf und du mußt nicht, wie unsere Armen, für das tägliche Brot sorgen.

Gritte. Du magst jetzt sagen, was du willst. Es thut einem jeden weh, wenn er glaubt, es gehör ihm etwas, und wenn es ihm dann ein anderer Hund vor dem Maul wegfrißt.

Lienhard. Spare die Hunde, Grittlj, wenn du von Menschen redest, sonst findest du einen, der dich beißt. Und wenn du glaubst, das Verdienst gehöre dir, so bist du jung und stark, und hast gute Füße und ein gutes Mundstück; du kannst also deine Sache selbst an Ort und Stelle hintragen und anbringen, wo man dir zu deinem Recht verhelfen kann.

Gritte. Großen Dank, Herr Mäurer! für den schönen Rat.

Lienhard. Ich kann keinen bessern geben.

Gritte. Es giebt etwan auch wieder Gelegenheit, den Dienst zu erwidern. — Leb wohl, Lienert!

Lienhard. Leb auch wohl, Gritte! Ich kann dir nicht besser helfen.

Gritte geht fort, und Lienhard zu seinen Gesellen.

---

§ 15. Der klugen Gans entfällt ein Ei; oder eine Dummheit, die ein Glas Wein kostet.

Lienhard war heute morgen nicht so bald aus dem Schlosse weg, so sandte Arner den Zettel, auf dem er die Taglöhner aufgeschrieben hatte, durch den Harschierer Flink dem Vogt, mit dem Befehl, es ihnen anzuzeigen. Der Harschierer brachte den Befehl dem Vogt noch Vormittag; aber bisher waren sonst alle Briefe, die aus dem Schlosse an ihn kamen, überschrieben: „An den ehr

samen und bescheidenen, meinen lieben und getreuen Vogt Hummel in Bonnal," und auf diesem stand nur: „An den Vogt Hummel in Bonnal."

„Was denkt der verdammte Spritzer, der Schloßschreiber, daß er mir den Titel nicht giebt, wie er mir gehört," sagte der Vogt, sobald er den Brief in die Hände nahm, zu Flink, der ihn überbrachte.

Der Harschierer aber antwortete: „Besinn dich, Vogt! was du redest. Der Junker hat den Brief selbst überschrieben."

Vogt. Das ist nicht wahr. Ich kenne die Hand des gepuderten Bettelbuben, des Schreibers.

Flink schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist herzhaft. Ich sah mit meinen Augen, daß der Junker ihn überschrieb; ich stand neben ihm in der Stube, als er's that."

Vogt. So hab' ich mich denn verdammt geirrt, Flink! Das Wort ist mir so entfahren — Vergiß es, und komm, trink ein Glas Wein, mit mir in der Stube.

„Nimm dich ein andermal in acht, Vogt! Ich mache nicht gern Ungelegenheit, sonst könnte das geben", sagt Flink — geht mit dem Vogt in die Stube, stellt das kurze Gewehr ab in eine Ecke, läßt sich eins belieben, und geht dann wieder fort.

Da machte der Vogt den Brief auf, las ihn und sagte:

„Das sind ja alles lauter Lumpen und Bettler, vom ersten bis zum letzten. Donner! wie das denn auch geht. Von meinen Leuten kein einziger, als der Schabenmichel! Nicht einmal einen Taglöhner kann ich ihm mehr auffalzen. Und jetzt soll ich es ihnen heute noch ansagen; das ist schwere Arbeit für mich. Aber ich will's thun. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Gerade jetzt will ich's ansagen, und ihnen raten, am Montag ins Schloß zu gehen, dem Junker zu danken. Er kennt von den Burschen nicht einen. Es fehlt nicht, der Mäurer hat sie ihm alle angeraten. Wenn sie denn am Montag ins Schloß kommen, und so alle miteinander zerrissen wie Hergeloffene — der eine ohne Schuhe, der andere ohne Hut, vor dem Erbherrn da stehen; es nimmt mich Wunder, ob es dann nichts geben wird, das mir in Kram dient." So ratschlagt er mit sich selber, kleidet sich an, und nimmt

26. auffalzen. Einem etwas auffalzen heißt in der Schweiz: einem etwas wider seinen Willen und wider seinen Nutzen mit Erfolg zumuten und aufladen. (Anm. d. Verf.)

dann den Zettel zur Hand, um zu sehen, wie einer dem andern in der Nähe wohne, damit er den Weg nicht zweimal gehen müsse.

Der Hübelrudj war zwar nicht der nächste; aber er ging, seitdem er seinem Vater die Brunnenmatte abgerechtiget hatte, nicht mehr gern in sein Haus; denn es stiegen ihm allemal allerhand Gedanken auf, wenn er die armen Leute darin sah. „Ich will zuerst geschwind zu dem Pack," sagt er, und ging alsobald hin vor das Fenster.

§ 16. Zieht den Hut ab, Kinder! es folgt ein Sterbbett.

Der Hübelrudj saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack, und sagte zu Rudi:

„Suche mir doch nachmittag etwas Laub in meine Decke, ich friere."

„O Mutter! sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen."

Die Mutter. Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi! ach ich bin dir zur Last.

Rudi. O Mutter, Mutter! sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last. Mein Gott! mein Gott! Könnte ich dir nur auch, was du nötig hast, geben. - - Du dürstest, du hungerst und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!

Die Mutter. Grämе dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind, Gottlob! nicht groß; und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir thust.

Rudi. O Mutter! noch nie that mir meine Armut so weh als jetzt, da ich dir nichts geben und nichts thun kann. Ach Gott, so krank und elend leidest du, und trägst meinen Mangel.

Die Mutter. Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, giebt der Vater im Himmel. Ich danke ihm, Rudi; er stärkt mich in meiner nahen Stunde.

Rudi (in Thränen). Meinst du denn, Mutter! du erholest dich nicht wieder?

Die Mutter. Nein, Rudi! Gewiß nicht.

Rudi. O mein Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Ich geh ins bessere Leben.

Rudi (schluchzend). O Gott!

Die Mutter. Tröste dich, Rudi! Du warst die Freude meiner Jugend, und der Trost meines Alters. Und nun danke ich Gott! Deine Hände werden jetzt bald meine Augen schließen. Dann werd ich zu Gott kommen, und ich will für dich beten, und es wird dir wohl gehen ewiglich. Denk an mich, Rudi. Alles Leiden und aller Jammer dieses Lebens, wenn sie überstanden sind, machen einem nur wohl. Mich tröstet und mir ist wie heilig alles, was ich überstanden habe, so gut als alle Lust und Freude des Lebens. Ich danke Gott für diese frohe Erquickung der Tage meiner Kindheit; aber wenn die Frucht des Lebens im Herbst reifet, und wenn der Baum sich zum Schlafe des Winters entblättert; dann ist das Leiden des Lebens ihm heilig, und die Freuden des Lebens sind ihm nur ein Traum. Denk an mich, Rudi! Es wird dir wohl gehen bei all deinem Leiden.

Rudi. O Mutter! Liebe Mutter!

Die Mutter. Aber jetzt noch eins, Rudi!

Rudi. Was? Mutter.

Die Mutter. Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen.

Rudi. Was ist's denn, liebe Mutter?

Die Mutter. Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter meinem Bette versteckte, und gebratene Erdäpfel aus seinem Sack aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi! Diese Erdäpfel sind nicht unser; sonst würde der Junge sie auf den Tisch geworfen, und seinen Geschwistern laut gerufen haben, ach! er würde auch mir einen gebracht haben, wie er's tausendmal that. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in Händen zu mir sprang, und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! O Rudi! wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte. O Rudi! wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer macht! Wo ist er? Bring mir ihn, ich will mit ihm reden.

Rudi. O ich Elender! (Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett.)

Die Mutter setzt sich mühselig zum letztenmal auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache sterbende Haupt hinab auf den Knaben.

Der Kleine weint laut — „Großmutter! Was willst du? Du stirbst doch nicht — ach stirb doch nicht, Großmutter!“

Sie antwortete gebrochen: „Ja, Rudeli! ich werde gewiß bald sterben.“

„Jesus! ach mein Gott! stirb doch nicht, Großmutter,“ sagte der Kleine.

Die Kranke verliert den Atem und muß sich niederlegen.

Der Knabe und sein Vater zerfließen in Thränen —

Sie erholt sich aber bald wieder und sagt: „Es ist mir schon wieder besser, da ich jetzt liege —“

Und der Rudeli: „Du stirbst doch jetzt nicht mehr, Großmutter!“

Die Mutter. Thu doch nicht so, du Lieber! ich sterbe ja gern; und werde denn auch zu einem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli! wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben.

Rudeli. Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst.

Die Mutter. Nein, Rudeli! Du wirst nicht mit mir sterben, du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden; und wenn einst dein Vater alt und schwach sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli! Du willst ihm folgen, und brav werden und recht thun. Versprich mir's, du Lieber!

Rudeli. Ja, Großmutter! ich will gewiß recht thun und ihm folgen.

Die Mutter. Rudeli! Der Vater, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir thun und was wir versprechen! Gelt, Rudeli! Du weißt das? und du glaubst es.

Rudeli. Ja, Großmutter! ich weiß es, und glaube es.

Die Mutter. Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?

Rudeli. Verzeih mir's doch, Großmutter! ich will's nicht mehr thun. Verzeih mir's doch, ich will's gewiß nicht mehr thun, Großmutter!

Die Mutter. Hast du sie gestohlen?

Rudeli (schluchzend). Ja ja, Großmutter!

Die Mutter. Wem hast du sie gestohlen?

Rudeli. Dem Mäu — Mäu — Mäurer.

Die Mutter. Du mußt zu ihm gehen, Rudeli! und ihn bitten, daß er dir verzeihe.

Rudeli. Großmutter! um Gottes willen, ich darf nicht!

Die Mutter. Du mußt, Rudeli! damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! und um Gottes willen, mein Lieber! wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr. Gott verläßt niemand; er giebt allemal wieder — O Rudeli! wenn dich schon hungert; wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott, und stehl nicht mehr.

Rudeli. Großmutter, Großmutter! ich will gewiß nicht mehr stehlen, wenn mich schon hungert; ich will nicht mehr stehlen.

Die Mutter. Nun, so segne dich denn mein Gott! auf den ich hoffe — und er bewahre dich, du Lieber! — Sie drückt ihn an ihr Herz, weinet und sagt dann: Du mußt jetzt zum Mäurer gehen und ihn um Verzeihung bitten. Rudi! gehe doch auch mit ihm — und sag des Mäurers, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurückgeben könne — sag ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Übriges segne. — Es thut mir so wehe. — Sie haben das ihrige auch so nötig — und wenn die Frau nicht so Tag und Nacht arbeitete, sie könnten bei ihrer großen Haushaltung fast nicht durchkommen. Rudi! Du arbeitest ihm gern ein paar Tage dafür, daß er das seinige wieder erhalte.

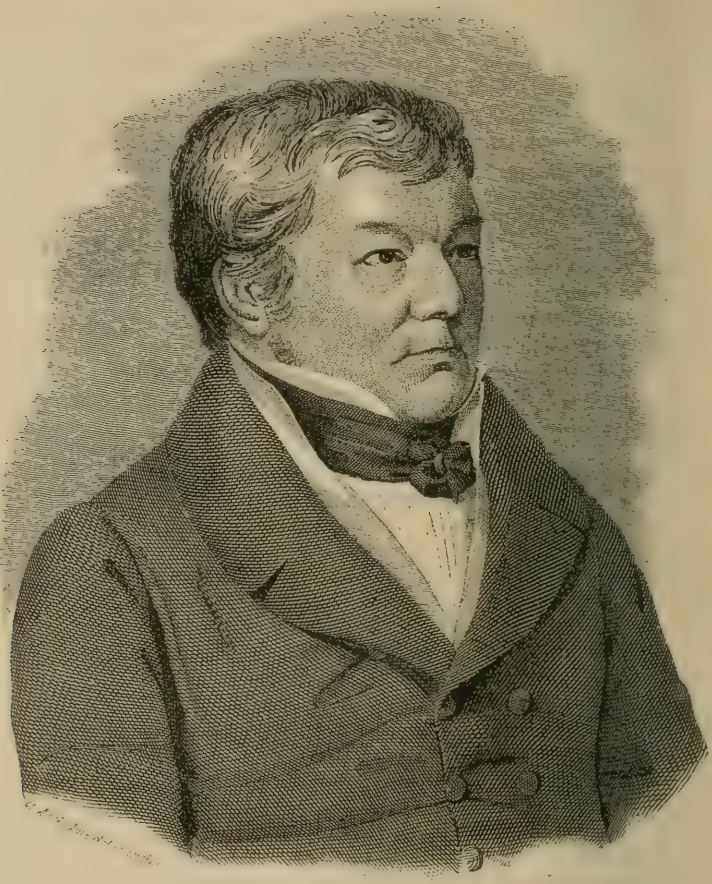
Rudi. Ach mein Gott! von Herzen gern, meine liebe Mutter!

Da er eben das sagte, klopfte der Vogt ans Fenster.

Joh. Heinr. Daniel Zschokke.

Einleitung.

Johann Heinrich Daniel Zschokke wurde am 22. März 1771 zu Magdeburg geboren. Noch ehe er auf den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt die auf die Universität vorbereitenden Studien vollendet hatte, verließ er infolge eines Schülerstreiches 1788 heimlich seine Heimat. In Schwerin machte er eine Zeitlang den Informator, darauf bei einer wandernden Bühne den Theaterdichter, bis er sich mit den Seinigen aussöhnte und seine Universitätsstudien in Frankfurt a. d. Oder begann. Neben der Theologie betrieb er die Rechtswissenschaft, Philosophie, Geschichte und trat als Dichter und Schriftsteller auf. 1792 habilitierte er sich als Privatdozent, doch waren die Aussichten auf eine Professur nicht günstig, da er sich freieren Ansichten zuneigte, ja direkt gegen das berüchtigte Wöllnersche Religionsedikt geschrieben hatte. Deshalb gab er 1795 die Laufbahn, welche er beabsichtigt hatte, auf, bereiste zunächst Deutschland und übernahm zu Reichenau in Graubünden die Leitung einer Erziehungsanstalt. Infolge der unruhigen Zeiten löste sich diese Anstalt im Jahre 1798 auf, und von diesem Zeitpunkte beginnt Zschokkes Laufbahn als Politiker und Beamter in seinem neuen Vaterlande. Er war nacheinander und zum Teil zugleich Deputierter bei den schweizer und französischen Behörden, Regierungskommissar, Regierungsstatthalter, Mitglied eines Oberforst- und Bergrates, des großen Rats Gesetzgeber im Aargau, des



Zschokke.

evangelischen Kirchenrats, verschiedener Schul-, juristischen und Verwaltungsbehörden, Oberforst- und Berginspektor, immer mitten im Kampfe der verschiedensten und auf die verschiedenste Art gruppierten Parteien auf der Seite der Aufklärung und des Fortschritts stehend. Dabei entfaltete er bis an seinen 1848 den 27. Juni erfolgten Tod eine außerordentlich umfangreiche und vielseitige litterarische und publizistische Thätigkeit, die freilich mit einem beträchtlichen Teile ihrer Erzeugnisse sich als Vielschreiberei charakterisiert, immerhin aber des Guten und Gediegenen auch so viel bietet, daß sein Ruhm als Schriftsteller wohlverdient und begründet erscheinen muß. Seine ganze Persönlichkeit ist am besten als die eines Arbeitsgenies zu bezeichnen, denn man befindet sich in Anbetracht seiner Thätigkeit dem Rätsel gegenüber, wie ein einziger Mann, ohne die Zahl der 24 Tagesstunden zu verdoppeln, dies alles habe thun und betreiben können.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Zschokke mit dem Trauerspiel Graf Monaldeschi oder Männerbund und Weiberwuth Küstrin und Berlin 1790. 8°. (Bayreuth 1804. 8°.) Von seinen Schriften führen wir hier nur die der Prosadichtung angehörenden auf und verweisen hinsichtlich der übrigen auf die treffliche Bibliographie bei Goedeke, Grundriß III. S. 668 ff.

1. Schwärmerey und Traum, in Fragmenten, Romanen und Dialogen von Johann von Magdeburg. Stettin 1793—95. II. 8°.
2. Die schwarzen Brüder. Eine abentheuerliche Geich. von M. J. R. III. Frankfurt a. O. 1791—95. 8°. — 1800. 8°.
3. Abällino, der große Bandit. Frankfurt und Leipzig 1794. 12°. — Berlin 1823. 8°. (Nachmals mehrfach als Drama, auch nachgeahmt und übersetzt.)
4. Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heil. Vehm-Gerichts. Eine Kunde dem Vater. Berlin 1795—99. II. 8°.
5. Stephan Bathori, König von Polen. Ein histor. romant. Gemälde. Baireuth 1796. 8°.
6. Meine Wallfahrt nach Paris. Vom Verf. der schwarzen Brüder. Baireuth 1796/97. II. 8°.
7. Coronata, oder der Seeräuberkönig. Bayreuth 1797. 8°.
8. Vignetten Basel 1801.
9. Alamontade. Der Galeeren-Sklave. Zürich 1802. — 1827 (5. Aufl.). — 1836 (6. Aufl.) — 1852 (8. Aufl.).
10. Schattierungen als Forts. der Vignetten. Basel 1803. 8°.
11. Die Prinzessin von Wolffenbuttel. Zürich 1804. II. 8°. — 1810. 12.
12. Giulio degli Obizzi, oder Aballino unter den Calabresen. Basel 1805. II. 8°.
13. Der Feuergeist. Eine abenteuerliche Geich. aus dem 16. Jahrh. Aarau 1813. — Später unter dem Titel Hermingarde.

14. Das Goldmacher-Dorf. Eine anmuthige und wahrhafte Geschichte für gute Landschulen und verständige Leute. Aarau 1817. 12. — 1833. 12. (5. Aufl.) — 1838 (6. Aufl.). — 1843 (7. Aufl.). Eine lettische Übersetzung erschien Riga 1830.
15. Ein Narr des 19. Jahrhunderts. (Rhein. Taschenbuch für 1822.)
16. Bilder aus der Schweiz. Aarau 1824—26. V. 16.
17. Der Creole. Eine Erzählung. Aarau 1830. 8°.
18. Erzählungen im Nebel. (Rhein. Taschenbuch für 1831.)
19. Der Pflanzer von Cuba. (Rhein. Taschenbuch für 1832.)
20. Die Branntweinpest. Eine Trauergesch. zur Warnung ꝛc. Aarau 1837. 8°. Vierte Aufl. 1842. 8°.
21. Die Verklärungen. Der Feldwaibel. Das Loch im Ärmel. Neueste vollst. Originalaufl. Aarau 1838. (Siehe weiter unten.)
22. Hermingarde. Der Eros oder über die Liebe. Agathokles, Tyrann von Syrakus. Neueste vollst Originalausg. Aarau 1838.
23. Meister Jordan, oder Handwerk hat goldnen Boden. Ein Feierabendbüchlein ꝛc. Aarau 1848. 12.

Abschrift. Brief von Zschokke 1. Seite und 2. bis incl. Ziff. 3.

Schwerin am 10t Juny 1788.

Hochedelgeborner,
Hochzuverehrender Herr,

Verzeihen Sie mir meine Freiheit, daß ich's wage, Sie in Ihrem wichtigen Geschäfte zu stören und Ihnen von Ihrer pünktlich eingetheilten Zeit einige Minuten zu rauben; ich kann zu Ihrem Vortheil nichts mehr und nichts weniger thun, als daß ich mein Vorbringen so kurz als möglich auftische.

Ich habe schon seit dem vorigen Sommer an einem Werkchen gearbeitet, welches in der That (denke ich) manchen Lesern meines Zeitalters besonders den Liebhabern der bekannten Kromgischen Charlatanerien, Gallerien der Teufel u. s. w. nach einer so langen Pause, welche unsre launigen Schriftsteller machten, kein so ganz unwillkommenes Gericht sein soll und wird. —

Ich suchte einen Verleger dazu, man war so gütig mir Sie zu empfehlen u. ich bin daher so frei deswegen an Sie zu schreiben und Ihnen das Werkchen unter dem Titel Raritäten und Albertäten vom Einsiedler Karmela zu Dero Verlage zu offeriren. Freilich werden Sie bis ist mit Gewißheit weder ja noch nein sagen können — aber verlang's auch nicht, wol aber zu wissen, ob Ew. Hochedelgeb. nicht ganz unabgeneigt wären ein Werk wie dieses zu verlegen. Es soll mit den Charlatanerien in allen Ähnlichkeit haben — ausgenommen, daß es keine Religionsspöttereien enthalten soll, was nämlich wahre, wichtige Religionsnarrheit ist, zweitens daß darin keine Männer von Verdiensten herumgenommen werden sollen, außer denen, welche, möchte ich sagen, notorisch berüchtigt sind. Das Ganze wird ohngefähr 18 Bogen im Druck stark sein, geht bis zum Buchstaben G ('s ist nämlich alphabetweis eingetheilt, damit der liebe Leser desto besser die ihm beliebigen Rubriken auffinden möge) und wird überhaupt 4 Bändchen ausmachen welche ich Ihnen treu u. ehrlich verspreche eben in der muntern Laune, mit den satyrischen Zügen und dem treffenden Witze geschrieben zu liefern als den ersten. Und meine Kondizionen? sind nur eitel wenig, mäßig, aber (NB wünscht ich) weiter unbedungen und behandelt

1) daß ich selbst davon die Korrektur haben könnte, weil der Korrektoren nur gar wenig gute existiren

2) daß mein Name von Ihnen aufs heiligste verschwiegen werde iedem neugierigen Frager etc. (Ich stütze mich um so mehr darauf, weil Verschwiegenheit eine Buchhändlertugend ist.)

3) Gleich nach geschehnem Abdruck des Werks wünscht' ich a) 6 Exemplare auf Druck- u. 6 Exempl. auf Postpapier), b) das Honorar welches pro Bogen in 4 Rth. bestände.

Sollten Sie diese Kondizionen doch noch nicht abspenstig machen das Werk
in Verlag zu nemen, wenn anders sein innerer Gehalt probat wäre,
so ersuche ich Ew. Hochedelgeb. mir mit erster ungehender Post Notiz
davon zu geben, da ich denn nicht ermangeln werde Ihnen das Mskrpt.
wolembalirt zu übersenden. Wollten Sie und könnten Sie wol
gar noch ein Kupfer zum Werke spendiren, so würden Sie sich mir
doppelt verbindlich machen und ich wollte zu demselben die Invention und Zeichnung
liefern, welche das satyrische Gepräge des Werks zeigen
müsse. — Ihrer gütigen Antwort, und sollt' es möglich sein, Ihres
dabei eingeschlossenen Verlagskataloges verharrend, lebe ich und
sterb ich Ew. Hochedelgebornen

ergebenster

J. H. Zschokke,
Homme des Lettres, wohnhaft
beim Hofbuchdrukker Hr. Bä-
rensprung.

Facsimile der Handschrift Zschokkes.

24. Ein Bild aus dem häuslichen Leben. (Rhein. Taschenbuch für 1846.)
25. Die Vorbedeutung. (Rhein. Taschenbuch für 1847.)

Mit diesen selbständig erschienenen Unterhaltungsschriften ist aber deren Summe noch lange nicht erschöpft; vieles erschien nur in Zeitschriften und Sammelausgaben. Von den ersten ist hervorzuheben:

Erheiterungen. Eine Monatsschrift für gebildete Leser von Karl Groß, J. v. Ittner, Aug. v. Kotzebue, Heinrich Zschokke u. s. w. Sie scheint von 1811 bis 1821 bestanden zu haben und erschien zu Aarau bei Sauerländer in jährlich 12 Heften. Hierin sind viele der beliebtesten Novellen Zschokkes zum erstenmale erschienen. Dasselbe gilt von den Sammelausgaben: Sämmtliche ausgewählte Schriften Aarau 1824—1828. XL. 16. Ausgewählte belletristische Schriften Aarau 1826. XIV. 16. (Bd. XV—XXVIII der vorigen Sammlung.) Ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen. Zweite Aufl. Aarau 1830. X. 12. Ausgewählte Dichtungen, Erzählungen und Novellen in einem Bande. Aarau 1830. Lex. 8°. Ausgewählte Novellen und Dichtungen. Dritte vollst. Originalausg. Aarau 1836. VIII. 8°. Vierte Aufl. Aarau 1838/39. Fünfte Aufl. Aarau 1840/41. VI. 12. Sechste Aufl. Aarau 1843. X. 16. Siebente Aufl. 1845 X. 16. Achte Aufl. 1847. X. 16. Neunte vermehrte Aufl. Aarau 1851. XV. 16. Zehnte Aufl. Aarau 1856. X. 16. — Gesammelte Schriften Aarau 1851—54. XXXV. 16.

Erwähnt mag noch werden, daß Zschokkes historische Schriften eine stattliche Reihe von Bänden darstellen und daß seine Schriften zur Religion und Philosophie auch nicht weniger als zwölf Bände einer 1853 erschienenen Sammlung füllen. Überall bekannt sind seine Stunden der Andacht, von denen Goedeke 30 Auflagen bis 1852 nachweist. Bedenkt man, daß hierzu noch eine ganze Reihe Schauspiele und kleine wie größere Schriften praktischen Inhalts (z. B. Die Alpenwälder, Der Gebirgsförster), sowie Zeitschriften (Der Schweizerbote) kommen, so wird man wenigstens begreiflich finden, daß vieles davon den Stempel der eiligen Massenproduktion trägt.

Die Vielseitigkeit Zschokkes spiegelt sich allein in seinen Erzählungen genügend ab. Zuerst versuchte er sich in Ritter-, Räuber- und Geisterromanen, dann kamen Familiengeschichten, historische und pragmatisch belehrende Prosadichtungen an die Reihe. Das von uns ausgewählte Goldmacher-Dorf vertritt die letzte Gruppe und darf sicher von allen derartigen Erzeugnissen das in formeller Beziehung beste genannt werden. Wir können den Versicherungen einsichtsvoller Zeitgenossen wohl glauben, daß es ebenso wie die Werke eines Bitzius (Jeremias Gotthelf) und sein Vorbild Lienhard und Gertrud unschätzbare praktisch heilsame Wirkungen ausgeübt hat, wenn auch die von Berthold Auerbach der „Dorfgeschichte" verliehene Gestalt, welche die praktisch-belehrende Tendenz zurücktreten läßt, als ein Fortschritt in litterarisch-ästhetischer Beziehung gelten muß.

Das Goldmacher-Dorf.

1. Wie der Oswald aus dem Krieg kommt, und was die Leute sagen.

An einem Sonntag nachmittags saßen im Dorfe Goldenthal die jüngern Knaben unter der alten Linde und sangen, oder lachten, wenn einer aus dem Wirtshause hervorstolperte, der zu tief ins Weinglas geschaut hatte. Die andern Bauern mit ihren Weibern saßen in den drei Wirtshäusern, und tranken und spielten, und jauchzten oder balgten, wie es denn nun so geht, wenn Wein und Bier wohlfeil sind.

Da kam ein großer, starker Mann ins Dorf. Er mochte in den Dreißigen sein, hatte einen grauen Rock an, einen langen Säbel an der Seite, auf dem Rücken einen Habersack. Er sah gar wild drein, denn er trug über den Stirn eine große Narbe und unter der Nase einen schwarzen Schnurrbart, daß alle Kinder davon liefen.

Aber einige alte Frauen, die er anredete, erkannten ihn sogleich, und schrieen: „Ei da ist ja Schulmeisters Oswald, der vor siebenzehn Jahren unter die Soldaten ging. Nein, schaut auch, wie ist der gewachsen und groß geworden!“ — Und wie die Weiber so schrieen, kam alt und jung aus den Wirtshäusern und von der Linde herbeigelaufen, und bald war das ganze Dorf um den Oswald versammelt.

Oswald gab allen seinen ehemaligen Bekannten die Hand, war sehr freundlich mit allen und sagte, er wolle nun wieder bei ihnen in Goldenthal wohnen, habe des Soldatenlebens satt, und sei froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Nun wollte ihn jeder in ein Wirtshaus ziehen, der eine links, der andere rechts: man müsse eines zum Willkomm trinken, er müsse von

den Kriegsgeschichten erzählen. Oswald aber dankte ihnen und sprach: „Ich bin vom Wandern müde, und will ausruhen. Wer wohnt in meines verstorbenen Vaters Haus, und wer besorgt die Äcker desselben?“

Alsobald trat der Müller hervor und sagte: „Ich habe den Weber Steffen hineingethan und ihm Haus und Feld in Zins gegeben. Nun aber muß er ausziehen, da du wieder gekommen bist. Der Gemeindsrat hat mich zum Vogt gesetzt über dein Gütlein. Kannst ein paar Tage bei mir herbergen, bis Webers ausziehen und andere Wohnung haben. Da will ich dir auch Rechnung ablegen.“

Also ging der Müller mit seinem Gast zur Mühle und ließ ihm ein gutes Bett bereiten. Oswald hatte aber viel zu fragen nach dem und diesem, wie es seitdem im Dorfe ergangen sei; und der Müller und seine Frau hatten viel zu antworten. So plauderten sie bis Mitternacht in der Mühle. Und Oswald sah immer über den Tisch hinüber nach des Müllers zarter Tochter, die hieß Elsbeth. Und es war wohl der Mühe wert, ihr in die schwarzen Augen zu sehen, denn Elsbeth war schön. Elsbeth aber sah ihrerseits auch gern über den Tisch hinüber, denn Oswald war ein hübscher Mann, wenn man sich einmal an seinen erschrecklichen Schnurrbart gewöhnt hatte, und in seinen Gebärden und Reden hatte er etwas Zierliches und Gefälliges, als wäre er ein Herr aus der Stadt gewesen. Darum scheuete sie sich, mit ihm zu reden, und wenn er sie ansah, wußte sie nicht, wohin mit den Augen fliehen. Doch sagte sie ihm etwas vom Schnurrbart.

Und als er am folgenden Morgen zum Frühstück kam, war unter seiner Nase der Schnurrbart schon verschwunden. Oswald hätte zeitlebens in der Mühle wohnen mögen; denn der Müller und seine Frau waren gute Leute, und der Elsbeth sah die Güte hell und klar aus den Augen. Aber nach acht Tagen schon konnte Oswald in das kleine Haus seines Vaters einziehen und nach den Feldern sehen. Er hatte fünf Juchart Baumgarten mit Wiesen, und fünf Juchart Ackerland; dazu kaufte er sich eine schöne Kuh aus den vom Vogt gesparten Zinsen.

Und weil das Haus alt und verfallen war, erhielt er Holz und Steine von der Gemeinde. Da ließ er alles ausbessern,

33. Juchart, Juchert in der Schweiz = 36 Ar.

weißen und hobeln und waschen. Er selber mauerte, handlangte, fegte vom Morgen bis in die Nacht, damit es schön werde und ihn doch nicht viel Geld koste. Im Herbst war sein kleines Haus das sauberste und schönste im ganzen Dorfe, mitten in einem Garten am Bache. Und der Garten war so schön, wie einer in der Stadt. Er hatte sogar in die Wege zwischen den Beeten Sand und Grien getragen. Er hatte es gern, wenn Müllers Elsbeth zuweilen über den grün angestrichenen Hag in den Garten sah; sie hatte ihm auch Blumen beigesteuert, und versprach ihm zum Frühjahr noch mehr.

Die Leute zu Goldenthal wußten lange nicht, was aus dem Oswald machen? Er war so arm aus dem Kriege gekommen, als er hineingezogen war, das sahen sie wohl. Er hatte eine Kiste aus der Stadt bekommen mit Kleidern und Wäsche; sogar Bücher hatten darin gelegen. Das war sein Reichtum. Aber des Geldes wegen hatte die Kiste nicht schwer gewogen.

„Laßt ihn laufen!“ sagten die einen: „Er ist ein armer Teufel, und ein dummer Teufel dazu, der im Kriege seine Sache nicht verstanden hat zu machen. Nicht einmal des Sonntags kann er ins Wirtshaus gehen und sein Glas trinken, geschweige einen Tanz zahlen. Dabei muß er arbeiten wie ein Pferd, von Sonnenaufgang bis in die finstere Nacht. Ein Glück für ihn, daß er vom Vater noch etwas geerbt hat, sonst läge er der Gemeinde zur Last.“

„Laßt ihn laufen!“ sagten die andern: „Heldenthaten hat er nicht viel verrichtet, denn er weiß nichts zu erzählen. Und wer weiß, wo der Narr den Hieb über die Stirn geholt hat. Der ist froh, daß er kein Pulver mehr riechen muß.“

„Laßt ihn laufen!“ sagten wieder andere: „Er giebt nun keinem ein gutes Wort, und meint, weil er Soldat gewesen, müsse man Respekt vor ihm haben. Wir wollen's ihm aber zeigen. Er ist ein hochmütiger Bursche, der froh sein soll, wenn wir ihm keinen Tritt geben.“

„Laßt ihn laufen!“ sagten noch andere: „Der hat im Kriege nichts Gutes gelernt. Er hat Bücher, die kein Mensch lesen kann, vielleicht der Pfarrer selber nicht. Und Zeichen und Charaktere stehen darin, daß es ein Graus ist. Was gilt es, der geht mit dem Teufel um und kann ihn beschwören!“

7. Grien, schweizerisch: Kies, grober Sand.

„Gott sei bei uns!“ riefen andere: „Richtig ist es bei ihm nicht, das weiß man wohl. Er hat noch keinen Menschen in seine kleine Hinterstube gehen lassen, selbst Müllers nicht, die viel mit ihm zu thun haben. Da sieht der Wächter alle Nächte noch Licht brennen, was durch die Fensterladen schimmert. Die Stube hält er beständig verschlossen, und die Vorladen der Fenster sind auch bei hellem Tage nie auf.“

So sprachen die Leute, und machten aus Oswald nicht viel.

---

2. Was Oswald im Dorfe sieht.

Wenn sich die Leute auch nicht viel aus dem Oswald machten, war er doch sehr zuthunlich und mit allen freundlich. Anfangs ging er rechts und links zu jedem ins Haus und besuchte einen um den andern, fragte nach den Kindern, nach den Gütern, nach der Art, die Felder zu bestellen, und nach allen Umständen.

Vor Zeiten war Goldenthal ein recht stattliches Dorf; zwar kein übergroßer Reichtum darin, doch Wohlhabenheit in allen Häusern. Nun aber, mit Ausnahme einiger reichen Bauern und der Wirte, wie auch des Müllers, stand es überall schlecht. Das Elend schaute zu den Fenstern hinaus, und am Feuerherd kochte Schmalhans ungeschmalzte Suppen. Von hundert Haushaltungen schickten wohl zwanzig ihre Kinder zum Betteln aus; sechzig halfen sich kümmerlich im Druck von Schuldenlasten durch, und die andern waren zum Teil noch imstande, die Gemeindssteuern ordentlich zu entrichten und sich wohl aufrecht zu erhalten.

Man sah es den Häusern schon von außen an, wie übel es drinnen sein mochte; man sah es an den zerfallenen Dächern, an den Mauern, von welchen der Kalk abgefallen war, an den zerbrochenen und mit Papier verklebten Fenstern. Kam man hinein, war Kot und Gestank, Tisch und Bank unsauber, der Spiegel, wenn noch einer da war, seit Jahren von den Fliegen blind, der Fußboden voller Löcher, die Diele schwarz wie Erde von verhärtetem Unrat. In den Küchen befand sich wenig und schlechtes Geschirr, das nicht einmal rein gewaschen da stand. In den Gärten am Hause sah man keine Ordnung, keine Zierlichkeit, son-

dern etwas Gemüs ganz nachlässig hingepflanzt. Man schien froh zu sein, wenn man für Säue und Menschen nur Erdäpfel genug hatte. Vor den Häusern lagen Misthaufen, Ackergeräte, Holz und was man sonst nicht unter Dach bringen konnte, bunt durcheinander. Männer und Weiber gingen in zerrissenen oder grob geflickten, besudelten Kleidern, Stroh und Federn in den struppigen, ungekämmten Haaren, Hände und Gesicht oft tagelang nicht gewaschen. Die kleinen Kinder blieben oft einen halben Tag in ihren Wiegen im Unflat liegen, oder waren sie größer, spielten sie halbnackt vor den Häusern im Kote.

Kein Wunder, daß bei solcher bettlerischen Unreinlichkeit häufig Krankheiten entstanden. Man ging aber lieber zu einem alten Weibe, zum Scharfrichter, zu einem Harnbeschauer und Quacksalber, wenn er es nur wohlfeil machte, als zu einem erfahrnen und gelehrten Doktor. Wenn dann Mann oder Frau bettlägerig waren und nicht arbeiten konnten, ging es in der Wirtschaft den Krebsgang. Da mußte ein Stück Hausgerät oder Vieh oder gar Land in der Not verkauft, oder Geld gegen schweren Zins entlehnt werden. Das dauerte dann, bis man mehr Schulden hatte, als man zahlen konnte; dann erfolgte die Vergantung und der Bettelstab.

Wenn Oswald da und dort guten Rat geben wollte, oder wenn er die Unhäuslichkeit und Unordnung tadelte, so bekam er murrische Gesichter zum Dank. Die einen sagten: „Arme Leute können nicht alles schön haben, sondern müssen es nehmen, wie es ist!“ — Andere sagten: „Was geht es dich an? Steck du die Nase in deinen eigenen Dreck!“

Bei den reicheren Bauern sah es nun im Hause wohl etwas besser aus, und war mehr Hausgerät und Kleidung vorhanden. Aber doch fand man auch bei ihnen viel Unsauberkeit und Nachlässigkeit. Denn weil sie beständig und überall Bettelwirtschaften vor Augen hatten, so gewöhnten sie sich daran, und trieben es nicht viel anders. Die Woche durch waren sie schmierig und zerrissen; nur Sonntags prunkten sie hoffärtig einher. Dabei hörte man bei ihnen nichts als Klage über die bösen Zeiten, über die Regierung und über die Leute im Dorf. Denn weil im Dorfe fast alle Haushaltungen in Schulden waren, so konnten die wenig-

20. Vergantung, öffentliche Versteigerung.

sten zahlen. Und weil auch die Gemeinde selbst seit dem Kriege eine große Schuld von vielen tausend Gulden trug, kam das Zahlen der Zinsen, der Gemeindssteuern und Landesabgaben nur auf die Vermöglicheren. Das machte sie mißvergnügt und zornig.

Überhaupt war in Goldenthal einer wider den andern, und beständig Streit und Zank. Keiner traute dem andern; jeder wußte dem andern etwas Böses nachzusagen. Da war keine Treu und Glauben, sondern eitel Lug und Trug. Die Armen beneideten die Reichen; die Reichen drückten und plagten die Armen. Die Reichen trieben, wenn sie Geld ausborgten, schändlichen Wucher, und nahmen von armen Leuten, die in der Not waren, ihre zwölf, zwanzig und mehr Prozent Zinsen, ohne daß sich darüber das christliche Gewissen schämen und grämen wollte. Die Armen hinwieder rächten sich, wie Schelme es machen; sie beschädigten heimlich der Reichen Bäume und Pflanzungen, stahlen ihnen Gemüs und Obst, Tauben und Holz, Hühner und was sonst zugänglich und leicht nehmbar war. Man konnte sich auf kein Wort, auf keinen Eid mehr verlassen. Selbst zwischen Eheleuten war eitel Haß und Gezänk. Das sahen die Kinder alle Tage und lernten nichts Besseres.

Trotz der sichtbaren Verarmung der Gemeinde, und wiewohl jeder über Regierung, Obrigkeit und schlechte Zeiten klagte, und kein Geld hatte, wenn er das Notwendige zahlen sollte, thaten die Leute doch insgesamt groß. Das Arbeiten ließ man sich nicht allzusauer werden. Die Vermöglichen, wenn sie später aufs Feld gingen oder früher Feierabend machten, sprachen bei sich: „Gottlob, wir können's wohl so haben!" Und die Armen und Taglöhner, wenn sie bei der Arbeit die Hände hängen ließen und umhergafften, sprachen: „Nun, unsereins ist auch kein Vieh! Man muß auch geruht haben."

Wenn aber der Samstag Abend kam oder der Sonntag, hatte jeder Geld, um sich im Wirtshaus bei Wein, Bier und Branntwein gütlich zu thun. Da hieß es: „Herr Wirt, noch eine Halbe! Juchhei, Karten her!" — Da ward der Wochenverdienst durch die Gurgel gejagt! Oft mehr noch. Man spielte. Der eine verlor sein Geld, der andere versoff oder vertanzte den Gewinst. Zwischenein in der Woche ward auch das Wirtshaus nicht ganz vergessen. Die Leute hatten die Kehle nicht gern trocken. Unterdessen hatten die Weiber und Kinder kaum satt zu essen. War

aber Geld im Hause, wenn auch nur wenig, da mußte Kaffee her und mußte gekücheltⁱ werden. Dann hieß es: „Lieber Gott, es kommt an unsereins selten. Man lebt das ganze Jahr schlecht. Man will doch auch einmal seinen guten Tag haben. Was hat man sonst vom Leben?“

An Feiertagen fehlte es nicht, und die wollte man doch gefeiert haben. War im benachbarten Städtlein Jahrmarkt, so mußte man doch auch hin und sehen, wie es in den Wirtshäusern der Stadt sei, und hören, was es neues in der Welt gäbe. Dann fehlte es außerdem nicht an allerlei Gängen und Läufen, Prozeßhändeln und Schritten vor Richter und Obrigkeit. Das brachte viel Versäumnis und Ausgaben, wenig Gewinn und Vorteil. Folglich nahm in allen Häusern das Vermögen eher ab als zu. Und darum fluchte einer wie der andere über schlechte Zeiten, über Regierung und über die Leute im Dorfe.

3. Was der verständige Müller erzählt.

Als Oswald in seinem Dorfe so viel Laster und Sünden sah, ist ihm vor Zorn das Herz geschwollen. Er ging in die Mühle, wie er allemal that, wenn er voll Unmuts war. Und wenn ihn da die holdselige Elsbeth anlächelte, verschwand sein Verdruß, wie eine Nebelwolke an der Stirn des Berges vor dem Glanz der Sonne.

Oswald sprach zum Müller: „Nein, wie sind doch die Leute so gottlos und die Hütten so voll Jammer! Das ist vor Zeiten nicht gewesen. Da war der Fleiß auf den Feldern, die Zierlichkeit im Dorfe, die Eintracht in den Häusern und der Reichtum in den Scheuern. Da wurden die Bauern hochgeehrt von den Städtern, und man nannte sie wohl auch die Herren Goldenthaler. Nun ist alles umgekehrt und die Armut sitzt neben der Bosheit unter den Dächern. Wie hat der Krieg so viel Übels angerichtet.“

Der Müller antwortete und sprach: „Unser Dorf hat vom Kriege viel gelitten, gleichwie andere Dörfer und Städte. Es lagerten sich fremde Truppen bei uns ein und verzehrten unsere Vorräte; wir mußten den Kriegsleuten dienen und liefern, was sie

ⁱ gekücheln, Kuchen gebacken

wollten; wir mußten der Obrigkeit Zins und Steuern zahlen; wir hatten schlechten Verdienst, denn Handel und Wandel standen still, alles Gewerb ward Verderb und schlechte Jahre und Witterungen kamen dazu, daß das Gras auf den Feldern, das Getreide auf den Äckern, das Obst an den Bäumen und die Traube an den Reben umkam. Aber unser Unglück stammt nicht von Krieg und Teurung her. Denn andere Städte und Dörfer haben gelitten wie wir und fangen doch wieder an heiter aufzuschaun. Aber in unserem Dörflein wird es alle Tage schlimmer. Andere Städte und Dörfer waren in Trübsal und Armut untergesunken wie wir: doch heben sie sich wieder daraus mit Gottes Hilfe hervor. Aber, dem Himmel sei's geklagt, wir gehen nun darin unter."

„Das wolle Gott verhüten!" rief Oswald: „Woher kommt es?"

Der Müller antwortete: „Das kommt daher: die anderen strengen ihre Kräfte an und schwimmen an das Ufer; wir aber überlassen uns dem Spiel der Unglückswogen und unsere Rettung dem Zufall. Ja, diejenigen, die uns helfen könnten, ziehen uns noch tiefer in den Wasserstrudel hinein."

„Wer sind die?"

„Ich will es dir wohl im Vertrauen und unter vier Augen offenbaren!" sagte der Müller. „Wenn es mit einer Gemeinde den Krebsgang geht, so kannst du dich darauf verlassen, hat sie schlechte Obrigkeiten. Und das ist bei uns der Fall. Unsere Ortsvorgesetzten sind entweder eigennützige Menschen oder einfältige, schwache Leute. Zwei von ihnen haben eigene Wirtshäuser, und der Schwiegersohn des dritten hat auch ein Trinkhaus. Da ist es ihnen eben recht, wenn die Leute lieber bei ihnen hinterm Tisch, als bei der Arbeit sind. Wird die Gemeinde versammelt, so ist es bald in diesem, bald im andern Wirtshaus, und da muß am Ende eins getrunken werden. Haben die Durstigen kein Geld, so wird ihnen geborgt. Können sie es nicht zahlen, so kauft man ihnen ein wohlgelegenes Stück Land um das andere ab, oder nimmt es für die Schuld an; oder was die Leute haben, wird öffentlich versteigert. Dann sind die Bettler fertig. Daher kommt nach und nach alles liegende Gut in die Hand einzelner reichen Leute. Wer Geld leihen will, geht zu ihnen und bekommt um doppelten und dreifachen Zins. So werden die Bedürftigen durch unchristlichen Wucher desto schneller zu Grunde gerichtet."

„Ei, warum borgen die, welche Geld brauchen, nicht lieber

das Geld an anderen Orten oder in der Stadt bei rechtschaffenen Leuten?“ rief Oswald.

„Weil man unserer Gemeinde an andern Orten keinen Kreuzer mehr anvertraut!“ erwiderte der Müller. „Denn weil die Gemeindevorgesetzten bisher die Geldaufbruchscheine für Bedürftige auf die liederlichste und leichtsinnigste Weise ausgestellt haben, sind die, welche Geld darauf liehen, hintennach darum halb oder ganz betrogen worden. So haben wir durch die Nachlässigkeit der Vorsteher allen Kredit verloren und alle Hoffnung auf fremde Hilfe. Weil uns niemand in der Stadt mehr borgen will, so schimpfen und fluchen unsere Leute tagtäglich auf die Städter und drohen mit Mord und Brand. Widerführe einmal der Stadt ein Unglück, so würde das die größte Freude unseres Lumpengesindels sein, obgleich wir von der Stadt noch viel Verdienst und Almosen haben.“

„Das ist abscheulich!“ schrie Oswald: „Aber wir haben ja noch ein ordentliches Gemeingut.“

„Ja, das Gemeingut ist auch verschuldet und wird nur von den Reichen benutzt!“ antwortete der Müller. „Denn wenn die Vorgesetzten ein Geschäft abthun, einen Umgang an den Marken und Grenzen halten, eine Holzanweisung machen, oder sonst etwas extra verrichten, so wird auf Kosten der Gemeinde geschmauset und gezecht. Damit geht das Vermögen der Gemeinde durch die Gurgel der Vorsteher. Jeden Gang wollen sie bezahlt haben. Dazu kommt, daß, weil die Reichen Kühe halten können und die Armen keine, so benutzen sie den Weidgang im Walde und auf den Allmenden allein für sich und die Armen haben keinen Vorteil von den Gemeindsgütern.“

„Wenn du das alles weißt, Müller, warum sagst du das nicht der ganzen Gemeinde und öffnest ihr die Augen?“ fragte Oswald zornig.

„Weil es nichts hilft!“ erwiderte der Müller: „Denn weil die meisten im Dorfe bei den Reichen verschuldet sind, so thun die Reichen, was sie wollen und es darf ihnen keiner widersprechen. Und wenn unsereins gegen Mißbräuche den Mund aufthun will, so toben und lärmen die Lumpenkerle alle, daß man seines Lebens kaum sicher ist. Das wissen die Vorgesetzten und die Reichen wohl. Die betrachten die verlumpten Leute wie ihre Hunde, welche sie nach Belieben gegen jeden loslassen können, der ihnen in die Quer kommt.“

5. Geldaufbruchscheine, Geldbergscheine, Bürgschaftsscheine der Gemeinde — 25. Allmenden, Gemeindelandereien

„Das ist entsetzlich!“ schrie Oswald: „Wenn denn die Menschen keinen Verstand haben, so sollten sie doch ein Gewissen und Gottesfurcht haben.“

„Ja, sie sollten wohl,“ sagte der Müller, „aber woher nehmen? Unser Herr Pfarrer ist ein alter Herr, der für seine Pfründe und Bequemlichkeit sorgt, immer vom Glauben predigt, von Himmel und Hölle, und seine Kirchengeschäfte verrichtet, wie ein anderer sein Tagwerk, und hat er es gethan, sich um anderes nicht bekümmert. Was man thun müsse, worin die Sünden bestehen oder wie man sie vermeiden müsse, worin die christlichen Tugenden bestehen und wie man sie erlangen und ausüben müsse — das lehrt er uns nicht. Er geht jahrelang in keines Bauern Haus, als im Notfall, wo er gerufen wird. Folglich ist er kein wahrer Ratgeber, kein wahrer Tröster, und kennt den Zustand der Familien lange nicht genug, um auch im häuslichen Leben auf ihre Frömmigkeit und Besserung hinzuarbeiten. Die Leute gehen aus Gewohnheit in die Kirche, der Pfarrer predigt aus Gewohnheit und mit dem Schritt aus der Kirche bleibt es bei den gewohnten Lastern und Liederlichkeiten. Und weil die Menschen von innen in ihrem Herzen nicht besser werden, wird es auch von außen nicht besser. Und wie die Alten, so die Jungen.“

„Was? Taugt der Schulmeister auch nichts?“ fragte Oswald.

Der Müller sagte: „Seit dein Vater gestorben ist, der ein gottesfürchtiger, verständiger Mann war, geht es mit der Schule schlecht. Die Knaben und Mädchen lernen zur Not lesen, schreiben und rechnen, auch wohl ein Gebet. Aber von ihren Eltern daheim lernen sie, was sie sehen, nämlich Lug und Trug, Schwören und Fluchen, Unzucht und Heuchelei, Raufen und Balgen, Betteln und Stehlen, Spielen und Saufen, Müßiggang und Mutwillen, Hader und Neid, Verleumden und Lästern.“

Als Oswald diese Dinge vom Müller hörte, schüttelte er den Kopf und ging in seiner Seele betrübt von dannen.

---

4. Wie der Oswald erschrecklich thut, und es ihm nichts hilft.

An einem Sonntage nach der Predigt wurde die ganze Gemeinde versammelt; denn es war guter Rat teuer, woher Geld nehmen, weil im Lande eine außerordentliche Steuer ausgeschrieben,

und noch dazu der Gemeinde eine Schuld aufgekündet war, die bisher nicht gehörig verzinset worden. Und das Dorf kam nach alter Übung unter der großen Linde auf dem Platze zusammen. Die Vorsteher waren im Kreise der Bürgerschaft, und außer dem Kreise standen die Weiber, Töchter und Kinder, zu hören, was vorgehe.

Oswald war auch dahin gegangen und hatte sich vorgenommen, seinen Mitbürgern über ihren traurigen Zustand die Augen zu öffnen. Daher, als die Vorgesetzten ihre Anträge gemacht und ihre Reden geendet hatten, stieg Oswald auf einen Stein, der mitten im Wege lag. Da ward er von jedermann gesehen. Also hob er an zu reden:

„Liebe Mitbürger! Ich bin vorzeiten als ein Knabe von euch gegangen in den Krieg, und bin als Mann wieder zurückgekommen. Aber, wie ich in unser Dorf kam, habe ich es kaum wieder gekannt, und mir ist in Wehmut das Herz gebrochen, als ich sah, wie alles verändert worden ist. Denn vorzeiten hieß unser Dorf mit Recht Goldenthal, weil es ein goldenes Thal war, worin Gottes reicher Segen wohnte, mehr denn anderswo. Es waren bei uns die meisten Leute wohlhabend, nur wenige arm, und Bettler gar keine. Damals pflegte man uns, wegen unsers Wohlstandes, auch noch im ganzen Lande die Herren Goldenthaler zu heißen. Denn wir gingen nicht in zerrissenen Kleidern, wie Bettler, sondern stattlich einher, in sauberm, doch einfachem Gewand, und hatten nicht nur im Hause zur Notdurft, sondern auch einen Gulden darüber hinaus. Damals hatte die Gemeinde keine Schulden zu verzinsen, sondern sie bezog sogar von andern Orten Zinsen für ausgeliehene Kapitalien, die wir erspart hatten. Damals war alles Land wohlgedüngt und angebaut, denn jeder hatte seine Kuh und sein Roß im Stall, und auch wohl Geißen und Schafe oder ein paar Schweine darneben. Damals glich unser Dorf schon von außen einem zierlichen Marktflecken. Die Häuser standen schön und nett von innen wie von außen, daß sich kein Herr aus der Stadt hätte schamen dürfen, darin zu wohnen. Haus- und Kuchengerät verkündeten, man sei wohlversorgt, und die Fenster glanzten wie Spiegel. Wenige Leute hatten Schulden, und wer sie hatte, dem war nicht bange, wie er sie zahlen müsse. Damals bekam ein Goldenthaler ohne Handschrift und Unterpfand aus der Stadt auf sein ehrliches Wort hundert und mehr Gulden geborgt. Damals war für Goldenthal noch eine goldene Zeit!“

Wie Oswald so redete, nickten ihm alle freundlichen Beifall, und einige sagten: „Der Oswald hat wohl recht!“

Er aber redete weiter und sprach: „Nun ist es nicht mehr so. Man sollte unser Dorf nicht mehr Goldenthal nennen, sondern Kot- und Dreck-, Dornen- und Distelthal. Von unsern Äckern ist meistens der Segen verschwunden; denn die einen von uns haben zu viel Land, die andern gar keines; die übrigen können es nicht in Ordnung anbauen und benützen. Die Bettelei ist von vielen nicht mehr für Schmach gehalten, sondern für einen ordentlichen Beruf und Erwerb angesehen. Die meisten Haushaltungen sind verschuldet, und eine um die andere sieht den Tag vor, da ihr alles versteigert und sie ausgetrieben werden muß. Die Schuldenboten verlassen unser Dorf nie. Mit den benachbarten Orten haben wir Zank und Prozeß, und unter uns selber Feindschaft und Parteien. Wir haben noch den alten Hochmut, aber nicht mehr das alte Geld, auf den Straßen Kot und in den Häusern Unflat und Gestank, den meisten Unflat aber im Herzen. Denn hier versteht sich fast jedermann besser aufs Saufen, als aufs Arbeiten; besser aufs Prellen und Stehlen, als aufs Geben; besser auf Hinterlist, als auf Wahrheit. Wenn das so fortgeht, müssen wir in Elend und Schande alle untergehen. Schon haben wir bei Stadt und Land keinen Kredit mehr, und wenn man jemand einen Lump heißen will, so sagt man: er ist ein Goldenthaler!“

Bei diesen Worten des Oswald erhob sich ein großes Gemurmel und Dräuen im Volk, und jeder sah den Oswald mit finstern Blicken an, also, daß des Müllers Elsbeth in große Furcht geriet. Denn sie stand auf einer Bank am Hause und verwandte kein Auge vom Oswald, der ihr von Herzen lieb war.

Oswald ließ sich indessen von dem Gemurre und Gesurre nicht schrecken, sondern fuhr also fort:

„Liebe Mitbürger, wenn noch ein Tropfen redlichen und frommen Blutes in euern Adern wallt, so schlaget Hand in Hand und sprechet: es soll und muß anders werden! Woher kommt unser Verderben? Da sind eure Ländereien in die Wein- und Bierfässer gefallen, und eure Kühe von den Spielkarten erschlagen. Da habt ihr das Sparen verlernt und das Arbeiten vergessen. Armut macht Diebsmut, und Müßiggang ist des Teufels Ruhebank. Das Geld eurer Väter ist verzehrt, und ihre Sonntagsröcke traget ihr mit Löchern in den Ärmeln. Habt ihr ein paar Kreuzer im

Sack, so trinket ihr lustig, und Weib und Kind daheim hungern. Was soll daraus werden? — Ich frage die Vorgesetzten: wo ist das Vermögen der Gemeinde, und wie habt ihr hausgehalten mit der Hinterlassenschaft unserer Vorfahren? Warum leget ihr keine treue Rechnung ab, und gebet nicht aufrichtigen Rat, wie zu helfen sei? Warum schmauset ihr lieber auf Gemeindsunkosten, statt der Gemeinde Gut zu sparen? Warum verschließet ihr nicht die Wirtshäuser, und öffnet dafür Abzugsgraben für das Wasser im versumpften Gemeindswald, oder bessert unsere halsbrechenden Dorfwege aus? Warum machet ihr's den Leuten so leicht, wenn sie Geld borgen wollen, und machet es ihnen so schwer, wenn sie sich vor dem Bettelstab retten möchten?"

Wie Oswald so redete, schrieen einige der Vorgesetzten: „Schweig, oder wir schicken dich bei Wasser und Brot in den Turm, achtundvierzig Stunden lang!" — Und die ganze Gemeinde brüllte: „Schweig! Schweig!"

Aber Oswald erwiderte: „Ihr habt Macht, mich in den Turm zu werfen; aber ich habe Macht, euch vor die hohe Landesregierung zu rufen. Wenn ich da eure Wirtschaft aufdecke, wird euch übler zu Mute sein, als mir bei Wasser und Brot ist. Ihr alle aber, Mitbürger, beweiset mir, daß ich falsch rede oder lästere. Fraget euer Gewissen, ob ihr reicher oder ärmer geworden seid; ob Treu und Glauben noch unter uns herrschen, oder hartherziger Eigennutz, Wucher, Liederlichkeit, Hinterlist, Tücke, Meineid und falsches Wesen? Und wenn euer Gewissen keine Zunge hat, so schauet eure zerfallenen Häuser und Ställe, eure verwilderten Felder und Gärten, eure leeren Geldbeutel und Truhen, eure zerrissenen Kleider und Hemden an: die sind meine Zeugen wider euch. Schauet eure armen, verwahrloseten Kinder an, sie sind meine Zeugen wider euch. Ihr habt mehr Sorgfalt für eure Kühe, Säue und Ziegen, als für eure Kinder; und Kühe, Säue und Ziegen sind euch nicht so lieb, als euch Schwelgerei und Spiel, Fraß und Sauf sind."

Oswald wollte noch mehr sagen; aber sie stießen ihn mit mörderlichem Gebrüll vom Stein, und ließen ihn nicht mehr reden. Einige wollten Hand an ihn legen; aber er ergriff sie mit gewaltiger Faust und schleuderte sie gegen die andern, daß sie mit den Köpfen zusammenschlugen. Er nahm einen gewaltigen Stecken, und drohte den ersten zu Boden zu schlagen, der sich ihm nahern

würde. Das Geschrei gegen ihn ward immer lauter und wilder. Einige hoben Steine auf. Oswald ging beherzt mit geschwungenem Prügel gegen den dicken Haufen, und mitten durch denselben nach Hause. Aber die Steine und Flüche des Volks flogen ihm weit nach. Er kam mit blutigem Gesicht nach Hause. Er wusch sich ab, verband seine verwundete Stirn und war ruhig.

Da kam, blaß wie der Tod, mit verweinten Augen Elsbeth und fragte: „Oswald, wie geht's dir?" Und sie konnte vor Wehmut nichts mehr sagen, und er tröstete sie und drückte sie gerührt an sein Herz.

5. Wie Oswald von seinen Feinden verfolgt wird, und was er dagegen thut.

Oswald hatte seit dem Tage, da er an die Gemeinde geredet, eitel Verdruß und Not. Böse Buben warfen ihm nachts die Fenster mit Steinen ein. In einer andern Nacht hatten sie ihm sechs junge Obstbäume abgebrochen, die er im Garten gepflanzt hatte. In einer andern Nacht hatten sie ihm den Salat von den Beeten gestohlen.

Als er zu den Vorgesetzten ging und Klage führte, lachten sie höhnisch und sprachen: „Du hättest wohl mehr Strafe verdient, wenn wir mit dir nach aller Strenge verfahren wollten. Packe dich von hinnen, du Lästermaul!"

Oswald sagte: „Wenn ihr mir gegen Bösewichter weder Recht noch Schutz verleihen wollet, so machet in der Gemeinde bekannt, daß ich mich selber zu beschirmen wissen werde, und sich jeder vor Schaden hüten solle."

Die Feinde aber fuhren fort, ihn zu plagen, doch nicht ohne ihren Schaden und Schrecken. Denn als er eines Abends in der Mühle war und sie es wußten, und sich in seinen Garten schlichen, um ihm alles zu zerstören, geschahen plötzlich aus den Fenstern seines Hauses zwei Schüsse. Da liefen sie mit Entsetzen davon und meinten, er müsse den bösen Geist im Hause zum Wächter haben. Denn während sie noch liefen, begegnete ihnen Oswald, der von der Mühle kam; und er packte einen von ihnen und sprach mit donnernder Stimme: „Warum habt ihr, wie Diebe, in meinen Garten einbrechen wollen?" Doch that er ihnen nichts zu leide. — Ein andermal, da schlechte Kerle ihm einen Possen

spielten, und nach Mitternacht vom Wein erhitzt über den Hag stiegen, der sein kleines Gut umfing, wurden sie an den Füßen blutig verwundet, daß sie vor Schmerzen laut ausschrieen und kaum über den Hag zurück konnten.

Diese und andere Geschichten verbreiteten im Dorfe große Furcht, und es wagte sich keiner mehr des Nachts in die Gegend von Oswalds Haus.

Er aber blieb freundlich gegen jedermann, wie zuvor, gab dem einen guten Rat; dem andern in der Not ein Stück Geld. Doch that ihm der elende Zustand der Gemeinde leid, und er begab sich eines Tages zum Pfarrer und klagte es.

Der Pfarrer sprach: „Ich bin Pfarrer, und habe hier nichts zu befehlen, und kann mich in eure Händel nicht mischen. Alles Unglück dieses Dorfes kommt daher, daß die Leute im Schlamm und Unflat der Sünden untergehen. Sie fragen nach dem Worte Gottes nichts, und verkürzen aller Orten das Einkommen meiner Pfründe. Es wird aber ein schweres Zorngericht des Herrn über sie kommen, und die Langmut des Himmels nicht länger ihren Sünden nachschauen."

Oswald sagte: „Herr Pfarrer, mit Erlaubnis, Ihr könntet doch, wenn Ihr wolltet, vieles zur Rettung dieser Gemeinde thun. Denn das Herz dieser Menschen ist verwildert, weil ihr Verstand verfinstert ist. Wenn Ihr Euch der Schule annehmen und die Jugend in guten Sitten und im christlichen Lebenswandel unterrichten wolltet, daß sie die Tugend lieben und das Laster scheuen lernte: es würden die guten Früchte der Besserung nicht ausbleiben."

Der Pfarrer antwortete: „Dafür ist der Schulmeister und nicht der Pfarrer. Ich habe bei der Menge meiner wichtigen Amtsgeschäfte keine Zeit dazu übrig. Die Gemeinde selbst ist schuld, daß sie keinen rechten Schulmeister haben kann, weil sie ihn schlecht besoldet."

Oswald sagte: „Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer, ein guter Hirt, der seine Herde wohl weidet, bekümmert sich auch um jedes Einzelne in derselben. Die Leute sind unwissend, und verderben oft bloß aus Unverstand, weil sie nicht wissen, wie sie sich helfen und einrichten. Wenn Ihr nun bald zu dieser bald zu jener Haushaltung in müßigen Stunden ginget, und sähet die Unvernunft der armen Leute, die oft nur zu Grunde gehen, weil sie sich nicht recht zu raten wissen; sähet, wie die armen

Menschen sich nach und nach an ihr Verderben gewöhnen, bis sie von Haus und Hof getrieben werden; — sähet, wie die Kinder, erbärmlich verwahrloset, unmöglich besser werden können, weil sie nur das Schlechteste auf der Welt hören und sehen; — o Herr Pfarrer, wenn Ihr nur einmal —!"

Der Pfarrer unterbrach den Oswald in seiner Rede und schrie: „Was ficht Euch das an? Wollet Ihr dem Pfarrer gute Lehren geben und Unterricht, was er als Pfarrer zu thun habe? Hebet Euch weg von mir mit Euern Versuchungen. Ich bin ein geistlicher Hirt, der für die armen Seelen sorgt und bete täglich für sie. Aber Ihr wollet mich, glaube ich, zum Säutreiber machen!"

Als der Herr Pfarrer so zornig sprach, ging Oswald von dannen und sein Herz war sehr betrübt. Aber er konnte doch nicht ruhen und dachte: es muß und soll geholfen werden, und Gott wird mir beistehen.

Und er legte Feierkleider an, nahm den Stab und wanderte in die Hauptstadt des Landes. Da ging er umher zu den obersten Staatsbekannten, von Haus zu Haus, sein schweres Anliegen vorzubringen. Aber der eine von den Herren hatte ein großes Gastmahl, und konnte ihn nicht hören; der andere war spazieren gefahren, und konnte ihn nicht hören; der dritte saß eben beim Spieltisch mit den Karten in der Hand, und konnte ihn nicht hören; der vierte zählte die eben eingegangenen Zinsen, und konnte ihn nicht hören; der fünfte führte ein junges Frauenzimmer zum Tanzhaus, und konnte ihn nicht hören. Endlich kam er zum letzten, der hörte ihn an. Es war ein steinalter Mann mit einer weißen Haarbeutelperücke. Vor diesem schüttete Oswald sein Herz aus, sprach vom Elend seines Dorfes, von der Schlechtigkeit der Vorgesetzten, und der Gleichgültigkeit des Pfarrers, von der Unwissenheit des Schulmeisters.

Darauf antwortete der alte Herr in der Haarbeutelperücke ganz freundlich und sprach zu ihm: „Du Flegel, der du geistliche und weltliche Obrigkeit verlästerst, packe dich und räsonniere nicht weiter, oder ich lasse dich ins Zuchthaus bringen. Euer Herr Pfarrer ist ein vortrefflicher Mann, denn er ist mein eigener Vetter."

Mit diesem Bescheid verließ Oswald die Hauptstadt. Als er wieder außer dem Stadtthor in die freie Luft kam, brach ihm das Herz, und er weinte laut.

6. Der neuerwählte Schulmeister.

Als er aber nachmittags in das Dorf zurückkam, ließ er keinen Menschen wissen, warum er in die Hauptstadt des Landes gereiset, und wie es ihm da ergangen sei. Vielmehr stellte er sich wohlvergnügt und redete jedermann freundlich an, selbst seinen ärgsten Feind, den Löwenwirt Brenzel, welcher im Dorfe der reichste Mann und im Gemeinderat der vornehmste war. Der stand breitbeinig vor der Hausthür, die Kappe schief auf dem Ohr, die Hände über den Bauch gefaltet, und schaute gar gebieterisch rechts und links.

„Guten Abend, Herr Gemeindsrat!“ rief ihm Oswald zu: „Habt Ihr schon Feierabend?“

Brenzel nickte vornehm mit dem Kopf und sprach ohne den Oswald anzusehen: „Ich verdiene meinen Taglohn, wenn ich mit der Hundspeitsche daheim bleibe und die Bettler von meinem Hause treibe.“

Wie Oswald diese unchristliche Rede von einem Vorgesetzten der Gemeinde hörte, welcher ein Vater der Armen, der Witwen und Waisen sein sollte, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, und er verdoppelte seine Schritte, um davon zu kommen. Desto mehr erquickte es ihn, da er an der Mühle vorüberging und er Elsbeth sah, die schöne Tochter des Müllers Siegfried. Sie saß auf der Bank vor dem Hause im spielenden Schatten eines jungen Kirschbaumes, und nähete neue Hemden. Und sie ward feuerrot, wie sie den Oswald erblickte, reichte ihm die Hand zitternd, lächelte ihn holdselig an, und ihre Augen glänzten von Thränen.

„Warum weinst du, Elsbeth?“ fragte Oswald erschrocken.

Elsbeth wischte sich schnell die Augen, lächelte noch freundlicher, und sagte, indem sie den Kopf schüttelte: „Heute sag' ich dir's nicht, lieber Oswald; du sollst es schon einmal erfahren.“ Sie schien ihm schöner und zärtlicher, als er sie je gesehen. Aber wie viel er auch fragen mochte, er erfuhr es nicht, warum sie geweint habe.

Darauf fragte ihn Elsbeth: „Du aber bist in der Hauptstadt gewesen. Gelt, da hast du dir ein paar lustige Tage gemacht, wohl gar mit den schönen Stadtjungfern getanzt? Wie? Oswald, du seufzest? Ei, ei, Oswald, das will mir nicht gefallen. Nun hast du Heimweh zur Stadt, und in unserm armen Dörflein ist es dir nicht mehr schön genug.“

So sprach sie, und er schlug traurig die Augen nieder, ohne zu antworten. Da trat sie näher, nahm seine Hand in die ihrige, und sagte wieder mit einer zitternden Stimme, die man kaum hörte: „Oswald, lieber Oswald, was fehlt dir? Sage mir auch ehrlich: was quält dich?“

„Kind!“ rief Oswald und schlug die Augen gen Himmel auf: „Gott weiß es, ich könnte glücklich sein, und ich bin es, und in der Welt nirgends mehr als bei dir, denn du bist herzgut. Aber mich jammern die Menschen, denn ich kenne ihrer so viele, und die meisten sind herzschlecht. Sieh nur an das Elend der Leute in unserm armen Goldenthal. Es würde doch so wenig kosten, sie wieder zu erretten. Aber man macht die armen Leute, Gott erbarm's, zum Vieh, und den hartherzigen Reichen ist das eben recht. Die Ortsvorsteher haben ihre Stellen nur, um ihren Hochmut zu kitzeln, und gewaltthätig zu sein, und sich allerlei Vorteile zu machen. Sie betrügen die Waisen und plündern die Witwen, und haben kein Gefühl und kein Gewissen. So wird es im Dorfe immer schlechter, die Not der meisten Haushaltungen immer größer, und keiner hilft. Wir haben eine Regierung, Gott sei's geklagt! Die Herren wollen nur regieren, um zu stolzieren und sich Vorteile zu machen: aber des Volkes Not aus dem Grund zu heilen, das hält keiner für seine Pflicht und Schuldigkeit. Es ist bei allen nur auf Großthuerei, Lustbarkeit und Geld abgesehen. Da wollen sie nur ihre Familien bereichern, ihren Söhnen und Vettern aufhelfen; da wäscht eine Hand die andere, da hackt ein Rabe dem andern die Augen nicht aus, und das Land wird immer elender, und das kümmert die Herren nicht. Sie lassen sich noch dazu für ihre Weisheit und große Gnade loben, so niederträchtig und schamlos sind sie.“

Elsbeth sagte: „Ach, Oswald, herzlieber Oswald, warum grämt dich doch das? Es ist ein gerechter Gott im Himmel, der wird die richten, die ihre Pflichten verachten. Du bist ja unschuldig an dem Elend des Volkes. Warum grämst du dich doch?“

Oswald sagte: „Kann mir denn wohl sein in der Hölle, wo ich die Abscheulichkeit der Teufel und die Pein der armen Seelen sehen soll? So kann mir auch nicht wohl sein auf Erden, wo ich die Schändlichkeit der Herren in den Städten und die Schändlichkeit unserer groben, stolzen Dorfkönige sehe, die das arme Volk noch tiefer in Kot und Staub niedertreten, statt es

hervorzuziehen, wie ihre Schuldigkeit wäre. Wenn dann die Unglücklichen aus Verzweiflung zuletzt Verbrecher werden, betrügen und stehlen oder gar morden, läßt man sie recht rührend und feierlich hinrichten; oder wenn sie sich aus ihren Kindern weniger als aus ihrem Vieh machen, lacht man recht vornehm dazu. Ist das nicht ein Vorspiel der Hölle? Und sind nicht unsere meisten Goldenthaler durch ihre Armut fast dem Vieh gleich geworden, roh, ekelhaft, grob, unreinlich, gefühllos? Und sind sie nicht durch die Laster der Armut noch schlechter als das Vieh geworden, nämlich zänkisch, schlägerisch, verleumderisch, schadenfroh, diebisch, träg, nur aufgelegt zum Fressen und Saufen?"

Elsbeth sagte: „Der alte Schulmeister hat auch vom Saufen den Lohn davon. Vorgestern nachts kam er betrunken vom Adlerwirt und zu nahe an den Weiher, stürzte ins Wasser und ertrank. Gestern morgens fand man ihn. Heute ist er begraben. Zum Glück hat er nicht Weib noch Kind."

Diese Nachricht hörte Oswald nicht ohne Bestürzung. Er fragte noch dies und das. Er schien etwas Wichtiges zu überlegen, und ging gedankenvoll nach Hause. Elsbeth begriff nicht, was ihm so plötzlich durch den Kopf geflogen war. Aber sie erfuhr es am nächsten Sonntag.

Da wurde die Gemeinde nach vollendetem Gottesdienst zusammenberufen, weil es um die Erwählung eines neuen Schulmeisters zu thun war. Oswald ging auch an die Gemeinde. Elsbeth stand in der Ferne bei den Weibern und Töchtern. Sie hatte große Angst, daß Oswald reden werde, was den Leuten mißfallen könnte, und darum ihren Vater gebeten, den Oswald, wenn er aufbrause, zu besänftigen. Auch kam der Müller Siegfried dem Oswald nicht von der Seite.

Der erste Vorsteher, Herr Brenzel, eröffnete der Gemeinde, um was es zu thun sei, und sagte: Weil der Schulmeisterdienst erledigt und ein geringer Dienst mit vieler Mühe sei, indem die Besoldung nur aus vierzig Gulden bestehe, sei es ein Glück, daß er der Gemeinde einen wackern Mann vorschlagen könne, der das Amt annehmen wolle. Das sei der Schneider Specht, dessen Profession schlecht ginge, und der ihm mütterlicherseits etwas verwandt wäre.

Darauf schlug der Adlerwirt Kreidemann, als zweiter Vorsteher, seinen armen Vetter, den lahmen Geiger Schluck vor, der

um so eher Vorzug verdiene, weil er, statt vierzig Gulden zu nehmen, wegen Dürftigkeit der Gemeinde mit fünfunddreißig zufrieden sein wolle.

Der Schneider Specht, als er sah, daß sich die meisten Bauern für den Geiger erklären würden, sagte demselben alle Sünd und Schande nach, und erbot sich, mit dreißig Gulden zufrieden zu sein. Der Geiger ward darüber so erbost, daß er den Specht einen Dieb und Ehebrecher und meineidigen Schelm hieß, und sich für fünfundzwanzig Gulden zum Schulmeister antrug. Der Schneider erklärte, den Geiger wegen der Schimpfreden vor Gericht zu ziehen; aber um so geringen Lohn wolle er nicht schulmeistern.

Da sich nun weiter zu dem Dienst niemand meldete, weil sich kein Ehrenmann zu einer Stelle hergab, die von jeher verachtet und nur von Leuten gesucht war, die sonst nichts hatten, so war die Gemeinde schon entschlossen, sie dem Schluck als einen Nebenverdienst zu geben. Denn dieser konnte doch notdürftig schreiben und rechnen.

Aber nun drängte sich Oswald hervor, ward blaß und rot im Gesicht und schrie: „Dem Küh- und Säuhirten, der euer Vieh auf die Weide treibt, gebet ihr bessern Lohn, als dem Schulmeister, der eure Söhne und Töchter in Gottesfurcht und nützlichen Dingen unterrichten soll. Eure Kinder sind Menschen, geschaffen ein Ebenbild Gottes auf Erden zu sein, aber nicht euer Vieh. Schämet ihr euch nicht der Sünde, die ihr thut? — Aber ich weiß gar wohl, der Gemeindesäckel ist immer leer, wenn für das Nützliche gesorgt werden soll, und Schulgeld können die armen Leute nicht zahlen, die kaum Erdäpfel und Brot und Salz haben. So will ich denn ein Übriges thun, und ich biete euch an, Schulmeister zu werden, und verlange gar keinen Lohn. Ich sage noch einmal, ich will Schulmeister sein, es soll weder der Gemeinde noch den Haushaltungen einen Kreuzer kosten!“

Die Leute sahen sich einander verwundert an und den Oswald. Einige wollten ihn nicht haben und sagten, er könne oder wolle die armen Seelen der Kinder vielleicht dem Teufel verkaufen. Aber die meisten bedachten, daß kein anderer den Dienst so wohlfeil übernehme, und lärmten und schrieen, Oswald solle Schulmeister sein. Also wurden die Stimmen abgehört, und Oswald ward zum Schulmeister erwählt.

Als dies Elsbeth hörte, wollte sie vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken. Denn im Dorfe war außer dem Dorfwächter und dem Säuhirt keiner geringer gehalten, als der Schulmeister. Sie rannte ganz außer sich zur Mühle, als wäre ihr das größte Unglück und die bitterste Schmach widerfahren. Auch der ehrliche Müller Siegfried schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte: „Ich glaube, der Oswald ist im Kopf verrückt."

Jedoch Oswald blieb bei seinem Entschluß. So ward er vom Gemeinderat nach Vorschrift der obrigkeitlichen Schulpflege in Vorschlag gebracht. Er mußte sich in der Stadt prüfen lassen, und weil er eine zierliche Hand schrieb, im Rechnen mehr verstand, als für Bauern nötig zu sein schien, ward er förmlich bestätigt.

7. Wie Oswald Schule hält.

„Elsbeth, Elsbeth, quäle mich nicht mit deiner Unzufriedenheit und deinem niedergeschlagenen Wesen!" sagte Oswald zu der betrübten Tochter Siegfrieds: „Siehe, die Alten sind verderbt und kaum zu bessern. Vielleicht kann ich unser armes Dorf wieder durch gute Erziehung der Kinder zu Ansehen und Ehren bringen. Andern Weg giebt es nicht Ein Dorfschulmeister ist freilich ein geringer und verachteter Mann; aber wie tief hat sich doch unser Herr und Heiland erniedrigt, um die Menschen zu bessern, zu belehren und selig zu machen. Hätten wir auch verständige und gewissenhafte Regierungen, denen es weniger um ihre, als des Volkes Wohlfahrt zu thun wäre, für die sie eigentlich da sind, so würden sie mehr Sorgfalt und Achtung für die Landschullehrer, als für die Professoren an den hohen Schulen beweisen. Aber so ist es einmal in der verkehrten Welt; alles sieht und zieht nach oben, und versäumt, was unten ist. Darum wird es meistens oben zu schwer, unten zu leicht, und viele Thronen stehen auf schwachen Füßen."

„Ach, Oswald! Oswald!" rief Elsbeth: „Du weißt nicht, wie übel du gethan hast!" Sie sagte jedoch nicht, warum.

Inzwischen, sobald die Wintertage kamen, fing Oswald mit der Schule an. Den ersten Tag stellte er sich vor die Hausthür und empfing daselbst die Schulkinder. Hatten sie kotige Schuhe, mußten sie dieselben mit Stroh rein fegen, und die Sohlen ab-

kratzen am Eisen vor der Thür, damit sie den saubern Fußboden des Zimmers nicht besudelten. Dann reichte er jedem zum Willkommen freundlich die Hand. Waren aber die Hände unreinlich, mußten sie erst zum Brunnen und Gesicht und Hände waschen. Waren ihre Haare nicht zierlich gekämmt, schickte er sie in ihre Häuser zurück, sich kämmen zu lassen. Die aber, welche reinlich und wohlgekämmt erschienen, küßte er freundlich auf die Stirn.

Die Buben und Mägdlein verwunderten sich sehr; einige schämten sich, andere lachten, noch andere weinten. So etwas war ihnen nie widerfahren.

Den zweiten und dritten Tag stand Oswald wieder vor der Hausthür, und so noch manchen Tag, bis alle so säuberlich zur Schule kamen, wie er es befohlen hatte. Nachher empfing er sie im Schulzimmer. Wer dann mit unreinlichem Haar und Gesicht oder unsaubern Händen und Schuhen kam, ward zum Gelächter aller auf einen Tritt zur Schau gestellt, und nachdem er eine Stunde da gestanden war, heimgeschickt, um sich reinigen zu lassen.

Viele Leute im Dorfe verdroß das: allein sie hatten in der Schule nichts zu befehlen, und mußten geschehen lassen, wie Oswald wollte. So kam es, daß in wenigen Wochen die Schulkinder, groß und klein, arm und reich, alle äußerst reinlich am Leibe wurden, wenigstens so lange sie beim Schulmeister waren.

Oswald ließ es aber dabei noch nicht bewenden. Nachdem die Kinder ein Vierteljahr lang zur Ordnung gewöhnt waren, gab er auf die Reinlichkeit der Kleider acht. Schmutz, Staub und Kot durften nicht daran haften, wenn auch die Kleider alt und zerrissen waren. Letzteres verzieh er; das war nicht der Kinder Schuld. Wer die ganze Woche am reinlichsten erschienen war, sowohl in der Schule als außer derselben, im Dorfe, auf den Gassen, in der Kirche, auf den Feldern, ward sein Liebling. Dem gab er die erste Woche ein Bild, oder ein Stücklein Seidenband, oder einen Bogen feines Papier zum Briefschreiben; die andere Woche abermals ein Zeichen seiner Freundschaft, zuletzt öffentlich vor allen einen Kuß auf den Mund, und das geküßte Kind empfing das Recht, am Sonntag mit Oswald spazieren zu gehen, oder wenn es schneite und unfreundliches Wetter war, bei ihm zu sein und sein großes Bilderbuch zu besehen, aus welchem Oswald schöne Geschichten zu erzählen wußte.

Oswald war ein Mann, der sich auch bei Erwachsenen in

Ansehen zu setzen wußte, der zwar nie schwor und fluchte, aber keinen fürchtete; kein Wunder, daß alle Kinder Hochachtung für ihn empfanden, und ihn fast mehr lieb hatten, als sie ihre Eltern liebten. Da hätte man sehen sollen, wie ihm alle mit Ehrfurcht schmeichelten; wie freundlich sie zu ihm liefen, wenn er ihnen begegnete; wie sie ihm seine Wünsche aus den Augen zu lesen suchten; wie ein Wink genug war zum freudigen Gehorsam.

Das war den Bauern in Goldenthal ganz unbegreiflich, um so mehr, da dieser Schulmeister sich zur guten Zucht weder des Haselstocks noch der Birkenrute bediente. Manche Leute wurden ängstlich, und erzählten sich die Historie von einem Ratzenfänger zu Hameln, der auch die Kinder an sich zu locken gewußt, und endlich alle in die Höhle eines Berges geführt habe, wo sie mit ihm verschwunden seien. Einige alte Bauernweiber sagten öffentlich, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, und rieten, man solle keine Kinder mehr zum Schulmeister lassen. Doch dazu kam es nicht.

Oswald aber redete und sprach: „Reinheit des Herzens ist die Gesundheit der Seele; Reinlichkeit des Leibes ist die Gesundheit des Körpers. Die Tiere mögen sich wälzen im Kot, aber der Mensch, als Gottes Ebenbild, soll sich rein erheben zum reinen Himmel. Solches muß der Anfang aller Kinderzucht sein, daß die Kindlein wissen, sie seien Menschen und viel besser als die Tiere. Dann ist aus ihnen alles zu machen; aus Tieren läßt sich nichts machen."

Ferner redete Oswald und sprach: „Ein Schulmeister, welcher nicht einmal versteht, die zarten Kinderherzen durch Ernst und Liebe zu leiten, daß sie ihm willig folgen, der versteht sein Handwerk nicht. Und man sollte billig den Stock auf des Schulmeisters Rücken zerschlagen, womit er die Kinder züchtigt, als hatte er Affen, Hunde oder andere Tiere abzurichten, die keine Vernunft und kein menschliches Herz haben."

8. Was ferner in der Schule vorgeht.

Es ging aber ein Geschrei im Dorfe, der Oswald verführe die Kinder, und bringe ihnen eine neue Religion bei, und die Kinder könnten nichts bei ihm lernen. Denn es sei erschrecklich anzusehen, wie die Kinder alltäglich daran trieben, um in die

Schule zu kommen, da doch sonst die Jugend nicht gern mit dem Schulegehen zu thun hat; das sei wider die Natur. Desgleichen sei es den ganzen Tag in dem Schulhause totenstill, wie in einer Kirche, wo man sonst Lärmen und Geschrei der Lernenden weit hinaus über das Dorf seit Menschengedenken gehört habe; selbst in den Singstunden töne es wie Bienengesumse. Ferner vernehme man, daß beim Gebet ärgerliche Neuerungen vorfallen, und daß die Kinder zur Hexerei angeleitet würden, dazu sie schon die verdächtigen Zeichen malen lernten.

Diese und andere Reden gelangten endlich selbst vor die Ohren des Herrn Pfarrers und der hochobrigkeitlichen Schulräte in der Stadt. Und weil in der That niemand wußte und begriff, was der Oswald triebe, ward zur Abhülfe der Beschwerden eine Kommission abgeordnet, die aus zween Herren von der Stadt und dem Herrn Pfarrer bestand. Diese traten eines Morgens unerwartet, ehe die Schule angefangen war, zum Oswald und sagten, was ihr Auftrag sei, und er solle in ihrer Gegenwart lehren, wie er gewöhnlich thue.

Da nun die Kinder alle einzeln ankamen, war auch in armen und zerrissenen Kleidern ihre Sauberkeit und Ordnung lieblich zu schauen, und wie sie alle erst zum Schulmeister gingen, ihm die Hand küßten, dann sich still zu ihren Sitzen begaben, wo sie fröhlich mit einander flüsterten und auf die Fremden schauten. Es waren der Kinder in allem fünfundfünfzig; die Knaben saßen auf der einen, die Mägdlein auf der andern Seite.

Nachdem sie alle versammelt waren, sprach Oswald mit lauter Stimme: „Ihr lieben Kindlein, lasset uns vor allen Dingen vor dem allgegenwärtigen lieben Gott, unserm Vater uns demütigen, und ihm unsere Gedanken und Bitten ehrfurchtsvoll vortragen.“ Und wie er dies sprach, falteten alle fünfundfünfzig Kinder ihre Händlein und sanken auf die Kniee, still vor sich zur Erde schauend. Auch Oswald kniete nieder, und der Herr Pfarrer und die Ratsherren aus der Stadt, da sie alles sich demütigen sahen vor dem ewigen Gott, folgten dem Beispiel aller und knieten auch. Dann las der Schulmeister ein schönes, rührendes Gebet, welches vor ihm auf dem Stuhle lag. Es war so verständlich abgefaßt, daß es auch dem Verstande des kleinen, sechsjährigen Kindes begreiflich war. Das bewegte das Herz eines der Ratsherren so tief, daß ihm die Augen voller Thränen wurden.

Dann standen alle auf, und die Ältesten der Schule, indem sie auf eine mit Noten und Worten beschriebene schwarze Tafel sahen, sangen mit sanfter Stimme vierstimmig ein schönes Morgenlied. Die Kleinen sumseten den Gesang für sich ganz leise nach. Darauf lasen die bessern Leser aus einem Buche, abwechselnd, einen frommen Vers; jede Zeile aber ward von der ganzen Schule mit halblauter Stimme nachgesprochen, dann das Buch geschlossen, und erst von der ganzen Schule, dann wieder von einzelnen Kindern, die Oswald aufrief, der fromme Vers auswendig hergesagt.

Nach diesem wandten sich die Kinder in vier Haufen nach vier verschiedenen Seiten vor ebenso viele schwarze Tafeln, auf welchen teils lateinische, teils deutsche Buchstaben, teils Silben, teils ganze Zeilen in großer Vorschrift geschrieben zu sehen waren. Alle schrieben und malten auf Rechentafeln oder mit Tinte und Feder die Vorschriften nach. Oswald ging von Kind zu Kind, belobte das eine, belehrte das andere, ließ das dritte Feder und Griffel besser halten, und dergleichen mehr.

Nach einer Stunde teilten sich die Kinder wieder in vier Haufen, und man sah statt eines Schulmeisters vier Schulmeister. Denn die, welche am besten lesen konnten, stellten auf den schwarzen Tafeln gedruckte lateinische oder deutsche Buchstaben einzeln oder in Silben oder ganzen Sätzen auf, wie Oswald es angab. Die Buchstaben waren auf Pappe geklebt, beweglich und einzeln. Dann sah Oswald nach, ob alles recht gemacht sei; und jeder der kleinen Schulmeister ließ seinen Haufen die Buchstaben, die Silben, die Wörter und Sätze sprechen mit halblauter Stimme. Keiner störte den andern. Oswalds Auge und Ohr war bei allen, und mit leiser Stimme half er bald links, bald rechts nach.

Und abermals nach einer Stunde verteilten sich die Haufen und statt der Buchstaben kamen Zahlen und Rechenexempel auf die schwarzen Tafeln, und neue Lehrmeister und Lehrmeisterinnen dazu: und die einen sprachen Zahlen zusammen, die andern addierten, die dritten subtrahierten, die vierten sprachen das Einmaleins, und so weiter. Den besten Rechnern gab Oswald geschriebene Exempel; die rechneten für sich. Am Ende sagte jeder an, was er herausgebracht. Oswald sah in einem Büchlein nach, worin die aufgelösten Rechnungen standen, und sagte auf der Stelle, ob recht oder falsch.

Gar bewunderungswürdig war die Stille, die Ordnung, die

Lernbegierde aller. So etwas hatten die Ratsherren und der Pfarrer in ihrem Leben noch nicht gesehen.

Als nun so der Morgen vollbracht war, begaben sich die Kinder, den Schulmeister und die Fremden grüßend, still hinweg. Draußen aber war frohes Gelächter und lauter Jubel der Kleinen.

Und nachmittags sah man in der Schule die Kinder wieder vor den schwarzen Tafeln. Da zeichneten sie künstliche Figuren von geraden und krummen Linien auf ihren Rechentafeln und Papieren, einige sogar schon Umrisse von Blumen und wunderbaren Gefäßen. Dies gethan, lasen die besten Leser und Leserinnen abwechselnd allen Kindern aus einem Buche lustige und lehrreiche Geschichten und Gespräche vor. Da hätte man die Freude der Kinder sehen sollen über alles das, was sie hörten. Dann befahl Oswald denen, die am besten schreiben konnten, die angehörte Geschichte zu Hause aufzuschreiben und ihm morgen zu bringen, doch keine Fehler gegen die Rechtschreibung zu begehen. Zuletzt nannte Oswald öffentlich mit Lobspruch die Namen derer, die an diesem Tage ihre Sache am besten gethan. Und weil derselben sechs waren, machte er allen die Freude, ihnen noch eine Stunde lang etwas Schönes zu erzählen. Und er erzählte ihnen eine ganz erschreckliche Geschichte von einem Manne, der in der strengen Winterkälte auf der Landstraße schläfrig geworden und erfroren sei, und daß man ihn für tot in ein Dorf gebracht, und die unwissenden Bauern ihn haben sogleich in eine warme Stube legen und auftauen wollen. Aber ein geschickter Arzt sei gekommen, habe den Erfrorenen entkleidet und bis an die Nase in Schnee vergraben; nachher sogar in eiskaltes Wasser gelegt, daß um die Gliedmaßen dünnes Eis geworden; dann habe er den Leib in kalte Betten in ein ungeheiztes Zimmer gebracht, mit Wolltüchern stark gerieben, bis der Totgeglaubte wieder zum Leben gekommen wäre. Wie das zugegangen, erklärte Oswald alles.

So war der Schultag zu Ende.

---

9. Von der Sonntagsschule und dem Vorfall in der Mühle.

So und auf andere Weise unterrichtete Oswald die Schulkinder; alle Tage hatte er ihnen etwas Neues. Die Ratsherren und der Herr Pfarrer gaben ihm große Lobsprüche und nannten

ihn den vortrefflichsten Schulmeister im Lande. Das konnten die Bauern in Goldenthal nicht begreifen, und sprachen unter einander: „Was will's doch der Oswald besser verstehen, als die alten Schulmeister, die wir in unserer Jugend gehabt? Aber er kann allerlei Blendwerk machen, und hat es selbst dem Pfarrer und den Ratsherren angethan. Ganz richtig ist es mit ihm nicht!"

Im Sommer war zu Goldenthal nie Schule gehalten worden; denn die größeren Kinder mußten den Eltern in Feld- und Hausgeschäften helfen. Aber Oswald nahm auch im Sommer die Kleinen zu sich, und unterrichtete sie einige Stunden, und gab ihnen bei sich zu spielen, oder kleine Geschäfte in seinem Garten und Feld, wohin sie ihn begleiteten, und Steinchen aus dem Acker trugen, Unkraut jäteten und dergleichen. Als das die andern Kinder sahen, baten sie Oswald beweglich, sie nicht zu vergessen, und er nahm sie, wenn Feierabend war, auch noch zu sich und setzte den Unterricht mit ihnen fort. An Sonn- und Festtagen ging er mit ihnen sogar spazieren in Feld und Wald; zeigte ihnen die giftigen Kräuter und erzählte greuelhafte Geschichten davon; oder erzählte ihnen vom Leben und der Haushaltung der Tiere, der zahmen und wilden; von den Quellen, Strömen und Meeren; von den Bergen und Höhlen; von den Ländern und Menschen auf Erden; von den Sternen, und wie weit sie von uns entfernt wären und wie groß. Das hatte er alles gesehen oder in Büchern gelesen.

Als das die großen, erwachsenen Burschen im Dorfe hörten, bekamen einige Lust, Sonntags ebenfalls bei Oswald zu sein. Und er erlaubte es ihnen, denn ihre große Unwissenheit jammerte ihn. Und er lehrte sie noch allerlei, und gab ihnen auf, was sie in müßigen Stunden der Woche zu Hause lesen, rechnen und schreiben mußten. Das ging er dann Sonntags mit ihnen durch. So ward es eine wahre Sonntagsschule. Und es kamen immer mehr junge Leute dazu. Wer aber nicht sehr reinlich einherging, wer die Wirtshäuser besuchte, wer Karten spielte, wer jemals schwor und fluchte oder einen Raufhandel hatte, den stieß er von sich. Er war ihr Schiedsrichter, und that doch immer, als wäre er ihresgleichen. Sie halfen ihm dankbar auch in der Woche gern bei der Feldarbeit, ohne daß er es forderte.

Die jungen Leute aber, welche es mit Oswald hielten, wurden von ihren Kameraden im Dorfe ausgelacht und verspottet;

man hing ihnen Übelnamen an, hieß sie die Schulmeister und Gelehrten, und spielte ihnen allerlei Possen. Die Gemeindsvorsteher sahen es gern, wenn man den Oswald und seine Anhänger verfolgte; denn sie fürchteten, er wolle sich Anhang machen, um einst an ihre Stelle gewählt zu werden. Darum sagten sie ihm alles erfinnliche Böse nach, und wiegelten bei jeder Gelegenheit die Bauern und deren Weiber gegen ihn auf. — Oswald kam daher auch zu niemandem; nur regelmäßig besuchte er die Mühle, wo er allezeit willkommen war.

Wie er aber eines Abends in die Mühle kam, fand er die lieben Leute darin alle mit verstörten Gesichtern. Der alte Siegfried war still und nachdenkend, die Müllerin kalt und verdrießlich, im Hause umherfahrend und die Thüren hinter sich zuwerfend; Elsbeth hatte rotgeweinte Augen.

Sobald Oswald mit Elsbeth allein war, sprach er: „Welches Unglück ist hier geschehen, und welcher böse Geist ist in dieses Haus des Friedens eingezogen? Ihr alle seid wie verwandelt. Sage mir, Elsbeth, was ist vorgegangen?"

Elsbeth antwortete mit zitternder Stimme: „Gott sei's geklagt, Oswald, ich muß es dir sagen. Ja, es muß heraus. Ich bin recht unglücklich." So sprach sie, und konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter sprechen.

Nachdem er sie beruhigt hatte, sagte sie: „Nun ist's ein Jahr, Oswald, da fandest du mich mit verweinten Augen und fragtest mich, und ich sagte dir's nicht. Damals war der Löwenwirt Brenzel zu uns gekommen, und hatte bei meinem Vater und meiner Mutter um mich angehalten für seinen Sohn, der schon eine Mühle im Dorfe Altenstein hat. Und Vater und Mutter hatten nichts dagegen, denn der Löwenwirt ist der reichste Mann im Dorfe, und erster Vorsteher der Gemeinde, der uns viel schaden und nützen kann; und mein Vater will keinen Schwiegersohn, als einen Müller. Ich aber sagte, ich sei noch jung und wollte noch ein Jahr warten, und sie richteten bei mir nichts aus. — Nun ist das Jahr vorbei, und auf den Tag kam der Löwenwirt mit seinem Sohne wieder. Sie haben heut bei uns gespeist, und Vater und Mutter hatten mit dem Löwenwirt schon alles in Richtigkeit gebracht, und die Verlobung sollte heute geschehen. Aber ich habe gesagt, ich wolle mich nie verheiraten, und bin dabei geblieben. Denn der junge Brenzel ist ein wüster Gesell, gleichwie

sein Vater ein harter und wüster Mann ist. Nun ist im Hause Unglück und Herzeleid."

Als Oswald dieses hörte, ward er sehr unruhig. Er ging im Zimmer schweigend auf und ab. Er selber hatte sich im stillen Hoffnung gemacht, daß Elsbeth einmal seine Frau werden müsse. Dann trat er mit hastigen Schritten zu ihr und sagte: „Elsbeth, liebe Elsbeth, du willst dich niemals verheiraten? So will auch ich ohne Weib bleiben mein lebenlang, denn ich hätte kein anderes gewählt, als dich. Und ich habe dich allezeit mehr geliebt, als mich selber, und hoffte immer, du würdest mir noch recht gut werden."

Da sank Elsbeth an die Brust Oswalds und sprach mit gebrochener Stimme: „Ach Oswald, Gott weiß es, du bist mir nur allzulieb geworden, mehr denn recht ist. Aber mein Vater ist reich, und will einen reichen Sohn, und ändert seinen strengen Sinn nicht. Du aber bist nur ein geringer Schulmeister, und kannst noch lange keine Frau ernähren."

Da schloß Oswald die gute, weinende Elsbeth in seine Arme, und drückte den ersten Kuß auf ihre roten Lippen und sagte: „Nun bist du meine Braut und Verlobte, und keine Macht auf Erden soll mich wieder von dir nehmen. Fürchte dich nicht, du Holdselige, denn nun gehörst du mir an."

Und er ging hinaus, den alten Siegfried und die Mutter zu suchen. Und Elsbeth hörte sie alle sehr laut und heftig mit einander reden, aber verstand nichts. Und sie zitterte vor großer Angst, und wußte in ihrer Not keinen Rat. Da fiel sie an der Feniterbank auf ihre Kniee und faltete ihre Hände und betete inbrünstig mit thränenvollen Augen zum Himmel, während die andern mit einander stritten. Und als es ihr leichter ums Herz ward und sie aufstand, sah sie draußen den Oswald, begleitet vom Vater und der Mutter, von der Mühle weg ins Dorf gehen.

Das vermehrte ihre Furcht und Angst über die Maßen. Keiner in der Mühle wußte, wohin die Eltern mit dem Oswald gegangen. Sie wußte aber wohl, Oswald war hitzig und aufbrausend, und konnte gegen die Eltern gefehlt haben und mit ihnen vor den Richter gegangen sein, und das war der Löwenwirt! In übergroßem Kummer betete sie viel für Oswald und für sich.

Es war zehn Uhr nachts, da hörte sie draußen Geräusch.

Es kamen Vater und Mutter mit ihrem Oswald. Und Siegfried nahm seine Tochter und sprach: „Elsbeth, du hast also den Oswald lieb?“ — Sie antwortete und sprach: „Kann ich dafür? Ihr hattet ihn ja auch lieb.“ Da legten die Eltern die Hände Oswalds und Elsbeths ineinander und segneten die beiden als ihre Kinder. Elsbeth war ganz erschrocken und wußte nicht, ob sie träume oder wache.

10. Oswald kommt in schlechten Ruf.

Da am folgenden Sonntag in der Kirche der Schulmeister Oswald und Elsbeth als Brautleute von der Kanzel herab verkündet wurden, da rissen die Goldenthaler Bauern ihre Augen gewaltig auf, und die Weiber zischelten einander beständig etwas in die Ohren, und der Löwenwirt ging aus der Kirche wie ein wütender Löwe und schwur, er wolle nicht ruhen, bis er den meineidigen Müller samt seinem ganzen Hause und den Schulmeister zu Grunde gerichtet, aus dem Dorfe vertrieben und alle ins Zuchthaus gebracht hätte oder an den Galgen. Nichtsdestoweniger feierten Oswald und seine Elsbeth nach drei Wochen in der Mühle sehr vergnügt ihre Hochzeit, dem grimmigen Löwen zum Trotz.

Und als die Neuvermählten abends aus der Mühle heimkamen in Oswalds Haus, fiel Elsbeth ihrem Mann um den Hals und sagte: „Ach Gott, wie bin ich so glücklich! Ich kann noch nicht daran glauben, daß alles wahr sei. Und man sagt wohl, es giebt so viel betrübte, übelgeratene Ehen; könnten wir auch wohl beide jemals aufhören, uns lieb zu haben, und könnten wir jemals wünschen, lieber ewig getrennt, als ewig verbunden zu sein?“

Oswald antwortete und sprach: „Wir werden beide mit einander glücklich sein, so lange wir leben auf Erden; aber wir müssen ein dreifaches Gelübde thun. Und so lange wir es redlich halten, wird Eintracht und Segen Gottes in unserer Ehe sein. Von heute an lebst du für mich und ich lebe für dich: und wir wollen nie vor einander das geringste Geheimnis haben, und selbst wenn wir gefehlt haben, es uns einander sogleich offenbaren. Dadurch werden wir manchen Fehltritt und manches Mißverständnis verhüten, das oft schmerzliche Folgen haben kann.

Dann aber wollen wir von unsern häuslichen Sachen niemandem, auch Vater und Mutter nichts offenbaren, daß niemand in unseren Dingen reden könne, oder sich zwischen uns dränge. Nur so gehören wir beide uns ganz an, als wären wir allein in der Welt. Endlich wollen wir niemals gegen einander böse werden und nicht einmal zum Scherz mit einander böse thun; denn aus Neckerei wird oft Ernst, und was man zuweilen thut, daran gewöhnt man sich leicht."

So sprach Oswald. Und beide thaten sich gegenseitig das Gelübde vor Gott. Und wie sie den Bund mit einem Kuß besiegelten, stieg vor dem Hause in nächtlicher Stille ein sanfter, schöner Gesang von vielen Stimmen empor. Das waren Oswalds Schüler und Schülerinnen im Gesang, die doch auch ihrem Lehrer eine Freude machen wollten. Und wie die Neuvermählten am folgenden Morgen aufgestanden waren, sahen sie viele Männer, Weiber und Kinder in der Ferne zusammengelaufen stehen und auf sein Haus schauen und darauf zeigen. Oswald öffnete neugierig das Fenster und sah sein ganzes Haus wunderbar mit Blumenkränzen und Blumenschnüren umhängt und umsponnen. Das hatten in der Nacht still und heimlich seine Schüler und Schülerinnen gethan. Auch die kleinsten Kinder hatten dazu Feld- und Gartenblumen gesammelt. So lange das Dorf Goldenthal auf Erden war, hatte man dergleichen nicht erlebt. Und als Oswald wieder zur Schule ging, kamen am ersten Tage nach seiner Hochzeit alle Kinder, groß und klein, reich und arm, und hatten sich mit Blumensträußen geschmückt, als wäre es ein großer Festtag. Das freute den Oswald und seine junge Frau recht innig, denn das verriet doch gute Herzen, voll Liebe und Erkenntlichkeit. Und sie küßten die Kinder, ließen ihnen Kuchen backen und teilten allen aus.

Im Dorfe aber war viel eitles Geschwätz über die Hochzeit, und jeder hatte seine Meinung darüber. Denn niemand konnte begreifen, daß es dabei mit rechten Dingen zugegangen sein sollte, sintemal unerhört war, daß der reichste Müller im Lande seine schöne Tochter und einzige Erbin einem armen Schulmeister zur Frau gegeben. Um die Elsbeth wurden auch wohl vornehme Herren aus der Stadt gefreit haben, so schön und reich war sie. Man wollte daher gern wissen, warum der Müller einen so einfaltigen Streich gemacht habe. Aber der alte Siegfried lachte

nur, und die Leute brachten von ihm nichts heraus. Auch die Müllerin ward von ihren Gevatterinnen sehr geplagt und geneckt mit dem armen schlechten Schulmeister, und daß man einem hergelaufenen Kerl eine solche Tochter anhänge. Die Müllerin war bei aller Gottesfurcht doch eine stolze Frau. Daher thaten ihr die verächtlichen Reden weh, und als sie darüber einst vor Zorn fast weinte, sagte sie zur Adlerwirtin heftig: „Schweigt mit euerm dummen Geschwätz: ihr wisset so viel als nichts. Der Oswald könnte wohl den Adlerwirt und den Kreuzwirt auskaufen. Er hat mehr, als man glaubt; das habe ich mit meinen leiblichen Augen gesehen. Wenn ich nur reden dürfte, ich könnte euch Dinge sagen, ihr solltet Maul und Nase aufsperren.“ So sprach sie und schwieg plötzlich, und war verdrießlich, daß sie im Zorn mit etwas herausgeplatzt war, was sie verschweigen wollte. Auch erfuhr die Adlerwirtin weiter nichts und mußte noch dazu versprechen, es keinem wieder zu sagen.

Die Adlerwirtin sagte es auch niemandem, als ihrer Schwester und ihrem Manne, die vorher geloben mußten, es als Geheimnis bei sich zu behalten. Aber sie erklärte die Reden der Müllerin so, als habe diese mit leiblichen Augen ganze Haufen Goldes und Silbers beim Oswald gesehen; und Oswald könne, wenn er wolle, mit seinem Gelde das ganze Dorf kaufen; und es gingen im Hause Oswalds manchmal Dinge vor, daß, wenn man sie sagen dürfte, den Leuten die Haare zu Berge stehen würden. Dem Adlerwirt und seiner Schwägerin, als sie dies hörten, standen vor Entsetzen wirklich schon die Haare zu Berge und sie konnten nichts anders, und vertrauten das Geheimnis nur einigen ihrer besten Freunde.

Nach wenigen Tagen wußten alle Leute in Goldenthal weit mehr, als die Müllerin gesagt hatte. Da hieß es, der Oswald stehe mit dem Fürsten der Hölle im Bündnis; dem habe er mit eigenem Blute seine arme Seele verschrieben. Noch dreißig Jahre lang solle der Böse den Willen des Schulmeisters thun; am Ende des letzten Jahres werde der Teufel Oswalds Seele in der heiligen Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr holen, und dem Unglücklichen den Kopf umdrehen, daß das Antlitz im Nacken stehen bleibe. Der Schulmeister habe Gold, so viel er begehre, und der schönen Elsbeth habe er einen Liebestrank beigebracht, daran sie entweder hätte rasend werden und jämmerlich sterben, oder ihn heiraten müssen. Ferner, der Oswald könne Geister bannen, Schätze heben,

das Fieber besprechen, den Kühen es anthun, daß sie blaue Milch oder wohl gar Blut geben müßten; er könne das Feuer bannen, sich stich- und kugelfest machen, auf einem Besen durch die Luft reiten und viele andere Dinge mehr. Das habe er alles aus gefährlichen Büchern gelernt; er habe Doktor Fausts Höllenzwang, Kaiser Caroli Halsgerichtsordnung und das Buch von Salomonis Siegelring.

Von diesem Augenblick an fürchteten sich die Leute in Goldenthal vor dem Schulmeister entsetzlich. Keiner that ihm etwas zu leid, aus Angst vor Oswalds Rache und höllischem Bundesgenossen. Sogar der grimmige Löwenwirt unterstand sich nicht, ihm oder dem Müller etwas in den Weg zu legen. Manche Leute schlugen heimlich ein Kreuz, wenn sie dem Oswald von ungefähr begegneten.

11. Elsbeth steht in gutem Ruf.

Wenn aber die jungen Leute des Dorfs der Elsbeth begegneten, die da blühte wie eine Rose, schlug keiner vor ihr ein Kreuz, sondern jeder nickte ihr den freundlichsten guten Tag! und wenn sie vorbei war, blieb wohl mancher gar still stehen und sah ihr nach. Denn Elsbeth war eine schöne Frau, und sie schien mit jedem Tage schöner zu werden, daß sich selbst die Mädchen in Goldenthal darüber verwunderten. Dennoch war sie nicht kostbarer gekleidet oder geputzter, als andere Frauen waren. Aber man mochte sie sehen Sonntags oder Werktags, morgens oder abends, sie war immer, als wollte sie zum Tanz gehen. Sie arbeitete in der Sonnenhitze, auf dem Feld und im Garten; sie ging in den Stall und besorgte Kuh und Schwein; sie trug Gemüs und Eier zum Verkauf in die Stadt — und dabei war sie allzeit sauber und zierlich, und kein Fleck an ihren Kleidern.

„Ich glaube beinahe, die kann auch schon hexen!“ sagte die Löwenwirtin, indem sie eine Prise Schnupftabak nahm und sich die Nase mit dem Ärmel wischte.

„Ja wohl!“ sagten die jungen Leute: „Die kann es. Wenn Elsbeth nicht schon verheiratet wäre, so würde sie uns allen das Herz aus dem Leibe hexen, so schön ist sie!“

5f Doktor Fausts Höllenzwang, Kaiser Caroli Halsgerichtsordnung und das Buch von Salomonis Siegelring. Das erste und dritte Buch sind Zauberbücher (vgl. Peter, Litt der Faustsage).

Und die verheirateten Männer im Dorfe verfuhren oft gar grob mit ihren Weibern, und gaben ihnen Schmähworte und Ohrfeigen, daß sie nicht auch so schön geblieben wären, wie die Schulmeisterin! Dann heulten die Weiber und fluchten und schworen, und zerkratzten ihren Männern das Gesicht mit den langgewachsenen Nägelkrallen.

Zwei Mädchen, welche Elsbeths Freundinnen waren und bald Hochzeit machen wollten, kamen zu Elsbeth und sprachen: „Du bist nun schon Jahr und Tag eine Frau, und bist so hübsch wie eine Jungfrau. Und alle Männer bewundern dich, und alle Weiber müssen dich beneiden. O Elsbeth, sage uns an, wie du das machest. Denn siehe, du weißt es, sobald bei uns eine Tochter einen Mann hat, wird sie häßlich und wüst, und die Liebe hört auf. So ist es nicht bei dir."

Die junge Schulmeisterin antwortete und sprach: „Ich will es euch sagen. Die Weiber haben allein die Schuld. So lange sie Jungfrauen sind und den jungen Burschen gefallen wollen, schmücken sie sich, und alles Geld, was sie haben und verdienen, stecken sie in neuen Putz. Da sind sie sauber und glatt, daß ihre Stirn glänzt an der Sonne, und ihre Haare sind wie gemalt. Haben sie endlich einen Mann, so denken sie nicht mehr daran, gefallen zu wollen. Da gehen sie des Morgens lange umher mit Stroh und Bettfedern im ungekämmten Haar; vergessen, sich jedesmal zu waschen, wenn sie unrein wurden, und denken, wenn sie recht wüst kommen, das stehe einer Frau gut, und man sehe ihr an, daß sie viel hantiere. Dann muß gespart werden, der Mann braucht Geld, und man kann es nicht mehr, wie als Tochter, in allerlei Putzkram stecken. Das Gewand wird alt und beschmiert und schadhaft; das Ausbessern kostet zu viel Geld, und Selbermachen hat keine gelernt. So gewöhnt man sich an Lumperei und Sudelei, und die Frau wird vom Unflat entstellt und wüst, weil sie nichts mehr auf sich hält. Und sie wird endlich dem Manne selbst gleichgültig oder zum Ekel, und dann kommt der Unfriede ins Haus, sobald die Frau mit Löchern in den Strümpfen geht."

Die Mädchen sprachen: „Elsbeth, du hast wohl recht."

Die junge Schulmeisterin sagte: „Als ich den Oswald nahm, dachte ich sogleich darauf, wie ich ihm beständig gefallen könne, denn ich hatte ihn gar lieb. Und ich nahm mir vor, noch mehr

auf mich selber zu halten, als zuvor, und nie vor seinen Augen zu erscheinen, als gewaschen und zierlich, allezeit mit unbeflecktem Gewand. Darum nahm ich sorgfältig meine Kleider in acht, und in meinem Stall, Küche und Keller mußte es mir so sauber sein, als in einer Stube. Der geringste Fleck in meinem Anzuge mußte sogleich ausgemacht werden. So blieben meine Kleider immer wie neu, und ich selber blieb darin meinem Manne alle Tage neu."

Die Mädchen sprachen: „Aber, Elsbeth, die Zeit zerreißt endlich auch das sauberste Gewand; woher ein neues anschaffen, wenn der Mann kein Geld giebt?"

Elsbeth antwortete: „Ich gebrauche weniger Geld zu Kleidern, als andere. Denn ich bessere sogleich selber mit wenigen Nadelstichen das kleinste Loch aus, damit es nicht größer werde. So kostet es nichts, als Faden und Zwirn. Andere aber tragen ihr Zeug, bis es alt ist, und lassen daran, was schadhaft ist; dann wird aus dem kleinen Loch ein großes, und in kurzer Zeit wird alles zu Fetzen, und man muß neues Gewand kaufen, während ich immerfort mein altes trage und damit viel Geld erspare. Hausfrauen, die nicht flicken und nähen können, verschwenden viel Geld, und gehen doch, wie aus dem Kot gezogen."

Als Elsbeth solche Worte redete, wurden die beiden Mädchen rot, und fingen an zu weinen und sprachen: „Wir haben nicht so sauber nähen und flicken gelernt, wie du. Das wird uns viel Schaden im Hause bringen, und wir sehen viel Leiden voraus, und wir können es nicht ändern." Und die Mädchen gingen traurig weg.

Darauf erzählte Elsbeth ihrem Manne das Gespräch mit den Freundinnen, und sagte: „Sie wolle beide nähen und flicken lernen, denn es erbarme sie, wenn die Mädchen sollen unglücklich werden."

Oswald drückte seine gute Frau an sein Herz und sprach: „Damit wirst du dir einen Segen Gottes verdienen und selber ein Segen dieses Hauses werden. Nicht nur die beiden Mädchen lehre, sondern alle, die von dir lernen wollen. Viele Haushaltungen im Dorfe werden arm und elend bei aller Arbeit und Mühe, weil die Weiber nicht die rechte Hausfrauenkunst verstehen. Sie verstehen nicht, ihre Garten mit allerlei gesundem Gemüse zu bepflanzen, damit sie Abwechslung in den Speisen haben, was

die Gesundheit befördert. Sie verstehen nicht, ihre Speisen in der Küche gut zu kochen und sie mit wenigem schmackhaft zu machen. Wollen sie einmal gut kochen, thun sie viel Speck, Fett, Schmalz und Öl an, und kostet viel, und wird doch nichts Rechtes, sondern ein ungesundes Essen. Die schlechte Nahrung setzt schlechtes Blut ab und böse Säfte. Davon kommen Krankheiten, die kosten viel Geld, und mit dem Arbeiten geht es bei kränklichen Leuten schlecht. — Eben so ist's mit den Kleidern. In den Dörfern sind wohl Näherinnen, aber weil sie mit dem Nähen ihr Geld verdienen, hüten sie sich wohl, andere anzuweisen. Die nun nicht flicken und nähen können, gehen mit Löchern in Ärmeln und Strümpfen, oder so grob geflickt, daß das Geflickte ärger da steht, als das Zerrissene. Immer muß bald wieder neues angeschafft werden; das kostet viel Geld und macht arm. Es ist wohl himmelschreiend, daß nicht in jedem Dorfe wenigstens eine brave verständige Frau ist, eine Pfarrerin oder Haushälterin des Pfarrers, eine Ammannsfrau oder eine Müllerin, oder eine, die das Kochen und Gärtnen, das Nähen und Flicken versteht und unentgeltlich die Bauerntöchter unterrichtet. Das würde viel Geld und Wohlstand im Dorfe behalten und viel frohe, glückselige Ehen machen. — Elsbeth, geh, verdiene dir einen großen Gotteslohn!"

So sprach Oswald.

Und alsbald ließ Elsbeth freudig ihre zwei Freundinnen kommen, und zeigte ihnen alle Tage in einer Feierabendstunde die Kunst, beim Nähen des Weißzeuges feine, gleichmäßige Stiche zu machen, abgeriebene oder schadhafte Stellen der Kleider, oder Risse in denselben so säuberlich zu vernähen, daß man den Schaden kaum sah. Sie lehrte sie, Hemden für Männer, Weiber und Kinder zuschneiden, mit möglichster Benutzung der Länge und Breite der Leinwand, daß es nicht viel Abfall gab; ebenso Strümpfe aus Wolle und Baumwolle stricken, mit zierlichen Zwickeln, oder die Löcher darin unsichtbar machen. Sie führte sie im Haus umher; da war beständig aufgeräumt, denn alles hatte seinen Platz; und wer etwas gebrauchte, legte es sogleich wieder an den Platz, wohin es gehörte. Und sie führte sie in den Stall und Keller; da war es reinlich und trocken, und weil man immer gern säuberte, war nie auf einmal viel zu thun. Und sie führte sie in den Garten und lehrte sie allerlei Küchenkräuter säen und setzen, und wenn sie reif waren, wie man sie bewahren und benutzen

könne zu schmackhafter Nahrung. Und sie führte sie in die Küche, und lehrte sie die Speisen sauber und reinlich bereiten, und kochen mit wenigem Fett und einfacher Zuthat, daß dennoch alles sehr angenehm, nahrhaft und gesund ward. Zuweilen wurde sogar ein Braten gemacht und kostete wenig. Elsbeth hatte von der Mutter gelernt, in der Geschwindigkeit allerlei Suppen bereiten und das Fleisch auf allerlei Weise zurichten, und für den Winter Bohnen, Sauerkraut, Kohl, Gurken und anderes Gewächs einmachen.

Die beiden Mädchen wunderten sich sehr, denn sie hatten dergleichen bei ihren Müttern nie gesehen, und freuten sich, wenn sie Hochzeit gehabt hätten, wie sie ihren Männern gütlich thun wollten, ohne daß es mehr kostete, als sonst.

Da sie nun andern Mädchen sagten, was sie bei der Schulmeisterin alles erfuhren und lernten, und wie sie ganz wie die Elsbeth werden wollten, kam von den andern Mädchen eines um das andere zur Elsbeth und bat, ebenfalls ein wenig unterrichtet zu werden. — Zuletzt ward es bei der Elsbeth wie eine wahre Schule. Denn weil Elsbeth allen jungen Männern gefiel, wollten alle Mädchen wie Elsbeth werden.

Oswalds Frau hatte wohl anfangs dabei etwas Mühe, hintennach aber befand sie sich gar wohl dabei. Denn nun hatte sie viel Hilfe im Garten und Stall, und andere mußten für sie zuweilen kochen, und andere für sie feines Zeug nähen, wenn es sonst nichts zu thun gab. Und man sah es schon im folgenden Jahr vielen Gärten bei den Häusern im Dorfe an, daß da neue Ordnung hineingekommen sei. Und eine Nachbarin schaute der andern über den Hag, und sah, was sie pflanze, oder säe, und wie sie es mache, und bettelte um Setzlinge oder Samen. Danach, wie der Sommer und Herbst kam, trugen viele Bauernweiber vom Überfluß ihres schönen Gemüses zum Verkauf in die Stadt, und brachten schönes Geld wieder nach Hause. Das machte allen große Freude, nur denen nicht, die es nicht so hatten. Die gingen denn auch zur Elsbeth und fragten um dies und das. Und Elsbeth gab guten Rat und alles, was sie wußte, und, seitdem sie unterrichtete, noch selber mehr gelernt hatte. Sie that das sehr gern, denn sie war herzgut, und Worte sind ja nicht so kostbar, zumal jungen Weibern.

Das erwarb der Schulmeisterin viel Liebe und angenehmen

Ruf, und jedermann lebte ihr zu Gefallen. Und alle Welt im Dorfe hatte rechtes Mitleiden mit der hübschen, guten Frau, daß sie den Oswald zum Manne habe, weil er doch in die Hölle müsse. Denn man wußte wohl, er sei ein Hexenmeister, der böse Künste treibe und mit Leib und Seele verloren gehe.

12. Wie der Löwenwirt auf die Nase fällt, und was sich weiter begeben hat.

Oswald mochte es anstellen, wie er wollte, man legte ihm alles übel aus. Wenn er die Kinder lehrte, daß es keine Gespenster gäbe, sondern daß das nur Einbildungen furchtsamer und abergläubiger Leute wären, so sagte man im Dorfe, er glaube weder einen Gott noch einen Teufel. Oder wenn er den Kindern in der Schule die giftigen Pflanzen aus Feldern und Wäldern zeigte, damit sie solche kennen und sich vor dem Genuß der Beeren und Wurzeln hüten lernten, so sagte man im Dorfe, er wolle die Kinder Giftmischerei treiben lehren. Besonders lauerte ihm der Löwenwirt Brenzel auf, und sammelte sorgfältig alle böse Reden über Oswald.

Als er endlich genug wußte, sprach er: „Ich weiß genug, um ihm den Hals zu brechen. Er muß vor Gericht, und seine eigene Schwiegermutter, die Müllerin, soll wider ihn zeugen und vor Gericht bekennen, was sie von ihm weiß. Als Vorsteher ist es meine Pflicht, zu reden. Ich kann das nicht länger dulden, ohne verantwortlich zu werden."

Also machte er sich eines Sonntags auf und legte seine Staatskleider an, setzte den dreieckigen Hut recht majestätisch auf, nahm das spanische Rohr mit dem silbernen Knopf, und ging mit breiten Schritten zum Dorfe hinaus nach der Stadt. Er sagte aber keinem Menschen ein Wort davon, daß er im Sinne habe, dem Oswald bei der hohen Obrigkeit böses Spiel zu machen. Denn er fürchtete, wenn der Hexenmeister Wind davon bekäme, er könne ihm Schaden zufügen, ehe er noch zur Stadt gelangt wäre.

Und wie er auf der Landstraße allein ging, sprach er im Eifer laut mit sich selber, als wenn er schon vor einem Herrn Ratsherrn stände; und er lief dabei immer schneller, und fuhr im Zorn bald mit der rechten, bald mit der linken Hand in der Luft

herum, wie ein Pfarrer auf der Kanzel. Bei diesem Eifer kam ihm im Laufe der lange Stock zwischen die Beine, also daß er stolperte und über den Stock auf den Erdboden fiel. Der Hut flog weit hinweg, die Nase schlug sich platt, und seine Beine stiegen hoch aufwärts, als wollte er gar auf dem Kopfe stehen. Er stand ächzend und fluchend auf, und nahm seinen Hut aus dem Staube. An seiner Stirn aber schwoll eine Beule, als wollte ein Horn hervorwachsen, und seine blutende Nase ward blau, wie eine dicke Pflaume. „Das hat mir gewiß der Oswald angethan!" dachte er, und fürchtete sich, weiter zu gehen, damit ihm nichts Schlimmeres begegne.

Indem er noch mit dem Schnupftuch das Blut von der Nase wischte, kam die Straße daher in vollem Galopp ein Herr zu Pferde, Hut und Rock mit goldenen Tressen besetzt. Der hielt vor dem Löwenwirt still und fragte hastig: „Wohnt dort im Dorfe ein gewisser Herr Oswald, und ist er zu Hause?"

Der Löwenwirt sprach: „Ja, warum denn?"

Der Fremde rief: „Der Erbprinz will ihn besuchen!" — So sprach der Fremde und jagte davon nach Goldenthal.

Der Löwenwirt sperrte vor Verwunderung Maul und Nase auf und sagte: „Wa — wa — was? Der Erbprinz? Ein Prinz zu dem Oswald?"

Wie er dies sagte: fuhr im Galopp ein prächtiger Wagen mit sechs Pferden daher, schöne Bediente vorn und hinten auf. Darin saß ein junger Herr im blauen Überrock, der hatte auf der Brust einen silbernen Stern. Der Wagen fuhr vorbei nach Goldenthal.

„Der Blitz und der Hagel!" schrie Brenzel. „Der Prinz will gewiß bei mir einkehren. Ich bin nicht zu Hause, und nun fährt er zum Adler!" Brenzel lief, was er konnte, ins Dorf zurück. Da geriet ihm abermals im vollen Sprung der lange Stock zwischen die langen Beine, daß er wiederum zu Boden fiel wie ein Baum. Alle Rippen krachten ihm im Leibe, und seine Staatskleider waren häßlich gesalbt. Er hinkte fluchend und langsam zum Dorfe. Da er vor seinem Hause keinen Wagen sah, ward er voll Gift und Galle, denn er dachte, der Prinz sei beim Adlerwirt Kreidemann eingekehrt. Er hinkte also weiter, aber sah auch keinen Wagen beim Adler. So ging er in sein Haus zurück, und keine Seele war darin. Er legte andere Kleider an und

wusch sich das Gesicht, und erschrak, wie er sich mit der faustdicken Nase und gehörnten Stirn im Spiegel erblickte, wiewohl man im Spiegel wegen des Fliegenkotes nicht viel sah. Nun wetterte er wie ein grimmiger Löwe auf seine Leute, die alle davongelaufen waren. Da kam die Magd ganz odemlos und rief: „Herr, beim Schulmeister ist ein lebendiger Kaiser angekommen, oder wohl gar ein König! Das ganze Dorf ist vor Schulmeisters Haus zusammengelaufen."

Brenzel wußte nicht, was thun; ging endlich aber doch hinaus vor Schulmeisters Haus zu den Leuten. Es war eine Pracht, den kostbaren Wagen, die schönen Pferde und Bedienten zu sehen. Nach einer halben Stunde kam der Erbprinz aus der Hausthür, und hatte Oswalden an der einen und Elsbethen an der andern Hand, und war gar freundlich mit ihnen. Und wie er in den Wagen gestiegen war, reichte er ihnen beiden noch einmal freundlich die Hand zum Abschiede, und dann fuhr er im sausenden Galopp davon, Reiter voraus. Alle Bauern hatten die Hüte ab und vor Erstaunen das Maul auf.

Nun war's im ganzen Dorfe ausgemacht, der Schulmeister könne mehr, als Brot essen. Ein Prinz komme zu keinem Dorfschulmeister, bloß um ihn zu besuchen, und sei um nichts und wieder nichts so freundlich mit ihm gewesen. Große Herren brauchen viel Geld, und dazu brauchen sie Schatzgräber, Goldmacher und dergleichen. Große Herren seien nicht immer die Frömmsten, das wisse man wohl, und machen sich nichts daraus, wenn sie schlimm aus der Welt gehen, sobald sie nur gut in der Welt leben können.

Diese und andere Reden gingen von der Zeit an im Dorfe und vielen verlumpten und verarmten Bauern im Kopfe herum. Und viele wurden vertraulicher und sprachen einer zum andern: „Wüßte ich nur, wie es anfangen, ich machte mir nichts daraus. Ich verschriebe mich noch heute dem Teufel, wenn's sein müßte, wäre ich nur meine Schulden los und hätte Geld genug vollauf. Ich wollte es ganz anders machen, wie der Schulmeister. Der Schulmeister ist ein dummer Teufel, daß er hier im Dorfe wohnt und lebt wie unsereins. Ich führe, wie der Erbprinz, mit sechs Pferden, Bedienten und Sternen, und hätte die Küche voll Braten, den Keller voll Wein. Ja noch heute gäb' ich meine arme Seele drum."

Solche ruchlose Reden führten die Leute ohne Scheu, Reichtum verdirbt das Herz, aber die Armut verdirbt es nicht weniger. Und wenn Armut, Dummheit und böse Lüste beisammen sind, ist des Teufels Kleeblatt fertig. So ist es in manchem Dorfe, und so war es leider auch in Goldenthal.

13. Der Goldmacher-Bund.

Oswald wunderte sich nicht wenig, wie von nun an bald dieser bald jener zu ihm kam, heimlich mit ihm sprechen wollte, und dann mit der gottlosen Sprache herausrückte und sagte: „Oswald, du kannst Gold machen, das ganze Dorf weiß es. Lehre mich es auch. Du verstehst die schwarze Kunst. Wenn der Teufel erscheint, ich will mich gar nicht fürchten. Wenn er die Unterschrift mit meinem Blute verlangt, ich will mich ihm mit Leib und Seele verschreiben. Siehst du, es thut mir not, sonst thät ich's nicht."

Lange wußte Oswald nicht, was er zu der Verderbtheit dieser Menschen sagen sollte. Da ihrer endlich aber immer mehr kamen, und nicht mit Bitten nachließen, beschied er alle, doch jeden einzeln, auf eine und dieselbe Mitternachtsstunde zu sich.

Und alle kamen in der finstern Nacht, die er ihnen angesagt, zu seinem Hause geschlichen, sobald es im Turm der Dorfkirche elf Uhr geschlagen. Er führte jeden, wie er ankam, schweigend in eine finstere Stube. Es waren ihrer zweiunddreißig Hausväter. Jeder erschrak entsetzlich, wenn er in der Dunkelheit an den andern stieß und etwas Lebendiges neben sich spürte. Denn keiner wußte von den übrigen. Vielen floß der Angstschweiß vom Gesicht, und einige hatten so große Furcht, daß sie gern wieder davongelaufen wären. Aber sie zitterten, es könne ihnen dann das Lebenslicht ausgeblasen werden.

So standen sie eine Stunde in tiefer Stille und Angst und wagten kaum zu atmen. Da schlug es im Turm zwölf Uhr. Und mit dem letzten Glockenschlage ging abermals die Thür auf. Es trat ein Offizier herein, prächtig gekleidet, mit hohem Federbusch und langem Säbel, auf der Brust einen Orden. Der trug in den Händen zwei brennende Kerzen, die setzte er vor ihnen auf den Tisch. Als nun alle sich einander erkannten, schämten sie sich erst vor einander; denn sie merkten, daß sie alle aus

gleicher Absicht gekommen wären. Und sie sahen wieder auf den glänzenden Offizier, den sie für den bösen Geist hielten; aber sie erkannten in ihm den leibhaften Oswald.

Oswald hatte ein ernstvolles Gesicht und sprach: „Seht mich nur an, ihr Unglücklichen; nun erkennet ihr, wer ich bin. Ich treibe keine schwarze Kunst, ich halte es mit Gott. Ihr aber seid längst von Gott abgefallen; ihr habt gesoffen und geschwelgt; ihr habt betrogen und gelogen; ihr habt gestohlen und verraten; ihr habt gespielt und Weib und Kind vergessen; ihr habt Teufelei getrieben und Teufelswerk. Darum seid ihr arm und verzweifelt geworden. Ehrlichkeit aber währet am längsten, Gottesfurcht macht reich. In Gottes Wegen ist Gottes Segen. Ich will nicht reich sein, aber ich bin nicht arm. Wollt ihr es nun haben, wie ich, so machet es, wie ich."

So sprach Oswald, und zog einen grünen Beutel hervor und leerte ihn auf dem Tisch aus. Da fielen klingelnd eitel schöne Goldmünzen auf den Tisch, und rollten umher und verblendeten die Augen. Die Bauern hatten in ihrem Leben so viel Gold nicht beisammen erblickt. Ihre Herzen schlugen gewaltig.

Oswald aber that den Mund auf und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, das hier macht mich nicht glücklich; aber die Weisheit macht glücklich, mit der man dies Gold erwirbt und benutzt. Ihr seid zu mir gekommen, ich solle euch die Kunst lehren, Gold zu machen. Ich will euch diese Kunst lehren. Sie ist die beste Weisheit des Lebens, und mehr als das Gold selbst wert. Habt ihr die Weisheit, so werdet ihr das Gold haben, und es nicht mehr hochachten. Aber ihr kommt nicht zu dem Glücke, ohne vorher geprüft worden zu sein. Und die Zeit der Prüfung währt sieben Jahre und sieben Wochen. Wer ausharrt bis ans Ende, wird Freuden über Freuden ernten. Wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfüllt ist, wird jeder von euch mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen. Die Prüfung aber ist dem Gottlosen schwer und dem Sünder hart. Denn er muß sein ganzes Herz umkehren und ein neuer Mensch werden."

Die zweiunddreißig Hausväter hörten in banger Stille die Worte Oswalds. Sie betrachteten ihn alle mit starren Augen.

„Wer von euch," sprach Oswald, „die sieben Jahre und sieben Wochen der Prüfung bestehen will, kann bleiben. Wer sich fürchtet oder im Glauben wankt, gehe fort von hier." Keiner ging.

„Wohlan," rief Oswald, „so müsset ihr mir vor dem allgegenwärtigen Gott sieben Gelübde geloben, und solche während sieben Jahren getreu halten.

Erstens: Ihr müsset sieben Jahre und sieben Wochen lang alle Wirtshäuser meiden, aber desto fleißiger zur Kirche gehen und Gottes Wort hören, und danach thun.

Zweitens: Sieben Jahre und sieben Wochen lang keine Karten, keine Würfel berühren und nichts, womit man um Geld spielt.

Drittens: Sieben Jahre und sieben Wochen darf kein Fluch, kein Scheltwort aus euerm Munde gehen, auch keine Bosheit, Lästerung und unwahre Rede.

Viertens: Sieben Jahre und sieben Wochen muß euer Tagewerk Gebet und Arbeit sein. Morgens und abends sollet ihr feierlich mit Weib und Kindern auf die Kniee fallen, zu Gott beten, eure Sünden bereuen. Eure Arbeit sollet ihr mit Fleiß und Treue verrichten, keine Schulden mehr machen.

Fünftens: Wer binnen sieben Jahren und sieben Wochen sich mit Wein und Branntwein ein einziges Mal berauscht und vergeht, ist aus unserer Gemeinschaft verstoßen.

Sechstens: Auf dem Acker, welchen ihr bauet, soll kein Unkraut wachsen, in euern Wohnungen kein Unflat liegen. Eure Hütten und die Ställe des Viehes und alles Geräte, so ihr habet, soll von Reinlichkeit glänzen. Daran werde ich euch erkennen.

Siebentens: Euer Leib soll sein ein Tempel Gottes, darum keusch, züchtig und ehrbar, auch von aller Unreinlichkeit frei an Haut, Haar und Gewand. So auch bei Kindern. Das soll unser Zeichen sein.

Wer nun diese Gelübde geloben und halten will, der trete hervor und reiche mir die Hand zum Bunde. Dem Schwachen wollen wir helfen."

Als Oswald so gesprochen hatte, traten die Zweiunddreißig einer nach dem andern hervor, jeder reichte dem Oswald die Hand über den Tisch voller Gold und sprach: „Ich will!"

„So gehet denn heim in Frieden und wendet euch noch vor Schlafengehen im Gebet zu Gott, daß er euch Stärke verleihe, das Gelübde zu halten. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn die Zeit erfüllt ist, wird jeder mehr Gold auf seinen Tisch werfen, als eure Augen hier sehen!" — So sprach Oswald, und ermahnte die Leute, von allem, was sie diese Nacht gesehen und gehört

hätten, keinem Menschen etwas zu verraten, ja sogar untereinander selbst nie von dem zu reden, noch auf das zu deuten, was diese Nacht angehe.

Damit entfernten sich die Zweiunddreißig in großer Stille. Unterwegs sprach keiner mit dem andern ein Wort. So voll waren sie von allem dem Wunderbaren, das sie vernommen hatten. Sie hatten ganz andere Dinge erwartet zu erleben, und gerade das Gegenteil erfahren. Mancher, wenn er an die Gelübde dachte, fühlte zwar Bangigkeit, denn sie waren auch gar zu streng. Aber das Geheimnisvolle, und die sieben Jahre und sieben Wochen, und die Reden des Oswalds, und der Tisch voll Goldes, und der prächtige Offizier mit dem Orden auf der Brust; und die schwarze Mitternachtsstunde — das konnte keiner wieder vergessen, und es war wie ein seltsamer Traum.

---

14. Die Leute verwunderten sich sehr.

„Was giebt's denn, Velten? Kaspar, was giebt's denn?" fragte der alte lahme Wächter, als er am andern Tage durch das Dorf entlang ging: „Was giebt's denn? Kommt wieder ein Prinz oder Kaiser, oder gar der Bürgermeister aus der Stadt? Was ist denn los, daß ihr so aufputzet?" So fragte er, und man lachte.

Es fiel aber wirklich vielen Menschen auf und war in vielen Häusern ein sonderbares Leben. Da wurden Fenster gewaschen, Fußboden gescheuert, Thüren gesäubert, Tische, Schemel und Bänke gefegt. Wohin man kam, bald hie, bald da, sah es aus, als würden vornehme Gäste erwartet. Sogar vor den Häusern wurde alles in Ordnung gebracht, Schutt und Unflat auf die Seite geschafft, und allem, was herumlag, ein besserer Ort gegeben. Die zweiunddreißig Hausväter wußten es wohl, sagten aber nichts. Denn sie dachten: in sieben Jahren haben wir alle Kisten und Kasten voll Geld.

Als Oswald die Geschäftigkeit der armen Leute sah, sprach er zur Elsbeth: „Ich weiß nicht, ob ich darüber traurig werden oder lachen soll. Denn siehe, was diese Leute nicht aus eigenem Gefühl, nicht aus Liebe zu Weib und Kind, nicht aus Liebe zu Gott, nicht aus Not und Überzeugung früher gethan haben, das

thun sie jetzt aus abergläubiger Furcht und Hoffnung. Wie thöricht sind doch die Menschenkinder! — Aber sie sollen durch den Aberglauben zur Erkenntnis der Wahrheit, und durch ihre Verderbtheit zur Rechtschaffenheit eingehen."

Die Verwunderung im Dorfe ward aber von Woche zu Woche größer. Denn die Wirtshäuser wurden fast leer. Sonntags hörte man auf der Kegelbahn weder Kegel, noch Flüche, noch Gelächter. Kartenspiel und Würfel rührte fast keiner mehr an. Den Wirten ward im Keller das Bier sauer, weil es keiner trank. Von Wein und Branntwein hatten sie nur geringen Absatz. Die meisten Leute blieben daheim bei Frau und Kindern, oder gingen auf die Felder und besahen ihre wenigen Äcker und berieten, was in der Woche daran noch zu machen und zu bessern sei. Die, welche vormals zu den lustigen Brüdern gehörten, thaten jetzt gar ernsthaft und altklug; die, welche sonst ein wüstes Leben führten, waren in der Kirche sehr andächtig. Die, welche sonst gern herumlungerten und müßig gingen, waren jetzt vom Morgen bis zum Abend an der Arbeit, im Taglohn oder auf ihren Feldern.

Der Adlerwirt, wenn er Sonntags seine leeren Bänke und Tische beschauete, brach fast vor Wehmut in Thränen aus. „Sind denn die Leute alle verrückt geworden im Kopf?" schrie er. „Was für ein Kuckuck ist ihnen in den Leib gefahren? Das kann nicht so gehen. Dabei kann kein Ehrenmann länger bestehen. Es muß im Dorfe andere Ordnung werden. Das ist schändliche Ordnung!"

Der Gemeindsvorsteher Brenzel sagte: „Wenn das Unwesen so fortgeht, muß ich die Wirtschaft aufgeben. Aber ich merk' es wohl, das ist ein infames Komplott gegen mich. Man will mich zu Grunde richten. Aber ehe das geschieht, soll das Dorf zu Grunde gehen. Wenn ich nur dahinter kommen könnte, wer diese Teufelej angerichtet hätte!"

Sogar dem Herrn Pfarrer war die Sache aufgefallen. Er rechnete nach und fand, daß die Änderung so vieler Menschen angefangen hatte seit dem Sonntag, da er eine sehr lange Predigt über die christliche Wiedergeburt durch den Glauben gehalten hatte. Er meinte, damit habe er alles ausgerichtet, und sagte es auch. Nun aber verfolgten ihn seit der Zeit die Gemeindsvorsteher wo sie konnten, und die Wirte spielten ihm allerlei böse Streiche rückwärts und gingen fast gar nicht mehr zur Kirche

Der Adlerwirt, um sein saures Bier anzubringen, verkaufte

es um halben Preis; er schwefelte seinen Wein und machte ihn süß, und bezahlte alle Sonntage Spielleute, die mußten lustig aufspielen. Aber von den zweiunddreißig Hausvätern, ihren Söhnen und Töchtern kam niemand.

Der Löwenwirt suchte gleichfalls seine Kunden wieder an sich zu locken, that freundlich, schenkte manchem umsonst ein, und fragte: „Warum kommst du gar nicht mehr zu trinken?“ — Sie antworteten: „Wir haben kein Geld!“ — Dann rief er: „Ei, Dummheit! Ihr wisset ja, ich bin so streng nicht und borge schon. Ihr seid mir lange gut genug.“ — Aber die Leute kamen doch nicht.

Da geriet der grimmige Löwe in Wut und sprach: „Wenn ihr mir's so macht, will ich euch auch die Faust zeigen, ihr sollt an den Löwenwirt Brenzel glauben lernen!“

---

15. Die Schuldbücher werden aufgethan. Die Sparkasse und die Garküche.

Nun schlich bald der eine, bald der andere von den armen Leuten, die zum Goldmacher-Bund gehörten, in das Haus des Schulmeisters und klagte seine Not und sprach: „Siehe, Oswald, meine Gelübde, so schwer sie sind, halte ich sie doch pünktlich. Nun ist's ein halbes Jahr, ich bete und arbeite. Nun ist's ein halbes Jahr, ich spiele, saufe, fluche und zanke nicht mehr. Mein Haus ist schön säuberlich, Weib und Kind gehen reinlich. Keiner kann über mich klagen. Aber die Ortsvorsteher plagen mich auf allerlei Weise. Ich bin dem und diesem von ihnen schuldig. Nun drohen sie, mich aus meinem Hause zu treiben, wenn ich ihnen nicht zahle oder nicht bei ihnen trinke. Hilf mir, Oswald, sonst kann ich das Gelübde nicht halten. In sechs und einem halben Jahr habe ich Geld vollauf, strecke mir eine Summe vor, ich will sie dir dann wieder zahlen.“

Oswald antwortete: „Das vierte Gelübde heißt: Beten, arbeiten, keine Schulden mehr machen. Ich darf dir also kein Geld borgen. Aber laß sehen, wem und wie viel du schuldig bist: dann wollen wir nachdenken, wie wir aus der Not kommen.“

So sprach er, nahm Schreibfeder und Papier, setzte sich hin und schrieb das auf, was man ihm antwortete, wenn er fragte. Er fragte aber jeden einzeln: „Wem bist du schuldig? Wie viel

und mit welchem Zins? Wofür hast du die Schuld gemacht und hast du Unterpfand gegeben?"

Nachdem er die ganze Schuldsumme des Mannes kannte, fragte er wieder: „Womit willst du bezahlen? Wie viel kannst du, oder können Weib und Kind in der Woche mit Taglohn verdienen? Wie viel Land und Vieh hast du, und was kannst du wohl gewöhnlich in mittleren Jahren von dem verkaufen, was du erntest? Wie ernährst du dich mit den Deinigen? Was braucht ihr zur Nahrung in einer Woche, in einem Tage? Wie steht es mit Kleidern, Wäsche und Gerät? Was muß angeschafft werden, und wo kann man ohne Schaden sparen?"

Das alles schrieb Oswald von jedem sorgfältig auf. Nun kam die liederliche Haushaltungsordnung der Bauern erst recht ans Tageslicht. Denn mancher wußte nicht einmal genau, wie viel er schuldig war, und hatte nichts aufgezeichnet. Da mußte man sich erst bei den Gläubigern erkundigen. Mancher war drei, vier, fünf Zinsen zu bezahlen rückständig. Da mußte man erst für diese sorgen. Mancher mußte an die Gemeindsvorsteher, von denen er in der Not Geld entlehnt hatte, acht, auch zwölf vom Hundert zinsen. Da mußte Oswald in die Stadt gehen, zu drei und vier Prozent Geld aufnehmen und gut dafür sprechen, damit die Wucherer bezahlt wurden und nicht mehr durch Wucher einen armen Mann zu Grunde richten konnten. Mancher hatte wohl gar mehr Schulden als Vermögen. Da war schwer zu helfen. Doch sprach Oswald allen Mut ein und sagte: „Sparen und Arbeiten soll euch mit Gottes Hilfe schuldenfrei machen. Folget nur in allen Dingen meinem Rat!"

Nun erst sah jeder von diesen Leuten, wie schlecht sie gehauset hatten, und es that ihnen in der Seele weh. Nun erst erfuhr jeder, was er nach Abzug aller Schulden von seinem Vermögen als wahres Eigentum betrachten könne. Das war oft blutwenig und ihnen schauderte die Haut vor Angst und Entsetzen darüber. Nun wollten alle sparen, alle arbeiten. Aber wie sollten sie es anfangen?

Oswald hatte unbeschreiblich viele Mühe. Aber die Mühe machte ihm Freude, weil er ein wahrer Menschenfreund war. Er machte jedem ein Haus- und Schuldenbüchlein, worin jeder den Zustand seines Vermögens deutlich sah. Dann ging er wieder in die Stadt und suchte für Kinder und Erwachsene Arbeit von allerlei

Art. Das gelang ihm nach und nach. Und was so mit Taglöhnen verdient wurde, das mußte wöchentlich aufgeschrieben und aufgespart werden. Einige gaben das Geld dem Oswald in Verwahrung. Andere gaben es ihm wöchentlich, um damit nach und nach ein für sie aufgenommenes Kapital abzutragen.

Als dies mehrere thaten und Oswald am Ende hundert Gulden und mehr beisammenliegen sah, dachte er: „Wozu soll dies Geld da tot und ohne Nutzen liegen? Wenn es jährlich Zinsen trüge, hülfe es den armen Leuten ohne ihre Mühe schon wieder zu einem kleinen Gewinn und verminderte ihre Schuld."

Also machte er sich ein Buch und schrieb hinein, was jeder wöchentlich von seinem Verdienst in die Ersparniskasse zurücklegte. Dann ging er in die Stadt und beredete einen rechtschaffenen Herrn, daß er monatlich das ersparte Geld, waren es auch nur zehn und zwanzig Gulden, annehmen und auf Zins austhun wolle; es wäre zum Besten armer, sparsamer Leute. Der Herr, welcher ein reicher Kaufmann war und gern das Gute beförderte, nahm das Geld und that es in Zins, und wenn am Ende des Jahres die Zinsen einkamen, that er sie wieder als ein kleines Kapital aus, also, daß die Zinsen wieder Zinsen eintragen mußten. Oswald aber schrieb in sein Ersparniskassenbuch zu Hause immer auf, wie viel jeder von seinen Leuten an den Zinsen Anteil habe.

Es war aber ein großes Glück, daß die Leute und ihre Kinder, da sie Arbeit bekamen, auch arbeiten konnten und fast nie krank wurden. Das war sonst nicht so. Denn wenn sie sich ehemals am Sonntage vollgesoffen hatten, waren sie am Montage nicht zum Arbeiten aufgelegt und hatten Kopfweh und Übelkeit. Und weil sie sich insgesamt viel kämmten, wuschen und gar reinlich hielten, waren sie von allen Übeln und Krankheiten befreit, welche die natürlichen Strafen und Folgen der Unreinlichkeit sind.

Wie nun Oswald den mit ihm Verbündeten erzählte, daß er eine Ersparniskasse errichtet habe und daß das Geld, welches sie ihm wöchentlich zum Aufbewahren brächten, Zinsen tragen müsse, erstaunten sie gar sehr und freuten sich. Und jeder sah im Buche nach, wie viel er schon Geld gebracht habe und wie viel Zins er am Ende des Jahres dafür zu erwarten habe. Anfangs hatten nur wenige Haushaltungen ihr Geld gebracht. Nun aber sagten es die einen den andern. Und wie einer hörte, der andere habe schon fünfzehn, zwanzig, dreißig Gulden und mehr zurückgelegt,

wurde er mißvergnügt und wollte es auch so haben, nahm sein weniges Geld und trug es auch zum Oswald und sprach: „Ei, Lieber, warum hast du mir nichts von der Ersparniskasse gesagt? Lege mein Geld, das ich wöchentlich entbehren kann, auch hinein, es sei viel oder wenig. Denn wenn ich es im Hause habe, will es sich nicht vermehren, sondern es schwindet immer. Hat man es, so verbraucht man es wieder. Drum besser, aus den Augen, aus dem Sinn! Kann ich's nicht so haben bei dir, so kann ich noch lange nicht an Abzahlen meiner Schulden denken."

So brachte nun jeder alle Wochen etwas, das er von seinem Verdienst erübrigen konnte, und einer bemühte sich, mehr als der andere in die Ersparniskasse zu legen. Einige wurden so begierig, daß sie beinahe Weib und Kinder hungern ließen, um desto mehr Geld zusammenzuscharren.

Das verdroß den Schulmeister, und er hob an zu reden: „Es ist wohl gut, daß ihr mäßig seid; aber Weib und Kind müssen nicht hungern. Wer wohl genährt ist, der hat auch Kraft und Mut zu arbeiten. Freilich, manche Frau, die wohl auch im Felde arbeiten, oder sonst Geld verdienen könnte, muß jetzt zu Hause bleiben und ihre Zeit beim Kochen verlieren. Wäre für jede Haushaltung von selbst schon Gekochtes da, so würde man kein Holz kaufen und bezahlen, oder es mit Zeitverlust im Walde zusammenlesen müssen, sondern man könnte vielleicht sogar jährlich von dem Gabenholz, das die Gemeinde giebt, an andere verkaufen und Geld daraus lösen. Dabei wäre schon zu sparen. Aber wir müssen das auf andere Weise anfangen.

„Ihr wisset, wir haben in der teuren Zeit elende Sparsuppen gegessen. Warum sparten wir damals, da wir nichts hatten, und nicht weit lieber jetzt, wo etwas zu sparen wäre? — Wir haben jetzt Erdäpfel, Obst, Mehl, Brot und Fleisch in wohlfeilerem Preise. Wir können jetzt mit demselben Gelde, wie in der teuren Zeit, bessere Kost haben und viel ersparen. Wenn jetzt einer für uns alle kochte, ersparen viele Frauen an Zeit und können auf andere Weise arbeiten und verdienen. Unter dreißig Kesseln und Häfen braucht es zwanzigmal mehr Holz an einem Tage, als unter einem einzigen Kessel für dreißig Haushaltungen. Das begreifet ihr; dabei ist Gewinn. Aber wo für viele Menschen zusammengekocht wird, ist auch an Salz und Schmalz und Geschirr Ersparnis. Lasset uns einen Versuch machen."

So sprach Oswald. Viele wollten, andere wollten nicht. Oswald aber ging zum Müller und beredete ihn, die Sparsuppe zu kochen, und wöchentlich dreimal Fleisch dazu besonders zum Verkauf. Diejenigen, welche dazu einstanden, sagten, wie viel Suppe und Fleisch sie täglich begehrten; es waren ihrer zuerst siebenzehn Haushaltungen.

Nun mußte der Reihe nach jede Haushaltung, eine um die andere, wenn der Tag an sie kam, das Holz zum Kochen, und beim Kochen einen Aufwärter oder Gehilfen geben. Die Müllerin führte beim Kochen die Aufsicht. Alle Tage war Abwechslung in Suppe und Gemüse. Wer kein Geld hatte, konnte seine Portionen mit Mehl, Obst, Gemüse und Erdäpfel zahlen. Nur wer Fleisch nahm, zahlte Geld dafür. — Die Frau Müllerin verstand das Kochen. Die andern Bauernweiber und Mädchen, wenn der Tag an sie kam, da sie helfen mußten, lernten viel dabei, was sie vorher nicht wußten.

So geschah es, daß die zusammenstehenden Familien, wozu auch der Schulmeister und der Müller gehörten, besser und nahrhafter aßen, als andere Leute im Dorfe, und doch weit wohlfeiler. Alle Tage Suppe und Gemüs dazu, dreimal wöchentlich Fleisch und Braten auf allerlei Art zugerichtet. — Wie dies die andern sahen, daß es da keine Säutränke oder elende Sparsuppe gab, und daß es auch noch für kranke Personen und Genesende Nahrung nebenbei gab, traten sie auch bei, und viele, die gar nicht zum Goldmacher-Bund gehörten. Denn sie merkten bald, daß da viel an Holz, Mühe und Zeit, viel an Speisezuthat erspart und alles weit wohlfeiler gemacht werden konnte.

Es wurden für die Garküche der Müllerin endlich der Teilhaber zu viel, obgleich sie täglich mehrere Gehilfinnen erhielt. Da legte der Adlerwirt zu seinem Vorteil auch eine solche Küche an. Aber alle, die zum Goldmacher-Bund gehörten, blieben beim Müller. Sie hatten die verständigsten Hausväter unter sich ausgeschlossen, die mußten den Ankauf der Vorräte und deren Verwendung beaufsichtigen. Denn die Garküche sollte keinem einzelnen zum Gewinn dienen, sondern allen zum Vorteil gereichen.

16. Wie sich die Wirtshäuser im Dorfe vermindern, und was die alten Bauern dazu sagen.

In der Küche des Adlerwirts ging es anders zu. Er kochte Saufuppen. Davon wollte keiner essen. So blieben seine Kunden weg, weil sie nicht ihr teures Geld dafür geben wollten. Sie traten unter einander zusammen und wollten es machen, wie die Leute bei der Müllerin. Aber es ging nicht, weil keine Ordnung war, und weil einer den andern betrog. Da lachte der Adlerwirt und freute sich, daß es bei andern nicht besser ging, als bei ihm.

Bei ihm aber ging es doch schlechter, als bei andern, weil er ein hartherziger, schlechter Mann war. Er hatte viel Geld auf böse Weise zusammengescharrt; aber unrecht Gut gedeiht nicht. Wenn in der teuren Zeit Steuern und milde Gaben für die armen Leute nach Goldenthal gekommen waren, damit man Sparsuppe kochen und austeilen könne, hatte er die Gemeindsvorsteher überredet, lieber das bare Geld an die armen Leute auszuzahlen. Dann trat er mit dem Löwenwirt zusammen, und sie verkauften den armen Leuten Mehl und Brot in ganz ungeheurem Preise. So kam das Geld alles wieder in ihren eignen Sack zurück. Wenn Leute im Dorfe von ihrem Heu, Vieh oder liegenden Gütern aus Not etwas öffentlich an die Steigerung bringen wollten, so trat er mit dem Löwenwirt und andern Gemeindsvorstehern zusammen, und sie machten Satz mit einander, um alles wohlfeil zu bekommen. Sie boten erst kleine Summen, und legten etwas zu. Dann trat einer nach dem andern zurück, und bot nicht mehr, weil es zu viel Geld und die Ware zu schlecht sei. So sagte einer um den andern. Und weil man sie für die verständigsten Männer hielt, getraute sich kein anderer mehr zu bieten. So bekamen sie die Sachen wohlfeil. Wenn aber doch ein anderer klug war und mehr bieten wollte, schreckte man ihn mit Drohworten, zumal wenn ein solcher ihnen schuldig war, und sie sagten: „Hast du Geld genug für so schlechte Ware, und willst meinen Freund überbieten, so verlange ich, du sollst mir vorher deine Schuld bezahlen.“

So machte es der Adlerwirt. Aber unrecht Gut gedeiht nicht. Er war ein stolzer und zorniger Mann, und hatte beständig Händel und Prozesse vor Gericht. Sogar mit seinen Brudern

und Schwestern hatte er einen Rechtsstreit gehabt, weil er sie in der väterlichen Erbschaft durch Betrug und List bei der Teilung sehr verkürzt hatte. Viele Leute im Dorfe waren von ihm durch das Prozessieren zu Grunde gerichtet worden.

Überhaupt war die Streitsucht in Goldenthal eine Hauptursache von der Verarmung des Dorfes gewesen. Denn so lange die Leute noch im Wohlstand waren, wollten sie großthun; und wer einen Prozeß zu führen hatte, meinte, er habe etwas Großes und Ehrenvolles, weil jedermann mit ihm davon sprach. Dann kamen arglistige Advokaten und hetzten noch mehr auf, weil sie gern durch die Dummheit und Prozeßwut der Bauern Verdienst hatten. Die prozeßlustigen Leute waren dann so sehr auf ihre Sache erpicht, daß sie tausendmal schworen, lieber alles daran zu setzen, als nachzugeben. Das gefiel den Advokaten gar wohl. Da wurden die Prozesse durch allerlei Kunst in die Länge gezogen, Jahr ein Jahr aus; da wurde repliziert, tripliziert, appelliert und den einfältigen Leuten das Geld aus dem Sack herausgeführt, bis der Handel zehnmal mehr gekostet, als er wert war. Wer dann verlor, schimpfte über Parteilichkeit der Richter, und sog an den Hungerpfoten. Die Advokaten aber aßen Braten.

Seit Oswald ins Dorf gekommen, hatte er viele Leute von dem Prozessieren abgehalten. Denn wenn ihn einer um Rat befragte, richtete er es immer so ein, daß die Sache in der Güte abgethan wurde. Und er redete und sprach: „Einst fanden zween Hunde, die sich auf einem schmalen Steg über dem Wasser begegneten, ein Stück Fleisch auf dem Brücklein. Und sie gerieten in Streit, wem es gehöre. Ein dritter Hund, der das Fleisch auch gern gehabt hätte, kam dazu und sagte bald diesem, bald jenem ins Ohr: Gieb nicht nach. Es gehört dir von Rechts wegen allein! Also fingen die beiden an sich zu raufen und zu beißen, bis beide in der Balgerei hinab vom Steg ins tiefe Wasser fielen. Dann ging der dritte gemächlich zum Fleisch und fraß es, und sah zu, wie die andern schwammen. So geht es den streitführenden Parteien in Prozessen. — Rechthaberei kostet viel Geld, und bringt Spott und Schande nach. Wer einen Prozeß anhebt, hat schon die Hälfte von dem verloren, was er gewinnen will. Boshafte Advokaten sind wie die zwei Schneiden einer Schere; sie vereinigen sich, um das zu trennen, was man zwischen beide legt. Wenn du am Ende alles gewinnst, hast du doch

mehr verloren, als dir ersetzt werden kann; Zeit und Arbeit, wohl gar an der Gesundheit Schaden genommen, durch Verdruß und Ärger, Furcht, Sorge und schlaflose Nächte."

So sprach Oswald. Der Adlerwirt aber fragte ihn nie, sondern hatte fast alle Jahre einen neuen Prozeß. Die vielen Unkosten und Geschenke an Advokaten und Schreiber, die vielen Läufe und Gänge und Reisen brachten ihn nach und nach um das Seinige. Als er nun einen Streit gegen eine benachbarte Gemeinde verlor, den er mit derselben wegen einer alten Eiche geführt hatte, von der er behauptete, sie stände auf seinem Lande und gehöre nicht der Gemeinde: so kam er in große Not. Denn die Eiche hatte ihn über tausend Gulden gekostet, und er wußte nicht, woher das Geld nehmen, weil er schon mehr auf Haus und Land schuldig war, als man glaubte. Und da er überall Geld aufnehmen wollte und nichts erhielt, gerieten die in Sorgen, denen er schon schuldig war. Und sie begehrten zurück, was sie ihm geborgt hatten. Also blieb ihm nichts übrig, als all sein Gut den Gläubigern heimzuschlagen. Er mußte Haus und Hof verkaufen. Das war die Folge seiner Prozeßsucht.

Weil er seine Felder schlecht besorgt hatte, gingen sie in mäßigen Preisen ab. Da die Leute nicht mehr häufig ins Wirtshaus gingen, weil sie entweder kein Geld hatten oder keines verkaufen wollten, brachte auch die Wirtshausgerechtigkeit nicht viel ein. Der Käufer des Hauses, als er sah, daß niemand bei ihm einkehren und Geld verzehren mochte, stellte das Wirten ganz ein. So blieb nur der Löwenwirt noch Meister; denn die andern Wirte und Bier- und Weinschenken hatten auch nichts mehr zu verdienen, und die Wirtschaft schon früher aufgegeben.

Einige alte Bauern schüttelten dazu den Kopf und seufzten und sprachen: „Es ist doch böse Zeit, und wir sehen wohl, unser armes Dorf geht gänzlich zu Grunde. Vor Zeiten hatten drei Wirte und noch einige Bier- und Weinschenken bei uns vollauf zu thun; jetzt ist kaum Nahrung genug für einen einzigen vorhanden! Wohl ist das eine Schande für unser Goldenthal, und ein Beweis, wie schlecht es bei uns steht."

Oswald aber sprach zu ihnen und sagte: „Mit nichten, ihr guten Leute! Sondern nun habe ich gute Hoffnung, daß es bei uns bald besser gehen werde. Ich bin viel in der Welt umher gereiset, und habe viele Dörfer gesehen. Wo die meisten Wirts

häuser waren, da habe ich immer die meiste Armut gefunden. Und wo kein Wirtshaus war, als etwa, um Reisende zu beherbergen, da sah man überall einen gewissen Wohlstand in den Häusern. Die Wirte hängen nicht umsonst in ihre Schilde das Bild eines Raubtieres aus, Löwen und Adler, Bären und Falken, — die Tiere leben vom Gut und Blut der Gemeinde. Sie hängen ein goldenes Kreuz aus, weil sie Gold haben wollen, und den Leuten Kreuz und Kummer dafür lassen. Sie hängen einen goldenen Engel aus, aber es ist ein böser Engel, der Rekruten wirbt für das Zucht- und Armenhaus und Gefängnis. — Wir haben im Dorfe nur noch ein Wirtshaus, aber nur zuviel daran. Stände es nicht da, ständen die Nachbarshäuser besser. Wer am Wirtstische die Spielkarten nicht braucht, kauft sich eine Bibel und Gotteswort ins Haus. Wer nicht bei den Zechern um teures Geld Kopfweh kauft, freut sich daheim bei Weib und Kind unentgeltlich. Wer dem Wirt kein Geld zahlt, behält es im Sack. Es ist mehr Ehre, im eigenen Keller eine Flasche Wein, als im Wirtskeller ein ganzes Faß voll zu haben."

So redete Oswald, und die alten Bauern nickten mit dem Kopf, denn sie merkten wohl, er habe nicht unrecht. Aber der Löwenwirt wollte bersten vor Zorn, zumal da er hörte, daß Oswald den goldenen Löwen ein Raubtier geheißen hatte. Und er würde dem Oswald gern einen Prozeß angehängt haben, wenn es möglich gewesen wäre. Aber der Schulmeister war klug, nahm sich in acht, und ging dem grimmigen Löwen überall aus dem Wege, und ließ denselben brüllen und schmähen.

17. Vom Blitzstrahl im Pfarrhause und dem neuen Herrn Pfarrer.

Zu dieser Zeit war in einer Nacht ein erschreckliches Gewitter. Der ganze Himmel stand in Flammen. Der Donner rollte, daß die Häuser bebten und die Fenster klirrten. — Wenn die Bauern das ganze Jahr ruchlos waren, so beteten sie doch allemal beim Gewitter recht laut, und bereuten ihre Sünden von ganzem Herzen so lange, bis das Wetter vorüber war. Dann lebten sie wieder wie vorher.

Plötzlich fuhr mit entsetzlichem Krachen und Prasseln der Blitz ins Dorf. Er fiel wie ein Feuermeer auf das Pfarrhaus;

doch zum Glück zündete er nicht und beschädigte auch niemanden. Aber am folgenden Morgen sah man, wie der Blitz das ganze Dach zerschmettert hatte; und der alte Herr Pfarrer war vom Schrecken so hart befallen worden, daß er nach wenigen Tagen starb.

Da schimpften die Goldenthaler auf die Regierung und sagten: „Die Regierung ist an dem ganzen Unglück schuld. Denn hätte sie nicht verboten, beim Hochgewitter mit der Glocke zu läuten, so wäre das nicht geschehen. Sonst hat man doch das Wetter, wenn es kam, wegläuten können; jetzt ist das verboten. Die großen Herren haben keine Religion mehr im Leibe. Nun haben wir das Unglück.“ — So sprachen die Goldenthaler.

Oswald aber sagte: „Wie denket ihr doch in euerm Herzen so thöricht: und sprechet mit euerm Munde so lästerlich. Die Regierung hat den Blitz nicht auf das Dach des Pfarrhauses gezogen, sondern der metallene Knopf mit der eisernen Wetterfahne hat es gethan. Denn es hat Gott in die Natur des Blitzes gelegt, immer dem Wasser oder den Metallen auf Erden nachzugehen, besonders den metallenen Spitzen. Das hat Gott gethan, auf daß der Mensch erkenne, wie er sich vor der Gewalt des Blitzes verwahren könne. Denn sobald der Blitz Metalle findet, an denen er bis in den Erdboden dringen kann, ist er unschädlich.“

So sprach Oswald, und führte die Bauern auf das Dach des Pfarrhauses. Da sahen sie alle in dem vergoldeten Knopf kleine eingeschmolzene Löcher, und sahen, wie der Blitz den aufrechtstehenden Nägeln der Hohl- und Eckziegel am Dache nachgelaufen war, bis unter das Dach zu einem Eisendraht, an welchem man vor der Hausthür zu klingeln pflegte, wenn man zum Herrn Pfarrer wollte. Weil nun der Blitz solch einen eisernen Weg zur Erde gefunden, war das übrige Haus von ihm verschont worden, und ein kalter Schlag geblieben, wie die Bauern sagten. Er wäre aber, hätte er jenes leitende Eisenzeug nicht gefunden, wohl leicht ein gar heißer Schlag geworden.

Oswald sprach ferner: „Weil die Kirchtürme hohe Spitzen tragen und viel Eisenwerk im Innern, geschieht es oft, daß der Blitz sie trifft. Und weil daher schon mancher arme Mensch beim Gewitterläuten erschlagen worden ist, hat die hohe Obrigkeit das unnütze und abergläubige Läuten verboten.“

So sprach Oswald, und weil er merkte, daß sich seit der Zeit viele Leute vor dem Blitzstrahl mehr als vorher fürchteten,

that es ihm leid. Und er sprach: „Angst und Schrecken beim Gewitter sind ein Unglück; das Gewitter selbst ist ein Segen des barmherzigen Gottes für die Länder, deren Lüfte er reinigen und deren Boden er befruchten will. Darum leget euern Kummer ab. Gehet hin, befestigt auf dem Giebel eures Hauses eine eiserne Spitze, eines Schuhes hoch; knüpfet daran einen eisernen Draht, nicht dicker als die Spule einer großen Schreibfeder, der muß über das Dach herab bis zur Erde gehen in eine feuchte Stelle. So habet ihr dem Blitz einen Weg gemacht, auf dem er unschädlich zur Erde fährt, wenn der Draht ein einziges Stück ist von oben bis unten, und ihr ihn sauber haltet von allem Rost und Schmutz. Ein Blitzableiter ist auch ein Furchtableiter, und bewahrt zugleich Haus und Dorf gegen ein mögliches Unglück von Feuersbrunst durch den Strahl."

Also redete der Schulmeister, und setzte auf sein eigenes Haus eine Eisenspitze mit dem daran herabgehenden Draht (denn Elsbeth fürchtete sich stark bei allen Gewittern). Der Müller hatte dergleichen schon längst in der Stadt gesehen, und that es auch. Viele Bauern folgten dem Beispiel nach, denn es kostete nicht viel und half doch zur Beruhigung.

Andere aber nahmen in ihrer Dummheit daran großes Ärgernis und sagten: „Heißt das nicht unserm Herrgott nach den Augen stechen und ihm Gesetze vorschreiben? Kann er nicht mit seinen Blitzen treffen, wen er will? Werden die vielen Wetterstangen nicht die fruchtbringenden Gewitter verhindern und schlechte Witterung machen?"

Da antwortete der Schulmeister und sprach: „Ihr Thoren, die Wetter Gottes gehen über tausend Spitzen der Bäume des Waldes, wie über kahle Ebenen, und seine Blitze befruchten den Erdboden, sie mögen in den Wipfel der Eiche, oder in Eisenstäbe, oder in Seeen, Flüsse und Meere fallen. Aber der Herr gab uns Einsicht, auf daß wir uns bewahren sollen vor dem Schaden, den die herrlichste Sache am unrechten Ort hat. Das Feuer ist mit Licht und Wärme wohl ein herrliches Ding, aber nicht, wenn das Haus brennt. Darum gab uns Gott das Wasser zum Löschen des Feuers. Brauchet ihr nun das Wasser zum Löschen des Feuers, warum traget ihr Bedenken, das Eisen zum Löschen des Blitzes zu gebrauchen? Es ist kein Übel in der Welt, Gott hat uns dagegen ein Mittel gegeben. Aber der Mensch soll es erkennen

und mit Dank empfahen. Wer nun in blinder Verstocktheit das Mittel verschmäht, ist ein Verächter von Gottes teuersten Gaben, und leidet gerechte Strafe, es sei, daß sein Haus verbrenne von der Flamme des Feuers, oder daß sein Haupt vom Blitzstrahl getroffen werde."

Viele glaubten an diese verständige Rede. Andere aber, die Blöden und Hochmütigen, verachteten solche Worte in ihrem Herzen, und wollten nicht zugeben, daß es der Schulmeister besser verstehe, als sie; denn sie schämten sich, dumm zu sein, und wollten ihrer Unverständigkeit das Ansehen der Klugheit verleihen.

Die Stelle des verstorbenen Herrn Pfarrers blieb nicht lange unbesetzt. Der neuerwählte Herr Pfarrer Roderich, damals noch ein junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, kam ins Dorf.

„Ei," riefen einige Bauern, „was soll uns dieser Knabe? Wenn die Regierung keinen Glauben mehr hat, so soll sie uns doch bei unserm Glauben lassen, und einen würdigen Mann schicken, der Jahre und Erfahrung hat." — Andere sprachen: „Der Herr Pfarrer ist auch einer von der neuen Mode, Gott sei es geklagt. Wenn er predigt, spricht er so verständlich, wie unsereins, und man kann wahrhaftig alles begreifen und behalten. Das taugt nicht. Er ist nicht gelehrt genug und sollte mehr lernen. Da muß man den alten Herrn Pfarrer selig in Ehren halten. Das war ein ganz anderer Mann! Der predigte so schön und gründlich gelehrt, daß ihn unsereins gar nicht verstand, und wenn er anderthalb Stunden auf der Kanzel war. Der wußte unsereins herzunehmen, wenn er von der Hölle und ewigen Peinen anfing und von der Buße und Glauben, und wenn er das ganze Sündenregister hersagte. Zumal im Winter, wenn es in der Kirche fror, daß man hätte Ach und Wehe schreien mögen, dann machte er's am längsten." — Wieder andere sagten: „Ja, der alte Herr selig, das war ein Mann! Wenn der auf der Kanzel stand oder beim Altar, da war doch von seiner großen, breiten Gestalt was zu sehen. Der neue Herr Pfarrer ist viel zu schmal, und dünn wie ein Zwirnfaden. Ja, und wenn der alte Herr selig einmal recht eifern wollte, hörte man ihn weit übers Dorf hinaus richtig beim Vieh auf der Allmende, und den Leuten, wenn sie aus der Kirche kamen, klangen die Ohren zwei Stunden hernach. Der hatte eine Stimme! Aber der neue Herr Pfarrer spricht so, als wäre er bei uns in der Stube."

So urteilten die Leute zu Goldenthal, doch auch nicht alle.

18. Noch etwas vom neuen Herrn Pfarrer.

Es gab auch Leute im Dorfe, die sahen wohl ein, daß der Herr Pfarrer Roderich ein recht frommer, würdiger und gelehrter Herr war, ungeachtet seiner Jugend, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Ja, wenn man ihn lange beobachtete, ward einem zu Mute, als wäre er mehr als ein gewöhnlicher Mensch, und von wahrhaft himmlischer Abkunft. Denn er war leutselig und doch voll großen Ernstes; er war von Herzen demütig, und flößte doch in seiner Demut große Ehrfurcht ein. Er schalt nie, er zürnte nie, und war immerdar voll Sanftmut und Geduld; und wenn er tadelte, hörte man nur die Stimme der Liebe, die den Verirrten zurechtwies.

Als er in Goldenthal angekommen war, besuchte er alle Familien im Dorfe und machte sich mit allen bekannt. Nachher verging kein Tag, da er nicht bald in dieses, bald in jenes Haus ging. Er verstand da die rechte Kunst, Vertrauen zu erwecken. Immer wußte er guten Rat zu geben, immer die Bekümmerten zu trösten, das Herz der Frechen zu bewegen und zwischen Streitenden Versöhnung zu stiften. Gleichwie Christus der Herr, ward auch er am meisten bei armen Leuten gesehen, oder bei denen, die im schlechtesten Ruf standen und wegen der Ruchlosigkeit ihres Herzens bekannt waren.

Und wenn er Sonntags auf die Kanzel trat und redete, war es ein wunderbares Wesen. Denn jeder glaubte, der Herr Pfarrer rede und predige nur zu ihm allein. Jeder hörte gleichsam da die Geschichte seines eigenen Herzens, das Geheimnis seiner eigenen Fehler, und die wahren Ursachen, wie man zu denselben gekommen und von Gott abgefallen sei, und die Art und Weise, wie man wieder zum himmlischen Vater zurückkehren müsse. Und dabei wies er immer auf Jesum Christum und die Heiligen Gottes, als die Vorbilder des Wandels zu Gott. Das erweckte dann in jedem Zuhörer großes Nachdenken, weil jeglicher meinte, es sei nur von ihm die Rede. Und man vergaß die Jugend des Lehrers, und seine zarte Gestalt, und die Mildigkeit seiner Stimme. Denn seine Worte waren Himmelsworte, die an das Herz drangen mit Süßigkeit und Entsetzen.

Als der Herr Pfarrer zum erstenmal die Schule des Dorfes besuchte, um ihre Einrichtung kennen zu lernen, machte die Rein-

lichkeit, Stille und Ordnung der Kinder, wie sie kamen, ihm große Freude. Wie nun aber Oswald auf die Kniee fiel und die ganze Schule niedersank zum Gebet, rührte ihn der schöne Anblick der betenden Jugend. Und er kniete und beugte sich vor Gott, und die hellen Thränen flossen bei Oswalds Gebet von seinen Augen. Und er blieb liegen, als Oswald geendet hatte, streckte die gefalteten Hände zum Himmel und sprach: „Mein Vater im Himmel, höre auch mein Gebet und Seufzen! Bleibe mit deiner Gnade gegenwärtig diesen unschuldsvollen Kindern, daß sie sich nie von dir verlieren; bleibe, bis es bei ihnen Abend wird und du sie aus der Welt voll Prüfungen hinwegrufst an dein Vaterherz. Dann, o dann, Barmherziger, vergieb um Jesu willen auch mir meine Sünden, daß ich knien darf mit diesen verklärten Engeln um deinen Thron, und drüben keiner fehle von uns. Und segne den Lehrer dieser frommen Jugend; segne sein Wort und Werk, daß es mächtig bleibe durch deine Macht, dein Reich herrlich zu erweitern!"

So sprach er: dann stand er auf und sagte zu den Kindern: „Liebe Kindlein, betet fleißig für diesen euern Lehrer, daß ihn Gott euch erhalte; denn wahrlich, dieser Mann ist euer Vater, und ohne ihn wäret ihr trostlose, verlassene, arme Waisen!" — Dies und anderes Schöne redete er; und die Knaben und Mägdlein schluchzten laut, und hatten nun den Schulmeister noch viel lieber als sonst, denn sie bedachten, er könne ihnen einst sterben. Und viele falteten die Hände, und sahen still und stumm mit betenden Augen durch die fallenden Thränen zum Himmel.

Und als endlich die Morgenschule vollendet war, ging der Herr Pfarrer zum Schulmeister und umarmte ihn vor allen Kindern, drückte ihn an sein Herz und sprach: „O du frommer und gerechter Mann, du säest Saaten, die dir herrlich in der Ewigkeit aufblühen; lehre mich deinem Beispiele nachfolgen, denn du hast schon vieles gethan, und ich noch so wenig. Und wenn ich je den Mut verlieren sollte, will ich herkommen und mich zu den Kindern setzen und will werden wie sie, hoffend, glaubend, liebend, und mich durch den Anblick deines Beispiels und deiner Beharrlichkeit stärken!"

Das war ein rechter Feiertag für alle Kinder im Dorfe gewesen. Sie hatten zwar den Oswald und die Elsbeth schon vorher lieb gehabt von Herzen. Nun sie aber gesehen hatten, wie

große Ehrfurcht selbst der Herr Pfarrer ihren Lehrern bewies, betrachteten sie Oswalden und Elsbethen recht wie höhere Wesen, und in ihre Liebe mischte sich eine wunderbare Hochachtung.

Pfarrer Roderich war kein halbes Jahr im Dorfe, so war er schon der rechte Hausfreund und Ratgeber der meisten Familien. Von ihm kam allezeit die beste Meinung, der beste Trost. Die Mühseligen und Beladenen fanden bei ihm Erquickung. In den Hütten sprach er als ein irdischer Freund. Sonntags aber ward den Leuten immer zu Mut, als sei der liebe, heilige Mann gestorben und er rede in der Kirche als ein Verklärter, der aus den Himmeln gekommen, von oben herab, und wolle sie nach sich ziehen in das Ewiglich-Schöne.

Und er that den Armen viel Gutes; man wußte es nur kaum, so bescheiden that er das Gute. Und wo Kranke waren, fehlte er nicht. Er hatte in seinem Hause eine kleine Apotheke von einfachen Hausmitteln. Daraus half er oft. Er las gern die Schriften der Ärzte, und wußte vieles zu heilen ohne große Kunst. So ward er nicht nur ein geistlicher, sondern auch ein leiblicher Arzt der Seinen. Das brachte ihm großes Vertrauen und vielen Gehorsam. Also that er, wie Christus der Herr und seine Jünger, und heilete die Kranken und predigte das Reich Gottes.

Und so geschah, daß er die unwissenden Leute von allerlei abergläubigen, sympathetischen und oft grundschädlichen Mitteln in Krankheiten abgewöhnte. Sie liefen nicht mehr zu den Kapuzinern um geweihte Zettel, nicht mehr zu den Henkern, Scharfrichtern, Wasserbeschauern und Quacksalbern. Denn er forderte für seine Mühe und Arznei kein Geld, und half doch besser als zwei Pfuscher. Wenn aber eine Krankheit zu wichtig und schwer ward, mußten die Leute sogleich auf seinen Rat zu einem erfahrenen und gelehrten Doktor in die Stadt senden. Anfänglich sträubten sich zwar viele dagegen und hatten mehr Zutrauen zu einem alten Weibe oder einem verschmitzten Harngucker, als zu einem rechtschaffenen Manne, der die Arzneikunst gründlich erlernt hatte; oder sie liefen von einem Doktor zum andern, wenn die Arznei von dem einen nicht jählings half, und gebrauchten allerlei Mittel durcheinander, daß das Übel immer schlimmer werden mußte. Der Herr Pfarrer aber wußte die Leute bald auf andern Sinn zu bringen; denn er mußte es wohl besser verstehen, da er selber

im Heilen Erfahrung hatte. Das brachte ihm Vertrauen und Gehorsam.

Er wußte auch sonst noch viele Dinge, die man bei ihm nicht vermutete. Er war ein geschickter Bienenvater und wußte die Bienen aufs beste zu pflegen, vor Unfall zu hüten und ihnen gesunde Nahrung zu bereiten, wenn es daran fehlen wollte. Er hatte seine Bienenstöcke aber nicht lange bei sich, sondern verschenkte sie an die ärmsten Haushaltungen; und lehrte diese, wie sie die nützlichen Tiere besorgen müßten. Nur behielt er sich vor, wenn es neue Schwärme gab, sie aufzufangen und denen zu geben, die noch keine besaßen, bis fast alle Familien mit Bienen versehen waren. Und weil er die Sache meisterlich verstand, gedieh sie bei allen. Da ward viel Honig und Wachs zur Stadt getragen, und schönes Geld dafür heimgenommen. Und mit der Zeit ist Goldenthal im ganzen Lande berühmt geworden durch seinen Bienenstand, also daß aus entlegenen Ortschaften die Käufer kamen, und den Preis des Wachses und Honigs im Dorfe steigerten, weil jeder den Goldenthaler Honig pries. Und sie hatten Herden, für die sie kein Land und Futter gebrauchten, sondern die auf ihren zarten Flügeln über Felder und Wälder schwärmten und ihren Besitzern Gold ins Haus trugen.

Und wie der Herr Pfarrer diese und andere löbliche Einrichtungen in den Häusern machte, so machte er auch dergleichen in der Kirche. Hier aber hielt es fast schwer, besonders bei den alten Leuten, die sehr hartnäckig am Alten hingen. Wenn die Gemeinde in der Kirche sang, war es ein gewaltiges Durcheinanderschreien, ohne Lieblichkeit und Wohllaut. Jeder schrie aus Leibeskräften um die Wette mit dem Nachbar, als sollten die Fenster springen und die Gewölbe des Tempels zerbersten. Die Leute wurden dabei zuweilen von der Anstrengung kirschbraun im Gesicht.

Schon Oswald hatte gegen dieses andachtlose Zetergeschrei viel geredet; aber er redete in den Wind und hatte das Ansehen nicht. Darum ließ er die älteren Leute gehen und hielt es mit den jüngeren und Kindern. Diese lehrte er feinen, lieblichen Gesang, vierstimmig, daß es recht erbaulich und rührend anzuhören war. Die Bauern und ihre Weiber hörten recht gern zu; doch sie meinten, das sei wohl gut in der Schule, aber nicht in der Kirche, und ließen es beim alten Geschrei bewenden.

Da griff es der Herr Pfarrer anders an. Ob er gleich die alten Lieder in Ehren hielt, teilte er doch, als Anhang zu den alten Liedern, in den Haushaltungen ein kleines Büchlein mit; das enthielt allerlei schöne Gebete in Versen für solche Fälle, die in den alten Liedern fehlen mochten. Und dies Büchlein war dasselbe, was die Kinder schon längst in der Schule gehabt und gesungen hatten. Das war den Alten schon recht, denn es kostete sie nichts.

Nachdem manche Woche und mancher Monat vergangen war, hielt eines Sonntags der Herr Pfarrer eine bewegliche Predigt über den Nutzen der Feierlichkeit beim öffentlichen Gottesdienst; und er sprach von König Davids heiligem Harfenspiel und vom Halleluja der Engel am Throne Gottes. Und jeder Bauer verspürte, daß er bisher nicht mit gehöriger Andacht gesungen habe, wie die Engel Gottes singen. Dann sagte der Herr Pfarrer zuletzt: „Der Heiland hat gesprochen: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht. Also wollen wir auch unsern Söhnen und Töchtern nicht wehren, zum Heiland zu kommen. Und alle Sonntage sollen sie zuerst, ehe wir singen, einen Satz aus dem Anhang singen zu unserer Herzenserweckung; künftigen Sonntag das erste Mal."

So sprach er. Und am nächsten Sonntage war die Kirche gedrängt voll; und an den schwarzen Tafeln der Kirchthüren stand erst ein Vers aus dem Anhang, dann ein altes Lied angezeichnet. Die Leute hatten von selbst das Anhangbüchlein mitgebracht. Und es scholl der Gesang der Jugend wie sanfter Engelgesang durch die Kirchengewölbe. Es wurden vielen Leuten vor Rührung die Augen feucht, die Herzen warm. Manche von den Alten sumseten leise und heimlich das schöne Lied nach. Dann ward von der ganzen Gemeinde das alte Lied gesungen. Der Herr Pfarrer sprach aber zuvor: „Ihr Männer, lieben Brüder, und ihr christlichen Frauen, vergesset nicht, daß unser Gott allgegenwärtig ist und er euch höret, ob ihr gleich vor ihm sanft singet, wie Harfen Davids." So sprach er. Die Gemeinde sang, und so sanft, daß man die schönen vierstimmigen Töne der jungen Leute hell und deutlich dazwischen hörte. Das klang wunderlieblich. Und wenn ein altes Weib einmal allzulaut hineinkreischte, stieß sie der Nachbar an, sie solle die Andacht nicht stören.

So ging es manchen Sonntag. Und jeden Sonntag mischten

mehrere von den Alten ihre Stimmen zu dem Gesang der Jugend, denn er gefiel ihnen wohl. Zuletzt sang die gesamte Gemeinde leise mit, sogar der Herr Pfarrer. Oft geschah, daß man bloß aus dem Anhang singen mußte.

Wenn Fremde aus der Stadt oder aus benachbarten Dörfern einmal von ungefähr in die Goldenthaler Kirche kamen und dem Gottesdienst beiwohnten, ward ihnen wundersam zu Mut. Und sie waren andächtiger hier, als anderswo. Und im ganzen Lande redeten sie davon.

19. Was man von den Goldenthalern im Lande redet.

In der Stadt und in den umliegenden Dörfern gab es über die Goldenthaler mancherlei Gespräch. Diese Leute hatten bisher immer Lumpen geheißen, waren als Saufbrüder bekannt, als liederliche Vögel, als Schuldenmacher, denen man keinen Heller anvertrauen mochte. Nun war es gar sonderbar, daß es bei ihnen im Dorfe gar nicht aussah, wie bei armen Leuten. Ihre Häuser waren sauber und reinlich; ebenso alles in schönster Ordnung auf der Gasse, hinter den Häusern und in den Gärten. Es war bei ihnen artiger als in den reichsten Dörfern. Man sah im Sommer die Männer, Weiber und Kinder schon früh morgens auf den Feldern. Da trugen und streuten die einen den Dünger, andere jäteten Unkraut aus. Immer hatten diese Leute etwas zu thun, und es war eine Lust, sie arbeiten zu sehen; es ging ihnen alles gar geläufig von der Hand. Brauchte man in der Stadt Taglöhner, so fragte man am liebsten nach Goldenthalern. Gingen die Bürgerfrauen zum Einkaufen auf den Markt, so gingen sie am liebsten zu den Goldenthalerinnen. Denn diese waren immer sehr nett, in frischen, weißen Hemden und reinlichen Kleidern und mit sauberen Händen, daß sie rechte Lust machten, von ihrem Gemüse, ihrem Gespinst und andern Waren zu kaufen.

Die Goldenthaler waren arm, das wußte man wohl. Aber sie verzinseten jedesmal ihre Schulden richtig auf den Tag. Und was gar außerordentlich war, sie hatten in der Stadt kleine Geldsummen in Zins ausgethan. Das brachte den Leuten Kredit und Glauben. Wenn der Pfarrer Roderich und der Schulmeister Oswald für einen Goldenthaler gut sprachen, lieh man lieber

einem solchen, als einem aus andern Gemeinden. Und man lieh das Kapital lieber um einen sehr mäßigen Zins aus, weil man vorher wußte, daß es sicher stehe und richtig verzinset werde. Das schaffte den Goldenthalern gar ansehnliche Vorteile. Denn sie kündigten ihre Kapitalien ab, wo sie großen Zins zu zahlen hatten, und nahmen da Geld auf, wo sie es in niedrigem Zins erhielten.

Man urteilte allerlei über das Dorf. Man sagte wohl, es sei da ein braver Pfarrer, ein sehr verständiger Schulmeister. Allein vielen war doch die ganze Sache ein Rätsel. Denn ein Pfarrer und ein Schulmeister können doch auch nicht alles, und jeder Pfarrer im Lande glaubte so klug zu sein oder noch klüger, als die beiden in Goldenthal waren. Das machte viel Kopfzerbrechen. Die Bauern in der Gegend umher sagten geradezu, das Ding gehe nicht mit rechten Dingen zu. Man hatte etwas vom Oswald gehört, und er könne Gold machen, und lehre es in seinem Dorfe den und diesen. Und man neckte und höhnte die Goldenthaler zuweilen damit, sie könnten Gold machen.

In der That war es auffallend, daß die Goldenthaler Dinge zu Markt brachten, man wußte nicht, woher sie alles hatten. Ihr Gemüse, ihr Obst, ihr Flachs, ihr Hanf, ihr Getreide, alles war gut. Die Kinder handelten sogar mit den schönsten Blumen und brachten solche in die Stadt. Honigwaben, ausgelassenen Honig und Wachs hatten sie mehr, als weit umher alle übrigen Dörfer zusammen. Man wußte sehr wohl, sie besaßen keine ansehnliche Viehherden; viele Haushaltungen hatten etwa jede ein paar Kühe und ein paar Ziegen. Demungeachtet brachten arme Leute, die bloß eine Kuh hatten, zentnerschwere Käse und große Ballen der reinsten Butter zum Verkauf. Es war ganz unbegreiflich, wie eine Kuh so viel Butter und Käse liefern konnte. Ebenso hatten die Goldenthaler jederzeit im Herbst die feinsten Obstsorten, schmackhafte Äpfel und Birnen, wie niemand anders. Woher kam das so plötzlich in wenigen Jahren?

Die Goldenthaler mußten oft selbst bei sich lachen, wenn man ihr Dorf im Scherz das Goldmacher-Dorf nannte. Aber sie wußten wohl, woher es kam. Denn Oswald verstand sich auf die Obstbäume, und wo er in den Gärten der vornehmen Herren gute, feine Obstarten wußte, ging er hin und bat um Zweige. Dann hatte er seine jungen Leute an der Hand, die von ihm das

Pfropfen, Zweigen und Äugeln gelernt hatten. Recht wie Gärtner gingen sie damit um. Sie hatten wirklich besondere Messer dazu. Nun wollte der Nachbar links und der Nachbar rechts in seinem Garten und auf seinem Felde bessere Frucht vom Baume. Da ward nun okuliert und gepfropft nach Herzenslust. Manche Bauern hatten sich junge Wildlinge aus den Wäldern geholt und veredelt; andere hatten aus Samen Bäume gezogen und Baumschulen angelegt. Jeder wollte es besser machen und besser haben als der andere. Im Eifer wurde die Sache oft von manchem übertrieben.

Nun konnte man sich's in der Stadt wohl erklären, wie die Goldenthaler von Jahr zu Jahr immer schöneres und immer mehr Obst hatten, woraus sie bei gutem Jahrgang so viel Geld löseten. Das war kein Hexenstreich. Aber keine große Viehherden haben, und doch viel Käse und Butter machen, das war allerdings ein Kunststück.

Das Kunststück hatte Oswald aber während seines Kriegslebens irgendwo in einem Dorfe gesehen und gelernt und mit sich nach Goldenthal gebracht. Es war gar artig. Die Leute wollten anfangs gar nicht daran; hintennach aber wußten sie es ihm großen Dank. Er machte es nämlich so:

Er ging herum bei seinen Verbündeten, die Kühe hatten, und sagte: „Ihr habet von euren Kühen schlechten Nutzen. Man muß von einer Kuh jährlich für Käse und Butter wenigstens fünfzig bis hundert Gulden bares Geld lösen. Wollet ihr mit mir einstehen, so will ich's machen. Es gehören wenigstens vierzig bis fünfzig Kühe zusammen, dann geht's."

Als nun die vierzig bis fünfzig Kühe gefunden waren, sagte er: „Nun geht's!" Er kannte einen geschickten, rechtschaffenen Senn, der das Butter- und Käsemachen als ein Meister verstand. Dem versprach er zweihundert Gulden Jahrlohn; dafür mußte sich derselbe aber Kerzenlicht, Tücher und Waschlumpen selber anschaffen, so zum Käsemachen und Reinhalten der Gefäße und der Ware nötig waren. Geschirr und Salz schaffte Oswald auf Rechnung der Teilnehmer an, von denen drei redliche Männer zu Aufsehern bei dem neuen Gewerbe ernannt wurden für das erste Jahr.

Im ehemaligen Wirtshaus zum Adler war der beste Platz

1 Pfropfen, Zweigen und Äugeln, verschiedene Arten des Veredelns, das Zweigen nennt man jetzt Kopulieren, das Äugeln Okulieren — 2 Senn, Viehhirter in den Alpen.

zum Käsemachen; ein guter kalter Milchkeller, ein großer Kessel in dem geräumigen Waschhause. Der Eigentümer gab den Platz her, denn er hatte fünf Kühe und wollte die Probe mitmachen und sehen, was dabei herauskomme. — Nun mußte Holz auf Unkosten aller herbeigeschafft werden. Es kam. Dann bestimmte Oswald einen Tag, da mußten alle, die zu der neuen Käserei gehörten, ihre Kuhmilch in äußerst sauber gewaschenen Gefäßen bringen. War das Gefäß nicht sauber, so nahm der Senn die Milch gar nicht an; das war das Gesetz. Dann kostete der Senn die Milch. War Wasser oder Ziegen- oder Schafmilch darunter, nahm der Senn die Milch nicht an; das war das Gesetz. Nachher machte man das Gesetz noch schärfer.

Der Senn maß die Milch, und schrieb unter eines jeden Namen auf, wieviel derselbe gebracht habe. Jeder konnte es für sich auch aufzeichnen. So brachte jede Haushaltung alle Tage morgens und abends die Milch ihrer Kühe. Von fremden Kühen durfte man bei schwerer Strafe keine Milch bringen.

Die gesamte Milch eines Tages goß der Senn in der Milchkammer zusammen, und bereitete daraus Butter und Käse. Das gab schöne, frische, große Ballen; zudem noch Käsewasser, im Sommer ein gesundes, kühlendes Getränk.

Nun war die Frage: Wem gehört die Menge Butter und Käse von jedem Tage? Denn alle Tage ward eine solche Partie fertig. Es hätte sie gern jeder gehabt, um in die Stadt damit zu laufen. — Das richtete man folgendermaßen ein:

Alles, was die zusammengebrachte Milch eines einzigen Tages an Butter, Käse u. s. w. abtrug, ward auch nur einem einzigen Teilhaber mit einem Mal gegeben, und zwar demjenigen, dem man die meiste Menge Milch in der Käserei schuldig geworden war. In den ersten paar Tagen freilich bekamen die ersten weit mehr an Käse und Butter, als sie Milch gebracht hatten: denn sie bekamen ja das, was aus der Milch von allen Teilnehmern gemacht war. Allein nun wurden sie für soviel, als sie zuviel bekommen hatten, den übrigen schuldig; und was sie schuldig geworden waren, ward ihnen von Tag zu Tag an der Milch abgezogen, die sie brachten. Das ging so lange, bis sie alle Schuld abgethan und an Milch wieder mehr zu gut hatten, als die übrigen. Dann bekamen sie wieder die an einem Tage bereitete Ware. Unterdessen hatte aber auch der, welcher nur eine einzige Kuh

besaß und alle Tage nur ein paar Maß Milch bringen konnte, nach und nach mehr zusammengebracht, als jeder von den übrigen, wie man das wohl im Milchbuch aufgeschrieben fand. Und nun empfing er die Frucht des Tages, bei anderthalb Zentner Butter und Käse mit einem Mal.

Die Butter konnte jeder den Tag gleich mit sich nehmen, da sie fertig war; Buttermilch und Käsewasser gehörten ihm auch. Den Käse aber ließ er so lange im Keller, bis er gehörig fest und gut war. Allemal an dem Tage, da einer das Recht hatte, die aus der Milch bereitete Ware zu beziehen, mußte er dem Senn bei der Arbeit helfen und ihm handlangen, und saubere Handtücher, Linnen und was nötig war, herbeischaffen.

Zuerst war den Goldenthalern das ganze Wesen bedenklich, und es meinte jeglicher, er komme zu kurz dabei. Wenn einer aber endlich seine Menge Käse und Butter empfing, und nun nachrechnete, wieviel Milch er gegeben, so war er hoch erfreut. Und es fand sich am Ende des ersten Jahres schon, daß auf diese Weise der mittlere Ertrag und Gewinn von einer Kuh über 166 Gulden stieg, und zwar nach Abzug aller Unkosten. Das war doch ein schöner Zins!

Nun begriff man auch bald, woher das komme. Denn je frischer die Milch und je mehr, je besser wird die Ware daraus. So was konnte eine einzelne Haushaltung für sich allein beim Aufsammeln ihrer Milch nicht leisten. Ferner: Sonst ward in den Haushaltungen manche Maß Milch verschlampt und verzehrt, jetzt in den Milchkammern der Käserei in Zins gelegt. Sonst verlor man viel Zeit, oder hatte keine Zeit, selber Käse zu machen; jetzt ging das von selbst. Sonst kostete es jeden mehr Holz zum kochen; jetzt war es ein großes Holzersparnis.

Einige Goldenthaler versuchten anfangs zwar mit ihrer Milch Betrügereien; aber man machte bald so strenge Gesetze, daß es keinem mehr in Sinn kam, zu betrügen, er hätte denn um alle seine gebrachte Milch bestraft und aus der Gesellschaft verstoßen sein wollen

Die Einrichtung aber brachte noch einen Vorteil, an den vorher kein Mensch gedacht hatte. Nämlich, weil jeder gern viel Milch gebracht hätte, um bald viel Käse und Butter davon zu

25 verschlampt, auf unordentliche Weise verbraucht

haben, besorgte jeder sein Vieh besser, als ehemals; baute künstliche Grasarten an, die viel Milch erzeugen; suchte sich eine größere Kuh zu verschaffen, statt der schlechten kleinen, oder stellte zwei Kühe in den Stall, wo er vorher nur eine hatte. Und weil jedem daran gelegen war, daß man keine Milch von einer kranken oder kalbenden Kuh bekomme, hatten die drei erwählten Aufseher Macht und Recht, zu jeder Zeit in die Ställe zu gehen, und die Pflicht, alle halbe Jahr darin Umgang zu halten.

---

20. Vom neuen Gemeindsvorsteher und dem Löwenwirt.

„Der Oswald ist doch ein Hexenmeister und Tausendsasa!“ sagten die Goldenthaler allemal lachend, wenn er wieder etwas angegeben hatte, das gelungen war. Und es gelang ihm ziemlich alles, was er anfing, denn er fing nichts ohne Vorbedacht an; er übereilte und überhaspelte nichts, sondern that einen Schritt um den andern, und nahm nie mehr auf seine Schultern, als er tragen konnte.

Nun hätte man wohl glauben sollen, der Schulmeister habe sich und seine herzige Elsbeth mit Arbeiten überladen gehabt. Keineswegs; er wußte alles so einzurichten, daß zuletzt immer andere ihm einen guten Teil der Arbeiten abnehmen konnten. Sogar in der Schule hatte er wenig zu thun; denn er hatte sich da einen geschickten jungen Bauerssohn, Namens Johannes Heiter, nachgezogen. Der war von armen Eltern, und Oswald gab ihm bei sich Wohnung und Kost aus der Garküche, und unterrichtete ihn in gelehrten Dingen. Oswald hatte seinen Johannes sehr lieb, und dieser war in der Schule so meisterlich zum Unterricht, daß er Oswald darin vollkommen gleichkam. Und die Kinder liebten den Johannes, denn er war sehr sanft und freundlich, und machte ihnen das Lernen beinahe noch leichter als Oswald. Dieser ging oft ganze Tage seiner Feld- und Gartenarbeit nach, und freute sich, wenn er sah, wie im Dorfe alles nach und nach anders ward.

Und wirklich war es seltsam zu sehen, wie Leute, die vorher arme Schlucker gewesen, nach und nach sich von Schulden frei

6 kalben = ein Kalb haben, genau genommen gilt das oben Gesagte nur von den ersten zwei Wochen nach der Geburt des Kalbes; später ist die Milch gut zu verarbeiten. — 14 überhaspelte = überstürzte; haspeln heißt Garn von der Spindel oder Spule abwinden, wobei man durch Eilfertigkeit leicht Fehler und Schaden macht.

machten, und wie ihre Häuser ein stattliches Ansehen bekamen; hingegen, wie vormals wohlhabende Bauern, die in ihrer alten Gewohnheit verblieben, nach und nach arm wurden, weil sie das Ihrige verwahrloseten, verlumpten, versoffen, verprozessierten, verspielten.

Die zweiunddreißig Bundesgenossen Oswalds hielten sich wacker, und waren allenthalben voran, wo eine neue Einrichtung von ihm gemacht ward. Ihr Beispiel munterte dann viele Nachbarn auf, es auch so zu machen. Die jungen Burschen, welche Oswald am Sonntage unterrichtete, und die Mädchen aus Elsbeths Nahschule trugen bei ihren Eltern nicht wenig zum Guten bei. Andere aber waren und blieben im Dorfe unverbesserliche Lumpen. Und an der Spitze des schlechten Volkes stand der Löwenwirt Brenzel. Dieser war ein geschworener Feind aller neuen Einrichtungen. Er fluchte beständig auf die Neuerer, und sagte, die Religion gehe dabei zu Grunde; es müsse anders kommen, so könne es nicht länger gehen. Doch hielt ihn der Herr Pfarrer, welcher ihn viel besuchte, immer im Zaum, daß er nicht viel Böses thun konnte. Dazu kam, daß Brenzel seine Hauptstütze, nämlich den dritten Gemeindsvorsteher, von seiner Seite verlor. Dieser hatte schon längst gemerkt, daß es mit seiner Wirtschaft den Krebsgang gehe, und sich darüber aus Verdruß dem Trunk ergeben, daß er keinen Tag nüchtern war. Und um schnell wieder reich zu werden, hatte er in mehrere Lotterieen gesetzt und so sein Geld versplittert, bis er nichts mehr hatte. Da kamen die Gläubiger, denen er schuldig war, und nahmen ihm das Letzte.

Nun mußten neue Gemeindsvorsteher gewählt und der hohen Landesobrigkeit vorgeschlagen werden. Da gab es im Dorfe zwei Parteien. Die Lumpen wollten einen oder zwei ihresgleichen, denen sie schuldig waren; die rechtschaffenen Leute aber wollten das nicht. Es war viel Zanks. Viele fragten den Herrn Pfarrer um seine Meinung darüber, wenn er sie nach seiner Gewohnheit besuchte. Er aber antwortete ihnen und sprach:

„Ich wundere mich sehr, daß keiner von euch noch an den braven Mann gedacht hat, der euch schon so viel Nutzen gestiftet, der so klug, so menschenfreundlich und so thätig ist.

„Ich meine den Schulmeister. Wenn ihr den wählet, so habet ihr einen rechten Mann an der Spitze. Freilich, er gehört nicht

zu denen, die sich zu einer Ehrenstelle drängen. Aber eben deswegen muß man zuerst auf ihn achten. Denn die, welche um Ehrenstellen werben und andern den Rang ablaufen wollen, haben gemeiniglich Nebenabsichten. Sie sind stolz und ehrgeizig, wollen nicht das Beste der Gemeinde, sondern ihren Hochmut befriedigt sehen."

Ferner sprach er: „Es ist wohl gut, daß man einen wohlhabenden Mann zum Gemeindsvorsteher wählt: aber Reichtum nicht, sondern Uneigennützigkeit ist die höchste Tugend. Wehe der Gemeinde, die den zum Vorsteher macht, dem die meisten Bürger schuldig sind. Denn sie machen ihn zum Gewalthaber und Richter in seinen eigenen Angelegenheiten, und sie werden die Sklaven eines Dorftyrannen durch eigene Thorheit. Sie sollen lieber den wählen, der auch den hartherzigen Gläubiger und den reichen Tyrannen in Schranken halten kann."

Ferner sprach er: „Ein guter Kopf thut viel, aber ein redliches Herz thut noch weit mehr. Darum fraget erst: Ist der Mann ein grundredlicher, hilfreicher Mann? Dann erst fraget: Hat er Klugheit genug, und ist er keines Reichen Schuldner? Der Vorsteher einer Gemeinde soll unabhängig sein; sonst ist nicht er, sondern sein Gläubiger, den er fürchtet, Vorsteher des Ortes.

„Ihr könnet nicht leicht irren, den würdigsten Mann zu finden. Denket nur nach, welchen Mann würdet ihr auf euerm Sterbebette am liebsten zum Vogt euerer Witwen und hinterlassenen Waisen machen, in der Überzeugung, er werde das Glück der Eurigen wohl besorgen? Nun diesen machet zum Vorsteher. — Oder, wenn ihr zu einem eurer Mitbürger in Dienst treten müßtet, welchen wünschtet ihr am liebsten zu euerm Herrn? Nun diesen machet zum Vorsteher.

„Wenn an einem Orte die Mehrheit der Vorsteher guten Willen und redliches Gemüt hat, welcher das Unrecht verabscheut: so findet sich auch leicht zu allem guter Rat. Ein einziger guter Kopf ist genug. Drei gute Köpfe, ohne gutes Herz, werden sich beisammen nicht vertragen. Denn jeder will es besser verstehen, als der andere, und so kommt Zwietracht unter sie, und von ihnen in die Gemeinde.

„Saget mir, wer ist der beste Vater bei seinen Kindern: liebreich und doch nicht schwach, streng und doch nicht hartherzig? Oder saget mir: wer ist der beste Hausherr im Dorfe, dem sein

Gesinde gern dient und zugethan ist, aber den es doch fürchten muß; der alles in seinem Hauswesen geschickt ordnet und leitet, ohne Lärmen und Geräusch, ohne Zank, ohne Zorn, und daß doch alles dabei gut geht, wie von selber? — Diesen machet zum Hausvater der ganzen Gemeinde."

So sprach der weise Pfarrer, und jeder dachte nun anders, als vorher. Und als die Gemeinde sich versammelte, um zwei Vorsteher sich zu wählen, ward von den meisten verlangt, man solle nicht offen wählen, sondern jeder soll seine Stimme auf einem verschlossenen Zettel eingeben, damit niemand wisse, wer sie eingegeben, auf daß jeder frei und ohne Furcht und Rücksicht den wählen könne, der ihm der würdigste scheine. Der Löwenwirt Brenzel wollte zwar dagegen lärmen; denn er hatte schon bestimmt, wen er zum Amtsgenossen verlange, und nun wollte er gern diejenigen sehen, die es mit ihm hielten oder von ihm abtrünnig wären. Aber der grimmige Löwe setzte es nicht durch. Und es ward geheimes Stimmenmehr gesammelt, und in der ersten Wahl der Schulmeister Oswald, in der zweiten der Müller Siegfried zu Vorstehern des Dorfes erwählt. Letzterer aber nahm die Stelle nicht an, dieweil er Oswalds Schwiegervater wäre; das tauge nichts, daß aus einer Verwandtschaft zwei Glieder beisammen im Rate säßen. Also ward statt des Müllers gewählt Ulrich Stark, ein stiller, fleißiger, verständiger Mann.

Dem Löwenwirt, da er diese Wahl sah, ward es ganz grün und gelb vor den Augen. Er hoffte noch, Oswald werde sich ebenfalls weigern, die Stelle anzunehmen. Aber er betrog sich; Oswald dankte der Gemeinde für das Zutrauen, und empfahl nun seinen lieben Johannes Heiter zum Schulmeister. Und Heiter war Schulmeister.

Der Löwenwirt ging betäubt, als wäre ihm ein Kirchturm auf den Kopf gefallen, nach Hause. Daselbst ließ er seine Wut erst an der Katze aus, die ihm schmeichelnd zwischen die Beine kam; dann an dem Hund, der freundlich an ihm aufspringen wollte; dann an der Magd, die ihn nicht gleich verstand, als er ein Glas Branntwein begehrte; dann an der Frau, als die sagte, der Ulrich Stark sei eine ehrliche Haut.

21. Der Gemeindsstall muß ausgemistet werden.

„O Herr Jerum! O Herr Jerum!“ rief der Löwenwirt, und kratzte sich hinter den Ohren, so oft er daran dachte, daß Oswald nun Ortsvorsteher geworden. Doch besann er sich und lief spornstreichs zum Oswald hin, umarmte ihn als seinen Kollegen, gratulierte von ganzem Herzen und sagte, nun wollten sie beide rechte Herzensfreunde werden und wie Brüder leben.

Elsbeth wunderte sich über die gar zu schnelle Höflichkeit des Löwenwirts und sprach, als er fortgegangen war, zu ihrem Manne: „Oswald, Oswald, hättest du doch die Stelle nicht angenommen! Der Brenzel ist ein falscher Mann, und er wird dir eine Grube graben und dich in die Falle bringen. Oswald, lieber Oswald, hüte dich vor dem Löwenwirt.“

Oswald küßte Elsbeths finstere Stirn und sprach: „Brenzel ist kein grimmiger Löwe: ich sehe, er ist nur ein feiger, schmeichelnder, tückischer Kater. Aber ich will ihm die Pfoten schon lähmen.“

Als nun die Vorsteher das erste Mal nebst dem Gemeindsschreiber beisammensaßen, verlangten Ulrich Stark und Oswald vor allen Dingen, die Rechnungen einzusehen und die Gemeindsbücher. Aber da fand sich alles in großer Unordnung. Vieles war gar nicht ins Protokoll eingetragen. Die Gemeinde hatte bei siebentausend Gulden Schulden. Beinahe die Hälfte davon war sie dem Löwenwirt schuldig, der sich fünf Prozent zinsen ließ, während er Geld zu drei und vier Prozent für sich aufgenommen hatte. Die jährlichen Gemeindssteuern waren meistens für allerlei Unkosten, Bemühungen, Augenscheine und Besichtigungen, für Reisen, Entschädigungen und dergleichen der bisherigen Gemeindsvorsteher draufgegangen. Besondere Rechnung war darüber nicht geführt, sondern alles nur in runden Summen ausgestellt. Ebenso war es mit den Einkünften des Dorfspitals oder Armenguts gegangen. Mit den Vormundschaftsrechnungen für die Witwen und Waisen stand es nicht besser. Aus den Waldungen hatte man im Einverständnis mit dem Förster nach Belieben Holz geschlagen und verkauft, wie es hieß, zum Besten der Gemeinde, ohne daß man jetzt wußte, wohin und wieviel. Hatte sich doch der Löwenwirt manchmal selbst gerühmt: „Mein Beil hat schon mehr Holz angeschlagen, als der beste Hof im ganzen Lande wert ist.“ Genug, es war mit dem Gut der Gemeinde übel gehauset, üble Rechnung

gehalten; hingegen sah man wohl, die Herren Vorgesetzten hatten sich dabei nicht vergessen. Es fand sich sogar, daß um den Spottpreis von tausend Gulden ein großes Stück Gemeindsland verkauft worden war, daß es die Vorsteher gekauft, das Geld noch nicht einmal bezahlt und seit fünf Jahren nicht verzinset hatten. Ferner, daß der Löwenwirt schon vor elf Jahren, im Einverständnis mit seinen Beisitzern, viertausend Gulden Kapital aufgenommen hatte, Namens der Gemeinde; daß dafür die Gemeindswälder unterpfändlich verhaftet worden waren; daß die Gemeinde den Zins unter den übrigen Steuern hatte mitzahlen müssen, und das Kapital in den Händen der Vorgesetzten geblieben war.

Da ergrimmte Oswald in seinem Gemüt, und er sprach: „Man hat mich nicht in den Gemeindsrat gesetzt, sondern in den Gemeindsstall, der da ist voller Unflat und Verderben. Aber wir wollen den Stall ausmisten, und sollte der Gestank auch durch das ganze Land dringen. Ihr habt, als Vorsteher, nicht das Gemeinbeste vertreten, sondern ihr habt es zertreten. Ihr Väter der Witwen und Waisen habt eure Kinder bestohlen und den armen Leuten verschimmeltes Brot zugeworfen, während ihr aus ihrem Gute euch Wein und Braten auftischtet. Ihr habet den, der vom Felde zwei Rüben stahl, in den harten Kerker geworfen, aber euch weiche Betten gekauft von dem Gelde, das ihr der Gemeinde geraubt. Ihr Ottergezüchte, die ihr immer von Gerechtigkeit redet und in Ungerechtigkeit schwelget, die ihr die Religion im Maule habt und den Teufel in der Brust; wahrlich, wahrlich, ihr sollet ernten, was ihr gesäet habt: Armut für Hochmut, Galgenholz für Räuberstolz!“

Als dies der Löwenwirt hörte, kam großes Entsetzen über ihn, daß er im Innersten erzitterte. Er schob die Schuld auf seine ehemaligen Beisitzer, und fiel vor Oswald weinend und heulend nieder, und beschwor denselben bei allem, was heilig ist, ihn nicht unglücklich zu machen.

Aber noch denselben Tag sendete Oswald einen Bericht an die hohe Obrigkeit und deckte alles auf. Und im ganzen Dorfe war großes Schrecken und allgemeine Bestürzung; denn so viel Betrug hatte keiner den ehemaligen Vorstehern zugetraut. Viele wollten es gar nicht glauben, und schalten den Oswald einen Verleumder und Bösewicht, der sich großes Ansehen geben und unschuldige Leute ins Verderben bringen wolle. Und der Löwenwirt

lief umher im Dorfe und suchte bei seinen Freunden allerlei Zeugnis, um sich gegen die schwersten Beschuldigungen sicher zu stellen. Jedoch seine besten Freunde zuckten die Achseln und wollten sich in das Geschäft nicht mischen. Und schneller, als er vermutete, erschien eine Untersuchungskommission der Regierung. Da kam alle Schändlichkeit an das Tageslicht. Der Löwenwirt ward gefangen hinweggeführt, um vor Gericht beurteilt zu werden. Er ward seiner Stelle entsetzt und kam ins Zuchthaus. Aus seinem Vermögen wurde vieles von dem wieder ersetzt, um was er die Gemeinde betrogen hatte. So endete der stolze Löwenwirt; denn unrecht Gut gedeiht nicht, und Hochmut kommt vor dem Fall.

Oswald aber wurde zum ersten Vorsteher der Gemeinde Goldenthal ernannt, und ihm ein Ehrenmann aus dem Dorfe zum dritten Beisitzer erwählt.

Über diese schrecklichen Begebenheiten hielt der Pfarrer Roderich eine schöne, lehrreiche Predigt. Er sagte: „Wenn Eltern ungeratene Kinder haben, so muß man nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern wegen schlechter Zucht anklagen. Und wenn in einer Gemeinde Schande, Armut und Laster zunehmen, so ist es ein Beweis, daß die Vorgesetzten nichts taugen, sondern schuld an dem Unglück sind. Aber Gott sendet jedem seinen jüngsten Tag zu."

22. Die Schulden müssen getilgt werden.

Der Oswald hatte gar viel zu schaffen. Keiner wußte was er trieb. Bald lief er in allen Feldern herum, bald tagelang in den Wäldern, bald wieder in die Stadt.

„Ach, du armer Oswald!" seufzte Elsbeth, wenn sie ihm am Abend vor dem Dorfe entgegenging und ihn mitleidig bewillkommte: „Warum kümmerst du dich so sehr, armer Oswald, und plagest dich? Du wirst am Ende doch nur Undank und Verdruß von aller deiner Mühe haben."

Oswald sprach: „Undank ist die Münze, womit das Volk am liebsten zahlt. Wer aber einer Gemeinde vorsteht, der soll an seinen Gott und an seine Pflicht denken, nicht aber auf Lohn und Dank. Siehst du, liebes Herz, Gott lohnt endlich auch gewiß alles Gute, gleichwie er alles Böse straft."

So redete Oswald, und that was er sollte.

Es ergab sich aber, daß die Gemeinde noch über sechstausend Gulden schuldig war, teils von den Zeiten des Kriegs und der Teurung her, teils durch die schlechte Haushaltung der ehemaligen Vorgesetzten. — Und Oswald sann Tag und Nacht, wie er diese Last von dem armen Goldenthal nehmen oder doch vermindern könne. Und als sein Plan endlich reif war, legte er ihn seinen Amtsgenossen vor; die hießen ihn nach langer Beratschlagung gut, und sprachen: „Wollte Gott, die Schulden wären abgethan, so wüßte doch auch jeder wieder, was er Eigenes hätte, und könnte frei atmen, und müßte nicht fort und fort an das Zinsen denken."

Darauf ward eine Besichtigung und Schatzung aller liegenden Gründe der Ortsbürger angeordnet, damit man ungefähr wisse, wie arm oder reich jedermann sei, und damit jeder auf gerechte Weise in Zukunft wegen der Steuer angelegt werden könne. Und jeder mußte bei den Gemeindsvorstehern angeben und beweisen, wieviel Schulden er auf Haus und Gütern stehen habe, und das ward treulich in das Buch eingetragen und danach jedermann geschätzt.

Dann trat Oswald am Sonntag nach der Kirche mit seinen zwei Beisitzern vor die versammelte Gemeinde und sprach: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, unser Dorf hat sechstausend vierhundert Gulden Schulden. Das Geld haben wir teils in den benachbarten Städten zu verzinsen, teils sind wir es hier im Dorfe uns selber für Heu, Haber, Fuhren und Requisitionen schuldig. Was wir auswärts zu zahlen haben, wollen wir ein andermal besprechen. Jetzt wollen wir abthun, was sich die Gemeinde selber schuldig geworden ist.

„Viele von uns haben an der Gemeinde noch beträchtlich für Stroh, Haber und andere Lieferungen aus dem letzten Kriege zu fordern. Man verzinset ihnen zwar jährlich, aber sie müssen doch auch allemal erst ihren Beitrag zur allgemeinen Zinssumme geben. Also verzinsen sich im Grunde viele nur ihre Sache selber. Das ist mühsam und thöricht. Nun haben wir diese Schuld auf alle Bürger, nach Maßgabe ihres Vermögens, verteilt. Den Reichen trifft davon mehr, den Armen weniger. So wird die Gemeinschuld in eine Partikularschuld verwandelt. Wer auf diese Art soviel schuldig wird, als er selber zu fordern hat, der streicht Schuld und Forderung, und ist frei, bekommt und zahlt keinen Zins mehr. Wer mehr zu fordern hat, als er durch die Ein-

teilung schuldig ist, und sagt: Wer zahlt mir den Überschuß dessen, was mir herausgebührt? Antwort: Diejenigen zahlen ihn, die nichts an die Gemeinde geliefert haben im Kriege. Diese sind als Schuldner an die Zuguthaber verteilt, und tragen denselben entweder die kleine Summe, die sie trifft, gleich bar ab, oder verzinsen solche zu vier vom Hundert."

So redete Oswald. Viele verstanden es anfangs nicht recht. Da sie aber einsahen, daß dabei keiner zu kurz kam, waren sie es sehr gern zufrieden. Denn die Reichen, welche am meisten zu fordern hatten, die hatten auch nach Maßgabe mehr an Abtragung der Gemeindsschuld zu zahlen. So blieb für die Ärmeren weniger zu entrichten übrig, und jeder fand die Einrichtung darum billig, weil die Schatzung der Güter und des Vermögens sehr unparteiisch gemacht war.

Am Sonntag darauf ward die Gemeinde abermals versammelt, und Oswald redete also: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, es ist uns gelungen, das Geld, was die Gemeinde schuldig ist, in benachbarten Städten zu geringerem Zins zu erhalten, also, daß Goldenthal jährlich nur zweihundert und zwanzig Gulden Zins zu entrichten hat. Aber es wird manchem Hausvater noch immer schwer fallen, den Beitrag zu diesem Zins zu erschwingen aus seinem Gute. Daher ist es besser, es zahle keiner von euch den Zinsbeitrag aus seinem Gute!"

Da erhoben alle Goldenthaler ein Gelächter, und sie riefen: „Das läßt sich hören, und gefällt uns über die Maßen."

Oswald erhob die Stimme und redete weiter: „Ihr Männer, liebe Mitbürger, wir haben noch ein großes Stück Gemeinweide. Das ist elendes Land, vom Vieh zertreten, mit alten einzelnen Eichen darauf. Jeder von euch, dem dies Land gehörte, würde es besser benutzen. Aber wer benutzt es jetzt? — Niemand. Denn die Reichen, welche viel Vieh haben und es im Sommer darauf weiden lassen, haben offenbaren Schaden davon. Nicht nur kommen ihre Kühe magerer und hungriger abends heim, als sie des Morgens hinausgingen, sondern es geht auch für die Äcker aller Dünger vom Vieh dabei verloren. Die Armen aber, die keine Kuh halten können, haben gar keinen Nutzen davon, und müssen ihn den Reichen überlassen. Ist das billig? Warum sollen reiche Bürger mehr Vorteil vom Eigentum der Gemeinde haben, als arme? Sind wir nicht allesamt Goldenthaler? Hat einer nicht

so viel Recht, als der andere? Wer hat denn den Reichen den Nutzen des Gemeinlandes allein gegeben? — Wenn die Armen ein Stück Feld davon hätten, und könnten Klee oder andere Grasarten darauf bauen, so hätten sie für ihre Ziegen und Schafe doppelt so viel und gesünderes, nahrhafteres Futter, als jetzt. Also ist unser Rat, daß wir das Gemeinland in gleiche Teile unter die Bürger verteilen, daß jeder seinen Teil davon benutzen könne, wie er wolle. Das Land aber bleibt ewiges Eigentum der Gemeinde; jeglicher empfängt seinen Anteil nur in Pacht, und kann ihn weder verkaufen noch verleihen, noch vererben, noch sonst veräußern; sondern derselbe fällt jedesmal nach des Besitzers Tod an die Gemeinde zurück. Diese giebt ihn dann an einen jungen Bürger, der eigene Haushaltung führt und noch ohne Gemeinland ist. Jeder zahlt jährlich einen geringen Pachtzins von seinem Stück, und damit wird der Zins von der Gemeindsschuld abgetragen. Also zahlt niemand diesen Zins aus seinem eigenen Gute, sondern aus dem, was er von der Gemeinde zum Lehen hat."

Nachdem Oswald geredet hatte, entstand großes Nachdenken im Volke, Gemurmel, Streit, Wortwechsel, Geschrei und Lärmen, als wäre Mord und Totschlag. Denn die reichsten Bauern, welche das Weidland bisher ausschließlich mit ihrem Vieh benutzt hatten, wollten die Teilung nicht zugeben, schrien über Ungerechtigkeit und drohten mit der Regierung. Andere sagten: „Wir sehen wohl, man will die Lumpen reich machen, und die Ehrenleute im Dorfe zu Lumpen. Wer Vieh hat, der kann es zur Weide schicken; das ist eine alte Rechtsame, die von den Vätern vererbt ist, und die lassen wir uns nicht nehmen!"

Doch die Mehrheit der Bauern, die nicht reich waren, oder die ihr Vieh, um mehr Milch zu haben und mehr Dünger zu gewinnen, im Stall fütterten, setzte es durch und hob den Weidgang auf. Alsbald mußte ein Feldmesser kommen, alles Gemeinland in gleiche Teile verteilen, und dann wurden die Stücke verloset. Die reichen Bauern gingen jammernd und klagend vor die Regierung und beschwerten sich wegen der Unterdrückung der Rechtsame. Die Regierung aber gab folgenden Bescheid: „Das Gemeinland ist eine Rechtsame der Bürger und nicht der Kuhe von Goldenthal. Also kann jeder Bürger das Gemeinland oder seinen Teil benutzen, wie er will. Ihr Herren aber verteidigt nicht eure alten Rechtsame, sondern euern vor Alter stinkenden

Eigennutz, und versteht noch dazu euern Vorteil schlecht. Derohalben bleibt von nun an der Weidgang aufgehoben. Damit packet euch, ihr Esel, und ziehet hin in Frieden!"

Die reichen Bauern bedankten sich für den gnädigen Bescheid und zogen heim. Nun erst bedauerten sie den Löwenwirt Brenzel im Zuchthause und sagten: „Er war doch bei allen seinen Fehlern ein braver Mann; er hielt auf alte Gerechtigkeit und Herkommen: unter ihm wäre so etwas nie geschehen. Der Oswald ist ein Franzose, ein Neuerer, ein Jakobiner, ein Bonapartler und desgleichen."

23. Und abermals: Die Schulden müssen bezahlt werden.

Schon im folgenden Frühjahr war Jubel und Freude in der vormaligen Wüste des Gemeinlandes. Denn wo sonst einsame Kühe hungrig am kurzen, schlechten oder sauern Grase rupften und zupften, blühte nun ein wahrer Garten. Da sah man nun Bohnen, Hopfen und Hanf, Erbsen und Flachs, Kohl und Erdäpfel, Klee und Getreide in bunter Mannigfaltigkeit. Jeder konnte leicht berechnen, daß er mit der Ernte nicht nur den kleinen Zins abtragen, sondern reichen Überschuß haben würde. Selbst die reichen Bauern, sobald sie einmal zum rechten Verstande kamen, was oft sehr schwer bei ihnen hielt, erkannten ihren Vorteil dabei. Denn nicht nur hatten sie Gewinn am Futter für ihre Kühe im Stall, an Milch und Dünger, sondern auch an barem Geld. Denn hätte jeder, wenn es nach ihrem Kopfe gegangen wäre, zum Schuldenzins der Gemeinde aus seinem eigenen Sack gesteuert, so würden sie verhältnismäßig das meiste dazu haben zahlen müssen, während jetzt jeder von seinem Pachtlande gleichviel Zins entrichtete.

Oswald aber war noch nicht zufrieden, und nicht vergebens so oft in den Wäldern Tage lang umhergestrichen. Er hatte sogar in einer benachbarten Stadt den Oberförster besucht, der in seinem Fache ein grundgeschickter Herr war, und hatte denselben links und rechts in den Goldenthaler Gemeindswaldungen herumgeführt und um Rat gefragt. Oswald brütete wieder über etwas, aber keiner wußte recht, worüber. Die reichen Bauern sagten: „Wir wissen's wohl, es soll wieder über unser Fell hergehen!" Diesmal aber hatten sie sich doch geirrt.

Jedermann war sehr neugierig, als die gesamte Bürgerschaft von Goldenthal wieder versammelt wurde, um von den Vorgesetzten wichtige Anträge zu hören.

Oswald trat wieder hervor und sprach mit lauter Stimme: „Ihr Männer, liebe Mitbürger! Ein Mann ohne Schuld hat jedermanns Huld. Unser Dorf hat aber noch Schulden. Wir verzinsen dieselben vom Pachtlande. Besser wäre es, wir behielten den Zins vom Pachtlande jeder in seinem eigenen Sack, wenigstens zehn Jahre lang oder länger. Damit wäre uns allen geholfen."

Die Leute lachten und sprachen unter sich: „Der Vorschlag ist nicht unbillig."

Oswald fuhr fort zu reden: „Ich und die ehrsamen Beisitzer wollen es übernehmen, dafür gutzustehen, daß die Gemeindsschuld ganz oder doch größtenteils abgetragen werden soll, ohne eure Unkosten, sobald ihr einwilliget, drei Beschlüsse zu genehmigen und zu befolgen."

„Aha!" schrien die reichen Bauern: „Jetzt kommt der hinkende Bote nach!"

Oswald sprach: „Höret mich an und denket wohl nach, ob ich wahr rede oder nicht. Wir haben in Goldenthal ungefähr hundert Haushaltungen."

„Das ist wahr!" riefen die Bauern.

„Jede Haushaltung," sagte Oswald, „bekommt jährlich drei Klafter Holz nebst Reiswellen aus dem Gemeindswald."

Die Bauern sagten: „Das ist wieder wahr."

„Und," fuhr Oswald fort, „so viel braucht jede Haushaltung; manche mehr, manche aber auch weniger, die aus der Garküche speist. Aber alle könnten sich mit wenigerem behelfen, wenn sie nicht jahraus jahrein zum Brotbacken, Obstdörren und zu den Wäschen gar viel Holz nötig hatten. Bedenket, wenn in einer einzigen Woche zehn, zwanzig Familien Wäsche halten oder Brot backen, wie viel Holz in so viel Häusern auf einmal verbrannt wird!"

Die Bauern murrten und sprachen: „Das ist ganz richtig; aber wir können nicht ohne Brot leben, noch in unreiner Wäsche gehen."

25. Reiswellen, Reisigbundel

Oswald sagte: „Es giebt viele Gemeinden im Lande, die weit reicher sind, denn wir, und doch weit mehr hausen, und besser sparen, als wir. Aber eben darum sind sie reicher. Es giebt Gemeinden, die haben nicht so viel Waldung, als wir, und haben doch Holz genug und können davon sogar verkaufen. Aber wie machen sie es? — Da haben mehrere Häuser zusammen nur einen einzigen Back- und Dörrofen. Da trägt jeder in der Woche seinen Teig und sein Obst hin, wenn die Reihe an ihn kommt. Und weil der Ofen nie kalt wird, braucht jeder nur wenig Holz zur Feuerung hineinzuthun, um ihm die gehörige Hitze zu geben. Das nennt man Hausen und Sparen! — Warum können wir das nicht? Warum thaten wir es nicht schon längst? Antwort: Weil wir zum Guten entweder zu träg oder zu unverständig waren. Und bedenket noch dazu, wie leicht wir durch das Backen und Dörren ein ganzes Dorf in Feuersgefahr setzen. Bedenket, wie viel Holz wir bloß dadurch sparen könnten, wenn wir kleinere, bequemere Stubenöfen hätten, die weniger Holz fressen, statt der ungeheuern Steinmassen, die wir haben müssen, weil sie auch zum Backen und Dörren dienen sollen. Holz verbrennen heißt Geld verbrennen!“

Bei diesen Worten kratzte sich die ganze ehrsame Gemeinde von Goldenthal verdrießlich hinter den Ohren.

Doch der erste Vorsteher ließ sich nicht stören, und sprach weiter: „Schauet rechts und links. Andere Gemeinden haben längst schon Gemeinds-Waschhäuser, deren sich alle Haushaltungen nach der Reihe bedienen, und wozu sie sich einschreiben lassen. Da ist mit dem Holz das gleiche Ersparnis, wegen Feuersbrunst die gleiche Sicherheit für das Dorf. Wir wissen das und finden es löblich. Warum muß denn bei uns jede Haushaltung noch ihre Wäsche bei sich im Hause halten? Durch das Feuer beim Backen werden unsere Öfen, durch das Feuer beim Waschen unsere Herde weit schneller ausgebrannt und schadhaft. Wir müssen daher beide öfters ausbessern lassen. Das kostet Geld. Hätte die Gemeinde ein gemeinsames Waschhaus, hätte eine ganze Reihe Häuser ihren gemeinsamen Backofen zu unterhalten, das würde ungleich weniger kosten.

„Nun denn, liebe Männer und Mitbürger! Wir machen euch

2. hausen, haushalten.

den Vorschlag zur Errichtung von Gemeinds-Backöfen mit Einrichtung zum Dörren, und zur Erbauung eines gemeinsamen Waschhauses, wie andere Gemeinden haben. Die ersten Unkosten dazu sollen aus dem Gemeindssäckel gegeben werden. Wir alle wollen dazu fuhrwerken und handlangen. Was meint ihr?"

Die Bauern meinten vielerlei. Die einen wollten beim Herkommen bleiben; mehrere aber sahen ein, daß ein Gemeinds-Waschhaus besser wäre. Doch die Backöfen wollten sie nicht, weil sie dergleichen noch nicht kannten. Andere aber stimmten auch zur Errichtung der gemeinsamen Dörr- und Backöfen. Als nun endlich abgestimmt werden sollte nach langem Streit, geschah es, daß sowohl für Waschhaus als Ofen die große Mehrheit war.

Da sprach Oswald mit freudigem Antlitz: „Bravo, ihr Männer und Mitbürger, euer Beschluß macht euch Ehre, und wird euch mit Nutzen belohnen. — Nun kommt das Letzte. Wenn ihr nun weniger Holz in Zukunft gebrauchet, so brauchet denn weniger. Machet aus dem Holz, was ihr auf diese Weise erspart, ein Geldkapital, und bezahlet damit die Gemeindsschulden ab. Höret mich an, und helfet mir rechnen.

„Wenn sich jede Haushaltung, die jetzt nebst Reiswellen drei Klafter Holz empfängt, im Jahre mit zwei Klaftern durchbringt, so werden von den hundert Haushaltungen in einem Jahre einhundert Klafter erspart. Das Klafter ist fünf Gulden wert, bringt ein Jahr fünfhundert Gulden. Binnen zehn Jahren haben wir so fünftausend Gulden erspart und unsere Schuld bezahlt.

„Höret mich weiter. Wir haben etwas über sechshundert Jucharten Gemeindswaldung. Seit die hohe Regierung in den Wäldern den Weidgang verboten hat, wächst darinnen alles, wie ihr wisset, freudig und hanfdick auf. Ich bin mit dem Herrn Oberförster durch den Wald gegangen. Er sagt: alle Jahre wächst auf eine Juchart Land eine halbe Klafter Holz zu. Ferner sagt er: wir müssen das vom Stock ausschlagende Laubholz, wie Buchen, Erlen, Hagebuchen, Eipen, Ahornen, dreißig Jahre alt werden lassen; große Eichen, Buchen, Tannen und was zu grobem Bauholz dient, muß siebenzig, hundert und mehr Jahre alt werden. Folglich, wenn wir gehörig holzen, so müssen wir alle niedere Laubholzwaldungen in dreißig Portionen einteilen, und alle Bauholzwaldungen in hundert und mehr Portionen. Wenn wir nun alle Jahre von jeder Art nur eine Portion nehmen, so hatten

wir natürlich alle Jahre gleichviel Holz, und schlügen nicht zu viel und nicht zu wenig, und wir und unsere Nachkommen hätten allezeit altes, reifes Holz zu schlagen. Ferner sagte er: wir hätten im Tannenwald so altes Holz, daß, wenn wir nach der Ordnung holzten, vieles davon überalt und faul werden würde. Wenn wir dies in einigen Jahren wegschlügen, würde in hundert Jahren da wieder für unsere Nachkommen hundertjähriges Holz stehen. — So ist denn mein Rat und der Rat der ehrsamen Beisitzer: wenn wir uns im Gebrauch alle Jahre hundert Klafter absparen, so sind tausend Klafter ohngefähr das Ersparnis von zehn Jahren. Statt nun zehn Jahre zu warten, holzen wir das Ersparnis in zwei Jahren ab, bezahlen unsere Schuld, behalten den Zins im Geldsack für uns, und behelfen uns zehn Jahre lang in jeder Haushaltung mit zwei Klaftern nebst Reiswellen."

Als die Gemeinde diesen Vorschlag angehört hatte, erhob sich wieder Streit und tobendes Geschrei. Die meisten hätten zwar gern den Zins behalten, aber auch das Holz. Man stritt, bis es Nacht ward, und kam zu keinem Schluß und lief auseinander.

24. Es geht immer besser.

Die wohldenkendern und verständigen Männer im Dorfe schüttelten den Kopf und sagten: „Das Ding mit dem Holzsparen setzen wir bei dieser hartnäckigen Gemeinde nie durch." Oswald aber lachte und antwortete: „Nur Geduld! Gutes Ding will seine Zeit haben. Die Leute müssen das erst besprechen, beschlafen und sattsam verdauen. Goldenthal ward nicht in einem Tage gebaut. Unsere Bauern, wenn ihnen ein nützlicher Vorschlag gemacht wird, der ihnen neu ist, sind wie die Kinder, wenn sie einen unbekannten Mann erblicken. Die laufen erst schreiend und erschrocken davon; nachher schauen sie ihn aus der Ferne an: dann kommen sie wieder einen halben Schritt näher, wenn sie merken, daß er nicht beißt; endlich spielen sie mit ihm und werden gute Freunde."

So redete Oswald. Unterdessen wurden zur Erbauung des Waschhauses und der Backöfen Anstalt gemacht. Man fällte Holz, brach Steine, führte Leimen, Kalk und Ziegel herbei, alles durch gemeines Werk. Die Haushaltungen, welche einen Back- und

Dörrofen gemeinschaftlich haben wollten, traten zusammen, beredeten die Reihenfolge im Gebrauch des Ofens, und bestimmten den sichersten und bequemsten Platz. Oswald ließ einen sehr verständigen Maurermeister kommen, der die besten Vorteile bei Feuerherden und Öfen anzubringen wußte. Er selbst besuchte verschiedene Dörfer, um dasige Einrichtungen kennen zu lernen und das Beste davon für Goldenthal zu benutzen. Gegen den Herbst waren das Waschhaus und die Öfen schon aufgerichtet und zum großen Vergnügen der Goldenthaler in vollem Gebrauch. Jetzt spürten die Haushaltungen in der That, daß dabei viel Holz erübrigt werde und größere Sicherheit für Feuersbrunst sei.

Aber eins folgte aus dem andern. Manche Leute kamen nun von selbst auf den Gedanken, die unflätigen großen Stubenöfen wären nicht mehr so notwendig, wie ehemals; man könnte kleinere haben, die weniger Holz fressen. Oswald und der Herr Pfarrer hatten solche kleine Stubenöfen, welche sogar auch zum Kochen bequem eingerichtet waren, in ihren Stuben. In der Stadt sah man fast überall dergleichen Der ehemalige Löwenwirt Brenzel hatte sich auch schon solche angeschafft, damit es bei ihm städtischer aussehe. Es war Gewinn dabei. Man konnte das ersparte Holz verkaufen und Geld daraus machen. Keinem kamen die Worte Oswalds wieder aus dem Sinn: Holz verbrennen heißt Geld verbrennen! Man scheute nur die Unkosten für das Umsetzen und Abändern der Öfen.

Doch verschiedene von den zweiunddreißig heimlichen Genossen des Goldmacher-Bundes, auf welche Oswald noch immer durch sein Ansehen großen Einfluß hatte, ließen auf sein Zureden ihre Öfen schon im Herbst verändern, besonders da er einigen der unbemitteltsten dazu etwas Geld vorschoß. Ein geschickter Mann aus der Stadt richtete alles höchst vorteilhaft und einfach ein. Nun hätte man sehen sollen, wie die Nachbarn und Nachbarinnen aus allen Winkeln des Dorfes kamen, die neuen Stubenöfen als wahre Wundertiere zu beschauen. Alle lachten darüber, alle spotteten und tadelten. Hintennach, da der kalte Winter mit Eis, Sturm und Schneeflocken ins Dorf einzog, verwunderten sie sich, daß die kleinen, von den Wänden frei stehenden Öfen doch so warme Stuben machen konnten. Als aber im Frühjahr viele von den Besitzern dieser Öfen Holz verkauften, kam den übrigen die Sache sehr annehmlich vor. Die alten, ungeheuern Öfen verloren ihre

alten Verteidiger, und zuletzt wollte jedermann in der Stube ein kleines Wundertier haben. Viele, welche die Einrichtung bei den andern gesehen hatten, bauten sich sehr kunstvoll die Öfen selbst auf, und sogar noch mit kleinen Verbesserungen, die allgemeinen Beifall hatten.

Im Frühjahr ging der Weibel herum von Haus zu Haus, und sagte: „Geld her! Der Zins von der Gemeindsschuld soll bezahlt werden; darum bezahlet den Zins vom Pachtlande, das ihr von der Gemeinde habet!“ — Das war ein böses Geschäft, so mit einemmal zwei Gulden und darüber für nichts und wieder nichts wegzugeben. Einige sagten: „Hole der Kuckuck die Gemeindsschulden!“ Andere sagten: „Dabei kann kein ehrlicher Mann bestehen!“ Andere liefen zu Oswald und sagten: „Herr Vorsteher, warum redet Ihr nicht mehr von Euerm Vorschlag, die Gemeindsschulden mit Holz aus dem Walde für immer abzuthun? Fanget doch wieder an!“

Das war's, was Oswald erwartete. Und als die Gemeinde zusammenberufen war, sagte er: „Die ganze Bürgerschaft ist darin einig, wie ich von allen Seiten vernehme, die Schuld abzustoßen. Keiner aber will jährlich eine Klafter Holz weniger empfangen. Nun denn, so machet es mit einer halben Klafter jährlich ab; die wird bei den neuen Einrichtungen keiner so stark vermissen, als eine ganze. Nehmet ihr also jährlich, statt drei, nur zwei und eine halbe Klafter, so lange, bis wir wieder Holz im Wald genug haben; so ist die Schuld in zwei, drei Jahren vernichtet.“

Der Vorschlag erregte zwar auch noch Murren, aber er ging durch Und als ihn die hohe Landesregierung nicht nur billigte, sondern auch belobte, war nahe und fern der Holzschlag angekündigt. Es kamen viele Käufer von nahe und fern zur Steigerung Man schlug in Gegenwart und unter Anweisung des Oberförsters das älteste Bauholz, auch an vielen Orten junges an, wo es zu dicht stand; verkaufte aber daran zwei Jahre lang, um die Preise nicht zu niedrig zu halten; und in zwei Jahren waren sechstausend Gulden gelöst, so daß die Gemeindsschuld nicht nur bezahlt, sondern auch ein schöner Geldüberschuß für Notfälle der Gemeinde an Zins ausgethan werden konnte.

Nun aber folgte Oswald auch dem Willen des Oberförsters und der Regierung. Nämlich um den Wald, als das beste Stück vom Gemeindsvermögen, recht ordentlich bewirtschaften zu können,

ließ man einen Feldmesser kommen. Der vermaß alle Waldungen und brachte sie in Karten. Der Oberförster ging durch die Gehölze, und nachdem er sie besichtigt hatte, teilte er sie in Portionen oder Schläge, und schrieb dazu, welchen Schlag man in jedem Jahr abholzen könne. Und so war dabei für dreißig und für hundert Jahre Vorsorge gethan. Der Oberförster machte den Ortsvorgesetzten eine schriftliche Lehre und Anweisung dazu, was sie alle Jahre beim Abholzen und beim Anpflanzen neuer Schläge zu beobachten hätten. Und die Vorgesetzten machten der Gemeinde eine rechte Waldordnung darin, als in einem Gesetz für das Dorf beschrieben war, was künftig bei Fällung des Holzes, bei Austeilung der Gaben, bei Anweisung notwendigen Bauholzes in der Gemeinde, bei Freveln, bei Ernennung der Bannwarte oder Waldvögte u. s. w. zu beobachten sei, damit alles recht unparteiisch und gemeinnützlich vor sich gehe.

Diese Einrichtungen waren gar vortrefflich. Und wenn es einmal an einen Schlag im Walde kam, der zu wenig Holz gab, ward das Fehlende aus dem Überschuß eines andern ersetzt. Der Bannwart empfing bessern Gehalt, damit er den Lumpen und Holzdieben Tag und Nacht fleißiger nachgehen könnte. Alle zwei Jahre wurden die Marken und Grenzen der Wälder und Äcker und Wiesen im Frühling von den Vorgesetzten, Feldhütern, Bannwarten, Güterbesitzern u. s. w., von alten Männern und jungen Knaben umgangen, besichtigt und berichtigt. Das verhütete vielen Grenzstreit, viele Prozesse, die sonst aus Verwahrlosung der Marken entstanden waren.

25. Es ist noch viel Not im Dorfe.

Das ganze Land konnte sich nicht genug über die Goldenthaler verwundern. Denn der Wohlstand der Leute nahm sichtbarlich zu. Nicht nur das Dorf hatte keine Schulden, sondern Leute, die sonst tief darin steckten, trugen nach und nach ihre erborgten kleinen Kapitale ab. Jedermann in der Stadt, welcher Geld austhun wollte, lieh den Goldenthalern am liebsten; denn jedermann wußte, die Ortsvorgesetzten waren bei Schatzung der Unterpfänder sehr gewissenhaft, und kannten haargenau, wie viel

1. Bannwart, Flurschutz, Feld- und Waldhüter

Schuld auf einem Stück Landes haftete. Das war nicht so in andern Gemeinden; darum hatten die Goldenthaler überall den Vorzug und das Ansehen. Und wenn einmal ein Bettler kam und sagte, er sei aus Goldenthal, so sprach man: „Pfui, schämst du dich nicht zu betteln, und bist aus Goldenthal?“ Man bildete sich ein, im Goldmacher-Dorf wären gar keine bettelarme Leute.

Darin aber irrte man sich sehr. Denn in diesem neu aufblühenden Dorfe war noch immer ein ansehnlicher Bodensatz aus der alten Zeit. Da lebten einige verlumpte Familien, die nicht zu bessern waren, der Herr Pfarrer mochte mit ihnen reden, oder die Obrigkeit drohen, wie sie wollte. Da lebten Leute, die lieber müßig gehen, hungern und betteln wollten, als im Schweiß ihres Angesichts das saure Brot verdienen. Da lebten Leute, die sogar ihre Kinder zum Bettel- und Diebshandwerk abrichteten, und sie abends abprügelten, wenn sie nicht genug gesammelt hatten. Da lebten Leute, die immer wieder das, was sie entweder verdient oder als Almosen bekommen hatten, für Wein, Branntwein und allerlei Nasch- und Leckerware hingaben. Man hatte auch keine Hoffnung, daß diese Menschen endlich einmal aussterben würden. Umgekehrt, sie vermehrten sich mit dem Wohlstand der Goldenthaler. Denn sie verheirateten sich unter einander und setzten Kinder in die Welt, ohne sich darum zu bekümmern, wie sie sich und die Kinder ernähren möchten. Die Lumpen sagten nur: „Die Gemeinde hat ein Armengut, das gehört uns an; und es ist die Schuldigkeit der Gemeinde, die muß uns erhalten, sie mag wollen oder nicht. Verstoßen oder verhungern lassen darf sie uns doch nicht.“

Dem guten Herrn Pfarrer Roderich gingen diese frechen Redensarten des unverschämten Gesindels besonders sehr zu Herzen. Und er sagte vielmals zu den Vorstehern: „Arbeitet, wie ihr wollet: so lange ihr noch die Beispiele der Faulheit, Üppigkeit und Liederlichkeit, die Pflanzschule alles Lasters im Dorfe habet, so lange kommt die Gemeinde auf keinen grünen Zweig. Denn was rechtschaffene Haushaltungen verdienen, davon zehren die Müßiggänger auch mit. Diese vermindern immerdar das Vermögen der andern, und verführen durch ihre Schlechtigkeit andere Leute zur Schlechtigkeit.“

Die Ortsvorgesetzten sahen dies so gut ein, als der Herr Pfarrer. Aber wie sollte man dem mutwilligen Bettel und Müßig-

gang abhelfen? Das war der Knoten! — Im Dorfe befand sich zwar eine Art Armenhaus, welches man das Spital hieß. Allein es war für die Menge der Bettelschaft zu klein; darum kamen viele nicht hinein. Und man mußte sich scheuen, Menschen hineinzuthun. Der Herr Pfarrer ging oft in das sogenannte Spital, und hoffte die Leute darin zu bessern, — aber er hoffte vergebens. Hier wohnten alt und jung, Männer, Weiber, die sonst kein eigenes Obdach mehr hatten, elend beisammen. Das Haus war, wie der Herr Pfarrer oft sagte, eine wahrhafte Mördergrube der Seelen. Denn die Kinder sahen und hörten da von den Alten viele schändliche Sachen; das Beisammenleben von Personen beiderlei Geschlechts und von den schlechtesten Sitten gab zu vielen Ausschweifungen Anlaß. Das Land, welches zum Spital gehörte, war immer am unordentlichsten besorgt, und Oswald hatte immer große Mühe, im Hause selber nur mehr äußerliche Reinlichkeit herzustellen. Aber wie sehr er auch den Kopf anstrengte, er konnte nichts ersinnen, dies zusammengepackte, müßige, liederliche Gesindel zu ändern, und er glaubte zuletzt selbst, das sei nun einmal leider ein notwendiges Übel.

Hingegen der Herr Pfarrer hatte keine Ruhe, und wollte nicht Zeuge so vielen Sittenverderbnisses in seiner Gemeinde sein. Er war aber ein kluger Herr, der sich nicht geradezu in Gemeindsangelegenheiten mischte, weil er, um heilsam zu wirken, mit allen Bewohnern des Dorfes in Freundschaft bleiben wollte. Er gab hin und her einen guten Rat, warf einen guten Gedanken hin, und freute sich, wenn der von diesem oder jenem Vorsteher aufgefaßt wurde. Dann that er gar nicht, als wenn das von ihm herrühre; sondern er ließ den Vorgesetzten die Ehre, von selbst den rechten Weg gefunden zu haben. Das schmeichelte diesen, und sie verfolgten den rechten Weg um so williger. Pfarrer Roderich meinte auch, es sei recht, daß die Ortsvorgesetzten bei der Gemeinde in höchster Achtung ständen; und es schade ihrem Ansehen, wenn es heiße, sie ließen sich vom Herrn Pfarrer gängeln und lenken. Das sollte nicht sein. Auf solche Weise wirkte der weise Mann im Stillen, ohne eigenen Ruhm, und mehr, als selbst diejenigen wußten oder glaubten, auf die er wirkte. Und wenn auch nicht alles so geschah, wie er wohl gewünscht hätte, ward er deshalb doch nicht mißvergnügt, und zog die Hand doch nie von der guten Sache zurück. Denn er war bescheiden genug, zu glauben, daß

andere Leute ebenfalls Verstand von Gott, vielleicht in vielen Dingen bessere Erfahrung und Kenntnis hätten, als er. Jedes Nützliche belobte er ungemein, das gab großen Mut und Freudigkeit. Und wo man begriff, daß gefehlt worden sei, entschuldigte er freundlich den Irrtum; das gab wieder Trost und richtete die Verdrossenen auf.

„Das kann nicht länger so gehen mit unsern Gemeindsarmen und müßigen Bettlern!" sagte eines Tages Oswald zum Pfarrer Roderich: „Aber ich weiß keinen Rat zu schaffen. Diese Erbbettler sind für eine ehrsame Gemeinde, was die Filzläuse für einen Menschenkörper sind: eine Plage, eine Schande; und das Ungeziefer saugt Blut, Saft und Kraft aus, daß man nicht geneset. Ich habe ein Grausen, so oft ich unsern Spital erblicke. Die Verwaltung kostet so viel, und taugt offenbar nichts, und ist nur eine Pflege der Schande und Liederlichkeit."

Pfarrer Roderich antwortete und sprach: „Ihr habet mir endlich aus der Seele gesprochen, Oswald. Hätte die Gemeinde kein Spital, so hätte sie auch keine Bewohner desselben. Die meisten Bettler und Müßiggänger wird man allezeit in denjenigen Orten finden, wo das meiste Armengut angehäuft ist, oder wo man die meisten Almosen austeilt."

Oswald versetzte darauf: „Ich habe freilich schon daran gedacht, das Spital abzuschaffen. Damit ist aber nichts gebessert. Es wird in den best eingerichteten Gemeinden immerdar Arme geben und Taugenichtse. Wohin mit diesen? — Ich hab in anderen Gemeinden gesehen, daß man die dortigen Armen bei den vermöglichen Bauern umherziehen läßt in die Runde, also, daß jeder Bedürftige einen Tag oder eine Woche lang von einer bestimmten Haushaltung Kost und vielleicht auch den Stall zum Schlafen erhält. Das ist gegen Alte und Kranke oft unmenschlich, und für die Arbeitsfähigen Bestätigung im Müßiggang, und für die unverdorbenen Kinder selbst oft, durch Anblick und nähere Vertrautheit mit lasterhaften Müßiggängern, seelen- und sittengefährlich. Ich habe wieder in andern Gemeinden, die den Bettel abschafften, gesehen, daß sie ihre Bettler auf Unkosten der Gemeinde verkostgeldeten. Man übergab dann die Verpflegung des Gesindels denjenigen, die am wenigsten dafür forderten. Das waren nun wieder höchst arme Leute, die damit ein Stückchen Geld verdienen wollten, und in so ruchloser Gesellschaft ganz verdarben.

Dabei hatte die Gemeinde gar keinen Nutzen, sondern Schaden. Denn die Bettler besserten sich nicht, und steckten andere mit ihrer Liederlichkeit an, bei denen sie wohnten. — Ja, Herr Pfarrer, und Blut weinen möchte ich, wenn ich zumal an arme, verwaiſete Kinder denke, welche auf diese Weise durch die Gemeinden versteigerungsweise in Verpflegung an die Wenigstbietenden gegeben worden sind. Ich weiß, wie man in der teuern Zeit für solche Kinder das Geld nahm, aber sie hungern ließ; und wenn die armen Würmer jammerten und vor Hunger schrien, wie man sie mit Ruten gestrichen hat, um sie zum Schweigen zu bringen, damit die Leute es nicht vernehmen sollten. Ich weiß, wie einst der Leichnam eines solchen Kindes geöffnet wurde, fand sich im Magen nichts, als etwas Gras und Wasser, und der Rücken und die Lenden waren blutrünstig. Wahrlich, wahrlich, es ist unter den Türken und Heiden mehr Barmherzigkeit, als bei unsern rohen Bauersleuten oft gefunden wird!

„Ich weiß auch gar wohl," fuhr Oswald fort, „daß die Vorsteher in vielen Gemeinden an Errichtung von Armenhäusern und Spitälern dachten, worein sie ihre Bedürftigen thun wollten. Das geschah aber nicht aus wahrer Menschlichkeit; sondern die hartherzigen, bequemen Vorsteher wollten sich damit nur die Mühe erleichtern und die Plage abschaffen, immer an die armen Leute denken zu müssen. Denn der Stolz der Vorsteher liebt zwar im Dorfe die Würde, aber erleichtert sich auf ehr- und gottesvergessene Weise die Bürde, wie es gehen mag!"

So sprach Oswald. Der Herr Pfarrer freute sich über des Vorstehers gründliche Kenntnis der Dinge, und sprach: „Ich habe über diesen höchst wichtigen Gegenstand meine Gedanken einmal schriftlich verfaßt; leset doch diese Blätter. Es sind viel unreife Gedanken darin; aber ändert und bessert oder verwerfet alles, wie Ihr wollet."

Oswald nahm des Pfarrers Schrift zu sich. Er las sie mehrmals durch. Er sprach darüber mit den Beisitzern. Er ging zum Pfarrer und machte ihm allerlei Einwürfe, hörte dessen Antworten, und beriet sich wieder mit den Beisitzern. Endlich verstand er sich mit dem Herrn Pfarrer über einen Plan zur bessern Versorgung der Armen im Dorfe. Dann versammelte er die achtbarsten Männer der Gemeinde, zog auch diese zu Rat und hörte ihre Einwendungen. Da ward wieder allerlei abgeändert und verbessert.

26. Was die Goldenthaler mit ihren Bettlern machen.

Nachdem alles wohl beraten war, ging man an das Geschäft. Doch wußten wenige im Dorfe, wie man so viele Bettler, Müßiggänger, hilflose Kranke, Gebrechliche und Kinder, ohne ungeheure Kosten, ernähren könne und wolle.

Zuerst wurde aus dem Armengute eine Summe Geldes, mit Genehmigung der hohen Regierung, erhoben; damit schaffte man eine Dreherbank, Äxte, Hobel, Sägen, Spinn- und Spulräder, ein paar Webstühle, Schaufeln, Spaten, Hacken und anderes Arbeitsgerät an. Man verbesserte auch die Küche des Spitals, um daselbst für viele arme Familien kochen zu können, und machte allerlei Änderungen im Hause des Spitals, also daß darin eine Arbeitsstube für Männer, eine andere für Weiber und zwei Krankenzimmer für Personen beiderlei Geschlechts angelegt wurden. Auch ward dafür gesorgt, daß für jeden Gesunden ein eigenes Schlafkämmerlein eingerichtet wurde. Das war eine enge Zelle, nur zehn Schuh lang und drei Schuh breit, am Boden nur Platz für einen Strohsack, ein Kopfkissen mit Stroh gefüllt, mit grobem Betttuch und einer warmen Wollendecke. Jede Zelle hatte eine eigene Thür mit Luftloch. „Man muß es Bettlern nie gar zu bequem machen," sagte Oswald, „damit sie auch Lust bekommen, sich durch eigenes Bemühen eine bessere Lage zu schaffen." — Darum ward jeder Winkel im Hause zu Schlafstellen benutzt. Unter dem Dache des Hauses bewahrte man angekaufte Vorräte von Wolle, Hanf, Nutzholz und dergleichen.

Sobald alles und jedes vorbereitet war, nahmen die Ortsvorgesetzten ein Namensverzeichnis auf von denjenigen Personen im Dorfe, welche nicht ohne Unterstützung von der Gemeinde leben konnten. Das war bald gemacht; man kannte diese Leute nur allzugut. Verschiedene derselben hatten im Dorfe noch eigene Wohnungen; andere aber zogen ohne Obdach umher, dem Bettel nach, von Stall zu Stall. Diejenigen nun, welche keine eigene Wohnung besaßen, wurden aufgefangen und ins Spital gebracht. Sie gingen willig, denn der kalte Winter war vor der Thür. Diejenigen, welche zwar eine Stube hatten, aber mit andern armen Leuten gedrängt beisammen wohnten, so daß alt und jung, Leute beiderlei Geschlechts in gleichem Gemach schlafen mußten, wurden ohne Umstände ins Spital geführt. Nur diejenigen

wurden in ihren Wohnungen gelassen, die darin nachweisen konnten, daß sie und ihre Kinder alle getrennt schliefen und geräumig und gesund wohnten.

Also waren sämtliche Arme und Bedürftige des Dorfes in zwei Klassen zerfallen. Die, welche eigene Wohnungen hatten, hießen Häusler; die, welche ins Spital kamen, hießen Spittler. Beide aber wurden als Genossen der gemeinen Armenanstalt betrachtet, ohne Unterschied. Wo Kinder waren, ließ man sie gern bei ihren Eltern. War aber die Behausung derselben zu klein, oder waren die Eltern ruchlos und unsittlich oder im Spital, so suchte man die Kinder bei guten Haushaltungen im Dorfe oder in der Stadt unterzubringen, nicht bei armen Leuten, um Geld, auch nicht bei reichen Leuten, sondern bei solchen, die durch ihre Rechtschaffenheit bekannt waren. Diese Kinder bekamen ihre Kleider von der Armenanstalt, und die Pflegeltern, wenn sie es verlangten, auch geringe Entschädigung. Aber die wenigsten, die Kinder zu sich genommen hatten, forderten Entschädigung. Sie thaten es auf Ermahnung des Herrn Pfarrers und aus Frömmigkeit

Der Herr Pfarrer war der rechte allgemeine Waisenvater. Er hatte zween böse, mutwillige, naschhafte Knaben, die keiner annehmen wollte, zu sich ins Haus genommen, und schon nach einem halben Jahre waren dieselben zu jedermanns Verwunderung recht gutartig geworden. Auf diese Weise brachte man die Kinder an, und sie sahen nicht täglich mehr das böse Beispiel ihrer Eltern, und lernten arbeitsam und gottesfürchtig werden, da sie sonst nur zum Betteln, Stehlen und müßigen Herumschwärmen gewöhnt worden waren.

Wie man die gesamten armen Leute mit ihren Kindern also verteilte und jeglichem sein rechtes Obdach gab, ward zugleich von den Ortsvorgesetzten ein Hauptgrundsatz aufgestellt, nämlich: Wer nicht imstande ist, sich selbst zu erhalten, und von keinem versorgt wird, den muß die Gemeinde versorgen. Wen aber die Gemeinde versorgen muß, den hat sie auch das Recht zu beaufsichtigen und zu bevogten, damit er sich selbst erhalten und versorgen lernte. Das war nicht anders, als recht und billig.

Darum ward jeder einzelnen armen Familie ein rechtschaffener Mann zum Vormund oder Vogt gesetzt. Dieser Vogt hatte über Nahrung, Kleidung, Vermögen, Schulden und Erwerb seiner ihm

übergebenen Familie Vorsorge zu thun; mußte über Ordnung und Reinlichkeit der Häusler in ihren Wohnungen und über die Arbeit wachen, die ihnen gegeben ward. Dabei verfuhr man sehr streng. Denn da auch die Häusler ihre Nahrung aus der Spitalküche bekamen, wo, wie in der teuern Zeit die Sparsuppe, gemeinschaftlich für alle gekocht wurde, und sie Kleider und Geräte von der Armenpflege erhielten: so mußten sie auch für die Armenanstalt arbeiten, und damit ihr Brot und was ihnen zukam, wieder abverdienen. Was sie aber außer der aufgetragenen Arbeit durch größern Fleiß verdienten, ward ihnen bezahlt. Sowohl dies Geld, als das, was sie im Taglohn bei den Bauern verdienten, bekamen sie nicht in die Hände, sondern wurde in die Ersparniskasse für sie gelegt. Denn Leute, die zu ihrem Unterhalte alles und jedes empfingen, brauchten kein bares Geld; sie mußten erst sparen und haushalten lernen.

Jeder Vogt mußte dem Herrn Pfarrer von Zeit zu Zeit über das Betragen und Schicksal der anvertrauten Familie Rechenschaft geben. Denn der Herr Pfarrer war der rechte Oberaufseher aller Vögte; er war der Pfleger aller Armen und führte darüber ein eigenes Buch. Fand er gegen einen Vogt zu klagen, so daß derselbe sein menschenfreundliches Amt übel versah, so ward der Unwürdige von den Ortsvorstehern geradezu abgesetzt.

Diese beständige, unmittelbare Aufsicht und Bevogtung jeder armen Haushaltung oder Person im Dorfe hatte ungemein viel Gutes. Denn weil das Geschäft der Aufsicht für jeden Vogt nur auf eine Familie ging, war es weniger mühsam und beschwerlich, und besser und sorgfältiger verrichtet. Jeder that das Wenige gern und unentgeltlich aus christlichem Gemüt. Es wurde bald ein ordentlicher Wetteifer unter den Vormündern, wie jeglicher nach dem Ruhm trachtete, die ihm anvertrauten Personen durch Rat und Anweisung und Beihilfe emporzubringen. So hatte ganz unerwartet jede sonst verlassen gewesene arme Haushaltung einen Freund, Vater, Fürsprecher und Schutzengel gefunden, dem sie lebenslänglich dankbar wurde.

Nun aber war die Frage: woher Nahrung und Kleider für die Armen nehmen? Der Zins des Armenguts reichte nicht zu. Oswald aber sagte: „Es wäre wohl böse, wenn die Leute mit gesunden Händen nicht ihr Brot verdienen könnten. Alle zusammen, Häusler und Spittler, Männer und Weiber, machen jetzt gleichsam

eine einzige große Haushaltung, und müssen einer für alle, alle für einen arbeiten. Die Häusler müssen in der Woche arbeiten, was ihnen aufgegeben wird; die Spittler müssen des Tages acht Stunden arbeiten, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage."

Und so ging es. Wer nicht arbeiten wollte, der ward ins finstere Loch des Turms gesperrt; da saß er und bekam zum Getränk kaltes Wasser und zur Nahrung geschwellte Erdäpfel, kalt und ohne Salz, welche die andern nicht hatten essen mögen. Das war keinem angenehm. Wer aber arbeitete, hatte täglich warme Speisen, Suppe, Gemüse und zweimal in der Woche Fleisch. Wer außer den acht Arbeitsstunden noch fleißiger sein wollte, konnte sich damit Geld verdienen. Seine verfertigte Ware ward für ihn verkauft, und das erlöste Geld für ihn als ein kleines Kapital in die Ersparniskasse an Zins gethan. So sammelten sie sich Vermögen. — Wer fluchte oder schwor, unzüchtig redete, Unordnung trieb, kam in das finstere Loch ohne Gnade und Barmherzigkeit. Wer aber fein, still und sittsam und ehrbarlich lebte, der hatte Hoffnung, seinen Zustand zu verbessern. Er konnte im Spital ein Unteraufseher oder gar Spitalmeister werden. Denn aus den bravsten Leuten im Spital wurden die Aufseher über die Arbeiten und das Betragen der andern, über Reinlichkeit und Ordnung der Zimmer und Schlafstätten und Kleider erwählt. Die Aufseher berichteten alles dem Spitalmeister, der selbst ein Spittler war. Der Spitalmeister, sowie die Köchinnen, hatten den Vorteil, nicht zur gemeinen Arbeit gebraucht zu werden. Was sie neben ihren Amtsgeschäften verdienen konnten, das war ihr Eigentum und kam in die Ersparniskasse. Die Unteraufseher hatten nur vier Stunden des Tages für die Gemeinschaft mitzuarbeiten; die übrigen Stunden waren ihnen erlaubt, für ihren Vorteil fleißig zu sein. Die Köchinnen hatten es ebenso. Elsbeth führte die Oberaufsicht in der Spitalkuche. Hier unterrichtete sie zwei arme Frauen im Kochen. Eine andere Spittlerin hatte die Aufsicht über die Wäsche, Kleidung und Gerät der Spittler. — Also wurden sämtliche Spittler zwischen Furcht der Strafe und Hoffnung des Nutzens gestellt und zu ihrem eigenen Besten hingeleitet.

Und Arbeit gab es für die Armenhaushaltung vollauf im ganzen Jahr. Vor allen Dingen mußten Spittler und Häusler gemeinschaftlich nicht nur die Gärten und Felder des Spitals bestellen, da Getreide, Kohl, Ruben, Bohnen, Salat, Erdäpfel, Flachs,

Hanf, Ölpflanzen u. s. w. bauen, sondern auch gemeinschaftlich einander ihr von der Gemeinde empfangenes Pachtland bearbeiten. Doch behielt jeder Besitzer den Nutzen von seinem Stückchen Gemeinlandes, also daß er, nach Abzug dessen, was er allenfalls der Armenanstalt noch für Nahrung, Kleidung und Obdach schuldig geblieben, das Übrige verkaufen lassen konnte von seinem Vogt, der Gewinn kam in die Ersparniskasse.

Ferner mußten die Männer Straßen verbessern; Brunnen reinigen; feuchte, moosige Stellen des Waldes durch Abzugsgräben trocken legen; für das Spital und die Häusler Holz fällen und spalten; im Walde leere Stellen mit jungen Tannen, Buchen und Eichen besetzen, und sonst allerlei Maurer- und Zimmermannsarbeit zur Ausbesserung des Spitals oder der Häuslerwohnungen verrichten. Bei schlechtem Wetter oder im Winter hatten die Männer noch weit mehr zu thun. Da mußten die, welche mit Drehbank, Hobel und Säge etwas umzugehen wußten, Haus- und Küchen- und Feldgerät aller Art verfertigen. Andere lernten aus Wollen- und Leinengarn ein ländliches Halbtuch weben, das sehr dauerhaft war, oder aus Hanf- oder Flachsgarn Leinwand verfertigen. Immer waren einige Webstühle Winters und Sommers in Bewegung.

Die Weiber, selbst die Kinder der Häusler und Spittler, mußten, wenn es an Leuten mangelte, bei der Feldarbeit helfen; außerdem bei dem Reinigen und Ausbessern der Wäsche und Kleider sämtlicher Häusler und Spittler thätig sein; Wolle, Flachs und Hanf spinnen, oder für die Weber spulen; Strümpfe und Kappen stricken; Bettzeug und Hemden nähen, und dergleichen mehr. Alle arbeiteten für einen, und einer für alle. Die Leute befanden sich dabei so gut, daß nachher noch ein paar Familien freiwillig zur Armenanstalt übergingen, da sie vorher aus Furcht erklärt hatten, sie könnten sich ohne allen Bettel und ohne Unterstützung von der Gemeinde erhalten.

Diese Einrichtung war darum sehr vorteilhaft, weil die Verwaltung nun keine Unkosten verursachte. Denn der Spitalmeister, die Unteraufseher und Köchinnen, die Mägde, Holzspalter u. s. w. kosteten nichts. Es waren Spittler. Der Pfarrer, die Vormünder, Oswald und Elsbeth nahmen für ihre Liebeswerke keinen Lohn. Der brave Schulmeister Johannes Heiter führte unentgeltlich die Buchhaltung und Rechnung über Einnahme, Ausgabe und erspartes Vermögen der Spittler und Häusler mit ungemeiner Pünktlichkeit.

Ferner: Die ganze Wirtschaft erhielt sich selbst. Die Leute pflanzten und kochten ihre Nahrung selber; spannen, webten und schneiderten ihre Kleider selber aus selbstgezogenem Hanf und Flachs; verfertigten ihre Tische, Bänke, Stühle, Holzteller und Schränke u. s. w. selber, besserten Zimmer, Gebäude und Geräte selber aus. Es wurde bald mehr Nahrung gewonnen, mehr Garn und Tuch und allerlei Gerät verfertigt, als verbraucht. Das wurde verkauft zum Nutzen der Anstalt, und für das Geld wieder eingekauft, was man an Wolle, Eisen u. s. w. nötig hatte. Die fleißigeren Häusler verdienten noch außer den gesetzlichen Arbeitsstunden durch mancherlei Arbeit oder Taglohn ein schönes Stück Geld. Das ward ihnen an Zins gelegt, oder angewandt, um ihnen zur Vervollkommnung ihrer Nebenarbeiten das fehlende Werkzeug und rohe Stoffe zu verschaffen. Schon im zweiten Jahre brauchte man den Zins vom Armenfond nicht mehr ganz.

Weil die Leute bei einfacher Kost viel arbeiteten, und Männer und Weiber ohnedem fast beständig getrennt lebten, verging ihnen die Üppigkeit von selbst. Zudem war ein Gemeindsgesetz: es konnte keiner heiraten, als der, welcher sich außer der Armenanstalt ohne Hilfe der Gemeinde ernähren konnte.

Das beste, was man noch rühmen mußte, war die Gottesfurcht, welche allmählich bei diesen einst verwilderten Leuten immer mehr Eingang fand. Und auch das war ein Verdienst des Herrn Pfarrers. Denn alle Wochen hielt er einigemal mit den Spittlern die Abendandacht; dazu kamen auch die Häusler. Da sprach er dann viel Heilsames und Lehrreiches über ihren Seelenzustand, und zeigte ihnen, wie durch Gottes- und Menschenliebe in der Welt, wie in der Ewigkeit das reinste Glück des Herzens gefunden werde. Diese Erbauungsstunden fruchteten zur Besserung weit mehr noch, als die Drohungen und Strafen der Obrigkeit.

Übrigens stand jedem Spittler und Häusler vollkommen frei, die Anstalt zu verlassen, wann er wollte; er mußte nur zeigen, wie er sich selbständig und auf ehrliche Weise durch die Welt bringen könne und wolle. Und es war Gesetz, daß, wenn jemand die Anstalt verlassen und sich über ein Jahr lang ohne Bettelei, ohne fremde Unterstützung, durch eigenen häuslichen Fleiß erhalten und gutes Lob und Zeugnis erworben hatte, er sodann den freien Gebrauch seines kleinen in der Cripparnisklasse befindlichen Ver

mögens empfing. Natürlich hatte er dann auch keinen Vogt mehr, und war gehalten wie jeder andere Bürger.

Was die Goldenthaler Armenanstalten vorzüglich von andern dergleichen ruhmvoll und segenvoll unterschied, war: daß die armen Leute gezwungen wurden, alles, was sie zur Nahrung, Kleidung und Bequemlichkeit gebrauchten, durchaus selbst zu machen. Es sorgte niemand für sie; sie mußten für sich selbst sorgen und arbeiten. Hier war keine stillsitzende Lebensart, hier keine ungewisse, leichte Fabrikarbeit, wodurch arme Leute zu schwerer Arbeit nachher untauglich werden; hier gab es keinen leichten Verdienst, wo junge Mädchen und Knaben bald ebensoviel Geld gewinnen können als die Alten, was dann zur Üppigkeit, zu frühen Heiraten und zur Vermehrung des Lumpengesindels beiträgt. Hier mußte jeder seine Kraft für das anstrengen, was ihm lebenslänglich wohlthat, wenn er es konnte; er mußte graben, hacken, säen, pflanzen, dreschen, zimmern, hobeln, spinnen, nähen, weben, schneidern.

27. Probieren geht über Studieren.

Es war auch in Goldenthal, wie an andern Orten. Sobald irgend ein verständiger Mann etwas Neues auf die Bahn brachte, um damit etwas offenbar Schädliches abzuschaffen, machte sich jeder ein Geschäft daraus, es zu verhindern. Dann ward jeder ein Bedenklichkeitskrämer und hatte Zweifel feil; dann schüttelte jeder den Kopf, zuckte die Achseln und sang das berühmte Lied aller feigen und trägen Memmen:

Laßt es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald wußte das wohl, und war aus Erfahrung und Schaden klug geworden. Hätte er seinen Goldenthalern den ganzen langen Plan von den Armenanstalten, wie er sie im Sinne hatte, vorher bekannt gemacht, so würde jedermann erschrocken sein, sich in der Beratung desselben verwirrt, ihn geradezu verworfen und dabei gerufen haben:

Laßt es sein, es ist zu schwer;
Es geht nun und nimmermehr.

Oswald aber dachte: Probieren geht über Studieren. Er hatte selbst seinen ehrsamen Beisitzern nichts vom ganzen Umfang des Plans erzählt; denn es waren zwar wohlwollende, brave Männer, aber ängstliche, schüchterne Leute. Darum sagte er nie mehr, als immer stückweise etwas, das eben ausgeführt werden sollte.

Erst wurden die Armen und Bettler mit ihren Kindern aufgezeichnet und in Häusler und Spittler eingeteilt. Nun, das ging. Dann wurde für jede Familie ein Vogt ernannt, und ihm vom Herrn Pfarrer erklärt, was er zu thun habe. Das kam endlich auch zustande. Da schaffte man Hobel, Äxte, Sägen, auch Spinn- und Spulräder, Wollkarden und ein paar Webstühle aus dem Armengut an. Das war keine Hexerei; ebensowenig der Ankauf von Wolle, das Hanf- und Flachssäen, das Einführen der Spinnerei und die Einrichtung der Spitalküche. So ward allmählich eins ums andere ins Werk gesetzt; man fand jedes einzelne nicht zu schwer; so kam das ganze zustande, und die hohe Regierung genehmigte den Plan mit großermunterndem Lobe. Man hat hintennach erfahren, daß selbst in der Regierung einige Herren den Plan für unausführbar gehalten und bespöttelt haben, da derselbe schon, ohne daß sie es wußten, ins Werk gesetzt war.

Die meisten Sprünge machten anfangs die Spittler; sie wollten nicht in den engen Zellen schlafen. Man sagte ihnen aber: „Arbeitet fleißig, so könnet ihr euch Wohnungen mieten oder Häuser bauen. Sie wollten aber nicht arbeiten; da kamen sie tagelang ins finstere Loch bei kalter, schmaler Kost. Das gefiel ihnen noch weniger. Einige versuchten, ihr Los durch Gehorsam zu verbessern, und ergaben sich in ihr Schicksal, zumal in den Wintertagen, wo es auf der Landstraße auch nicht angenehm zu reisen und zu schlafen war. Als sie einmal bessere Kost und bessere Behandlung genossen und die Arbeit gelernt hatten, und als sie schon in der Ersparniskasse einige Gulden Eigentum für ihre alten Tage oder für ihre Kinder besaßen, blieben sie gern da. Denn sie wollten das kleine an Zins gelegte Vermögen nicht im Stich lassen, und waren begierig, es zu vermehren. Andere aber liefen davon und in die weite Welt hinaus, um müßig zu gehen und zu betteln. Nun, dann war's ihr eigener Schade; die Gemeinde hatte nun den Nutzen, sie nicht mehr erhalten zu müssen. Einige von den Weggelaufenen kamen nie wieder zum Vorschein; das war für Goldenthal kein Unglück. Andere wurden, als Bettler, von den

Polizeibedienten des Landes aufgefangen und wieder zurückgebracht; die besuchten zuerst das finstere Loch, und dann kamen sie wieder an die gemeine Arbeit, wie zuvor. — Binnen drei Vierteljahren war es mit allen Widerspenstigen in der Ordnung, und es gab keinen bettelnden Goldenthaler mehr, außer einige Weggelaufene in fremden Ländern.

Die Häuslerfamilien wollten sich anfangs auch auf die Hinterfüße stellen, und den Dreck und Unflat verteidigen, worin sie zu leben gewohnt waren. Und sie klagten und schrieen bitterlich über die Hartherzigkeit der Goldenthaler, die ihnen nicht mehr unentgeltlich wollten zu essen und zu trinken, und nicht einmal Geld in die Hände geben. Allein der Hunger und das finstere Loch machten zuletzt auch die Sprödesten geschmeidig, und die Goldenthaler blieben dabei: wer essen will, soll arbeiten; wer es gut haben will, der soll gut thun.

Die Verwaltung des Spitals war vor Zeiten kostbarer gewesen. Jetzt kostete sie nichts. Nicht der Pfarrer, nicht Oswald, nicht Elsbeth wollten sich am Armengute bereichern. Die Spittler selbst mußten die angewiesenen Haus- und Unteraufsichtsgeschäfte verrichten. Ward ihnen solch ein Ämtlein vertraut, war es Belohnung ihres Wohlverhaltens, ward es ihnen genommen, war es Strafe. Einer lauerte dem andern dabei auf den Dienst. Die Spitalgärten und Güter gaben Nahrung genug, und auch was die armen Familien am ehemaligen Weidland zum Anteil empfangen hatten, wurde abträglicher, weil es gemeinschaftlich angebaut und besorgt ward. Die Fleißigen bezahlten dem Spital mit dem, was sie auf dem Pachtlande ernteten, ihre Kost und Kleidung; und was sie noch erübrigten, ward in Geld verwandelt, und für sie ein Schatz in der Ersparniskasse.

Die Männer im Spital stellten sich anfangs zum Hobeln und Sägen, zum Wollekrempeln und Weben ungeschickt genug an. Aber sie mußten lernen. Ein Meister aus der Stadt brachte das Ding bald ins Geleis; der war ein verständiger Mann und großer Verehrer und Freund des Herrn Pfarrers. So kostete die Bekleidung der Armen das Spitalgut wenig, und die Anschaffung von Bänken, Stühlen, Bettgestellen, Schränken und andern Gerätschaften, wie auch Ausbesserung am Hause fast nichts. Die Spittler mußten auch für die Häusler Gerät machen; so ward jede Familie damit wohl versehen und gewöhnte sich an einige Bequemlichkeit.

So wie das Armengut und Spital dabei gewann, weil so viele Hände nur für Kost und Kleidung arbeiteten: so gewannen auch die Häusler und Spittler dabei an Vermögen und Eigentum. Denn was sie außer den acht übrigen Stunden mehr arbeiteten, konnten sie zu ihrem Nutzen in Geld verwandeln und in der Ersparniskasse an Zins legen lassen; ebenso, was sie von den Erzeugnissen ihres Pachtlandes erübrigen und verkaufen lassen konnten. Das war kein geringer Vorteil. Die Menschen wurden arbeitslustig und bekamen Freude am Sparen und Vermehren ihres Eigentums, weil sie die Zeit voraussahen, da sie ganz unabhängig leben und einen gewissen Wohlstand zu genießen imstande waren.

Am besten hatten es der Spitalmeister und die Aufseher, welche selbst Spittler waren. Denn alles, was sie neben ihren Amtsverrichtungen arbeiten konnten und verkaufbar war, das wurde zu ihrem Nutzen verkauft. Darum war jedermann beflissen, sich wohl zu halten, um zu einer solchen Stelle zu gelangen. Und diejenigen, welche das Ämtlein hatten, nahmen sich wohl in acht, etwas von den ihnen übertragenen Pflichten zu versäumen. Der kleinste Fehler konnte sie um den vorteilhaften Dienst bringen, auf welchen viele hofften.

Es gab zuletzt in der Armenanstalt von Goldenthal recht geschickte Arbeiter. Nicht nur die Bauern im Dorfe, sondern selbst viele Leute aus der Stadt kauften von den hier verfertigten Waren, oder ließen hier arbeiten. Und wenn so ein geschickter Arbeiter spürte, er verdiene mehr, wenn er für sich allein arbeite, verließ er das Spital und mietete sich Wohnung im Dorfe oder in der Stadt, und lebte für sich selber. Das feuerte nun wieder die andern an, ebenfalls recht geschickt zu werden.

Im Dorfe war natürlich jedermann froh, nicht mehr vom Bettelgesindel geplagt oder in den Häusern und Gärten nächtlicherweise bestohlen zu werden. Jeder schickte mit Freuden, statt der Almosen, etwas ins Spital, wenn es irgend in demselben an etwas fehlte. Allein es zeigte sich noch ein anderer Vorteil für das Dorf, an den vorher niemand gedacht hatte. Nämlich: mangelte es im Sommer an Feldarbeit, so waren andere Arbeiten im Freien vorgenommen worden. Und so war es gekommen, daß alle Gassen des Dorfes, wo man sonst bei schlechtem Wetter im Kot bis über die Knöchel waten mußte, mit Steinen besetzt wurden; daß der Bach im Dorfe, der sonst überlief und große Pfutzen bildete, mit

Gemäuer eingefaßt stand; daß die Feldwege und Fußstege ohne Löcher waren; daß die Gemeindswaldungen keine Stelle mehr hatten, die nicht mit jungen Setzlingen den erfreulichsten Nachwuchs zeigte. Weit umher im Lande sah man keinen Wald in besserer Ordnung und kein säuberlicheres Dorf, als Goldenthal. Es kamen sogar vornehme Herren von der Regierung und besichtigten die Goldenthaler Anstalten und Einrichtungen, und hätten dergleichen gern überall gehabt. Allein sie sahen sich in andern Dörfern oft vergebens nach dem edlen Pfarrer Roderich, nach dem menschenfreundlichen Oswald und seiner eifrigen Gehilfin Elsbeth um. Dennoch ward es auch anderswo mit Abänderungen und mit Glück versucht. Und daran that man recht. Probieren geht über Studieren. Und wo man mit eifriger Menschenliebe was Rechtes will, da geschieht auch was Rechtes.

28. Wieder etwas Neues.

„Was hat auch der Oswald wieder?“ fragten sich die Bauern untereinander. Denn wenn alle Leute Feierabend hatten, lief er noch mit dem Schulmeister und einigen jungen Burschen in den Feldern herum, die schleppten sich mit Ketten, steckten lange Stangen in die Erde, und Oswald sah immer über einen kleinen, langbeinigen Tisch nach den Stecken und konnte sich nicht satt daran sehen. Und der Schulmeister Heiter that es auch gern. Und an den Stecken war doch nichts zu sehen.

Das ging beinahe ein Jahr lang so. Und da die Bauern hörten, daß Oswald das Land und alle Felder vermessen und alle Wege und Stege in einen Plan bringen lasse, ward vielen bange. Denn es ging wieder die Rede vom Krieg; und sie dachten, der Oswald könne dem Feinde das Land verraten wollen.

Es verhielt sich aber folgendermaßen. Oswald verstand das Feldmessen, und hatte Bücher, die davon handelten. Und er hatte seinen Liebling, den Johannes Heiter, auch in dieser Kunst unterrichtet, nebst andern Bauernburschen, die Kopf dazu besaßen. Weil nun die Waldungen der Gemeinde sehr genau ausgemessen waren, kam er auf den Einfall, nach und nach in Nebenstunden, alle Güter, Wege und Stege des ganzen Gemeindsbezirks zu vermessen, und daraus eine große Karte zu machen.

Auf der Karte sah man sehr deutlich jedes Stück Land, jeden Steg, jeden Hag, jedes Haus. Eine Juchart war beinahe einen Zoll ins Geviert groß. Und die große Karte, wie sie fertig war, wurde im Gemeindshaus an der Wand aufgehängt. Da liefen nun tagtäglich Bauern hin und beschauten den Plan, und wunderten sich sehr. Denn sie fanden sich bald darin zurecht, und jeder erkannte seinen Acker, seinen Garten, seine Wiese. Und was das Beste war, in jedem Stück Feld oder Acker stand die Größe desselben, genau bis auf einen halben Schuh, geschrieben. Nun erst wußte jeder recht eigentlich, wie groß seine Äcker und Wiesen waren, und er schrieb sich die Zahlen sorgfältig ab. Das war beim Kauf und Verkauf keine Kleinigkeit, denn bisher hatte man das Land nur nach Schritten geschätzt, und mancher zu wenig angegeben, mancher zu viel. Das war allerdings nun ein großer Nutzen.

Der Vorsteher Oswald sagte aber zu den Leuten, wenn sie den Plan betrachteten: „Das ist noch nicht der größte Nutzen; ich weiß noch einen bessern.“ Wenn sie ihn darum fragten, antwortete er: „Habt ihr es bis Lichtmeß nicht erraten, so will ich es euch dann sagen.“ Sie errieten es aber nicht.

Als nun Lichtmeß kam, und die Gemeinde wegen verschiedener Angelegenheiten versammelt war, trat Oswald, nachdem man alles abgethan hatte, hervor und sprach:

„Ihr alle kennet sattsam den Plan von unserm Gemeindsbezirk, wie ihn der Schulmeister Johannes Heiter mit seinen Schülern genau und zierlich verfertigt hat. Ihr Männer, liebe Mitbürger, jedermann hat dabei seine besondern Gedanken gehabt, und auch ich die meinigen. Und diese will ich euch offenbaren.

„Wenn ich die Felder übersah, die wir im Schweiße unsers Angesichts bauen, nicht ohne Segen von Gott dem Herrn: so that es mir oft weh im Herzen, daß die Arbeit uns so viel Mühe macht, und daß dabei vieles nicht so angebauet ist, und folglich auch nicht so viel abträgt, als wohl sein sollte. Und ich warf meine Augen noch einmal auf den Plan, und siehe da, da wurden auch die Augen meines Geistes geöffnet, und ich erkannte einen Hauptfehler unserer Feldwirtschaft.

„Ihr Männer, liebe Mitburger, es liegt nun sonnenklar am Tage, wenn ihr euch unter einander verstehet, so werden eure meisten Güter mit geringerem Aufwand von Zeit und Unkosten besser besorgt werden und abtraglicher sein können, als bisher.“

Da riefen viele Bauern: „Dazu wollen wir uns ohne Mühe mit einander verstehen, wenn es nicht einmal so viel kostet, als sonst!“

Oswald sprach: „Ich wünsche Glück dazu. Ich will euch sagen, was bisher viele Unkosten verursacht hat, die ihr nun sparen könnet, wenn ihr wollet. Das ist die Zeit! — Jeder von euch hat nämlich sein Land nach und nach zusammengeerbt oder zusammengekauft, wie es kam. Da hat er ein Stück am Berge liegen, ein anderes hinter dem Walde, ein anderes wieder jenseits der Brücke, ein anderes am Bache, und noch ein anderes beim Steinbruch. Da muß er nun Viertelstunden weit unnütz umherlaufen von einem Stück zum andern, ebenso die Knechte und Mägde, ebenso die Fuhre mit dem Dünger. Da wird ein Teil des Tages bloß mit Gängen und Läufen verloren, wo man hätte arbeiten können. Da werden Magd und Knecht für Hin- und Hergehen bezahlt, was doch nichts einträgt. Es wird daher um so viel weniger im Tage gearbeitet, und das Land um so viel weniger mit größtem Fleiß bearbeitet, weil es an der nötigen Zeit gebricht. Mancher scheut sich, noch etwas Land zu kaufen, weil er das seinige kaum recht in Ordnung besorgen kann; und doch hat er nicht viel. Aber das Umherziehen von einem Stück zum andern nimmt die Zeit weg. Lägen alle seine Felder beisammen und wären ein Ganzes, er könnte mit eben so vielen Leuten, in eben so vieler Zeit noch einmal so viel Land besorgen, als er jetzt hat, und um so viel reicher sein.“

Die Bauern sagten: „Das ist ganz richtig; aber es läßt sich nicht ändern. Man kann seine Äcker nicht auf den Nacken nehmen und an einen Haufen legen.“

Oswald sprach: „Das könnet ihr, wenn ihr wollet, nun ihr den Plan vom Gemeindsbezirk habt und nun jedermann weiß, wie groß jedes seiner Stücke ist. Aber ich sage euch, die Sache hat viel Schwierigkeiten. Ihr müsset mit einander die zerstreuten Stücke austauschen, so daß endlich jeder sein Land im Zusammenhang hat als ein einziges Stück. Da rede jeder mit seinen Nachbarn und Anstößern. Entschädiget einander, wo der eine ein paar Schuh Land mehr oder bessern Boden hat, als der andere. Und wenn einer oder der andere beim Tauschen wirklich etwas einbüßen sollte, so gewinnt er doppelt dadurch, daß er alles beisammenliegend hat. Wo ihr nicht eins mit einander werdet,

nehmet unparteiische Schätzer oder billige Schiedsrichter, oder ziehet Lose. Ich sage euch, lasset euch durch kein Hindernis abschrecken, oder seid darum zufrieden, weil ihr es jetzt seit vielen Jahren so gewohnt seid; es kommt darauf an, daß ihr reicher werden könnet ohne größere Mühe."

Als der erste Vorsteher so geredet hatte, ging die Gemeinde kopfschüttelnd auseinander. Zwar alle sagten, der Gedanke sei gar gut; aber man würde nun und nimmermehr fertig werden.

Inzwischen dachten doch einige in müßigen Augenblicken daran, welches Stück von ihren Feldern sie wohl dem und diesem für das seinige geben könnten, das an das ihrige stieß. Sie fingen sogar zum Spaß an, davon mit den Angrenzern zu reden. Diesen war dann das Angebotene nicht allezeit gelegen, und wünschten ein anderes, das dem dritten gehörte, zu empfangen. Da begrüßten beide Teile nun den dritten. Einer stieß den andern. Bald machte jeder Plane für sich, seine Besitzungen auszurunden und in ein einziges Stück zu verbinden. In kurzer Zeit griffen die Unterhandlungen um sich. Manche gelang, manche scheiterte. Immer kam dabei etwas heraus. Es war in Goldenthal wie an einer Landversteigerung oder wie auf einem Gütermarkt, zumal im Winter, da man mehr müßige Stunden hatte und abends zum Gespräch zusammen kam, bald bei diesem, bald bei jenem. Denn ins Wirtshaus zu gehen und da das gute Geld durch die Gurgel zu jagen und einem Vieh gleich zu werden, schämten sich alle Ehrenleute im Dorfe. Lieber tranken sie ihr Glas bei Weib und Kind und mit denselben an einem Sonn- und Festtage.

Oswald hatte es vorausgesagt: der Gütertausch hat Schwierigkeit! So war es auch. Allein im ersten halben Jahre war es doch fünfen fast ganz gelungen, all ihr Land beisammen zu haben. Das verdroß die andern. Sie sahen den Nutzen davon sehr wohl ein. Nun setzten sie den Kopf daran, es auch so weit zu bringen. Das Gemeindehaus ward beständig besucht am Abend. Da standen immer einige Bauern vor der großen Karte, und handelten und stritten, daß man es draußen hörte, und liefen auseinander im Zorn, und traten wieder mit neuen Vorschlägen zusammen.

Was war die Folge? Von Jahr zu Jahr rundeten sich die Güter immer besser zu, und die guten Wirkungen davon wurden auffallend sichtbar.

29. Wie es im Goldmacherdorf aussah.

Wohl war Goldenthal nun ein recht goldenes Thal. Da lag es mitten in den fruchtbarsten Gärten, wie vergraben in den vollen Obstbäumen, umringt von Wiesen und goldenen Saatfeldern, wie mitten im Paradiese. Die Feldwege zwischen den Äckern waren wie Gartenwege, sauber und eben, die Landstraßen auf beiden Seiten mit Obstbäumen besetzt, wie Alleen, so weit der Gemeindsbezirk ging.

Und trat man ins Dorf, so glaubte man in kein Dorf zu treten, sondern in einen stattlichen Marktflecken. Denn die Häuser waren, wenn auch nicht alle groß, doch alle schön und wohlunterhalten von oben bis unten; die Fenster glänzend und hell; die Thüren und Gesimse stets gewaschen oder frisch angestrichen, die Dächer fast alle mit Ziegeln gedeckt, denn durch ein Gemeindsgesetz waren die Strohdächer wegen Feuersgefahr verboten. Und wurde ein neues Dach gedeckt, mußten es Ziegel sein. Auf mancher First sah man Blitzableiter; fast vor allen Fenstern Blumen; neben den Häusern kleine Gärten, zierlich geordnet, und daneben wohlgeschirmte Bienenkörbe.

Die Leute grüßten jeden freundlich auf der Straße, und neckten einander im Vorbeigehen scherzend. Man sah es ihnen wohl an, daß sie unter einander gut lebten und mit ihrem Zustande vergnügt waren. Das konnte nicht anders sein. Sogar in der Woche, bei der Feld- und Gartenarbeit, gingen alle zwar schlicht und einfach, aber reinlich und ehrbar gekleidet; man sah keine beschmierten, keine zerrissenen Gewänder. Es gab braune, von der Sonne verbrannte Gesichter, aber keine kotigen, mit struppigen Buschhaaren; und die Kraft und Gesundheit lachte allen aus den Augen. Die jungen Bursche in andern Dörfern sahen am liebsten nach den Goldenthaler Mädchen, denn sie waren nicht nur wundernett und hübsch, sondern auch häuslich, geschickt und wirtlich. Mancher reiche Bauerssohn in andern Dörfern holte sich ein Mädchen aus dem Goldmacherdorf; wenn es auch nicht viel Geld hatte, hatte es doch viele Tugenden. Und ging ein junger Mann aus Goldenthal auf die Heirat aus, so konnte er unter den Töchtern des Landes wählen. Man schlug einem Goldenthaler nicht leicht die Tochter ab, wenn sie auch mehr Vermögen hatte; denn man wußte, es war wohl angelegt. Das vermehrte den Wohlstand der Gemeinde nicht wenig.

Daß man keine Bettler und Müßiggänger in Goldenthal sah, verstand sich. Aber man erblickte auch nicht einmal dem Anschein nach arme Leute. Denn sogar die Spittler hatten ihr sattes Essen und Trinken und ordentliches Gewand. Und trat man ins kleinste, ärmste Bauernhaus, so meinte man beinahe, es sei etwas recht Vornehmes darin. Die Fußboden waren so reinlich und gefegt, die Bänke, Stühle, Tische so ohne Flecken und Fehl, Fenster und Spiegel so hell — kurz, es war nicht wie in den Sauhütten mancher Bauern in andern Dorfschaften. Man bekam rechte Lust, da zu wohnen unter den Biederleuten.

Während der Sommermonate, vom Frühjahr bis zum Herbst, war es an den Sonntagen bei schönem Wetter ein fröhliches Leben zu Goldenthal. Da wimmelte es von Besuchen aus der Stadt. Das große, neu ausgestattete Wirtshaus, welches — wer hätte das glauben sollen? — einer von den zweiunddreißig armen Genossen des Goldmacherbundes durch Erbschaft und Kauf an sich gebracht hatte, war angefüllt mit städtischen Familien, die Erfrischungen nahmen. Andere Familien kehrten in die Wohnungen ihnen bekannter Bauern ein, saßen da in den Gärten bei Milch, Obst, Honig und anderen Näschereien des Dorfes, oder lagerten sich plaudernd und spielend auf grünen Rasenplätzen; oder saßen auf den saubern Bänken vor den Häusern im Schatten weit vorragender Dächer, und sahen die auf- und abwandelnden, bunten Reihen der Spaziergänger; oder traten auf den Platz unter die Linde, wo die Jugend des Dorfes zuweilen tanzte beim heitern Gesang der andern. Man kann leicht denken, die Herren und Frauenzimmer aus der Stadt waren für das Vergnügen, welches sie in Goldenthal genossen, nicht undankbar, und die von den gefälligen Landleuten angebrachten Bequemlichkeiten und Verschönerungen ihrer Häuser oder Gärten trugen guten Zins. Selbst im Winter fehlte es nicht an Besuchen. Da wurden aus der Stadt Schlittenpartieen nach Goldenthal gemacht. Wo konnte man es besser haben?

Die Leute in andern Dörfern sahen und hörten das, und wunderten sich fast zu Tode, warum das bei ihnen nicht auch so sei. Sie meinten im vollen Ernst, die Goldenthaler hätten geheime Künste. Statt sich aber nach diesen Künsten recht zu erkundigen, blieben sie ruhig auf ihrem alten Mist sitzen, und blieben, wie sie waren. Sie zeigten nur Neid und Mißgunst, wenn sie

von Goldenthal sprachen, und spotteten und nannten es das Goldmacherdorf. Aber dieser Übername war kein Übelname.

Auch machten sich die Goldenthaler nicht viel daraus. Denn wohin sie kamen, waren sie wertgehalten und geschätzt. Sie fuhren in ihrer guten Weise fort, und waren dabei des Lebens froh. Hatten sie die Woche brav gearbeitet, war jeder Sonntag ein rechter Ruhetag. Ins Wirtshaus freilich gingen die Goldenthaler nicht. Sie hatten ihren Labetrank daheim. Aber doch im Winter tanzten da des Abends wohl die jungen Leute bei guter Musik. Einige Männer und Knaben waren durch den Schulmeister Johannes Heiter im Spiel der Geigen und Flöten angeleitet worden. Sie hatten es ziemlich weit gebracht. Oft führten auch die jungen Sänger und Sängerinnen große Singstücke auf, wie man dergleichen kaum in der Stadt hörte. Die ältern Männer und Frauen kamen familienweise des Abends zu einander, da bewirteten sie sich mit einfacher, ländlicher Kost, und hatten ihre muntern Gespräche. Von besoffenen Leuten, von Raufereien, von Prozessen, von Ausschweifungen anderer Art hörte man gar nicht. Denn mit dem Wohlstand und der bessern Erziehung, die aus der Schule stammte, hatte sich ein gewisses Ehrgefühl und eine Liebe zu anständigen Sitten unter den Bauern ausgebildet, wovon man sonst nicht leicht in andern Dörfern Ähnliches gewahr ward. Man kannte und unterschied sie schon beim ersten Anblick in der Stadt von Landleuten aus andern Gegenden. Sie waren in ihrer Tracht höchst einfach und säuberlich, in ihrer Rede sanft und bescheiden, in ihrem Benehmen offen und gutherzig. Sie trugen zwar keine feinen Kleider, aber dafür war ihr Betragen fein.

Man muß aber nicht glauben, daß dies höfliche, ehrbare und löbliche Wesen eine reine Frucht der Erziehung oder des allgemeinen Wohlstandes allein gewesen; es war auch eine Wirkung der Gemeindsgesetze. Denn wie einige Bauern reicher geworden waren, hatte es gar nicht an solchen gefehlt, die wieder über die Schnur hieben und aus der Art zu schlagen drohten. Da wollten einige hochmütig werden, putzten ihre Töchter ungebührlich, kleideten sich in kostbares Tuch recht städtisch, und thaten in allen Dingen groß. Einige andere nahmen die Spielkarten wieder vor oder die Weinflasche im Wirtshause. Das erweckte aber großes Ärgernis bei den meisten rechtschaffenen Leuten, und sie sprachen: „Fängt man es so wieder an, werden wir bald wieder den Krebsgang

gehen!" Und es war allgemeiner Unwille gegen diejenigen, welche von der einfachen, löblichen Weise abwichen; und man begehrte die Ortsvorgesetzten sollten besser über die Bewahrung der guten Sitten wachen im Dorfe.

Dieser Vorwurf, welchen man den Ortsvorstehern machte, erfüllte den Oswald gar nicht mit Verdruß, sondern mit wahrer Freude. So kam ein strenges Gemeindsgesetz zu Stande; darin war aller Aufwand in den Kleidern verboten und jedem Alter seine Tracht vorgeschrieben, und auf Kartenspiel und auf alles Spiel um Geld und Geldeswert, auf das Laster der Trunkenheit, auf Schimpfreden, Lästerungen, Balgereien und andere Schändlichkeiten waren von der Gemeinde einmütig harte Strafen gesetzt. So kam es, daß sich keiner überhob und übernahm; daß, wenn irgend einer auch einmal Lust hatte, zu thun, was weder ehrbarlich noch recht war, die Furcht vor Schmach, Schande und Bestrafung ihn wieder zurückschreckte.

Alle Jahre wurde das Sittengesetz vor der ganzen Gemeinde vorgelesen. Da mußten alt und jung, Männer, Weiber und Kinder es anhören. Fand man Zusätze nötig, wurden sie gemacht. Und wenn das Sittengesetz vorgelesen war, mußte der erste Vorsteher jedesmal fragen: „Wollt ihr dies Gesetz halten, welches die Grundlage unseres Wohlstandes, unserer Eintracht und Ehre ist?" — Und alt und jung antwortete mit lauter Stimme deutlich ein allgemeines Ja.

30. Die Kindtaufe.

Oswald genoß zu dieser Zeit eine rechte Herzenswonne, nach der er sich schon lange vergebens gesehnt hatte. Nämlich die liebe, gute Elsbeth hatte ihm einen muntern jungen Sohn zur Welt gebracht. Da war er wie im Himmel.

Und er ging darauf zu seinem Freunde, dem neuen Löwenwirt, der einer von den wohlbekannten zweiunddreißig Bundesgenossen war. Zu diesem sprach er: „Mein Lieber, ich habe dich noch nie um eine Gefälligkeit angesprochen, und ich komme damit zum erstenmal. Meine Frau liegt im Kindbette, und ich kann sie nicht verlassen und zur Stadt gehen. Ich gebrauche aber fünf hundert Gulden, wenn auch nur acht Tage lang, und sie sollten,

wo möglich, in Gold sein. Willst du mir so viel auf acht Tage leihen?"

Der Löwenwirt antwortete: „Ich bin dir für so vieles Dank schuldig; warum sollte ich nicht? Ich habe eben achthundert Gulden gestern empfangen, die liegen noch bei mir. Aber sie sind zum Teil in Silbermünze. Willst du, so nimm alles, auf so lange du willst."

Oswald sagte: „Ich möchte lieber Gold; es liegt mir sehr daran."

Der Löwenwirt antwortete: „Wohlan, ich will Rat schaffen. Wann mußt du es haben?"

Oswald erwiderte: „Bringe mir das Geld morgen Abend um die achte Stunde in mein Haus. Aber sage niemandem davon."

Als er sein Geschäft hier vollendet hatte, ging er fort und zu den übrigen einunddreißig Bundesgenossen, und sagte ihnen dieselben Worte, wie dem Löwenwirt, und bat um fünfhundert Gulden, womöglich in Gold. Und jeder freute sich, dem wackern Manne endlich einmal einen Freundschaftsdienst erweisen zu können, und versprach, ihm das Geld zu bringen. Er bestellte jeden auf den folgenden Tag des Abends um die achte Stunde zu sich.

Und sie kamen um dieselbe Stunde, da es schon dunkel war, zu ihm. Er führte sie alle in sein Zimmer, aber es war noch kein Licht angezündet. Die Leute wunderten sich in der Stille über die Menge der Anwesenden. Oswald ging, um Licht zu holen. Und als er wieder in die Stube trat, mit zwei brennenden Kerzen in der Hand, erblickten sie ihn wieder, wie sie ihn schon einmal gesehen hatten, in prächtigen Offizierskleidern, mit hohem Federbusch auf dem Hut, einem Orden auf der Brust und einem langen Säbel an der Seite. Sie sahen einander verwundert an, und sahen, wie vor sieben Jahren, dieselben Gestalten in demselben Zimmer, um denselben Tisch, auf welchen der Offizier die Kerzen niedersetzte.

Oswald sagte darauf: „Habet ihr mir gebracht, liebe Freunde, um was ich euch gebeten habe, so leget es hier auf den Tisch."

Da traten sie alle, einer nach dem andern, zum Tisch, und mehrere bedauerten, ihm die Summe nicht in Gold zahlen zu können. Er sagte darauf liebreich: „So ist es gleichviel. Gebet, wie ihr es habet." Und sie schüttelten Gold, andere Silber auf den Tisch, andere legten ihm gute Kapitalbriefe und Zinsschriften hin.

Darauf erhob Oswald die Stimme und sprach: „Erinnert euch, es ist die Zeit der Prüfung vorüber, und die sieben Jahre und sieben Wochen sind zu Ende, von denen ich euch geredet. Und ihr habet mehr Geld auf diesen Tisch geworfen, als ich vor sieben Jahren und sieben Wochen vor euern Augen ausschüttete. Damals waret ihr kaum imstande, fünfhundert rote Kreuzer auszuleihen; in der Stadt hätte sie euch niemand anvertraut. Jetzt habet ihr binnen vierundzwanzig Stunden jeder fünfhundert Gulden aufgebracht, also daß sechzehntausend Gulden hier plötzlich auf dem Tisch beisammen sind. Also ist die Prüfungszeit vorüber, und jetzt habe ich euch die Kunst gelehrt, Gold zu machen. Und nun werdet ihr verstehen, was ich sagte, da ihr das erste Mal hier standet. Ich sagte aber: die Kunst ist selbst noch mehr, als das Gold wert: denn diese Kunst ist die beste Weisheit des Lebens. Bleibet euern Gelübden und Gott getreu, und euer Glück und Wohlstand wird wachsen von Tag zu Tag. Wer vom Gelübde läßt, der läßt von seinem Glück. Präget dies Gelübde euern Kindern ein, und lasset sie es halten, so werden sie Fülle haben. - Nun habe ich mein Wort gelöset, das ich euch gegeben. Ihr seid darum reich, weil ihr wenig bedürfet und viel erwerbet, und weil ihr Zutrauen genießet bei den reichen Leuten, daß ihre Geldsäcke euch offen stehen. So habet ihr Gold machen gelernt, wie Ehrenmänner Gold machen sollen. Oder habet ihr anderes erwartet?“

Sie lächelten allesamt und sprachen: „Ei nun, wir haben wohl längst schon vermerken können, wie du es mit der Goldmacherei gemeint hast. Doch als wir einmal zur rechten Erkenntnis gekommen waren, schämten wir uns des dummen Aberglaubens, der uns vormals bethörte, und wußten es dir im Herzen Dank, daß du uns auf die bessere Bahn gebracht. Ohne dich und deine Hilfe wären wir aber doch nie dahin gekommen.“

Oswald freute sich dieser Worte und der dankbaren Herzlichkeit, mit der ihm jeder die Hand drückte und schüttelte. Und er stellte ihnen ihr Geld wieder zu, weil er es nicht hatte gebrauchen, sondern nur ihre Zuneigung auf die Probe setzen wollen. Sie aber sagten: „Gebiete über uns, wie du willst, Tag und Nacht. Denn wir alle sind dir unser Hausglück schuldig. Sprich, wir sollen für dich durchs Feuer gehen: wir werden gehen. Sprich, wir sollen für dich sterben: wir werden den Tod nicht fürchten.“

Und wie sie sich so traulich und herzlich um ihn drängten, betrachteten sie sein schönes Kleid und den Orden auf der Brust, und hätten gern erfahren, was das bedeute.

Er antwortete: „Ich danke es euerm alten Schulmeister, meinem seligen Vater, noch in der Erde, daß er mich in vielen nützlichen Dingen und sogar im Feldmessen unterrichtete. Denn als ich unter die Soldaten kam, half es mir, nebst redlichem Sinn und herzhaftem Betragen, daß ich meinen Kameraden vorgezogen ward. Ich that meine Pflicht und ward zuletzt Rittmeister. Und als ich in einem Treffen, da sich der Kronprinz zu weit vorwagte, denselben mit seinem Gefolge von den feindlichen Reitern umgeben sah, drang ich blitzschnell mit meiner Schwadron unter die Feinde und rettete den Prinzen. Dafür empfing ich diese Wunde hier auf der Stirn und dieses Ordens- und Gnadenzeichen auf der Brust, und als ich den Abschied beim Friedensschlusse nahm, einen anständigen Jahrgehalt auf Lebenszeit. Auch hat der Kronprinz, als er unser Land durchreisete, mich nicht vergessen, und mich, wie ihr wisset, sogar im Vorbeireisen einmal besucht.

„Da ich aber heimkam nach Goldenthal, in meine liebe Heimat, und ich sah, wie elend und verlumpt hier alles war, verbarg ich meinen Wohlstand, um nicht von liederlichen Bettlern belagert zu werden. Auch hatte ich alle Lust verloren, hier zu bleiben, und wäre wieder fortgezogen, hätte ich nicht des Müllers Elsbeth gesehen. Meine Elsbeth hielt mich fest. Da beschloß ich in meinem Herzen, zu versuchen, ob ich mir das Leben bei euch lieb machen könne. Und ich stellte mich arm und den übrigen gleich, um Vertrauen zu erwecken. Und ich sagte niemandem von meinen Ehren- und Jahrgeldern, so ich genösse. Nur Elsbeths Eltern mußte ich es am Abend, da ich um die Tochter anhielt, offenbaren, sonst hätten sie mir ihr Kind nicht gegeben, denn sie hielten mich für arm Als ich aber noch am Abend den Müller Siegfried und seine Frau zu mir ins Haus führte, und hier meine Uniform mit dem Orden anlegte, ihnen mein gesammeltes Geld und den königlichen Gnadenbrief wies, woraus sie sahen, daß ich mehr Jahrgehalt bezog, als des Müllers Mühle in drei Jahren verdienen konnte, wurden sie andern Sinnes. Doch mußten sie verschwiegenen Mund halten, denn es war nötig. Nun aber mag es jedermann wissen; es schadet nicht mehr."

So erzählte Oswald, und die Leute verwunderten sich, und freuten sich über sein Glück. Und sie hatten so große Ehrfurcht vor ihm bekommen, daß sie ihn kaum noch Du nennen wollten. Er aber sagte: „Was treibet ihr auch mit mir? — Nein, ich bleibe euresgleichen; darum seid und bleibet meine Brüder. Kein Offizierrock und kein Orden, sondern ein wohlwollendes Herz voll Gottesfurcht macht zum Ehrenmann.“ — So redete er und umarmte alle nach der Reihe, da sie sich heim begaben; und sie dankten ihm, denn er sei der wahre Stifter ihres irdischen und ewigen Glücks, und sie nannten ihn Vater. Und wenn er Kindtaufe halten würde, versprachen sie alle, sich mit ihm zu freuen, als wäre sein Fest ihr eigenes Fest.

Wie nun drei Tage nach diesem der Sonntag kam, da Oswalds Sohn getauft werden sollte, war alles im Dorfe schon früh wach. Oswald aber trat zu seiner Elsbeth an das Bette, küßte die junge Mutter und ihren holden Säugling, und sprach: „Sieh, teure Elsbeth, mein Herz bricht vor Freude und Wehmut. Mein Söhnlein, das du geboren hast, macht mir große Wonne; aber noch größere Wonne macht mir der Anblick unsers Dorfes. Und es ist doch wahr, die Menschen sind so böse nicht, und nicht so herzlos, wie man oft sagt. Man soll den Glauben an die Güte der Menschheit nie verlieren. Siehe, in dieser Nacht haben sie unser Wohnhaus wieder mit Blumenkränzen prächtig überdeckt und verziert, wie es am Tage unserer Hochzeit war. Aber dabei ist es nicht geblieben. Alle Häuser des Dorfes sind mit Blumen und Zweigen verziert, als wäre unser Fest das Fest jedes Hauses. Und hinten von unserm Hause hinweg bis zur Kirchthüre haben sie grünende Birkenstangen auf beiden Seiten des Kirchwegs gepflanzt, und lange Blumenschnüre von Birke zu Birke gezogen, und den ganzen Weg mit grünem Laub und allerlei Blumen überstreut.“

So sprach Oswald, und die junge Wöchnerin errötete in stiller Rührung und ihre Augen wurden von Thränen feucht. Dann sagte sie nur: „Hab' ich doch in der Nacht oft ein Gehen und Summen draußen gehört, und wußte nicht, was es gab.“ Sie konnte nicht im Bette bleiben, und mußte auf und ans Fenster und die Herrlichkeit sehen. Da weinte sie still; denn nichts ist für ein zartes Gemüt rührender, als wenn es den Zusammenklang der Seelen in tugendhafter Erhebung wahrnimmt. Das ist die

wahre Verklärung der Menschheit und eine Ahnung des schönern Himmels, der unserer wartet.

Als Elsbeth wieder zu ihrem Säugling gegangen war, kamen ihre Eltern, denn diese waren die erbetenen Taufzeugen. Die Müllerin konnte nicht genug sagen, wie ausgeschmückt die Häuser wären, wie lebendig alles im Dorfe sei, und sie rief einmal um das andere aus: „Nein, solch eine Kindtaufe ist in Goldenthal noch nie gefeiert worden! — So feiert man ja nicht die Geburt eines Fürsten!"

Und wie sie noch so redete, kam ein ganzer Zug junger Mädchen und Knaben gegen Oswalds Haus, sämtlich in Feierkleidern, Paar um Paar. Alle trugen ein kleines Geschenk von ihren Eltern zur Wiege des Neugeborenen: die einen schneeweiße Leinwand, die andern Zucker oder Mandeln, oder Blumen, oder selbstgestrickte Strümpfe, oder Handschuhe; die andern niedliches Hausgeräte, kleine Bedürfnisse der Küche und dergleichen. Soviele Haushaltungen im Dorfe, soviele Geschenke. Und alle Kinder küßten Elsbeths Hand und sagten: „Mutter Elsbeth" und küßten Oswalds Hand, indem sie bloß dazu die Worte sprachen: „Vater Oswald!" — Aber welcher Wohllaut lag für Oswald und Elsbeth in diesen Vater- und Mutternamen! Es gab keinen einfacheren und rührenderen Glückwunsch.

Da läuteten die Glocken mit vollem Klang zur Kirche. Der Säugling ward zur Taufe getragen, er voran; ihm folgten die beiden Großeltern, hintennach der tiefgerührte Vater. Die ganze Gemeinde stand vor der Kirche in weitem Halbkreise, alt und jung, und sah den Oswald kommen. Sanft und freundlich sprach alles, wie er vorbeiging an der Menschenmenge: „Guten Morgen, Vater Oswald." Dann folgte ihm alles in die Kirche.

Hier hielt der Herr Pfarrer Roderich nach vollbrachter Taufhandlung eine schöne Predigt über die Pflicht öffentlicher Dankbarkeit des Volkes gegen eine gute Obrigkeit. Er schien noch nie so begeistert und salbungsreich geredet zu haben. Es war im ganzen Volke die tiefste Andacht und wachsende Rührung. Jeder hielt an, seine Thränen zu unterdrücken. Als nun aber der Herr Pfarrer ans Schlußgebet kam, und er da die bebende Stimme zu Gott erhob für die gute Obrigkeit von Goldenthal, wobei jeder im Stillen an Oswald dachte: als der Herr Pfarrer nun selber die Bewegung seines Gemüts nicht länger zurückzwingen konnte,

und ihm unter Thränen der Name Oswald entschlüpfte — da ward lautes, heftiges Schluchzen in der ganzen Kirche. Denn nun dachte jeder an das alles, was dieser Oswald der Gemeinde gethan und gestiftet; jeder erkannte in ihm den Urheber des allgemeinen Glücks. Der Pfarrer konnte nicht mehr reden. Er schloß; er sprach den Segen über die fromme und dankbare Gemeinde. Niemals war in der Kirche von Goldenthal mit höherer Inbrunst ein Gesang gesungen worden, als diesmal aus dem Anhangbüchlein der Vers: für das Leben der Obrigkeit, gen Himmel stieg.

Der gute Oswald, sehr verlegen und beschämt, und doch froh gerührt, konnte kaum aufsehen, da er aus der Kirche ging, und begab sich, tief sein Haupt gesenkt, durch die grüßende Menge zu seiner Elsbeth. Er konnte kaum reden. Zum Mittagsmahl waren bei ihm seine Schwiegereltern und der Herr Pfarrer, der Schulmeister und die beiden Mitvorgesetzten. Die erzählten, daß fast in allen Häusern des Dorfes Gastmähler gehalten würden, wozu einer den andern eingeladen habe; die Ärmern speiseten bei den Reichern. Oswald schüttelte den Kopf und sprach: „Das ist mir der Ehre allzuviel; ich habe es nicht verdient."

Doch die allgemeine Freude machte auch ihn wieder froh und wohlgemut. Er ging gegen Abend, begleitet von seinen Gästen, hinaus ins Dorf, und ging da von Haus zu Haus, und setzte sich zu jeder Familie einige Augenblicke nieder und dankte allen für ihre Liebe. Goldenthal war voller Fremden; denn man wußte in der Stadt von dem Feste, und wer konnte, eilte nun hierher, Zuschauer zu sein. Bis in die späte Nacht währte der Tanz der Jugend, hörte man aller Enden Musik und Gesänge vor den Häusern, unter der Linde, unter den Blumenkränzen und in den Gärten.

Man sprach und spricht noch lange zu Goldenthal von diesem schönen Tage. Und Oswald hieß seit demselben im ganzen Dorfe nur Vater Oswald, und die liebenswürdige Elsbeth hieß Mutter Elsbeth.

Wahrlich, wahrlich, was im Leben Gutes gesäet wird, das findet endlich immer seinen schönen Erntetag. Denn es lebt über uns ein guter Gott, ein Vergelter voller Barmherzigkeit und Liebe.

Caroline von Wolzogen

geb. von Lengefeld.

Einleitung.

Caroline von Wolzogen geb. von Lengefeld wurde den 3. Februar 1763 zu Rudolstadt geboren und heiratete 1784 den fürstlich schwarzburg-rudolstädtischen Kammerjunker und Hofrichter von Beulwitz. Diese Ehe wurde geschieden, worauf sie die Gattin des Oberhofmeisters von Wolzogen (später Gesandter in Petersburg und zuletzt Geheimer Rat in Weimar) wurde (1796). Nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie meist in Jena, wo sie 11. Januar 1847 starb. Als Schwester der Gattin Schillers kam sie mit diesem in nahe Berührung und hat ihrer innigen Freundschaft für den großen Mann in „Schillers Leben" ein Denkmal gesetzt, welches denselben Stempel einer idealistischen Vornehmheit trägt, wie ihre übrigen Schriften.

1. Agnes von Lilien (zuerst, aber nicht vollständig, in Schillers Horen 1796). Berlin 1798. II. 8°. Bei dem Erscheinen in den Horen wurde das Werk u. a. auch von Fr. Schlegel für ein Werk Goethes gehalten.
2. Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Stuttgart 1826—27. II. 8°.
3. Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. Stuttgart 1830. II. 8°. — 1845. 8°. — 1851. 8°.
4. Adele (in Th. Mundts Delphin. 1839).
5. Das neue Jahr. Novelle (Urania 1842. Leipzig).
6. Aus einer kleinen Stadt, erzählt von F. v. W. Leipzig 1842. 12.
7. Litterarischer Nachlaß von Caroline von Wolzogen. Leipzig 1848. II. 8°.

Mit dem wärmsten Dankgefühl,
Verehrter Herr Hofrath, habe ich
Ihre schöne Sendung erhalten.
Schon beim ersten Durchfliegen
erfreue ich mich des Lebens u. der
Grazie, in der sich Ihre Darstellung
in unsrer Sprache innergleich
bleiben. Daß das Vergnügen daß
Sie, so vielen bereiteten auch
Ihnen selbst Erheiterung während
des trüben Winters bieten mußte

Faksimile eines Briefes von Caroline von Wolzogen. Original im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek.

ist mir ein tröstender Gedanke.

Ich kann mich des Wunsches nicht entschlagen, daß Sie, nach Vollendung dieses Werkes uns noch die Metamorphosen des Ovids in Oktave reine geben mögten. Mir dünkt ich äußerte Ihnen diesen Wunsch schon einmal. Es ist eine meiner Lieblings Dichtungen u. in des guten Voss Uebersetzung, läßt sie sich doch etwas schwer. Welchen Zauber würde sie in Ihren Reimen gewinnen!

Unser Freund Abeke sendet in diesen Wochen seinen jüngsten Sohn nach Neuyork. Er geht es mit heiterem Muth.

Mich Ihren freundlichen Andenken empfehlend, u. in der Hoffnung, daß endlich Frühlingshauche auch Ihrer Befinden vollthätig sein werden

Ihre

ergebenste

C. M. Volgorgen.

Mittwoch
5te April 37.

Agnes von Lilien.

(Bruchstück.)

Den zweiten Tag meiner Reise hielt ich Mittag in R**. Die Kälte nötigte uns, in der Wirtsstube zu bleiben, bis ein besonderes Zimmer erwärmt wurde. Mehrere Reisende befanden sich darinnen. Außer den gewöhnlichen Fragen und Gesprächen nahm niemand aus der Gesellschaft besondern Anteil an mir. Ein Mann saß nachdenklich am Feuer; als er mich erblickte, stand er auf und sah mich einige Minuten hindurch scharf an. „Wohin geht Ihre Reise, mein schönes Kind?“ redete er mich an; und als ich erwiderte: „Nach D**.“ schüttelte er den Kopf einigemal bedeutend und murmelte: „So jung, so schön!“ zwischen den Zähnen. Er war ein Mann von mehr als mittlerer Größe, er trug einen dunkelblauen, abgetragenen Überrock, seine schwarzen Haare hingen zerstreut ums Haupt und seine düstern Augen blickten scharf unter der hochgewölbten Stirne hervor. Seine Wäsche war sehr fein und reinlich. Er zog eine Schreibtafel hervor, bat mich um meinen Namen und um den Ort meines Aufenthalts. Dann bat er mich, mich in ein günstiges Licht zu setzen, weil er mein Porträt zu zeichnen wünsche.

Sein Benehmen dünkte mir sonderbar, aber es war von solch einer Unbefangenheit begleitet, daß man ihm seine Bitte nicht wohl versagen konnte. „Sie sind unter einem glücklichen Zeichen geboren,“ rief er aus, nachdem er einige Linien gezogen hatte. „Es ist nichts Streitendes in deinen Zügen, holdes Geschöpf! O, ermüde nicht, diese holde Einheit durch das innigste Streben deines Gemütes zu erhalten! Deine ganze Tugend ist, das zu bleiben, wozu die Natur dich machte. Dieses klare, blaue Auge vermag die Wahrheit vom Irrtum zu scheiden und unter dem freien Gewölbe dieser Stirn entwickeln sich die Gedanken rein und zart. Wie fein ründet sich das Näschen, noch schwankend, ob es sich mehr zur Vorsichtigkeit und Klugheit, oder zur gutmütigen, beinahe leichtsinnigen Hingebung formen wird. Aber den Übergang von der Nase zur Lippe, den hat ein guter Engel mit dem Finger

der Liebe gezeichnet. Der Mund ist fest und unverstellt; er sprach nur Wahrheit und Liebe. Gutes Mädchen, o laß deine unentweihte Lippe nie etwas anderes reden! Gott gebe dir eine glückliche Liebe, und du kannst ein vollkommnes Weib werden."

Er arbeitete während dieser Rede, die er ganz als einen Monolog zu betrachten schien, an seiner Zeichnung fort. Als er die Hauptzüge entworfen hatte, hielt er mir das Blatt vor die Augen und sagte mit einem feierlichen Ton: „So sind Sie jetzt; die Fülle der Jugend muß von der Zeit verweht werden, aber möge nach dreißig Jahren derselbe reine Geist diese Formen durchatmen! Sähe ich Sie wieder, und zum gemeinen Weibe gesunken, dann soll dieses Blatt Ihr strafender Richter sein. Sollte in diesen geradblickenden treuen Augen je Koketterie spielen, der liebeatmende Mund sich flach und falsch hin und her ziehen — o, ich sah schon mehr solche gefallene Engel! Wie ein armer Landmann auf einem vom Hagel zerschlagenen Acker, den vor wenig Stunden noch eine blühende Saat schmückte, so ging ich oft unter den Ruinen der Menschheit. Mädchen," rief er aus, indem er mir freundlich die Hand bot, „mache mir die Freude, ein reines, einfaches Weib zu bleiben, dem Wahrheit und Liebe über alles geht."

Das ganz eigene Wesen dieses Mannes hatte mich bewegt. Es war eine solche Wahrheit in seinem Ton und seiner Miene, daß alles Karikaturmäßige aus seinem sonderbaren Benehmen verschwand. „Werde ich Sie bald wiedersehen?" fragte ich mit einem herzlichen Anteil, der seinem Auge nicht entging. „Gutes Kind, ich weiß selten, was ich thun werde. Meine Zeit ist nicht mein und mein Wirken folgt dem großen Laufe der Begebenheiten, deren tausendfache Räder auch mein Individuum forttreiben. Ich beobachte Sie vielleicht im stillen und Ihnen unsichtbar, dann, wann Sie es am wenigsten vermuten. Vielleicht auch verlange ich einmal als Maler Zutritt bei Ihnen. Sie sind der Kunst hold, üben Sie sie fleißig; gleich der Stimme eines treuen, weisen Freundes bringt sie Klarheit und Frieden in die Seele." Er führte mich an den Wagen und legte ein aufgerolltes Gemälde mir gegenüber. „Nehmen Sie dieses als ein kleines Andenken. Es sei ein Talisman," sagte er lächelnd, „den Sie in Stunden der Liebe vor Augen haben; dann denken Sie noch, liebes Mädchen, daß Sie eine glückliche Mutter werden wollen." Ohne meinen Dank anzuhören, war er mir aus den Augen, und ich erstaunte, als ich die Lein-

wand aufrollte, eine treffliche Kopie von Raphaels Madonna della Sedia zu finden.

Den nächsten Tag kam ich in D** an. Es war Abend, als ich bei dem Hause der Gräfin vorfuhr. Eine lange Reihe von Zimmern war erleuchtet, man sagte mir, eine große Gesellschaft sei bei ihr versammelt, und sie habe befohlen, mich in ihr Kabinett zu führen. Nach wenigen Momenten erschien sie selbst, in einem sehr glänzenden Putz, der meinem Willkommen etwas Feierlicheres gab, als ich wollte, da ich mich in die Stimmung, ihr mit Liebe und Offenheit zu begegnen, versetzt hatte. „Ich fühle, wie viel Sie mir durch die Trennung von Ihrem Vater aufopfern, mein bestes Kind," redete sie mich nach einer Umarmung an. „Ich werde alles anwenden, Ihren Verlust erträglicher zu machen; wenn Sie mich zufrieden mit Ihnen sehen wollen, so sagen Sie mir mit der Offenherzigkeit einer Freundin alle Ihre Wünsche. Ich muß Sie jetzt für ein paar Stunden verlassen, ich konnte die Gesellschaft heute nicht los werden. Sehen Sie sich in meinen Zimmern unter meinen Büchern und Kupferstichen um, wenn es Ihnen Freude macht; hernach wird meine Kammerfrau Sie ankleiden, und ich hole Sie zum Nachtessen ab. Sie verzeihen, daß ich mir die Freude mache, Sie diesen Abend nach meinem Geschmack geputzt zu sehen. Ich hatte es schon bemerkt bei unserer ersten momentanen Bekanntschaft, daß Sie von meiner Taille sind, und ließ Ihnen ein Kleid nach dem neuesten Schnitt machen. Wir müssen es mit den alten Kindern, die man in den größern Zirkeln so häufig antrifft, nicht verderben," setzte sie lächelnd hinzu, und verließ mich.

Ich ging in den Zimmern umher, und die geschmackvolle Pracht, die ich überall erblickte, machte einen gefälligen Eindruck auf mich. Meine Phantasie ward reger, und ich dachte mich in den mannigfaltigen Situationen, die mich vielleicht in diesem Hause erwarteten. Das Schlafzimmer der Gräfin war am meisten nach meinem Geschmack. Alle Formen waren angenehm beruhigend, und die hellgrüne Seide der Vorhänge flog als ein leichtes Gewölk in den malerischsten Falten um das Ruhebette und die Fenster. Eine schöne antike Lampe war in der Mitte des Plattfonds durch goldene Ketten befestigt, und goß ein mildes Licht auf alle Gegenstände umher. Zwischen den Fenstern, gerade dem Ruhebette gegenüber, wallte ein seidener Vorhang herab über ein Gemälde. Ich hob ihn auf, und fand — das Bild Nordheims

in schöner geistvoller Wahrheit. Ach es schien mir jetzt nur ein Augenblick, seit er mich verließ! Der holde Zauber seiner Gegenwart bebte durch meine Sinne, gleich der wiederkehrenden Frühlingssonne durch die Nerven eines Kranken. Alle Nebel waren verschwunden; er war wieder mein und Sonnenschein und freundliches Dasein umglänzten mich. Bald schwand die liebliche Magie; ich betrachtete das Bild. Er war in Lebensgröße gemalt, vor einer Herme stehend, welche die Büste der Gräfin vorstellte; die eine Hand ruhte auf dem Marmor, und das Haupt war etwas gesenkt, gleich als wär' er in Betrachtung verloren.

Welch ein inniges Verhältnis muß er zu dieser Amalie haben? Kein anderes Porträt ist in diesem Zimmer, gleich als sei es ein Heiligtum der Liebe, nur für diesen einen bereitet! Die Gräfin stand neben mir, ohne daß ich sie wahrgenommen hatte. Ihre großen forschenden Augen waren fest auf mich gerichtet. Sie schien meine Verlegenheit nicht bemerken zu wollen, und sagte mit einem leichten Ton: „Sie werden das Bild vortrefflich gemalt und getroffen finden! Ich pflege es sonst immer so für den Staub zu bewahren." — Sie drückte an einer Feder, und ein Feld der Tapete bedeckte das Gemälde. Sie schob ein kleines Ruhebette unter die Vorhänge, und führte mich aus dem Zimmer. Eine Wolke schien mir vor ihrer Stirn zu schweben, und ihr Betragen etwas minder herzlich zu sein, doch sagte sie freundlich: „Ich werde Sie nun in die, für Sie bereiteten, Zimmer führen; Sie bewohnen sie, so lang es Ihnen gefällt; ich werde meine liebe kleine Gesellschafterin immer zu früh verlieren, und alle Künste anwenden, um sie zu fesseln. Vielleicht hilft mir ein gewisser Geist, den magischen Kreis um sie zu ziehen."

Ich hatte ein Besuchzimmer, ein Schlafzimmer und ein Ankleidezimmer; alle drei waren anmutig geschmückt, und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Ich mußte mich ohngeachtet alles Widerstrebens von der Kammerfrau ankleiden lassen, und als ich fertig war, führte mich die Gräfin zur Gesellschaft. „Sie waren vielleicht noch nie in so einem großen Zirkel, als der ist, in den ich Sie heut einführe," sagte sie mir, während wir über die lange Galerie gingen. „Ihr feiner Sinn wird Sie in jeder Lage ein passendes schönes Betragen finden lassen. Die Kunst der großen Zirkel, liebes Kind, ist übrigens die der Unbedeutendheit."

Die Gesellschaft saß größtenteils beim Spiel, die Gräfin

präsentierte mich an einigen Tischen unter dem Namen der Fräulein von Lilien. Lilien war der Name meines Vaters, nach welchem ich mich immer mit Freude und Stolz nennen hörte; aber die Fräulein fiel mir auf; es war mir widrig, mich mit fremden Federn zu schmücken, und mein Stolz konnte sich zu keinem Schein bequemen. Für jetzt mußte ich's schon schweigend hingehen lassen. Man that ein paar leere Fragen an mich, auf die ich eben so flache Antworten gab. Die Gräfin hieß mich zu ihrer Partie hinsitzen, und begegnete mir mit der gefälligsten Achtung, die bald die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zog. Nach geendigtem Spiel glaubte mir jeder etwas sagen zu müssen, und Fragen nach meinem vorhergehenden Aufenthalt, nach meiner Reise, wechselten mit Schmeicheleien ab. Die Gräfin wußte auf eine geschickte Art alle Fragen nach meinen vorigen Verhältnissen abzuschneiden, welches mir, da seit Rosinens Entdeckungen das Gefühl einer sonderbaren geheimnisvollen Existenz drückend auf meinem Herzen lag, zum erstenmal eine dankbare, zarte Neigung für sie einflößte.

Bei der Abendtafel, wo der größere Teil der Gesellschaft sich entfernt hatte, wurde die Unterhaltung zusammenhängender, und ich konnte mir den Umriß von einigen Charakteren entwerfen. Ich kannte noch wenig vom konventionellen Leben und der Sprache der Weltleute. Meine einfachen Grundsätze fanden so manches paradox, womit der durch Gewohnheit geschmeidige Sinn sich ohne Mühe aussöhnet. Es war mir so natürlich, als daß die Nacht auf den Tag folgt, den Betrogenen zu beklagen und den Betrüger zu hassen, die Tugend der Ehre, und die Ehre dem eigenen Vorteil vorzuziehen. In den Urteilen dieser Gesellschaft sah ich alle diese Begriffe umgestoßen; selbst die Leidenschaften, die eine ungewöhnliche Kraft des Gemüts erfordern, als die Liebe und der Ehrgeiz, dienten vielen Personen aus derselben zum Spott. Mir schien diese Höhe, von der sie auf alle echten Verhältnisse unsers Daseins herabblickten, eine schauervolle Öde zu sein; nur Dornen und Disteln wachsen auf dem Felsengrunde des Egoismus. Die Gräfin gab kein Zeichen weder des Tadels noch der Billigung. Ihr Charakter blieb fleckenlos für mich; aber warum sind diese Menschen ihre Gesellschaft? Noch eine junge weibliche Gestalt, und zwei junge Männer, die ihr zur Seite saßen, zogen mich durch ein liebenswürdiges einfaches Betragen an. Einer der

Männer warf oft betrachtende Blicke um sich, wenn eine gemeine, niedrige Gesinnung sich äußerte, oder zeigte durch seinen Spott die Nichtigkeit des Gesagten. Die Dame war mir als Fräulein von R** vorgestellt worden, und ich fühlte, daß sie und ihre beiden Nachbarn mich genau beobachteten.

Die Gräfin brachte gewöhnlich einige Abende jeder Woche in der Gesellschaft des Fürsten zu, und ich mußte sie begleiten. Der Fürst war zwischen sechzig und siebenzig Jahren, und belästigte sich und andere noch mit der steifen, altfranzösischen Etikette, die die deutschen Fürstensöhne am Hofe der französischen Könige erlernt, und auf ihren Boden, freilich in etwas verminderten Dimensionen, verpflanzt hatten. Der Fürst hatte durch Alter und Gewohnheit sich beinahe natürlich unter dieser schweren Rüstung des Ceremoniells bewegen lernen. Gegen die Frauen beobachtete er die feine hochgespannte Höflichkeit der alten Ritterzeit, so daß sein Äußeres für diese nicht ungefällig war; aber aus der Sphäre der feinen Manieren durfte er keinen Moment geraten, um erträglich zu sein. Seine Kinder suchten so viel wie möglich entfernt von ihm zu leben, weil sie nur den Despoten in dem Vater fanden. Der Sohn blieb auf Reisen, so lange es der Anstand erlaubte, und machte nur seltene Besuche bei seinem Vater; die Prinzessin, von der man als einer der besten sanftesten Seelen sprach, lebte unter dem Vorwand ihrer Gesundheit bei ihrer verheirateten Schwester.

Die Karikaturen unter den Hofleuten schienen mir bald lächerlich, bald beweinenswert. Die Ehrfurcht, die sie sogleich bei der Erscheinung ihres Herrn aus ihren Herzen in ihre Hände und Füße rufen konnten; ein gnädiger oder zorniger Blick, der wie ein elektrischer Schlag durch ihren Körper fuhr, und seine natürlichen Bewegungen veränderte; das augenblickliche Beugen ihrer Meinung nach der letzten Äußerung der fürstlichen Lippen, — dieses alles war mir unbegreiflich; ich stand wie vor einem Puppenkasten, so wenig Menschliches, Wahres sprach an mein Herz. Der Fürst bezeigte mir viel Aufmerksamkeit, als mich die Gräfin vorstellte, und meine natürliche Unbefangenheit schien ihm, als eine ungewöhnliche Erscheinung, keinen unangenehmen Eindruck zu machen. Die Gräfin verstand es vortrefflich, mit dem Fürsten umzugehen, und diese schwere Masse alter verrosteter Gefühle und Vorstellungen oft in ein gefälliges Spiel zu setzen. Ich schloß

daraus, daß die Geistesarmut der Hofleute vielleicht selbst den Fürsten bewog, ihnen nur als Maschinen zu begegnen. Fräulein R**, die beiden Herren von Alban, und der Arzt des Fürsten, der sich als eine unentbehrliche Person fühlte, diese blieben in ihrem natürlichen Wesen.

Nach der Tafel kam Fräulein R** auf mich zu, und stellte mir die beiden Albans vor. „Sie hatten Langeweile während der Tafel," sagte mir Fräulein R**, „aber wir genossen nicht wenig Vergnügen, indem wir Sie beobachteten. Natur und Grazie sind uns hier eine seltene Erscheinung. Ich hoffe, Sie halten sich künftig zu uns. Wie Sie uns hier sehen," fuhr sie lächelnd fort, „machen wir drei, die beiden Herren von Alban und ich, einen kleinen Staat im großen Staat der Gesellschaft aus. Herr von Alban der jüngere behauptet aus Ihrer Physiognomie zu sehen, daß Sie zu uns gehören müssen, und ich fühle es."

„Wenn Sie in Ihrem Staat nur stille friedliche Bürger aufnehmen," erwiderte ich, „so denke ich Ihr Vertrauen zu verdienen. Zu großen Geschäften und Negociationen, hoffe ich, werden Sie ohnedem ein Landmädchen, das die Welt noch so wenig kennt, nicht brauchen wollen." — „Wen die Natur so reich machte," fiel der jüngere Alban ein, „den kann die Kunst wenig lehren." — „Übergeben Sie sich uns nur ohne Bedingungen, lassen Sie mich nur Fräulein Lilien mit unserer Verfassung bekannt machen," rief Fräulein R**, und führte mich in ein Fenster. „Die zwei Herren und ich," fuhr sie fort, „sind von Kindheit an zusammen aufgewachsen. Ein guter Genius bewahrte uns vor einigen Thorheiten der Welt um uns her. Wir haben vielleicht andere dafür, aber wir bleiben dabei doch froh und unschädlich. Wir hassen die Falschheit, wir verachten die Kleinheit, die nur den Schein sucht, fliehen die Leerheit, und suchen uns selbst dafür zu bewahren. Da wir nicht alt und vornehm genug sind, um den Ton anzugeben, so helfen wir uns mit dem pythagoräischen Schweigen so gut durch, als wir können. Wir sind durch unsere Verhältnisse verbunden, einen großen Teil unseres Lebens in den großen Zirkeln zu verlieren, wo die Mittelmäßigkeit das Regiment führt, aber wir streben, unser eigenes Selbst unverdorben durch den Strom der Gesellschaft hindurch zu treiben. Aber Sie müssen unsere Art zu sein erst beobachten und prüfen. Ich danke," fuhr sie fort, „der Existenz dieser kleinen Gesellschaft vieles von meiner mora

lischen Bildung. Viele gute Menschen haben stillschweigend unter sich dasselbe Bündnis, aber es schleicht sich nach und nach eine Art von Trägheit unter ihnen ein, die unter dem Namen der Toleranz am Ende alles, und sich selbst mit allem andern hingehen läßt, wie es kann oder will. Wir vermeiden dieses durch ein Gesetz, uns alle acht Tage Rechenschaft von unsern Beobachtungen zu geben. Die Mitteilung unserer Gedanken zwingt uns, unsere Wahrnehmungen aufzuklären. Wir leben glücklich durch diese Verbindung unter den heterogenen Menschen, die uns umgeben, ich fand auch das Glück meines Herzens in unserm kleinen Zirkel. Der ältere Alban wird mein Gemahl werden, sobald unsere Familienverhältnisse es erlauben. Mein künftiger Schwager ist eigentlich die Seele des ganzen Verhältnisses durch die große Lebhaftigkeit seines Verstandes und seiner Einbildungskraft. Der ruhigere, aber nicht weniger tiefe Blick meines Albans macht einen angenehmen Kontrast mit der glühenden Phantasie seines Bruders. Oft belehrt uns die Erfahrung, daß Julius, dies ist der Name meines Schwagers, durch seine Phantasie uns und sich selber getäuscht hat. Wir lachen ihn aus, und glauben ihm doch das nächste Mal wieder. Teilen Sie uns Ihre Bemerkungen und Ihre Erfahrungen, wenn Sie wollen, mit, nehmen Sie dagegen das Gelübde der Aufrichtigkeit und Freundschaft von uns an."

Julius von Alban trat zu uns, und sagte halb feierlich: „Nehmen Sie die Gelübde dreier Menschen an, die nach dem hohen Sinn der Schönheit streben. Noch rein von jedem verfinsterten Hauche der Weltluft wird uns die himmlische Klarheit Ihrer Seele die Gegenstände im treuesten Spiegel wiederstrahlen." „Mit Vergnügen, liebe Fräulein R**," antwortete ich, „werde ich meine besten Gedanken vor Ihnen und Ihren Freunden darlegen, weil ich Belehrung von Ihnen erwarte." Julius schien mehr Wärme von mir zu erwarten, aber es lag von jeher in meinem Wesen, daß ein exaltierter Ausdruck meine eignen Empfindungen herabstimmte. Mein Vater hatte mich immer gelehrt, große Worte nur für wirklich große Dinge zu brauchen.

Ich verlebte alle Abende in derselben Gesellschaft in verschiedenen Häusern. Fräulein R** und die beiden Albans waren geistvoll und liebenswürdig. Mein Herz öffnete sich gegen sie; vorzüglich zog mich ihre zarte Neigung für ihren Bräutigam an; der Odem der Liebe ist einer sehnsuchtsvollen Seele so erquickend.

Die Gräfin war sehr gefällig gegen mich, aber die glatten Weltsitten, vielleicht noch mehr meine Zweifel über ihr Verhältnis zu meinem Freund, hielten jedes vertrauliche Wort in meinem Busen zurück. Sie schien auch nur auf mein Äußeres wirken zu wollen, und sagte mir nach den ersten Tagen: „Ich bin zufrieden mit Ihrem gesellschaftlichen Betragen, und bewundere, wie Ihr Vater auch hier nur die freie schöne Natur in Ihnen entfaltet hat. Sie besitzen die Elemente der feinen Lebensart, sanfte, bescheidene Gefälligkeit, und einen heitern Geist, der immer die momentane Lage richtig faßt, und das Passendste, was in ihr zu thun ist, findet."

Wir sahen uns übrigens sehr selten allein, und ich konnte nicht begreifen, wie die Gräfin mit soviel Geist und Geschmack, und in solch einer freien Lage, den größten Teil ihrer Zeit in leeren, geistlosen Zirkeln verlor. Ich bewunderte ihr Talent, mit dem großen Haufen zu leben, ohne dabei von ihrer feineren Individualität etwas einzubüßen. Sie wußte die gehörige Entfernung der feinen Lebensart vortrefflich zu benutzen, um ihr Verhältnis zu fremdartigen Menschen auf die leichteste, beste Art zu stellen, und sich selbst die Äußerung jeder gemeinen Empfindungsart zu ersparen. Da sie selbst bei den Zwisten der kleinen armseligen Eitelkeit immer von Leidenschaft frei blieb, so wurde sie die Vertraute jeder Partei. Nur selten zeigte sich ein Funke ihres überlegenen Verstandes, vor welchem der Kurzsinn und die elende Egoisterei, gleich den lichtscheuen Vögeln, in ihre Dunkelheit zurückflohen. In kleineren gewählteren Zirkeln schien sie mir oft eine Schülerin der Aspasia. Jedes geringe Talent fühlte sich in ihrer Gegenwart erhöht, und jedes edle wahrhaft menschliche Gefühl stärkte sich. Die Unterhaltung war meist nur durch ihren Geist interessant, aber er wirkte in so leisen flüchtigen Zügen, daß man seine Wirksamkeit, wie das Element, welches uns immer umgiebt, nur genoß, nicht bemerkte. Ich achtete diese Talente, aber in einem gewissen Alter erwirbt sich Einseitigkeit eher Vertrauen und Liebe, als Vielseitigkeit.

Der teure Name wurde nicht genannt, und meine bebenden Lippen wagten keine Frage. Hat er nicht befohlen, seine Briefe nach D** zu adressieren? Warum wird eines so vorzüglichen Mannes nirgends gedacht? Und vor allem, warum spricht die Gräfin nicht ein Wort von ihm, da sie doch mein Herz bei seinem Bilde überraschte? Das erste leidenschaftliche Begehren weckt in

dem jungen Gemüt alle Kräfte zur Tugend und zum Laster. Ein quälender Argwohn füllte meine Seele, die Gräfin habe mich in ihr Haus genommen, um mich von meinem Geliebten zu entfernen, und seine vielleicht flüchtige Neigung für mich durch die Abwesenheit zu unterdrücken. Vielleicht sucht er mich eben jetzt bei meinem Vater auf, findet mich nicht, und das höchste Glück des Lebens, seine Liebe, geht mir für immer verloren. Diese ganze Lage, nebst der Sehnsucht nach meinem Vater, zog eine schwarze Wolke vor mein Gemüt, die meine neuen Freunde mit Anteil bemerkten, und durch eine verdoppelte Gefälligkeit zu zerstreuen suchten.

Der Umgang mit den beiden Albans wurde mir immer interessanter, vorzüglich durch die Kenntnis von der politischen Welt, die sie mir mitteilten. Sie hatten beide in den wichtigsten Geschäften gearbeitet, und kannten die Menschen, welche die Staatsmaschine dirigierten. Ich las die neueren Geschichten der europäischen Staaten, und lernte die Begebenheiten aneinander reihen, aus denen das Gemälde der gegenwärtigen Welt entstand. Die beiden Brüder freuten sich meines lebhaften Sinnes und Verstandes für diese Verhältnisse, aber mit wundem Herzen fühlte ich, daß Fräulein R** sich von mir entfernte, je mehr sich die Brüder mir näherten; ihre Augen ruhten mit Sorge und Unruh auf mir, wenn ich mit ihrem Bräutigam sprach, und sie war nie ganz frei und heiter, als wenn sie mich mit Julius allein beschäftigt sah. Julius heftete sich jeden Tag inniger an mich; meine Liebhabereien wurden die seinen; er bildete sich mit dem zärtesten Sinn nach meinem Geschmack, sein Ausdruck wurde einfacher, da sein Gefühl tiefer wurde, und mein Herz konnte ihm eine zarte Neigung nicht versagen.

Da mich Fräulein R** Stimmung nötigte, seinen Umgang ausschließend zu suchen, so überließ er sich ganz der Hoffnung, geliebt zu werden. Aus Schonung für Elisen von R** konnte ich ihm den Grund meines Betragens nicht entdecken, und ich litt durch die Täuschung, in die ich ihn vielleicht über mein Herz setzte. Julius war ein schöner junger Mann, ein vollkommenes Ebenmaß war in seiner Gestalt und seinen Gesichtszügen, aber es fehlte dem Ganzen jener Ausdruck von Kraft, von ruhigem Bestand auf sich selbst, an den ein weibliches Herz sich gern anschmiegt. Er hatte poetisches Talent und war oft versunken in seine Dichterwelt, wenn es darauf ankam, Würde und Kraft in der Wirklichkeit zu zeigen. Nur dem echten Himmelssohn Genie gebührt es,

aus der Klarheit seiner innern Welt als ein Fremdling auf die Erde zu schauen. Mein Geschmack war durch die Lektüre der Alten zu sehr gebildet, um Julius' Gedichte reizend zu finden. Aber ich selbst war meist der Gegenstand seiner Lieder, und sie sprachen nicht selten an mein Herz, da er sie mit so reiner Gutmütigkeit und Anspruchlosigkeit überreichte.

Elise sagte mit klaren Worten, daß sie mich gern als ihre künftige Schwägerin ansähe, und in den bunten Lebensansichten und Plänen, in denen wir mit leichter, fröhlicher Jugendphantasie umherschwärmten, war immer ein ununterbrochenes Zusammenleben vorausgesetzt.

Ich sehnte mich nach einer unabhängigen Existenz. Die glückliche Unkenntnis der Verhältnisse des Eigentums war für mich entflohen. Stolz und eine beinahe kranke Empfindlichkeit trat an die Stelle der Sorglosigkeit; ich empfing das kleinste Geschenk mit einem unaussprechlichen Widerstreben. Nur von meinem Vater empfing ich ohne Widerwillen, aber seine eingeschränkten Umstände schufen mir Leiden einer andern Art. Es ist ein unaussprechlicher, zwischen Wonne und Schmerz schwebender Zustand des Herzens, mit dem wir ein Geschenk von einem armen Freund empfangen.

Als ich meinen Koffer in D** auspackte, fand ich ein Paket mit funfzig Louisdor, von meines Vaters Hand überschrieben: „Empfange und verbrauche es ohne Sorgen, ich genieße meine beste Freude in dir." Ich nahm es mit dem Gelübde der größten Sparsamkeit, und, um auch den Geschenken der Gräfin auszuweichen, nahm ich die größte Simplicität in der Kleidung an. Es kostete mich nicht wenig Erfindungskunst, immer gut und der Mode gemäß gekleidet zu sein, um die Gräfin nicht aufmerksam zu machen; sonst wurde ich gezwungen, ein neues Kleidungsstück anzunehmen. Die Furcht, meinem Vater, selbst bei den eingeschränktesten Bedürfnissen, zur Last zu fallen, umzog mir oft die Aussicht in die Zukunft mit Sorge. Ich übte mein Talent für die Malerei, und, nicht ganz nach meiner Neigung, ausschließend die Porträtmalerei; diese sah ich als ein Mittel an, die Unabhängigkeit meiner Existenz zu erhalten, und meinem Vater ein gemächlicheres Alter zu verschaffen, indem ich ihn von aller Sorge für mich befreite. Je mehr wahre treue Neigung ich bei Julius fand, je fester war ich entschlossen, ihm meine Hand zu versagen, da ich mein Herz nicht ihm allein geben konnte. Er

war zufrieden in meinem Kreise zu leben, meiner Freundschaft gewiß zu sein; das Bekenntnis meiner lebhafteren Neigung, welches ich ihm fest versagte, erwartete er von der Zeit und der stillen Kraft seiner treuen Liebe. Der ernstliche Wunsch unseres ganzen kleinen Zirkels, mich in ihre Familie aufzunehmen, rührte mich um so mehr, da ihnen meine Lage ganz unbekannt war. Nie erlaubten sich meine Freunde eine Frage über meine Verhältnisse; nur im allgemeinen schienen sie zu wissen, daß sie von seiten des Vermögens nicht glücklich wären. Aus ihrem völligen Schweigen über mein vergangenes Leben konnte ich sogar schließen, daß sie das Geheimnis meiner Geburt ahndeten. Ich schwieg ganz darüber, weil mir die Dunkelheit über meine Existenz immer schmerzlicher wurde; nur in dem Fall, daß Julius dringender mit seinen Anträgen würde, nahm ich mir vor, ihm durch ein offenherziges Geständnis meiner ganzen Situation die Schwierigkeit einer Verbindung mit mir vorzustellen.

Es war ein heitrer Morgen. Ich genoß mit Elisen auf einem der öffentlichen Spaziergänge die lang entbehrten freundlichen Sonnenstrahlen. Unter mehreren bekannten und unbekannten Gestalten, die an unserer Seite vorübergingen, erblickte ich den Maler, dem ich auf meiner Reise begegnet war. Er ging ein paarmal an uns vorbei, ohne zu grüßen, blieb aber an den Schranken der Allee stehen, wo wir notwendig vorbei mußten. Ich war im Begriff, ihn als einen Bekannten anzureden und ihm für sein Gemälde zu danken; aber er fiel mir ins Wort und überreichte mir ein kleines zierliches Portefeuille mit den Worten: „Ich bin ein reisender Künstler, liebes Fräulein. Sehen Sie diese Blätter durch, Sie haben die Güte, mir sie morgen um dieselbe Stunde auf diesen Platz wieder zu schicken; meine Adresse ist Johannes Charles.“ Er war uns aus den Augen, eh' ich ihm antworten konnte, und das Portefeuille blieb in meinen Händen. Wir sahen es auf einer Bank in der Promenade durch; es enthielt einige fein ausgeführte Landschaften und viele Skizzen, meistens Schweizeraussichten. Unter diesen fand ich einen Brief an Agnes Lilien überschrieben, mit Bitte, ihn allein zu eröffnen. Elise scherzte über diesen Vorfall und verlangte den Brief zu sehen. „Ich will keines Menschen Vertrauen beleidigen,“ sagte ich halb ernsthaft und steckte ihn ein, in der Vermutung, daß er vielleicht ein aufrichtiges Geständnis seiner Bedürfnisse enthielte, welches er

mir lieber abzulegen wage, als einer ganz Unbekannten. Ich eilte in mein Zimmer, das Blatt zu eröffnen. Es enthielt folgende Zeilen von einer kleinen, weiblich zarten Handschrift:

„Meine teure Agnes, Deine Mutter schreibt diese Worte; ach schwere Verhältnisse hielten mich bis jetzt gebunden! — Ich konnte mich dieses Namens nicht wert machen — noch immer liegen sie auf mir, und nur unter der Decke des tiefsten Geheimnisses kann ich das Glück genießen, das, was mir auf der Welt am teuersten ist, zu sehen. Johannes Charles wird dich morgen Abend gegen sechs Uhr zu mir bringen. Niemand darf um diese Zeilen und deinen Besuch wissen; suche einen Vorwand, um dich zu entfernen. Ist es dir für morgen unmöglich einen zu finden, so komm einen andern Abend. Aber eile, ich bin krank, schmachte nach deinem Blick, und darf mich auch nur kurze Zeit an dem Ort, wo ich dich sehen kann, aufhalten. Auf Johannes Charles kannst du dich ganz verlassen, er ist mein Freund."

„Meine Mutter — meine Mutter!" rief ich aus, und die Gewalt des neuen süßen Gefühls machte sich durch einen Thränenstrom Luft. „Ich werde das heiligste Band der Natur kennen lernen!" rief ich aus; „werde kein verlaßnes Geschöpf mehr sein, auf das man immer, selbst in den sanften Ergüssen der Freundschaft, mit einem gewissen Mitleiden hinblickt!"

„Aber wie konnte mich mein Vater in Hohenfels täuschen? Warum konnte er nicht mein Herz wenigstens mit einer leisen Ahndung meines Glücks beleben?"

Ich verlor mich in diesen Gedanken. Meine innige Verehrung für meinen Vater litt keinen Schatten der Schuld auf seinem heiligen Bilde. „Er wollte dich nicht täuschen, sondern er wurde selbst getäuscht," sagte ich mir endlich. „Aus sanfter Schonung wollte er mich nicht mit der Aussicht ungewisser Verhältnisse quälen. War ich nicht reich genug in seiner Liebe?"

Ich entsann mich jetzt auf alles das, was mir Rosine von meines Vaters Gespräch mit Nordheim gesagt, und jeder Zweifel über das Betragen meines Vaters verschwand.

Mit glühender Ungeduld erwartete ich den andern Morgen, um Charles zu sprechen. Die Winterlustbarkeiten waren ihrem Ende nahe, und wurden darum noch eifriger besucht. Den nächsten Morgen war Maskenball, und dieser erleichterte den Plan zu meinem Verschwinden im Hause. Ich legte in Charles' Portefeuille,

aus Vorsicht, im Fall ich ihn nicht unbeobachtet sprechen könnte, ein Billet mit den Worten: „Ich komme zur bestimmten Stunde, holen Sie mich um neun Uhr an der Gartenthüre ab; ich bin bereit Ihnen überall zu folgen.“ — Zum erstenmal mußte ich Umwege brauchen, um mir den einsamen Morgenspaziergang zu verschaffen. Meine Lage und das Vertrauen meines Vaters hatten mich vor allen kleinen Unwahrheiten, zu denen die Tyrannei des Scheins zwingt, bewahrt; mit widerstrebendem Herzen nahm ich meine Zuflucht zur List. Eine widrige Empfindung zieht meistens Reflexionen nach sich. Wie wär' es, raunte mir ein böser Dämon ins Ohr, als ich, statt zu Elisen zu gehen, wie ich gesagt hatte, die Straße nach der Promenade einschlug, wie wär' es, wenn man sich deiner Unerfahrenheit bediente, um dir Fallstricke zu legen? Ist es nicht eine Unbesonnenheit zu kommen? Aber der teure, teure Name, — und sie ist krank! Eh ich mich bei meinem Vater in Hohenfels Rats erholen kann, müßte ich sie in der Ungewißheit lassen, könnte sie vielleicht verlieren, — sie niemals sehen.

Charles stand vor mir. „Ich komme, ja ich komme,“ sagte ich bei mir selbst, „mein Herz fordert es, mag mich die Welt auch verkennen.“ Charles' gerades, edles Gesicht gab mir meine Ruhe wieder. So erscheint oft im Moment der Not ein Genius, wie mir Treue und Wahrheit jetzt in seinen Zügen aufging und allen Schatten von Betrug verbannte. Er war sauber gekleidet, seine braunen, sonst wildfliegenden Haare lagen natürlich, doch wohlgeordnet um Stirn und Wangen, und in seinem Benehmen war etwas feierlich Stilles. „Sie finden meine Antwort in dem Portefeuille. Wie geht es meiner teuren Mutter?“ flüsterte ich ihm ins Ohr, indem ich ihm das Portefeuille übergab, denn mehrere meiner Bekannten näherten sich mir. „Ihre Mutter ist glücklich in der Hoffnung, ihr geliebtes Kind zu sehen,“ erwiderte er; „ich hoffe, ihre Unpäßlichkeit entstand nur durch die weite und schnelle Reise. Sie kommen heut, ich lese es in Ihren Mienen.“ Ich winkte Ja, und entfernte mich schnell.

Die Gräfin fuhr um fünf Uhr in eine Assemblee, von der sie dann gleich auf den Ball gehen wollte. Unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit erhielt ich, wiewohl ungern, die Erlaubnis, zu Hause zu bleiben. Um allen Nachforschungen und allem Geschwätz der Bedienten auszuweichen, kleidete ich mich an, als wollte ich heimlich auf den Ball gehen, um die Gräfin und meine Bekannten

zu überraschen. Die Gräfin liebte solche Auftritte, höchstens konnte sie diesen Schritt nur jugendlich unbesonnen, und bei meinem Mangel an Weltkenntnis natürlich und verzeihlich finden. In einer weißen griechischen Kleidung, umhüllt mit einem langen Schleier, eilte ich um sechs Uhr in den Garten, und verbat alle Begleitung, weil niemand außer meinem Kammermädchen wissen sollte, wie ich angekleidet sei. Charles erwartete mich schon, und führte mich schweigend durch die am wenigsten besuchten Straßen der Stadt bis zu einem Thore, wo ein Wagen unser wartete. Er half mir einsteigen, und setzte sich neben mich. Die Nacht war sehr finster, und ich konnte weder Weg noch Gegend erkennen. Ich mußte ihm sagen, welche Maßregeln ich im Hause der Gräfin über meine Entfernung genommen hatte. Er lobte meine Vorsicht, und sagte: „Nun, so mögen die Schellen der Thorheit auch einmal den echten Gefühlen der Natur dienen, die sie sonst mit ihrem Geklingel so oft übertäuben helfen!“ Er war sonst still und in sich gekehrt, seine Stimme war sanfter, als suchte er meine bewegte Seele in Gleichmut zu wiegen. Wir waren, so dünkte es mir, schon eine Stunde weit gefahren, und ein ängstigender Zweifel flog durch meine Brust. Charles schien ihn im Augenblick zu ahnden. „Liebes, liebes Mädchen, haben Sie keine Angst, wir sind bald an dem Ort unserer Bestimmung. Ach könnte ich jeden Zweifel . . .“ er stockte, seine Stimme bebte, er nahm meine Hand zwischen seine beiden Hände, drückte sie an seine Lippen; ich fühlte, daß er weinte. Sein Schmerz lag mit solcher Gewalt auf meinem Herzen, als wäre ich die Ursache desselben. Die Zukunft erklärte mir diese sonderbare Ahndung nur allzu gut.

Ein großes erleuchtetes Haus glänzte mir aus der finstern Nacht entgegen, es lag einsam und war nur von einigen Nebengebäuden umgeben. „Hier werden Sie Ihre Mutter sehen,“ sagte mir Charles. Wir fuhren an einer langen Gartenmauer hin, und der Wagen hielt an einer kleinen Thüre. Ein Schauer faßte mich beim Aussteigen. Die Nähe eines unaussprechlichen Glücks, die Furcht vor einem unbekannten Übel, preßten meine Brust bis zum Ersticken. Meine Unschuld und Unerfahrenheit über die Sitten in D** verbargen mir, was ich hätte fürchten können. Jetzt erhielt mich die Notwendigkeit, weiter zu gehen, bei klaren Sinnen, und mein Herz sammelte seine Kräfte, um jeder Begebenheit zu begegnen. Die kleine Thüre führte zu einem langen

schmalen Gang, den eine Lampe nur sparsam erleuchtete. Charles öffnete eine Seitenthüre, und hieß mich hineingehen. Ich trat in ein dunkles Zimmer, Charles schloß die Thüre hinter mir ab, und befahl mir auf dieser Stelle zu warten. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich eine Thüre mir gegenüber, aus welcher ein mattes Licht drang, und eine sanfte Stimme rief: „Komm herein, meine Agnes, deine Mutter erwartet dich mit Ungeduld." Ich folgte dem Ton dieser Stimme, und bei dem trüben Schimmer einer einzigen Wachskerze, die im Hintergrunde des Zimmers brannte, erblickte ich eine Gestalt in einem weißen Gewand, die auf einem Sofa lag, und ihre Arme nach mir ausstreckte. „O mein Kind! mein Kind!" rief sie aus, „endlich mein nach so langer Sehnsucht!" Sie drückte mich fest an ihre Brust, und die sanftesten Wallungen der Natur und Liebe bewegten mein Innerstes. Meine Mutter weinte heftig. — „Ach daß ich dich so lang entbehren mußte, daß alle meine Liebe für dich sich nur in fruchtlosen Seufzern der Sehnsucht aushauchen konnte! — Aber Gott sei Dank! jetzt habe ich dich!" — Sie sank ermattet auf den Sofa zurück, ihre Augen schlossen sich, und wenn sie zuweilen sich gegen mich öffneten, brannte das reinste Feuer eines liebenden Geistes in ihnen, der gleichsam seine ganze Kraft durch sie auszudrücken strebte, da seine übrigen Organe durch die Gewalt der Krankheit gebunden waren. Ich suchte auf einem Nachttisch, der vor uns stand, krampfstillende Essenzen, und wollte das Licht aus dem Hintergrunde des Zimmers herbeiholen. — „Um Gottes willen rühre das Licht nicht an," rief meine Mutter mit Heftigkeit, „wir sehen uns nie wieder!" Diese sonderbaren Worte füllten mich mit Schrecken, ob sie gleich nur einen unverständlichen Sinn für mich enthielten. Ich reichte ihr die Arzneigläser, um sie nach dem Gefühl wählen zu lassen. Ich mußte ihr einige Tropfen eingeben. Nun setzte ich mich zu ihren Füßen, und versuchte durch ein stilleres Gespräch ihr Gemüt zu beruhigen.

„Wie vielen Dank bin ich Ihnen schuldig, meine teure Mutter, für die Erziehung, die Sie mir durch den ehrwürdigen Pfarrer von Hohenfels geben ließen! Mit der väterlichsten Zärtlichkeit pflegte er meiner Kindheit." „Ich weiß es, meine Agnes," unterbrach sie mich. „Wie freut es mich, diesen Gleichmut in deinem Wesen wahrzunehmen, diese Mäßigkeit in deinem Empfinden, die deiner Mutter zu ihrem Unglück fehlten. Mein teures Kind, mein

Leben war ein Gewebe von Leiden, meine Gesundheit ist zerrüttet, und ich bin erst in meinem vierzigsten Jahre, könnte mich noch lange mit dir des irdischen Daseins erfreuen. Mein tiefstes Leiden ist, daß ich den Zeitpunkt noch nicht bestimmen kann, in dem ich offen und frei vor den Augen der Welt dich als Tochter anerkennen werde. Bist du recht vorsichtig und verschwiegen, so können wir öfters insgeheim zusammenkommen; aber die geringste Unvorsichtigkeit, — und dieses Glück wäre für immer verloren. Deine Geburt ist rechtmäßig, du bist von einem vornehmen Geschlecht. Wenn es dir nötig ist, will ich dich in Stand setzen, es zu beweisen; nach meinem Tode wirst du die Papiere, die dazu dienen, erhalten. Du wirst einmal meine Geschichte erfahren, und wirst mit mir die unglückliche Stellung der Umstände beweinen, die mich des süßesten Glückes beraubte, die Sorge für deine Erziehung selbst zu übernehmen. In diesem Portefeuille sind zwanzigtausend Thaler in Banknoten enthalten, die dir eine unabhängige Existenz versichern, wenn du mit einer mäßigen Einrichtung zufrieden sein kannst. Ich hoffe dieses von deiner Erziehung. Da ich nicht wußte, ob ich dir so viel Vermögen hinterlassen könnte, so ließ ich diese so einfach und sparsam als möglich einrichten; dein Vater in Hohenfels soll erst jetzt erfahren, daß du ein anständiges Einkommen besitzest." Auf die Frage, ob ich letzterem das Glück schreiben dürfte, sie gefunden zu haben? sagte sie: „Nein, er soll es nächstens durch eine sichere Gelegenheit erfahren."

Sie sprach noch manches über meine Bildung, und schien sehr zufrieden mit dem Gang der Erziehung, welchen mein Vater eingeschlagen hatte. „Beinahe," sagte sie mit einem muntern Tone, „möchte ich der Vorsicht danken, daß sie mich zwang, dich von dem Kreise entfernt zu halten, in welchem ich unglücklich wurde. Eine ernste, feste Bildung des Geistes ist selten im Zirkel der großen Welt möglich. Du wärest vielleicht ein Püppchen geworden, das am Seile der Meinung hin und her getanzt hätte, — und so bist du ein selbständiges Wesen, das in der Flut des Lebens sein besseres Selbst bewahren kann. Wie freue ich mich der Zeit, wenn du als Freundin mit mir leben kannst. Tausendmal muß ich mir es sagen, daß ich um deines eigenen Besten willen dieses Glück noch entbehren muß." — „Meine teure Mutter!" rief ich aus, „mein größtes Glück wäre mit Ihnen zu leben, ach und zumal jetzt, da ich hoffen könnte, Ihnen durch meine Pflege einige Erleichterung

zu verschaffen. Welches Auge kann treuer wachen, als das Ihrer Agnes! Und glauben Sie, daß ich ruhig sein kann, wenn ich entfernt von Ihnen in Ungewißheit über Ihre Gesundheit bleiben muß? Was nennen Sie mein Bestes, wenn es nicht die Befreiung aus diesem angstvollen Zustand ist?" — „Stille! verführerisches Mädchen," sagte sie, und legte ihren Finger auf meinen Mund, „stille! Du mußt dich den Maßregeln, die ich jetzt für uns beide nehmen muß, unterwerfen." — „Ja wenn es für Sie ist," rief ich schmerzlich aus! — „Du wirst täglich Nachricht von mir erhalten, mein bestes Kind!" sagte meine Mutter sanft; sie hatte eine der reinen sonoren Stimmen, die immer zum Herzen sprechen, und sie wußte ihr die mannigfaltigsten Beugungen zu geben; für jeden Affekt der Seele hatte sie einen Ton. Überhaupt schien sie mir eines der zärtesten, feinsinnigsten Geschöpfe, bei denen jedes Wort, jede leise Bewegung bedeutungsvoll ist, als Teil eines harmoniereichen Ganzen. Ihre Füße ruhten unter einer Decke, ihr Nachtgewand war dicht und voller Falten, aber da es von einem weißen Zeuge war, erblickte ich bei dem Schimmer des trüben Lichtes doch die schönen Umrisse und das richtige Verhältnis ihrer Gestalt. Die Hände waren zart, und hatten die feinsten Formen. Eine tiefe Haube bedeckte ihr Gesicht. Stirn, Wangen und Kinn waren ganz versteckt, und von den übrigen Zügen konnte ich in dem düstern Zimmer nur einen höchst schwankenden Umriß wahrnehmen. Nur an der lieben sanften Stimme dünkte mir, würde ich meine Mutter unter tausend fremden Gestalten erkennen können.

Sobald ich bemerkte, daß sie vermied, von mir gesehen zu werden, mußte ich meiner Neugier Gewalt anthun, und wagte nur flüchtige Blicke auf sie. Unter tausend zärtlichen Äußerungen, unter den gefälligsten Hoffnungen für die Zukunft, sagte meine Mutter kein Wort über ihre äußeren Verhältnisse; erst da ich wieder von ihr entfernt war, dachte ich darüber nach. Sie empfahl mir mehrmalen dringend die größte Vorsichtigkeit. „Verbirg auch," sagte sie, „dein Vermögen. Charles wird dir die Einnahme der Zinsen besorgen, und bald werde ich eine Zusammenkunft mit deinem Vater von Hohenfels veranstalten, in welcher du dich mit ihm verabreden kannst, wie dein Kapital auf eine vorteilhafte Art anzulegen ist. Dein Aufenthalt bei der Gräfin ist für jetzt unsern Zusammenkünften dienlich." Eine Wanduhr schlug neune. „Meine

Agnes, ach, da schlägt die Glocke des Abschieds! Diese Stunde des Genusses war die Frucht thränenvoller Jahre, aber ich habe sie nun auch rein genossen, rein wie den Sterblichen ein Genuß vergönnt ist! So ein liebes Geschöpf in der Blüte seiner Schönheit und Unschuld vor sich zu erblicken, und der Natur danken zu können, daß ich das innigste zärteste Verhältnis zu ihm habe. — Ich hoffe, meine Agnes soll ein glückliches Geschöpf werden; ein ruhiges, weises Gemüt, das das Leben mit freier Kraft ergreift, statt sich von dem schnellen Strom fortreißen zu lassen — möge es dein Los sein! Möge dich eine glückliche Natur in früher Jugend schon lehren, was wir in dieser Welt sind und können. Mich lehrten es schmerzliche Erfahrungen! Sage mir, Liebe, hat dein Herz schon eine heftige Neigung" . . .

Charles erschien unter der Thüre, wo ich hereingekommen war. „Ach es ist Zeit!" rief meine Mutter, und die Wallungen, die bei ihrer Frage mein Herz bewegten, vereinigten sich mit den Thränen des Abschieds. Ihre Arme hielten mich fest umschlossen, und mit lautem Weinen und Stöhnen ließ sie mich los. Charles riß mich mit Gewalt von ihrem Bette, und als ich laut über Grausamkeit klagte, meine Mutter in diesem Zustand zu verlassen, rief sie mir selbst noch zu: „Gehe, gehe mein Kind! eile!" Charles zog die Schelle, ehe wir das Zimmer verließen, und sprach mir zu, ruhig zu sein, meine Mutter sei jetzt in den Händen ihrer Kammerfrauen, die ihr innigst ergeben seien, und von welchen sie mit der zärtlichsten Sorgfalt behandelt werde.

Wir verabredeten während unsrer Rückfahrt noch die Art, wie wir uns künftig sehen wollten, und wie ich alle Tage Nachricht von meiner Mutter empfangen könnte. Charles sollte als Zeichenmeister im Hause erscheinen, und so auf die natürlichste Art die Gelegenheit gewinnen, jeden Tag eine Stunde um mich zu sein. Mein Herz war voll überwallender Freude, mich in so glücklichen Verhältnissen zu befinden. Vermögen, Stand, eine liebende Mutter, Unabhängigkeit und die Hoffnung, meinem Vater in Hohenfels ein sorgenfreies Alter zu verschaffen! „Wie viel reines Glück schenkst du mir, ewige Vorsicht?" rief ich aus, und faßte Charles' Hand, um dem nächsten vernünftigen Geschöpf mein frohes Dasein mitzuteilen. Charles drückte meine Hand, und sagte: „Welcher Genuß ist es, eine freudenwallende Seele zu sehen, die in der Fulle ihres Herzens sich zu dem ewigen Lebendigen über

den Wolken kehrt! Dank war gewiß das erste Opfer, welches ein edles Gemüt den Unsterblichen brachte. Die Bitte ist ein Zeichen der Schwachheit, das gepreßte Herz seufzet nach Hilfe. Ich ehre den, der im Unglück sich auf seine eigene Kraft zurückstemmt, und keinen Laut des Schmerzens zum Himmel schickt; aber ein Gemüt, dem die irdischen Bande der Sorge gelöst sind, in dem das Leben rein und frei auf und ab flutet, muß sich in Dank und Liebe der Gottheit verwandt fühlen."

Die Wolken hatten sich zerstreut, und die Sterne glänzten hell. Charles fuhr fort: „Sieh wie der Himmel seine tausend Augen öffnet, um in dein freudiges Herz zu blicken, und ihm eine ewig fröhliche Zukunft zuzulächeln! Das Glück der Menschen ist wie eine hochgetriebene Woge, die notwendig wieder zur Tiefe muß; aber die Erinnerung der Herzensfülle bleibt dem, der es als eine Erscheinung einer bessern Welt aufnahm, und sich durch keinen Genuß zum Übermut versuchen ließ."

Am Komödienhause mußten wir uns trennen, so gern ich auch Charles länger angehört hätte. Seine sinnvollen Reden brachten Licht in meine Seele; gleichwie eine schöne Dichtung der Musik dunkle Empfindungen entwickelt. Mein Inneres wurde klärer, Entschlüsse und Regeln für mein künftiges Leben reihten sich in dieser Stimmung an einander.

Ich suchte die Thüre des Baalsaals, um mich unter dem Gewühl der Masken unbemerkt mit einzudrängen, aber aus Versehn geriet ich in ein Nebenzimmer, welches noch durch einige andere Zimmer vom Saale getrennt war. Neben der Seitenthüre, durch welche ich eintrat, befand sich ein Alkove mit einem Vorhang drapiert; dieser war halb heruntergezogen. Ich hörte ein paar leise flüsternde Stimmen hinter dem Vorhange. Ich glaubte den Ton der Gräfin zu vernehmen, und wollte deutlicher hören, ob ich nicht irre, und sie dann, nach meinem Plan, durch meine Erscheinung überraschen. Ich hoffte so jede Spur meiner Entfernung aus dem Hause zu vertilgen. Ich blieb einige Momente in der Ecke des Zimmers stehen; die Stimmen sprachen immer leiser. Schon näherte ich mich der Thüre, welche ins Nebenzimmer führte, als meine Augen auf einen Spiegel fielen, in dem ich die verborgenen Gestalten des Alkovens erblickte. Ich erkannte die Gräfin im vertraulichen Gespräch mit einem Manne.

Sie hielt seine Hände zwischen den beiden ihrigen, und beugte

ihren Kopf an seine Brust. Das Gesicht des Mannes war abgewendet, aber die große edle Gestalt erinnerte mich sogleich an das geliebte Bild, welches so klar in meiner Seele lag. Er ist hier, und nicht für mich! fühlte ich schmerzlich; nicht einmal eine Frage nach mir .... Von bangem Zweifel ergriffen, blieb ich wie an den Boden gekettet stehen.

Jetzt richtete sich die Gestalt auf, und ich erkannte wirklich die Gesichtszüge meines Geliebten. „Lassen Sie uns jetzt gehen, Liebe," sprach er, und beide näherten sich der Thür. „Sehen wir uns morgen?" sagte sie zärtlich; — ich konnte seine Antwort nicht verstehen.

Betäubt floh ich in den Saal, und sank auf einen Stuhl. Mein Herz arbeitete in gewaltigen Schlägen gegen meine Brust, und meine Sinne drohten zu erlöschen. Die Gräfin ging, auf den Arm meines Freundes gestützt, dicht an mir vorbei. Ich hatte weder Bewegung noch Stimme, und zitterte vor Furcht, daß sie mich erkennen möchte. In diesem Zustande war ich unfähig, das Anschauen des geliebten Mannes zu ertragen, auch wollte ich vor ihm nicht jugendlich unbesonnen erscheinen.

Diese ängstigenden Vorstellungen vermehrten mein Übelsein. Ich war nahe an der Ohnmacht, und da ich keine bekannte Gestalt in meiner Nähe erblickte, blieb ich starr und fühllos auf meinem Stuhl gelehnt, in der Furcht, jeden Moment herabzusinken. Julius erschien mir als ein guter Genius. Er hatte mich erkannt, und kam auf mich zu; ich bat ihn, mich sogleich in ein anderes Zimmer zu führen, wo ich freie Luft schöpfen könnte Die Entfernung von der betäubenden Musik und einige Erfrischungen brachten mich wieder zu mir selbst, doch fühlte ich mich unfähig länger in dem Getümmel zu bleiben, und am unfähigsten, Nordheim mit der Fassung und Würde zu begegnen, wie ich wünschte. Ich bat Julius, mir einen Wagen, in dem ich nach Hause fahren könnte, zu verschaffen. Er drang in mich, noch einige Momente auszuruhen. Seine zarte Sorge, in der der Anteil des Herzens so unverkennbar war, rührte mich innig; dankbar drückte ich seine Hand. „Meine teure Agnes, ich bin neu beseelt!" rief er aus. „Mir dieses Glück!" Es war das erste sinnliche Zeichen einer zarten Neigung, welches er von mir empfing; ich hatte es ihm mit dem unbefangensten Herzen gegeben; nur als ich fühlte, wie hoch er es empfand, bereute ich, es gethan zu haben. Er eilte auf meine wiederholte Bitte nach einem Wagen.

Mit der Unbedachtsamkeit, die einem reinen Herzen und ländlich einfachen Sitten so natürlich ist, verschloß ich die Thüren des Zimmers, um nicht weiter gesehen zu werden. Ein Fenster ging auf den Vorplatz, und hinter diesem wartete ich Julius' Zurückkunft ab. Man machte verschiedene Versuche, die Thüren, welche in die Nebenzimmer führten, zu öffnen, und eine Gesellschaft entfernte sich nach ihrer fehlgeschlagenen Mühe mit einem unbescheidenen Gelächter. Julius kam bald zurück, und führte mich zum Wagen; er war etwas verlegen, als er die verschlossene Thür wahrnahm, und meine Erzählung über die Versuche, sie zu öffnen, hörte. Ich bat ihn, der Gräfin zu sagen, daß ich auf dem Ball gewesen sei, aber daß mich ein schneller Anfall von Übelsein gezwungen hätte, sogleich wieder nach Hause zu gehen.

Kaum waren wir zur Thüre hinaus, und auf einer engen Galerie, als uns Nordheim entgegen kam. Es war unmöglich, ihm auszuweichen, ich hatte unterlassen meine Maske wieder vorzunehmen, weil mir Julius gesagt, daß er mich eine Seitentreppe hinunter führen würde, wo uns niemand begegnen werde. Ich hielt mich mit Mühe an Julius' Arme aufrecht, so gewaltig wirkte jene geliebte Erscheinung auf mich. Wir standen unter einem Wandleuchter, und Nordheims Gesicht war im vollen Licht. „Wie finde ich Sie hier wieder?" sagte er mit sanfter Stimme, indem sein scharfer Blick Julius maß. Meine Stimme zitterte, ich stammelte einige verwirrte Laute: „Ich wollte die Gräfin überraschen ... Ich wurde nicht wohl ... Herr von Alban will die Güte haben mich nach Hause zu begleiten." Ein Blick auf Julius machte meinen Zustand noch schmerzlicher. Eine glühende Röte flammte über seine Wangen, er wagte nicht die Augen aufzuschlagen, und ich fühlte, daß er meine Verwirrung teilte. „Ich will Sie hier nicht länger aufhalten," sagte Nordheim, und verließ uns nach einer steifen Verbeugung.

Wilh. Friedr. von Meyern.

Einleitung.

Wilhelm Friedrich von Meyern wurde zu Ansbach 1760 geboren und trat, nachdem er die Rechte studiert, in die österreichische Artillerie ein, nahm aber bald seinen Abschied und machte große Reisen. Später wieder in österreichischen Militärdiensten und bei den Gesandtschaften in Rom und Madrid angestellt, ward er zuletzt Mitglied der Militärkommission beim Bundestage zu Frankfurt, wo er 13. Mai 1829 starb.

Von seinen Schriften: Dya-Na-Sore oder die Wanderer. Leipzig 1787. III. 8°. — Leipzig 1800. V. 8°. — Wien 1840—41. V. 16; die Regentschaft, Trauerspiel in 5 Aufzügen nach dem Englischen, Züllichau 1795; Hinterlassne kleine Schriften herausgegeben mit Vorwort und Biographie Meyerns von E. v. Feuchtersleben; Briefe (in Mundts Dioskuren I) interessiert uns hier nur der erstgenannte Roman, ein merkwürdiges, aber unerquickliches Zeugnis davon, wie tief und weit der Geschmack an einem falschen Idealismus eine Zeit beherrschte, die sich wahrhaftig um andere Dinge hätte kümmern sollen. Der Schauplatz ist angeblich Tibet, in der That nirgends, die Personen sind Namen, an die sich idealverstiegene und nichts Greifbares bietende Reden knüpfen.

Dya-Na-Sore.

(Anfang.)

Benares, den ***.

Deine Vorwürfe sind gerecht. Lange bin ich hier. Keine Erwartung ist erfüllt. — Aber lässet sich auch finden, was wir suchten? — Kenntnisse sind leicht erworben, wo der Eigennutz sie für Geld anbietet: aber auch da, wo er sie unter Rätsel verschließt? — Ich glaubte ein Feenland zu betreten. Die Nähe hat die Aussicht verändert. Es ist nicht mehr der blaue Hügel stiller Ferne. Es ist eine Felswand, Wald auf Wald, wo das Auge im Gewühle irrt. Wem Umgang glückte, wem ruhiger Forschgeist nicht entstünde . . von keiner Meinung umhüllt, von keinem Schattenbilde eigner Schöpfung verführt — wohl ihm! Aber nur die Zeit kann euch geben; die Zeit, die mit unserm Leben ihr Spiel treibt, mit Entfernungen lockt und mit unserm Ende sich quitt macht.

Einen jungen edlen Mann lernte ich kennen; an seiner Hand könnte ich hoffen. — Aber der Stolz des Geheimen macht verschlossen; wird er wollen?

Mit Belesenheit und viel Talent verbindet er romantischen Hang einer Einbildung, die aus Trümmern Welten schafft, und im Dunkel des Altertums reinere Zeiten ahnet. Die Genossen seiner Jahre scheinen ihm arm, ihre Wissenschaften Bruchstücke eines verlornen Ganzen. — Die Ergründung des Vergangenen hat ihn an sich gezogen; jeder andern Beschäftigung hat er entsagt.

Er ist nach Indien gegangen — seiner anerkornen Heimat, dem Lande seines Herzens — weil er hier noch Überreste alter Sitten, ununterbrochene Fortpflanzung von Gebräuchen sucht, in denen seine Träume von dem Dasein eines ersten, gebildeten, ohne Andenken verlornen Volkes sich bestätigen sollen. Die Sprache der Hindus ist ihm geläufig. Er kennt die Brahminen, tritt in ihre Lebensart, nimmt ihre Sitten.

Wenige thun ihm Genüge; diese wenigen, in seinen Augen,

aber auch Männer — von einer über die Art gemeiner Sterblichen so erhabenen Seele, daß ich ihn sagen hörte: „Was sind eure Sitten, eure Klugheit, selbst euer Wissen? . . zerrissene Teile eines nie übersehenen Ganzen.

„Das Edle ging unter, das Erhabene verlor sich im Gepränge; Verhältnisse rissen euch fort. Nichts ist euch eigen; von fremden, verlornen Völkern habt ihr erst sklavisch, dann selbststolz — geborgt. Aus dem tiefsten Eigennutze einer finstern Gewalt ging zufällig und nur unter den Kämpfen des widerstrebenden Eigennutzes eure Bildung hervor. Eure Schöpfer hatten selten etwas anderes als ein empörtes Gemüte, einen Irrtum, oder einen lichtfrohen Rausch zum Maßstab der Menschheit. Wie selten erheben sich eure Geschichtschreiber zur Höhe eines Bildes, „wie Menschen einst waren!“ Oder schreiben sie *je*, um ihr Volk „an der erhabensten Möglichkeit . . wie Menschen sein *könnten*“ zu prüfen? In der Angst ihrer Zeiten behängen sie das Verbrechen mit Ehre, und wagen selbst gegen das vergangene Böse keine Wahrheit unter seiner nie aussterbenden Sippschaft. In Lob oder Tadel sucht jeder nur *sich selbst*; und die Eitelkeit, die Verkäuflichkeit, die Absicht, oder die trotzige Verzagtheit jedes einzelnen Geschichtschreibers — ist eure Geschichte.

„Und nach allem — wie groß ist der Umfang, den wir kennen? Einige Völker. Unser Blick auf *sie* — sollte uns die Möglichkeit höherer Völker gelehrt haben. Aber unser Stolz schloß die Rechnung, und glaubte die Summen rückschreitender Entdeckung geendet: doch bezeichneten Götter und Helden in *jedem*, daß ein fern herkommender Strahl sie erhellte, daß etwas vorausging, aus dessen Dasein das ihrige sich ergänzt. Daß *ich* die Bekenntnisse der fabelhaften Hoffart durchforsche, daß *ich* in jenen Göttern nur Fremdlinge, und „in der Abstammung, aus der sie hervorgehen“, *die große Frage* der Weltgeschichte finde, die man lieber verachtet als berührt — kannst du mir's verargen? Nur die Eitelkeit beschränkt sich in den engen Kreis ihrer selbst. Ich sehe mit Zuversicht auf die dunklen Fernen der Menschheit, und *hoffe da*, wo ich bin . . wo emporgehobene Geister mir Hoffnungen zeigen.

„Der Stolz eurer Systeme hat mein Herz verlassen. Du glaubst, ich sei ein Träumer. Verborgenes Wissen scheint dir ein Eingriff in das Eigentum der Menschheit. Fordert nicht jede

Kunst ihr Maß von Kräften? — und Wahrheit, von Tausenden nicht geschätzt, soll allein alltäglich vertrödelt, dem Ungefähr zum Spiele, ohne Prüfung erworben — ein weggeworfenes Gut und nicht der Lohn des ringenden Verdienstes, nicht das Vorrecht auserwählter Geister sein?" Sein Auge schafft sich Gegenstände, die Einbildungskraft ist sein Wille. Tausendfach beunruhigt in der Unzulänglichkeit dessen, was er sieht, gegen das, was er Hoffnung hat zu sehen, wer sollte des ernsten, in sich verlornen, gutmütigen Schwärmers spotten? — Glückliche Stunden, wenn er unter die Bäume zu mir zurückeilt; wenn er den Laubgang meines Gartens mit mir auf und nieder gehet, wenn es eng wird in seinem Herzen, und das Gefühl des Entfernten ihn umgiebt: weit, weit eile ich dann mit ihm hinaus in die Wälder, an die Klippen des Strandes, über die Felsenhöhen, die unsern Wohnplatz umschließen. Dann finde ich mit ihm, was er so oft zum Inhalt seiner Rede macht:

„Es sei so leicht nicht, Schönheit der Natur in ihrem vollen Umfange verstehen. Sie alle freilich glauben zu fühlen. Der Anstrich von Empfindung, den sie sich geben, macht sie stolz, den armseligen Roman einer Buhlschaft mit ihr zu spielen, der, auf zufällige Reizungen gegründet, mit einer veralterten Einbildungskraft endet. Ich verachte diese Menschen, die bei dem Wechsel der Jahreszeiten, beim bunten Spiel ihrer Farben, beim Hauch eines Frühlingslüftchens stehen bleiben, und nichts sehen, als das platte, gedankenlose Bild ihrer Sinne. — Lerne Völker, Zeiten und Wirkungen kennen, zurückgehen auf Jahrtausende, sehen, was einst war, und dann, dann sprich: — Ich empfinde sie! Tritt an die Ufer des Meers, wenn nicht im Wogen seiner Wasser dir die Frage seiner Entstehung beifällt; wenn der Strom dir nur die Erscheinung eines glänzenden Spieles ist, wenn du nicht zurückgehest über alle zum Dunkel des ersten, der aus dem Chaos entsprang; wenn diese Erde dir nicht das Bild allschaffender Macht, diese Berge nicht ihre Geschichte, dieses Dämmern des Hains nicht Erinnerung vorübergegangener Helden ist, so bist du nur ein armer Mann bei den Schätzen einer Welt. —

„Ich habe Berge bestiegen, und von ihren Gipfeln über die Ruinen der Vorzeit hinab gesehen; im Innern der Erde sah ich die Zerstörung voriger Fluten, das ewig wandelbare Gemälde des Daseins und des Vergehens; keine Einsamkeit ist so groß, daß nicht Gestalten der Vorwelt zu Tausenden uns begleiteten. —

„Viel sind der Kräfte! Viel ist geschehen, Nationen gingen vorüber, das stille Erwachen der Zukunft ruhet über Gräbern. Was dich umgiebt, trat aus Ruinen hervor. Jahrtausende sind ein kleines Maß, und der Geist des Menschen kann Größe erkennen, aber der Umfang der Größe verbirgt sich in eine unendliche Welt, in den grenzenlosen Raum und eine ewige Zukunft."

So hatte, so habe ich manches Gespräch mit ihm. An den Grenzen der Sprache, am äußersten der Imagination, schwebt sein Geist wie Licht auf dem Abgrund. Ich sehe ungewöhnliche Dinge, wenn er spricht, tausend halb sichtbare Gestalten vor mir. Ich will sie festhalten, aber sie entschlüpfen. Ich finde, daß er Träume verkündigt: aber in dem Augenblicke, da er redet, hält der Glaube an seinen Geist den meinigen gefangen; verwirrtes Entzücken beherrscht mich. Wenn er weg ist, fällt's wie eine Wolke vor meinen Augen. Die stillen Nächte des schönen Himmels von Indien haben mich hineingerissen wie ihn — Lebe wohl.

Benares, den ***

Heute diesen Morgen — ich schlafe, ich werde geweckt. Er reicht mir seine Hand. Eine Thräne fließt auf meine Wangen. — Er ist weg. — Wann seh' ich ihn wieder? Rings um mich ist alles so öde. Briefe sind mir versprochen.

Ich sitze vor deinem Bilde. Dir zu schreiben ist meine Beruhigung. Zwei Freunde sind nun in der Ferne. O des ungewissen Trostes sie einst wieder zu sehen! —

Benares, den ***

Er ist nicht mehr! Die Nachricht seines Todes ist das erste, was ich von ihm höre.

In der Stunde der Freude mußte ich sie hören! Vergnügen ist forthin mir nur eine Erinnerung der Trauer.

Auf seiner Rückreise in den Gebirgen Tibets fiel sein Pferd über Felsen hinab. Niemand konnte ihn retten, niemand seine Schriften erhalten. Diese Briefe, dieses Buch, einige Zeichnungen sind alles, was ich von ihm habe. Ich schicke sie dir, das einzige Andenken eines Freundes, dessen Verlust ich ewig beweine, dessen Umgang die seligste Erinnerung meines Lebens bleibt.

Mache sie zu dem, was sie sind, zu einem schönen Traum deiner Seele; und wenn ich einst nicht mehr bin — zur Erinnerung meines Daseins. Die Ferne zweier Erdteile konnte uns nicht trennen. Wird's der Tod? — Nein.

Der Hauch des Grabes weht um mich. Ich sehe hinaus über die Gefilde. Geist meines Freundes! das heitere Sonnenlicht zeigt mir den Hügel. Wo wir einst wandelten, will ich ruhen. Sei mir gegrüßet, o Grab. —

W — — — — s Briefe.

Erster Brief.

Von der Grenze aus gab ich dir Nachricht durch unsere zurückkehrenden Begleiter. Von Lahassa aus schrieb ich dir wieder. Ich habe Doopo und seine himmelan strebenden Berge durchzogen. Einsiedler und Grabstellen habe ich in seinen Wäldern besucht, nach Aufschluß geforscht, und wenig gefunden. Ich habe den Kaukasus überstiegen, und bin nun an seinem Fuße im Reiche Pu, wo kalt und wälderlos auf nackte Berge unser Blick sich verliert. Zwischen reißenden Strömen, über Höhen und Heiden, in Thälern, wo hie und da eine einzelne Hütte, ein Wolf, ein trauriger Anachoret zwischen Leichen und weißen Gebeinen im Schauer des Nordwinds schreckt, trieb ich mich hin. Kalt und unfreundlich ist der Himmel. Schneidende Winde dringen über jenen weiten gefrornen Raum des Eismeers und über die Wüsten Sibiriens hierher. —

Hier ruhe ich nun, wo der hohe Priester der tibetanischen Religion, der große Dalailama, seinen Thron hat, auf den Gebirgen von Patoli, wo seine Burg und sein Tempel, Tausende von Priestern ihn bedienen. In den Augen seiner Gläubigen mehr Gottheit, als ihr Statthalter, ist er das Bild ihrer Anbetung. Pilger von allen Orten strömen zusammen. Von der Wolga bis nach Koran, von den entferntesten Tatarstämmen und aus China kommen Gesandte mit reichen Geschenken. Alles liegt vor ihm in dem Staube, alles zittert, kein Auge wagt sich zu öffnen.

5 Doopo, Bootan, der an Bengalen stoßende Teil des Reichs Tibet. — 8 Pu, das eigentliche Tibet, wo der Dalailama herrscht. Berge erstrecken sich von der Nordgrenze von Hindostan, den Kaukasus entlang um das nordwestliche Persien bis Kandahar und Kaschmir, von dort östlich neben den Grenzen des mongolischen Reiches bis Siam und China.

Stumm und ohne Zeichen des Wohlgefallens, antwortet er selbst Fürsten nicht. Er legt seine Hände auf ihre Schultern, und sie glauben geheiligt zu sein für alle Zukunft, gereiniget von aller Schuld.

„Sein Auge blickt in das Verborgene des Herzens, er ist fehlerlos und unsterblich, sein Geist verläßt einen morschen Körper, um einen neuen zu beziehen, er sieht den Wechsel von Jahrhunderten, ohne ihre Last zu fühlen, und geht in ruhiger Dauer der Ewigkeit entgegen." So lehren seine Schüler.

Ihre in der Urquelle reine Religion trägt die Entstellungen des Eigennutzes. Das Werk eines edlen Lehrers ward Spielwerk unter Schurken. —

Bald sollte man verwünschen, daß große Männer geboren würden, wenn alles Gute, was sie stiften, nur ein Weg des Betrugs für Bösewichter wird. Lebe wohl.

Zweiter Brief.

Die Gelehrten in China hofften lange, Schätze der vergangenen Zeit sollten in den Archiven des hiesigen Tempels sich finden. Das Alter dieses gottesdienstlichen Reiches, dunkle Überlieferungen und mancher Schein der Vermutung berechtigten sie. Ihre Bemühungen, ihre Reisen, ihre Versuche blieben fruchtlos. Die Hand eines Privatmannes war zu schwach, durch alle die Kreise von Priestern zum Eingang des Heiligtums vorzudringen: nur das Glück, das endlich die Wünsche des jetzigen Kaisers mit den ihrigen vereinigte, konnte ihre Erwartungen stillen. Begierig nach Resten des Altertums, überzeugt von ihrem möglichen Dasein, beschloß er jeden Schritt zur Gewißheit.

Sein Gesandter ist hier. Ein edler, ernster und erfahrener Mann, durch Reisen und Umgang in die verborgenen, heiligen Sprachen, in die Altertümer und Geschichte dieser Gegenden gedrungen. Zu größerem Gewichte seiner Sendung erhielt er folgendes Beglaubigungsschreiben von des Kaisers eigenen Händen:

„Dem großen Vertreter der Gottheit, dem Heiligen und Angebeteten.

„Wir der Kaiser von China, Herr aller Herren der Erde, werfen uns in der Person dieses Kalao mit Anbetung und Demut

vor deinen geheiligten Thron, und erbitten für uns, unsere Freunde, Reiche und Nachkommen deinen geheiligten Segen. Verlangen nach Kunden der Vorzeit, die Nachricht, daß in den heiligen Sälen deines Tempels verschlossene Schätze des Altertums liegen, die selbst den verständigsten der Gelehrten unbekannt sind, haben uns bewogen, den weisen Kant-Tsou, die Stütze unseres Thrones, in dieser Gesandtschaft an deine Heiligkeit abzuschicken, um, so viel an uns ist, den Gebrauch dieser unschätzbaren Überreste zu erneuen. Seine Absicht ist, zur Lesung dieser heiligen Bücher zugelassen zu werden. Seine ungemeine Erfahrenheit ehemaliger Sprachen wird ihn geschickt machen, zu verstehen, was er findet, und nach der Weisheit verborgener Jahre auch aus den Zeiten des ersten Altertums zu forschen.

„Wir haben ihm befohlen, sich zu Deinen Füßen zu werfen, mit allen Zeichen der Ehrfurcht, die ihm den gewünschten Zugang eröffnen können.

„Gegeben im zweiundzwanzigsten Jahre unserer Regierung.

Kiong-Tsien."

Seine Bitte wurde erhört. Er suchte; fand. Hier eines unter mehreren.

Lies, und möge es dir gefallen.

Großer Streit ist unter Lamas und Gelehrten. Sie erschöpfen sich in Mutmaßungen und bestreiten sich durch Wahrscheinlichkeiten: „Laokium ist der Verfasser!" „Fohi ist's!" „es ist der," „es ist jener!" Alle Müßiggänger sind erhitzt, vergessene Namen werden geweckt, der Stolz sucht zu triumphieren, und der Eigendünkel kämpft aus Verzweiflung. Du siehst, daß die Menschen hier ungefähr eben das sind, was überall: heftig in Meinungen, und begierig nach Dingen einer unnützen Neugierde. Nicht der Sinn, der Name des Buchs bekümmert sie.

Kant Tsou selbst hat sich für diejenigen erklärt, die es für das Werk eines nicht zu erratenden Verfassers halten, die weder Jahre noch Zeit bestimmen. „Das Beste bleibt," sagte er zu mir, „wir nehmen das Buch, wie es ist, ohne nach leeren Namen zu fragen." Ich habe es, so gut ich vermochte, übersetzt, weil ich die Begierde, die ich bei mir fand, auch bei dir vermute.

Meinen nächsten Brief, Gott weiß, woher du ihn erhältst: aber komm' er auch woher er wolle, der Schein neuer Hoffnungen dämmert. Dieses Buch, der Umgang des Gesandten, so manche

sonderbare Hinweisung! — Thorheit und Mißtrauen verschließen die Wege; die Bosheit verbirgt, was ihre Schande enthüllte: aber wo Männer sich erkennen, und das erhabene Bedürfnis der Wahrheit Entfernungen hebt, da schwinden die Fesseln des Daseins, und im Verborgenen wird Licht.

Lebe wohl.

Dritter Brief.

Viel habe ich gesehen, Wahrheiten im Scheine der Erdichtung, ungewöhnliche Dinge unter der Hülle des Dunkels; keine Geschichte für eure gewöhnlichen Menschen, die den eitlen Glanz ihres Daseins mehr, als den Gebrauch desselben achten.

Ich bin befriediget, insoferne ich dem Aufschlusse meiner Hoffnungen nun in weitem Lande entgegen gehe. Wo das sei, wo ich bin — lieber Freund, da stille deine Fragen. Genug, mir ist wohl, und wird noch immer besser: der Gram mancher einsamen Stunde ist belohnt.

Daß ich dich bei mir hätte, zum Mitgeweihten dieser Geheimnisse! daß wir ruhen könnten Hand in Hand neben den Denkmalen höherer Zeiten! und zwei Herzen sich stärker fühlten in der seligen Vereinigung ihres Wandels! — —

Alles, was ich dir sagen darf, ist folgendes: Wir zogen durch wilde Gebirge. Viele Tagereisen über Patoli hinweg betraten wir ein Thal; waldige Felsen hielten uns umschlossen. In der Ferne sah ich über dunkle Höhen den bleichen Schimmer höherer Berge. Immer finstrer, wilder, wundersamer wurden unsere Pfade. Die ersten jener Berge kamen näher.

Die Bahn schien geendet am Fuß ihrer Höhe; zwischen Felsen mußten wir hinan. Einen Baum am übergebogenen Geklüfte, einen Strauch in den Ritzen halb verwitterter Trümmer, glattes Moos von Spitze zu Spitze, von Zweig zu Zweig — schwang ich mich über den Abgrund. Mit dem letzten Tritt sah ich jenseits hinab; ich bebte zurück ... Ein dämmernder Tag düsterer Schatten, tiefes Dunkel über der Fläche des Sees; über verbranntem Gestein Wogen von flammendem Blau, die in die Nacht ihrer Klüfte hinweg lodern; langsam und weiß, aus dampfenden Schlünden, Rauch, der am Grunde hinzieht; kein Laut, der sich regt, als der Sturz loser Trümmer im Strome

und der Totenruf des Uhus. — Da verstummte selbst meine schreckenfrohe Seele.

Jeder Schritt schien der Schritt des Grabes. Am Fuße seiner Felsen, einsam wie eine Erscheinung, sahen wir den Bewohner der Einöde nahen. — Langsam, stattlich und ernst, ein Blick — ein Ton der Stimme, vor dem selbst der Gerechte zittert.

Wo das Thal enger und enger zwischen finstern Wänden einen kleinen Hügel hinan zog, wo, von Knochen weiß, schrecklich von Trümmern des Todes, bis an des Sees Gestade der traurige Abhang lag, führte er uns hin. Wenige Bäume standen oben, zwei Grabmäler rechts und links, und zwischen ihnen der Eingang des Gebäudes.

Das deine Wohnung? konnte ich mich nicht enthalten ihn zu fragen.

Er. Und was ist hier?

Ich. Die Wohnung des Schreckens.

Er. Sie giebt, was oft ein blühendes Thal versagt.

Ich. Was?

Er. Ruhe.

Ich. Es kommt auf das an, was wir sind.

Er. Weislich gesprochen. Unsere Kräfte bezeichnen unser Dasein. Nach vierzig Jahren Kummer hab' ich hier Friede gefunden! — Und in diesem öden Schweigen, in dieser menschenleeren, scheuen Wildnis, hat ein Herz, dem alle Güter des Lebens nicht genügten, die Ruhe wieder erreicht, an der es zu verzweifeln begann.

Wir erstiegen im Gespräch den Hügel seiner Wohnung. Hohe Gewölbe, die um Gräber beim düstern Lampenschein sich schlossen, waren ihr Inneres.

Zwei Tage ruhten wir. — Er zeigte uns, was uns umgab. Überall Zerstörung die entgegenkommenden Bilder, wie dieses Thal einst blühend gewesen, wie der Ausbruch unterirdischer Feuer seine Ausgänge verstürzt, den Strom in einen See verwandelt hatte.

Zitternd sah ich die Lagen einst strömender Lava. Meine Augen waren unstet, meine Schritte wankten; in dampfenden Schlünden, aus tiefen Höhlen glühte kochendes Feuer; im Rollen verborgener Flammen bewegte sich der Boden.

Ach, in der Natur, wie im Menschen, sah ich, sind die edelsten Kräfte die nächsten an Zerrüttung.

Zerstören ist oft nur ein Übermaß an Stärke.

Trauerndes Nachdenken umgab mich in der Ruhe.

Schreckend war der Antritt unseres weitern Weges, auf hohe, fürchterliche Felsen, über dampfende Tiefen, über schwankende Brücken. — Oft ergriff mich mutloser Schwindel. — Dank sei's meinen Gefährten, die mir halfen; der Abend kam.

Aber was ich sah — was ich hörte, was ich fand — da erwarte Zeit und Stunde — bis ich sagen darf, was ich sagen kann. O, es sind viel Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen euer Kompendium sich nichts träumen läßt, sagt Shakespeare.

Lies, was ich dir schickte; und so manche Ähnlichkeit meiner Ereignisse wird dich auf das aufmerksam machen, was mich vielleicht erwartet. Lebe wohl.

— — —

Wohl ihm und Ruhe seinen Gebeinen. Sein Jahrhundert war vorüber. Er war kein Mann für diese Welt. Ich habe einen Freund verloren.

Die Kräfte meines Lebens altern, und ich kann in keinem Werke zeigen, daß ich war. Und warum? Weil meine Verhältnisse mir nicht erlaubten zu handeln und mein Herz sich erniedrigte unter die Gewalt der Zeit.

O Menschheit, Menschheit, statt deinen irrenden Gang aufs Bessere zu leiten, sinken wir hinweg, ein Opfer vergangener Fehler. Oft bezweifelt der Edlere — um seine Kräfte betrogen — den Zweck seines Daseins; oft scheint unser Geist uns der Spott, unser Verstand das Hohngelächter einer feindseligen Macht. Wann kommen die goldnen Tage, da der Mensch sich wird sagen können: — „die Würde meines Wesens ist das anerkannte Gesetz meiner Zeit!" Der Mensch . . . der Mensch, wie er sein könnte, ist gut, aber die Menschen gefallen mir nicht. Leb wohl.

Hätten die Umstände mir erlaubt mit meinem Schwärmer zu ziehen — vielleicht wäre mir besser. Unaufhörlich träume ich mich unter seine Säulen und Tempel. Alles ist mir leer. Lebe wohl.

Erster Teil.

Mein Leben, das Leben meiner Brüder, Verwickelungen, bei denen der Eid des Geheimnisses mir oft plötzlich das Wort entreißt, Dinge, bei denen ich häufig in meinen eignen Fehlern mich bloßstelle — was verlangt ihr, meine Freunde? —

Kommt hierher, wo düsteres Andenken der Vergangenheit mir in so manchem Bilde sichtbar ist, wo stille Ferne um das Grab meiner Brüder ihren Schleier webt; ach hier, wo in tausend schmerzlichen Erinnerungen der Gram zerrissener Bande, das bunte Gemisch unbelohnter Thaten und verlorner Entwürfe sich mir nahen — — — Kommt — kommt hierher unter diese Schatten. Aber wisset ihr auch, was ihr verlangt? —

Ich habe Ruhe gesucht und ihren Schein unter diesen Bäumen gefunden. Soll ich verschlossene Wunden aufreißen? Soll ich auf Begebenheiten zurückgehen, deren Erinnerung ich, wie die trübe Ferne einer verlassenen Einöde, nur am Rande meines Gedächtnisses mir vorzuhalten wünsche? — Ihr, die ihr am Eingang des Lebens steht, wisset ihr auch, was die Wiederholung verflossener Dinge Bitteres hat? Euch ist das Leben ein Spiel neuer Gegenstände, mir traurige Stille nach überstandenem Gewitter . . . wenn der Gang der Verheerung unsere Lieblingsorte verödet; wenn man dem Baume entweicht, unter dessen Schatten man sonst saß, die Ufer zerrissen, die Wiesen blumenlos sind; wenn's Nacht ist rings umher, daß der kalte, feuchte Wind die Hütte, die uns deckt, zum einzigen treuen Überrest unserer verlornen Seligkeit macht.

Doch ihr wollt's, und ich bin es eurem Unterrichte schuldig. Vergangenheit — ist die Schule, und Rechenschaft über unsere Thaten, zum Unterrichte der Nachwelt — das erste Gebot im Gesetze des Daseins.

Frühe hatten in der Stille meines Geistes meine Aussichten sich auf die verborgene Laufbahn eines häuslichen Lebens gelenkt. Die Verbindungen meiner Geburt rissen mich, ohne daß ich meine Schritte mir vorzählen konnte, in die Verhältnisse eines nur allzu öffentlichen Lebens; Anhänglichkeit an meine Brüder erhielt mich auf einem Pfade, der mir so wenig natürlich war.

Wenn ihr glücklich sein wollt, glücklich wie der alltägliche Mensch es ist: so bitte ich euch, meine Freunde, euch loszureißen von Menschen, in deren weitausströmendem, gewaltsamem Sinne der eurige die Freiheit seiner eignen Bewegung verliert, so bitte ich euch, an meinem Beispiele zu lernen, wie weit Teilnehmung, Besorgtheit und Liebe uns über unsern eignen Charakter erheben, von seinen Wünschen entfernen und doch seine Grundtriebe nicht ändern, nicht zerstören, nicht befriedigen können. Ist aber die Pflicht, „für diese Welt euch aufzuopfern", euch näher, als der Wunsch, „euch selbst zu leben", so werft euch in den Strom und thut, was ihr nicht lassen könnt.

Ich verließ meines Vaters Haus, Pflicht beugte mich unter das Gesetz. Hoffnung gab mir Stärke . . . Ein Jahr — und es schien vollbracht: dann konnte ich zurückeilen, dann sah ich mich wieder in den Gefilden meiner Jugend. Im verschlossenen Wohnplatz der Freundschaft . . . dem Weisen meine Thore zu öffnen, den Thoren zu entfernen, die Welt zu einem Schauspiele zu machen, in dessen Auf- und Niederrollen mein Geist die Quelle seiner Erweiterung fände — war meine Gewißheit: und welchen ungetreuen Erfolg hat mein Wandel für meine Aussichten gehabt! Die Gestalt verborgener Wissenschaft warf sich mir in den Weg; in der Überraschung meines Herzens zogen ihre Reize von Schritt zu Schritt mich immer tiefer in die stolzen Labyrinthe ihrer Versprechungen hin. Noch war es Zeit zurückzugehen. Aber das Schicksal eines Volks lag auf meinen Brüdern, das Glück von Millionen war in den Gang ihres Lebens verschlungen. Ich sah nur sie. Ich folgte ihnen, bis ich endlich, jedem Leiden bloßgestellt, in Verhältnissen, für deren Drang ich zu sanft war, die unglückliche Losung eines Bürgerkrieges gab, unter dessen Verheerung ich auf der — für mein Herz so traurigen — Laufbahn eines Kriegers, außer dem allgemeinen Jammer den Tod zweier Brüder, den Fall so manchen Freundes und die ewig verlorne Beruhigung meines Herzens zu beweinen fand. Groß sollte der Mensch sein,

das erkenne ich jetzt; aber seine Größe mußte ich mit Thränen bezahlen.

Staatsmann und Feldherr, keines strebte ich zu werden: ich war nur der Freund meiner Brüder, wollte nie mehr sein, und wurde der Entscheider ihres Schicksals. So wurde der Schwächere der Zug im Werke des Stärkeren.

Nie in mir selbst befriedigt, mir selbst ein Rätsel auf der Höhe, in der ich wirkte — waren ihre Leiden ... die meinigen; ihre Größe ... mir nur ein erborgter Stand. Bei der edelsten Erwiderung von ihrer Seite, im schimmernden Augenblick ihrer erreichten Wünsche — arm durch die Aufopferungen der meinigen, war die Befriedigung ihres Stolzes kein Genuß für mein Herz, das im traulichen Wirkungskreise geliebter Freunde sich mehr gefiel, als in der ungewissen Vergötterung ihres glänzenden Ruhmes.

Und so, meine Freunde, beginne ich denn die Geschichte meiner selbst und meiner Brüder.

Wir hatten die Jahre erreicht, unter Fremden nach alter Sitte den angeborenen Gemächlichkeiten einer häuslichen Erziehung entsagen zu lernen. Der Trennungsabend erschien

Jede Stelle, zum letztenmale gesehen, ward uns heiliger. Aber das Gesetz unserer Väter — wollte, der Stolz unserer Bestimmung — wachte über uns, und keiner klagte.

Vor uns lagen die Gefilde, aus denen in allen Erinnerungen — die Freuden der Jugend uns wiederkehrten zur Ahnung künftiger Stürme.

In Ruhe und Stille verlebt, an der Hand eines Vaters, in wechselseitiger Liebe ... Jahre, wie die schönste Phantasie sie erschafft, Bilder, an die keine Folge hinreicht — wer giebt mir Worte zu bezeichnen, wie Herzen sich foltern, wenn Mut und Zeit und die Stimme der Pflicht sie losreißt von den Gespielen der Unbefangenheit, und in ungewisser Trennung Bäume, Berge und Bäche uns nun erscheinen wie Geister scheidender Freunde!

Tibar lag am Stamme seines selbstgepflanzten Baumes .. trauernd wie sein schwächerer Bruder. Er war Mann als Jüngling; und doch wie schneidend reißt das Band, mit dem Gewohnheit uns an ihre Gegenstände knüpft!

Dya, hastig und schwankend ging auf und nieder, die Zu-

kunft hatte ihn ergriffen, und auf den Flügeln des gereizten, leidenden Gefühls entführte seine flammende Einbildungskraft ihn dem Kummer des Augenblicks.

Hamor saß unter den entfernten Sträuchen des Ufers; der weibliche Sonderling, dessen unbestimmter Charakter mir jetzt mehr als jemals Sorge machte.

„O mein Vater! mein Vater!“ rufte ich dem kommenden geliebten Manne entgegen, „wir werden dich verlassen!“

„So denke, daß wir uns wiedersehen,“ antwortete Athor. „Oder glaubst du, es sei ein so Leichtes, Vater sein, und seine Söhne entlassen?“

Er sah zur Erde und schwieg. Das Gefühl der Zukunft über ihm, Stille über uns allen.

„Dieser Abend — der letzte vielleicht, meine Kinder,“ begann er endlich, „zwischen mir und euch — bleibe das Vermächtnis meines Daseins, und der Schutzgott eurer Herzen.

„Die Einigkeit seiner Söhne ist die Seligkeit eines Vaters. Wenn ich einst tot bin, wenn das Schicksal euch trennt, wenn das Leben euch fortreißt, und euer Herz siecht unter dem allzu gewöhnlichen Gange der Dinge, oder sich trotzig emporhebt unter Thaten und Beifall, unter Kämpfen und Ehre — — führe die Liebe, die in den Spielen der Jugend das süße Gefühl eurer ersten Jahre war, euch zurück zur Stille der Wahrheit, um die euer eigener Sinn euch betrügt. Die Dauer jener Erinnerungen sei euer heiligstes Gut.

„Erhaltet, was ich sammelte; denkt, daß die Ehre eines Vaters, die Pflicht seiner Söhne, nie schöner erhalten werde, als wenn nach Jahrhunderten späte Nachkommen noch dankbar um den von ihm erbauten Herd ... die Wirkung seines Daseins über sein Grab hinaus verlängern, und der Baum, der ihm schattete, das Eigentum seiner Enkel wird.

„Heil dem Geschlechte, dem das angestammte Erbe seiner Ahnen ein Heiligtum ist! das den Hain nicht ausrottet, das die Laube verschont, dem die Wetterfarbe des Altertums hehr ist, das nicht verschönert, weil kein Schimmer ihm das Andenken derer ersetzt, deren Bild es in jeder Erinnerung liebt! Geheiligtes Land meiner Väter, geweiht durch den Staub eurer Leichen, wohl dem Manne, der in den Mauern, die ihr bewohntet, Zeugen der Tugend, Warner gegen Verführung erblickt! Die Reize der Üppig-

keit an diese Denkmale der Einfalt gehalten — wird er fühlen, was ihr waret, und in der Aufrechthaltung eures unentweihten Lebens den Stolz des seinigen suchen! Wie groß muß ein Stamm sich entwickeln, wo, vom Geiste edler Vorfahren durchglüht, der Sohn seine Tugenden in der Verewigung ihres unentehrten Andenkens findet!

„Andenken, unentehrtes Andenken — ist das Eigentum, dessen Rechte auch im Tode bleiben, das Eigentum, dessen Verletzung euch mit dem Fluch gebrochener Kindlichkeit belastet. Unsterblich ist unser Geist, unsterblich sind mit seinen Verhältnissen seine Pflichten. Das Band ward hier geknüpft: sein Ende könnte es nur in unserer Vernichtung finden.

„Der Zwang hat aufgehört; die Verbindlichkeit ist geblieben. Das Grab ändert nur, aber endet nichts.

„Und nun, meine Söhne, der Abschied wird mir hart. Laßt uns heute vergessen, was uns bevorstehet, und das letztemal dem Behagen eines kummerlosen Herzens weihen."

Heiter war der Himmel. Im Wehen der Abendluft neigten sich Büsche über die Fläche des Teiches; dämmernd schwebten Schatten am Hügel, die trübe Gestalt ehemaliger Freuden, das Gefühl vergangener Zeiten.

Unsere Schwester kam; ihre zitternden Hände in die unsern gelegt, voll Kummer, und doch keine Klage.

Wer vertilgt den Augenblick aus der Seele, wenn eine edel unterdrückte Zähre im Auge der Schönheit sich endlich hervordrängt; wenn der Gram sich mühsam hinter Lächeln verbirgt, und das holde Antlitz immer stiller in die Züge der Schwermut zurücksinkt?

Ich bin der Schönheit in manchem Verhältnisse gefolgt, im Reize der innigsten Ruhe, das Saitenspiel in der Hand, im Augenblicke der begeisterten Liebe, wo Leiden sie umwölkten, wo das erhabenste Selbstgefühl, die Würde beleidigter Größe sie unwiderstehlich erhöhte, wo die lebende Natur mich umgab, wo der Künstler mich hinriß — nie sah ich sie wieder in diesem himmlischen Licht ... wenn ein leidendes Herz sich verschließt unter das zurückdrängende Bewußtsein.

„Meine Thränen würden nur Thränen wecken, mein Schmerz nur Schmerzen verdoppeln. Daß keine Thräne mir rinne! daß mein Schmerz sich umhülle! wenn ich allein die verödeten Stellen besuche, mag der Gram in aller seiner Stärke mich umgeben!"

O Ithora, ich blickte in deine Seele. Noch seh' ich dein Bild — und nie sah ich dich wieder. Ich war schwächer als du, meine Thränen flossen. Nur eine von dir benetzte das Tuch, das du mir gabst, und ich erkämpfte es, wie man ein Heiligtum rettet, als der Feind bei Ilkat unser Lager erstürmte.

Du bist nicht mehr, alles ist mir verloren; nur dein Andenken blieb mir, und der Mut — mit dem ich dir gleich, in der Folge, neben den Leiden meiner Brüder die meinigen verschloß.

Laßt mich noch verweilen beim Abend der Trennung — als die Freude von uns wich, und der Becher mit Trauern umher ging.

Es giebt Stunden, an denen auch das kleinste uns teuer und hell bleibt.

Ein Hügel weit offner Aussicht, von hohen Bäumen umschattet, war von jeher die festliche Stelle jeder frohen, jeder ernsten Begebenheit gewesen. Blumen, Schatten und Einsamkeit, süßer Duft und feierliche Stille unter Bäumen, die Athors Hände gepflanzt hatten, waren unsere Gefährten. Das Thal öffnete sich in seinen Fernen, aus ihren Wäldern glänzten Felsen, die Flut rollte zu unsern Füßen, die Sonne war im Sinken.

Zum letztenmale sahen wir uns beim väterlichen Male vereint.

„Vater des Alls," sprach Athor, „der du die Mittel der Erhaltung zur ersten Stufe auf dem Gang einer edlern Entwicklung zu machen wußtest, laß uns nie vergessen, den Menschen auch in seinen kleinsten Bedürfnissen zu ehren. Auch im Alltäglichsten das Ziel eines veredelten Daseins zu finden — ward uns jener grenzenweite Blick gegeben, der vom Himmel zur Erde die Schöpfung umfaßt, und mit einem Auge voll Licht, vom Staube zur Gottheit, der Kette unendlicher Bestimmungen durch Wechsel und Verhältnisse folgt. — So öffnen sich uns Wege des wahren Genusses, so schützet uns reine Erkenntnis gegen jene tötende Mißachtung, mit der der kurzsichtig stolze Mensch, der entartete Tadler der Schöpfung, sich um den Wert des Daseins betrügt."

Worte, in der Stille von einem teuren Manne gesprochen, unter Menschen, die zum feierlich langen Abschiede sich bereiten — — Wie viel hängt von der Zusammenstimmung vereinter Umstände ab, um Wert und Eindruck einer Handlung, das Große in ihrem Schauspiele, das Rührende ihres Wesens zu erheben! Daß dem Herzen der Menschen doch nie dies reine Gefühl entstehen

38. entstehen, fehlen, mangeln; vgl. Grimm Wb. unter entstehen.

möchte ... das in den einfachen Auftritten der Natur und der Freundschaft Befriedigung schöpft — daß die Menschen doch einmal lernen möchten: —

„Wer die Glückseligkeit nicht in einem Augenblicke finde, für den sei ein Leben zu kurz, sie zu suchen."

Der Gram und die Ungewißheit und die Gewalt, in verhaltenen Seufzern zu atmen, hatte uns einsilbig gemacht.

„Warum so stumm, meine Kinder?" fragte Athor. „Ist's der Gram? Eure Bestimmung ist Wirken; eure Pflicht — sehen, erfahren, erkennen. Meine Thränen zeugen, daß ich leide: aber darum bleibt doch das, was uns trennt, dieser Augenblick und diese Gefühle der Schmuck unseres Geistes; die Natur weihte unser Herz zum Gedächtnis der Liebe. Einst wird dieser Abend wie die Stille besserer Welten euch umschweben; wenn eure höhere Bestimmung, wenn die Pflichten des Daseins, wenn Freude oder Kummer späterer Jahre in seine Erinnerungen sich mischen.

„Wie groß ist alles verkettet, wie groß in seinem Wesen der Mensch! Wie so ganz in allem der Zweck einer höhern Bildung bedeutet, daß kein Leiden ihn erniedrigen kann, der Gram selbst ihn zu erhöhen dient!"

Tibar nickte Beifall, den Stolz im Herzen, der für heroische Tugenden mit Leidenschaft erwacht. „Wahr, Vater, wahr!"

Er hat wahr geredet. Aber damals fühlte ich noch nicht die Wahrheit. Wie oft erklärt Jugend die erhabene Sprache der Erfahrung für Schwärmerei!

Ich haschte nach Widerspruch.

Ich. Und wenn nun diese Lehre nur der Stolz einer edlen Seele, mit der sie auf dunklen Wegen nach Licht ringt, wäre! Ist sie darum glücklicher als wir, denen kein philosophischer Trotz den Kelch des Trauerns versüßt? Sinkt der vernünftelnde Widerstand gegen wirkliche Leiden nicht oft plötzlich unter der Last zögernder Erwartungen?

Athor. Als ob die unerschütterte Seele sich auf Erwartungen stützte? — Sieh den Mann — in Thun und in Leiden. Nicht der Ruf einer gelungenen That, die Wahrheit seiner Pflichten ist sein Trieb! was er wollte — die zufallfose Güte seines Willens — ist seine Größe. Wenn er in der Fülle seiner edelsten Kräfte auf sich selbst zurückkehrt, als Sieger, wo die ohnmächtige Tugend alltäglicher Menschen zu Tausenden sich verlor. — Ist nicht sich

selbst beurteilen, sich selbst erkennen — dieses edelste Bedürfen eines denkenden Wesens — der reichste Gewinn aus den Verhältnissen des Daseins? Am Umfang alles Wirkens und Leidens, aller Thaten, aller Kräfte, aller Größe, in die die Menschheit über Jahrtausende hin unserem Blicke sich entzieht — lernen wir gerecht sein gegen die Schöpfung und ihre Wahrheit in tausend veränderten Gestalten.

„O so, meine Söhne, so — ich beschwöre euch bei dieser Stunde der Trennung — so trachtet, daß ihr nie die Armseligkeit eurer Wünsche zur Grenze des Daseins, nie die Kleinheit eures Wesens, eurer Einsichten, zur Grenze der Natur macht.

„Erhebt euch in ihrer Größe; denkt, daß nichts euch so sehr veredle, als das Gefühl ihrer Unermeßlichkeit. Dann, und nur dann, werdet ihr den Thoren verachten, der sich für den Mittelpunkt der Schöpfung erklärt. Dieser armselige König der Welt, der beim Brausen eines Stromes erbleicht, den ein Wurm vom Thron seiner Majestät stürzt, der es wagt, über Bestimmung, über Gut und Schlimm der Dinge, nach seinem Verhältnisse zu entscheiden, die Gottheit nicht als Herrn, sondern als den Diener seines Schicksals zu betrachten; hat er nicht in seinem Dünkel sie beschimpft, da er sich als den einzigen großen Gegenstand ihrer allschaffenden Güte angab, da er vergaß, daß er nur Teil, der Teil nie Zweck des Ganzen ist?

„Unseliger Irrtum! — Quelle alles Übels. Wo findet die Unzufriedenheit, der Tadel des Menschen gegen das All, seinen Ursprung als in dir? Er, der alles für sich erschaffen glaubte, und so vieles gegen sich fand, machte den Widerspruch seiner Hoffnungen zum Verbrechen der Gottheit. So wurde die Majestät eines grausamen Wesens erfunden, das in der Nacht des Schreckens, nur wach zu seiner Verfolgung, ewig mit ihm sich beschäftiget, um in Leiden wie in Freuden das Spiel einer Laune aus ihm zu machen. So wurde die Lehre des Zufalls erfunden, die Lehre der beiden streitenden Wesen, der Ursprung des Übels, der Fall unseres Geschlechts. So nahm man sogar die Erdichtungen eines verflossenen goldenen Alters, Erwartungen jenseits des Grabes zu Hilfe, um zwischen Träumen der Vergangenheit und der Zukunft jeder reinen Betrachtung der Gegenwart, jedem Dank ihrer Güte sich zu entziehen.

„Beleidigte Eitelkeit und verfehlte Erwartung haben die Aus-

sichten des Daseins verfälscht, und der unmündige Wahn . . . „Glück zum Zweck des Menschen zu machen" hat die Wahrheit verhüllt.

„Entwicklung unserer Kräfte für ein höheres Ziel ist — unsere Bestimmung; Unruhe — das Mittel; Selbständigkeit — unser höchster Gewinn. Kampf ist unsere Größe, und Tugend, die nur in Hinsicht auf jetzige oder künftige Glückseligkeit wirksam wird, blendender Eigennutz. Der Lohn der Güte ist — gut sein, und kein Gott ist fähig, einen höhern Preis aufzustellen, als „das Bewußtsein, unsere Pflicht erfüllt zu haben". Pflicht! ist das unsterbliche Wort, das uns über Abgründe hinweg trägt und über Schreckniße siegt. Pflicht ist der erhabene Beweggrund des Weisen. Da braucht es keine Unsterblichkeit und keinen Himmel, um das umstürmte Gebäude seiner Tugend zu stützen. Reines Erkennen ist sein Führer; Vernunft ist sein Gesetz; des Gesetzes Erfüllung — sein Urteil. — Doch genug. Öftere Wiederholung schwächt die ehrwürdige Gestalt einer Lehre, und macht Wahrheit nicht selten zum verachteten Gegenstand des Widerwillens. Ich habe kein Mißtrauen gegen euch, und so fahret wohl.

„Vielleicht entziehe ich mich eurem Abschiede. Vielleicht sehe ich euch nicht wieder. Was ich euch noch zu sagen habe, ist wenig.

„Seid wach gegen alle, die so reich an Gewißheit scheinen, so reich an Versicherungen des Glückes und des Genusses, der Freude und ihres Besitzes; gegen die leise lispelnden Schwätzer, die ihre Fröhlichkeit so gerne zur Tugend erheben, um der Tugend in ihrem Innern nichts mehr schuldig zu sein. Überall ist Selbstbefriedigung — der Abgott, den jeder in seiner eigenen Gestalt der Verehrung aufdringt; vom Wollüstling bis zum Gerippe des Geizes, vom Manne, der das Leben in eine Reihe angenehmer Empfindungen auflöset, bis zum Weisen, das marklos und abgetötet die finstere Einförmigkeit seines Stillstandes zum Maßstab für Götter und Menschen machen möchte — druckt jeder seiner Weisheit mit diesem Worte ihren fehlerlosen Stempel auf.

„Ich kenne nichts, was der Tugend so ganz ihre Wahrheit entrissen hatte, als dieser falsche Ehrenkranz der Selbstbefriedigung. Selbst die, denen Beruhigung bei dem Gegenwärtigen, genügsame Stille . . . das Glück unseres Lebens scheint, möchte ich doch fragen: „Worin denn diese Beruhigung, diese Stille bestehe?" Vergangenheit und Zukunft, der Wechsel der Scenen macht die

Gegenwart zu etwas, den Menschen zum Menschen. Genuß ohne Wunsch, Wunsch ohne Unruhe, Unruhe ohne Gram — keines besteht ohne das andere — wie sollten also sie genießen, sie, die kein Streben, keinen Mangel, keinen Abstand der mehr oder mindern Zufriedenheit kennen wollen?

„Ein Wesen ohne Furcht, ohne Thorheit, ohne Thräne, ohne Hoffnung, das nie verliert und nie gewinnt, mag zu allem gut sein; aber wie es zum Gefühl seiner selbst, in dem doch alle Freude besteht, gelangen könne, mag ich nicht beantworten.

„Kräfte im Kampfe erworben — sind der Charakter des Lebens; Rückerinnerungen sind euer heiligstes Gut; stilles Emportreten über den Wahn seines Volkes der edelste Wettstreit. Selbstüberlassen und groß wandelt der Mann über den Gefahren seiner Zeit, der ohne Drang zu gefallen, ohne Ringen nach Glanz — handelt, „wie das höhere Gesetz seines Daseins gebietet". Erkennen ist sein Ziel; in seiner Vernunft seine Tugend.

„Oder glaubt ihr, daß Güte ein trüber Instinkt, und gut handeln keine Wissenschaft sei?

„„Das Ziel eures Daseins" sei euer Gesetz. Vergleicht eure Kräfte, seht eure Gebrechen, und zieht aus beiden den Schluß, welche Stufe euch gezieme. So mancher, der im rastlosen Streben nach allzu Hohem sich verzehrte; so mancher, der ohne Stimme zu singen, ohne Talente den König zu spielen, ohne Geistesgröße den Helden vorzustellen wagte, hätte er sein Auge auf sich gerichtet, hätte er erkannt, was er ist; würde still, geehrt und glücklich ein Leben geendet haben, das er mit Spott an die Schwelle der Unsterblichkeit trug.

„Beobachtet den Menschen; Welterfahrung werde der Probestein eurer Entwürfe. Lernt Zeiten, Sitten und Gesinnungen, die Macht der Verhältnisse, die Stufen der Entartung, den Einfluß des Einzelnen, das Maß eures Jahrhunderts kennen; daß kein Wahn euch verleite zum nutzlosen Kampfe, der die Menschheit zerrüttet, ohne ihr Schicksal zu veredeln.

„Thätig sein wollen? — Auch der unruhige Schwachkopf ist thätig! Dünkel ist sein Genius; Träume sind seine Tugend. Aber, sparsam auch in Thaten — sich selbst das eitle Vergnügen versagen, „immer wirken zu wollen", das macht den edlen Weisen, dem sein Volk teurer ist als sein Name; der unter Menschen, die er zu schwach für Wahrheit findet, mit stolzer Entschlossenheit der

Begierde widersteht, „den Sklaven vom Traume zu wecken, dem er seine Ketten nicht nehmen kann".

„Das Gute wird ein Gut durch seine Stelle, und die edelste That, zur Unzeit gethan, ein Streich, der besserungslos erschüttert, und dem Hohne alles Guten neue Scheinwaffen leihet.

„Der weisheittrunkene Mensch steht auf vom Sitze seines Nachdenkens. — „So will er, so soll es sein!" — Er giebt der Zukunft Gesetze — und knüpft sich Regeln, die den Zufall ausschließen. Er hat auf jede Frage seine Antwort bereitet; nichts soll ihn treffen, was seine Vorsicht nicht berechnete. Der erste Schritt ist gethan, und siehe da — ein Etwas . . . in seiner Rolle ohne Verfügung! — Da steht er, und verliert unterm Gewirre abgerissener Fäden, zwischen der Ehrenrettung seines Systems und der fliehenden Gelegenheit, den Augenblick . . . der ihn zum Mann machen könnte, und zum Thoren macht.

„Ich bitte euch, meine Söhne, ich bitte euch, nichts von jener Klugheit, die sich an Formeln bindet, nichts von jener Hoffart des Wahnsinns, der die Erde zu beherrschen glaubt, weil er sie in seinen eigenen Gestalten verachtet! Lernt unter Verhältnissen wandeln, lenkt das Ungefähr der Umstände in euren Gang. Vor allem macht euch nie zu Sklaven eines Tages, der eine Zukunft entwirft, die er nicht errät, und durch Ketten eines Planes die Schritte eurer Lebensbahn bezeichnet. Der Mensch bedarf eines Zieles. Er braucht einen Zweck seines Weges, dem er nie entsage. Der Blick dorthin sei sein Leiter, das Wie — entscheide die Möglichkeit jeder Lage.

„Belehrt euch. Nur macht Wissenschaft nie zur toten Geschäftigkeit. Männer fordere ich, nicht Gelehrte.

„Ordnung ist — den Gesetzen des Daseins gehorchen, sowie ihre Ausübung sich darbietet.

„Aber der entartete Geist, für Wahrheit zu blöde, für Nachdenken zu schlaff — hat Pünktlichkeit an die Stelle der Ordnung gesetzt, kleinliche Behelfe von Maß und Zeit . . . statt des reinen Gebrauches unserer Kräfte. Die Menschen haben sich Fesseln erschaffen und klagen das Schicksal an. Kleine Geister haben Schwäche zur Weisheit gemacht, das Altertum hat Thorheiten geheiligt, die Gewohnheit hat Unsinn vergöttert, und das betrügliche Glück eines Zufalls hat Jahrhunderte irre geführt. Hütet euch vor allem diesem. Glaubt nie an Größe; sondern überzeugt euch und laßt

nie das Glück eines aufgespreizten Schwächlings euch zur Anbetung hinreißen.

„Vor allen Dingen aber weg von der Versuchung, groß scheinen zu wollen in dem, worin es andere waren. Der gute Mann findet überall seinen Weg: er hat nicht nötig durch fremde Ähnlichkeiten sich in die Achtung der Welt zu drängen. Die ihn erkennen, werden ihn ehren; und die ihn nicht erkennen — warum sollte er sich für blöde Augen vergrößern wollen? — Kein verderblicheres Übel als diese Sucht, in andere Gestalt sich zu werfen, die läppischen Verzierungen des Zufalls an sich zu reißen, fremde Fußstapfen zu betreten, und was, einmal gesagt, Bewunderung erregte, durch ein Puppenspiel von Wiederholungen schal zu machen. Das Edelste verliert seinen Glanz, die Tugend ihre Wirkung, das Genie seine Achtung, wenn die lächerlichen Bemühungen der Nachahmer sich wie ein Nebel um ihre entfernte Würde herziehen.

„Ich könnte die Entstehung seltener Menschen verwünschen, wenn ich den Schwindel, den sie verursachen, durch seine Übel alle heilsame Folgen ihres Daseins aufwiegen sehe.

„Jeder Ort hat seinen kleingroßen Mann, den der Weise verlacht und der Haufe bestaunt. Laßt ihm den Weihrauch seiner Jünger, in dem er Unsterblichkeit atmet. Laßt ihm das Öl ihres Lobes für sein dürftiges Dasein.

„Die sein bedürfen, mögen ihn preisen. Der Tribut, den ihr ihm zolltet, wäre Schimpf für euren eigenen Geist.

„Den großen Mann beurteilen, wer kann es, als wer Größe im Busen trägt? Der Wunsch, eine fremde That gethan zu haben, ist der schönste Ausspruch über sie und euch. Und wehe dem, der die ganze Geschichte liest, und bei ruhigem Blute bleibt!

„Findet ihr endlich den, in dessen Tugenden euer Leben sich zum Einklang der edelsten Gefühle erhebt, der euch Warner ist und Gefährte, wenn der lebensmüde Blick hoffnungslos dem unerreichten Ziele der Ehre entgegensieht, o so umfaßt ihn mit ganzem Herzen: Wohlthaten des Edlen sind eurem Haupte Kronen der Ehre.

„Freundschaft — Blume des trefflichsten Bodens! Sie wird nicht gesucht; sie muß gefunden werden. Hofft nie sie zu besitzen, wenn ihr sie nicht als das Eigentum eines veredelten Geistes in euch tragt. Freundschaft ist nur eine Fähigkeit der Tugend.

„Geht eure Bahn. Drängt euch nicht zu; verachtet aber auch

den nicht, der euch entgegenkommt. Denkt eures Alters: genießet die Schätze der Jugend mit Wahl. Klagen eignen nur unverschuldeten Leiden. Durch die Enthüllung unbekannter Kräfte erheben Übel unsere Seele. Jeder edle Kampf wird reineres Selbstgefühl. Nur Übel, deren Urheber wir sind, bleiben als Vorwurf für unsern Verstand, und Schimpf für unser Herz, das herbe Gefühl ewiger Demütigung.

„Dennoch verachtet keinen. Der Thor ist nicht immer schädlich, der Weise nicht immer glücklich; aber wie es auch treffen mag, so vergesset nie, daß innere Wahrheit und Adel des Willens — nicht Erfolg . . . die Richter unserer Handlungen sind.

„Noch seid ihr jung, noch enthüllen sich euch Kräfte. Macht euch reich an Erinnerungen, die mit bleibender Stärke auf euch im Alter zurückkehren; macht euch reich für die Zukunft. Was habt ihr eigenes als euer Gedächtnis? was habt ihr wirkliches als euer eigenes Selbst, eure Kräfte und das entflohene Traumbild der Jugend? Sie ist die Zeit, in der mit ewiger Dauer die Begriffe der Freude, des Selbstgefühls und des Stolzes sich bilden; die Zeit, in der der Same für künftige Entschlüsse gedeihet; die Zeit, auf die das Alter mit dem Schmerz verlorner Liebe zurücksieht.

„Noch seid ihr jung . . . die Zeit, da Enthusiasmus, da der Geist mit hohen Wünschen nach den Idealen der Größe blickt. Handelt, wirkt, durchdringt euch von der Würde des Menschen, um im Gefühl eurer Thaten — Selbstachtung, diesen ersten Ring in der Kette der Tugenden, zu gewinnen. Werdet nie gleichgültig gegen euch selbst — die gefährlichste Krankheit, die es giebt, weil sie schmerzlos am Marke des Lebens zehrt.

„Euch selbst zu bilden, ist das erste Glied in der Reihe eurer Pflichten. Wie könnt ihr sie erfüllen, wenn ihr euch selbst vergeßt?

„Sollten eure Thaten euch selbst unsichtbar sich verlieren im Strom eurer Zeit, — tröstet euch: keiner hat umsonst gelebt. Tausende haben ruhmlos gewirkt, aber darum nicht vergänglich: ihr erntet, wo sie säeten. Wolltet ihr weniger thun?

„Wenn eitles Verdienst im Namen der beleidigten Tugend sein undankbares Geschlecht bekriegt, Ruhm wie einen Tribut fordert, und Vergessenheit mit Unthätigkeit rächt: so seid verkannt, gelästert . . . edler als Tausende: — laßt der Menschheit nicht entgelten, was euer Zeitalter fehlte.

„Söhne eines gefallenen, unterdrückten, leidenden Volks, hat eure Seele Gefühl, als Retter des Vaterlandes, als Erneuerer seiner Verfassung, als Rächer des Unrechts dem höchsten Triumph menschlicher Fülle zu nahen: so weihe ich euch in diesem Kusse der Zerstörung aller Hindernisse, der Wiederherstellung der Menschheit; und jede Ader, die in diesem feierlichen Augenblicke höher schlägt, ruf' einst Rache über euch, wenn ihr versprecht, was ihr nicht haltet.

„Söhne eines einst blühenden Stammes! Unter den Ruinen seines Vaterlandes, im einsamen Grabe — verloren vor den Augen der Nachwelt, schläft der Held und der Weise; kein Dank, kein Name umgiebt es, kein Jüngling besucht ihn. Die Rechte des Ruhms sind erloschen. Unsichtbare Stille webt den Schleier der Vergessenheit, der ewig dicht den Namen der Unsterblichen deckt. Es sind eure Väter. — Fühlt ihr Mut, ihn zu zerreißen? Fühlt ihr Mut, für Geister zu kämpfen, und erloschene Ansprüche durch neue Tugenden herzustellen?

„Weiht euch dem Opfer. — Hier vor den Augen des Ewigen blickt in das Dunkel der Zukunft, in dem ihr nun mit dem Bewußtsein wandeln müßt, daß eine verborgene Hand die Fortschritte zu eurer Bestimmung nach euren Thaten abwäge.

„Nun den Becher des Abschieds, und dann! Wir sehen uns wieder, wo der Dank vollendeter Thaten am Altare des Vaterlandes euch den lange verborgenen Namen eures Geschlechts zurück giebt."

Tibar mit stillem Ernste schlug seine Rechte in die Hand unseres Vaters, und schwieg.

Tibar. Du hast mir eine große Aussicht eröffnet. Vater! so fest ich deine Hand jetzt halte, so fest steht der Entschluß, den Geistern meiner Vorfahren am Altare des Vaterlandes ein Opfer zu bringen, das ihrer und ihres Enkels würdig sei.

Dya. Ich will sie dem Grabe entreißen, ich will auf den Nacken des Unterdrückers treten, und, sollte er am Himmel seinen Thron, in der Hölle seine Ketten befestigen. Unsern Namen, Vater

Athor. — Findet ihr nach vollendeten Thaten am wiederhergestellten Altare eures Landes.

„Noch sprechen wir uns, noch sehen wir uns. Was die Zukunft verhängt, kann keiner vorher sagen. Wehe dem Menschen, dessen Wünsche nicht an seine Pflichten reichen, den edler Wille

nicht stark und sein hohes Ziel nicht unerschütterlich macht! — Edel ist euer Zweck, groß euer Lohn . . . einzugehen unter die Söhne des Altertums, das Land zu sehen, wo in Licht und Recht am heiligen Quelle des Ursprungs der Mensch in reiner Tugend, frei und edel, dem Verderben der Zeiten trotzt, und nur der Wahrheit, nicht seinem Jahrhunderte dient. — Wenn diese Erwartungen euch nicht siegen helfen — so ist meine Sorge umsonst. Belehrung soll euch nicht fehlen. Warnung sollt ihr haben. Freunde gehen euch vor, Freunde teilen eure Gefahr. Meine Stimme soll euch wach halten, fremdes Beispiel euren Mut stärken. —

„Aber wenn ihr euch selbst entsteht — wenn in eurem Herzen der Geist ehrenvoller Forteiferung nicht liegt; wer kann eure Seele erheben, wenn sie verzweifelt, oder kühn machen, wenn sie schwindelt? Wo innerer Wiederschein nicht wirkt, ist der Strahl von Außen verloren.

„Wollt ihr nicht — so bleibt, — im übersättigten Genuß eurer Ruhe, Reue einst am Grame eines unedel welkenden Alters, verlorne Gelegenheit einst zu bejammern. Wenn's süß wäre, sich durch Schlafsucht für Gefühl und Thätigkeit zu entschädigen; wenn die Last des Lernens die Freude des Wissens nicht überwöge; wenn Mensch und Tier, zu gleicher Dumpfheit verdammt, nur ans Hinbrüten ihres Daseins gebunden wären: o so wäre wahrlich das Geschenk dieses Lebens und die Sorge seiner Erhaltung ein Unglück, das nur ein Thor zu verlängern wünschen könnte.

„Wenn einst mit dem stumpfen Gefühle physischen Daseins eng unser Blick, unsere Einbildungskraft arm, der bunte Haufe menschlicher Dinge nur ein ekles Gemisch verwirrter Erinnerungen wird; wenn der Gram entflohener Kräfte uns nun der freudlosen Kälte eines gedankenleeren Alters preis giebt; wenn eure grauen Haare der Spott der Jünglinge, ihr vor dem elendesten Lustigmacher zittern, und vor jedem kleinen Götzen die Kniee beugen müßt; wenn überall Rätsel und nirgend Aufschluß — Vorurteile euch quälen, und fremde Furcht durchs Leben peitscht: wehe, wer im Schmerzen seines Daseins dann rufen muß: Verflucht sei die Stunde, da ich Hohn gegen Wissenschaft, und Bitterkeit gegen die, die mich leiteten, in meine Seele legte, da ich mutlos zurück blieb und die Verzweiflung über meine Aussichten siegen ließ!

„Ist nicht Wissen der Stolz unserer Natur? und Stolz das

Selbstgefühl unserer Seele? Ist nicht Seligkeit darin, sich in sich selbst der Vervollkommnung näher finden?

„Gehet und seid Männer. Der Weg liegt vor euch, in euch der Wille.

„Was euch auch begegne, sucht in eurer Bestimmung den Aufschluß. Macht das Größte zu eurem Ziele. Gemeine Vorzüge wären Gebrechen — an euch. Das Edelste, was die Natur an Einsicht, Biedersinn und Heldengeist hervorbrachte . . . Entschlossenheit, Todesverachtung, Vaterlandsliebe, Festigkeit, Uneigennützigkeit, sei euer Los.

„Ungewöhnliche Forderungen müssen durch ungewöhnliche Tugenden erfüllt werden.

„Ehret mich in euren Thaten, und laßt mich den Gram nicht erfahren, daß das thränende Auge eurer Freunde sich mit verfehlter Hoffnung von euch zu wenden genötiget wäre."

Sein Antlitz ward ernst. Es dämmerte in furchtbarer Erhabenheit. In seinem Schweigen, in dieser schauerbaren Stille drohte das, was uns bevorstand, mit zehnfacher Größe.

Dya. Wenn unsere Hoffnungen einst Wahrheit, unsere Wünsche Thaten sind, dann laßt uns freuen, gerungen zu haben; dann, meine Brüder, wollen wir das feierliche Geständnis unserer Liebe im Hochgefühl der Vollendung erneuern.

Athor. O Dya, Dya, so edel in deinem Innern, aber auch um so viel näher dem Verderben, daß ich dich nach Jahren gesichert, weit über jenem Abgrund sehen möchte, der dir droht.

Dya. Was du sprichst, glaube mir's — fühlte ich lange. Darum suche ich die Tugend, um die Glut meines Herzens ihr zu heiligen.

Athor. Du, Hamor, der du den Weg deiner Brüder gehst, ohne ihre Stärke zu haben, sei wenigstens ihr Freund. Oder schreckt dich die Bahn? — Bleibe bei mir.

Hamor. Ich bleiben? — Daß dein finsterer Blick, die Freude bei den Heldenereignissen deiner Lieblinge — mich mit dem Vorwurf der Schwäche zu Boden drückte? Laß sie kämpfen, auch ich habe Kräfte.

Athor. Du versprichst sehr viel.

Hamor. Das Leben hat der Vorzüge manche, wenn ich auch die ihrigen verfehle. Aber sie sind deine Lieblinge, und ich

bin verkannt. Sie sollen sich brüsten, und ich soll ihr Knecht sein! Vater, Vater! du forderst Liebe, und giebst —

Athor. Hört ihn nicht; hört ihn nicht, er ist mein Sohn! Wehe dem Jüngling, den mit solchem Tone sein Vater Sohn heißt.

Kalt stand Hamor vor seinem leidenden Vater.

„Noch hier," rief der ergrimmte Dya, „weg von uns!"

Athor. Laß ihn. Die Zeit sei sein Lehrer.

Mit langsamem Schritte entfernte sich Hamor.

Athor. Gehe hin in Frieden, und daß unser Wiedersehen einst besser sei als unsere Trennung.

Dya. Und er soll mit uns?

Tibar. Besser mit uns, als hier zur Qual eines Vaters.

Athor. Da geht er hin, der Undankbare, und höhnt zur Ehre der Empfindsamkeit uns Barbaren, die beim Tone einer Flöte nicht schmelzen, aber beim Namen Vaterland glühen. Wer hätte geglaubt, daß die Eitelkeit eines weibisch empfindenden Knaben über Trotz und Selbstheit, zur Verachtung seines Vaters, zur Verletzung jedes Bandes steigen könnte? — Und doch — drei Söhne gabst du mir, Gott! Wie viele, die nicht einen haben!

„Den Becher des Abschieds! Ich lebe in euch!"

Der Becher ging herum Hand in Hand. Jeder gab nach alter Sitte die Blume seines Herzens, die schönste des Haines; der Kranz wurde geflochten . . . das Zeichen der Trennung an Athors Lager. In der Dämmerung seines zurückbleibenden Lichtes sank der Halbmond hinter Wälder hinab. Der Nachtwind wehte. Die Blätter säuselten. Am Ufer brach sich die Welle, und der einsame Vogel schlug mit verlornem Tone sein Lied im Raume der Stille.

Stille, wie edel ist deine Macht, wenn an deiner Hand der Mensch der Vertraute seiner selbst zu werden wagt!

Wenn die Größe in deinem Schauer ihre Entwürfe schöpft, Freundschaft bei dir ihre Erhabenheit, der Kummer seine Beruhigung findet, unerklärbares Wesen, was ist die Ursache, daß in dir jedes Gefühl sich erweitert? Du wandelteſt an uns vorüber, du tratst in unsern Kreis, und sanft löste der wilde Schmerz sich in Thränen!

O Stunde der Trennung, wie oft kehrt mir dein Schweigen zurück!

Wir fürchteten zu reden, die Zukunft in ihrer Unermeßlichkeit vor uns, und die Gegenwart in ihren Leiden. Jeder glaubte die Bitterkeit seines eigenen Gefühls in der Vereinigung mit fremdem Kummer zu mehren; jeder schwieg: Athor entfernte sich. In ihrem Jammer stand Ithora. „Morgen! — Morgen werd' ich fragen, wo ihr seid."

„Wenn jede Blume euer Bild erneuert, wenn ich allein bin — —"

Die Nacht verging. Der Morgen kam, die Sonne über Wettern, der Hain im Dunkel, jede Blume gebeugt.

O Natur, Natur! du trauerst mit uns, du milderst den Anblick unseres Grams durch einen dämmernden Strahl. Wenn unsere Seele bei Menschen umsonst nach Linderung sucht, nimmt — was uns umgiebt . . . die stille Gegend den Schein des Mitgefühls an.

Aus dieser Ähnlichkeit allgemeiner Stimmung kehrt die Thräne der bangen Erwartung, und der Wunsch, nie getrennt zu werden, veredelt zurück. O nie fand ich dich schöner, Land meiner Jugend, und nie fand ich dich wieder, als für die Wallfahrt weniger Tage zum heiligen Ruheplatz eines Vaters. Das weissagende Gefühl meines Herzens blickte in die Ferne, wie in eine drohende Wolke.

Hoffnungslos, mit thränendem Auge, sah ich der Stunde entgegen, die uns zurückführen sollte.

„Zurück oder nicht zurück," sprach Dya. — „Für Pflicht geboren ist da meine Heimat, wo meine Bestimmung sich erfüllt.".

Athor war nicht vorhanden: im entfernten Haine, am Grabe seines teuren Weibes hatte er sich verborgen, um durch das Andenken des Vergangenen den Schmerz der Gegenwart zu mildern. Ithora und zwei jüngere Brüder standen um uns her. Ein Abschied, den keine Sprache ausdrückt! Die Gewohnheit langer Kindheit hatte uns verbunden.

Ich reichte ihr ein Palmblatt von meiner Hand. Armselige Geräte des täglichen Lebens, in deren Gebrauch das Andenken mit dem Werte sich abnützt, war damals nicht Sitte zu geben. Man gab Dinge, in denen mit unverkennbaren Zügen der Abdruck des Charakters, die Gesinnungen des Herzens sich erhielten.

Die Tugend gewann bei solchen Geschenken, und jede Erinnerung an einen Abwesenden ward ein Trieb des Rechtthuns mehr.

Altai an seine Schwester.

Jugend umgiebt dich . . . Rosen des Frühlings, daß in dauernden Erinnerungen, des ersten Daseins schöner Gebrauch . . . dir Frohsinn im Alter und die Kraft hoher Selbständigkeit werde.

Des arglosen Herzens unverhüllte Teilnahme am Leben und Hoffen, am Schönen der Wahrheit und Dichtung ist dein Schmuck.

Vergiß nie, wozu die Natur dich ersah . . . Gefährtin — nie Sklavin eines Mannes — die Strenge seiner Seele und den Trotz eines Kämpfers an die Gefühle weicherer Menschheit zu ziehen. Darum hat die Gottheit ihre Strahlen in dein Auge gelegt, darum ward Schönheit und ihr besserer Sinn . . . des Menschen stiller Übergang in die Ahnungen eines erhabenen Daseins.

Ehre deine Gestalt — das Werk einer höhern Bestimmung; bilde deinen Geist — der Schönheit höchste Vollendung. Was wolltest du dem Überdruß entgegensetzen, was der Reue eines Wahnes, wenn kein höheres Verdienst in des Vergänglichen Reihe tritt; was dem Alter, wenn kein Selbstbewußtsein dir einsam Zufriedenheit giebt? wenn Leerheit deine Klage, Spiel deine Rettung, Spott dein Begleiter — des Lebens peinigender Druck dich unter Todesfurcht dem Grabe zuführt?

Ferne den schwindelnden Höhen, von denen der Mann auf Welt und Unsterblichkeit blickt, und mit einem Fehlschritte den Untergang von Tausenden macht — sind die Bahn des Kriegers und seine Triumphe dir versagt; die Stürme der Völkerbeherrscher fordern rauhere Seelen und ein kühneres Bewußtsein: aber du lenkst Herzen auf stillem Pfade zur Gewißheit des Guten, du führst den einzelnen von zerrissenen Hoffnungen zum Lichte deines Wertes, du besänftigest des empörten Geistes wogende Zerrüttung und den Unmut des Stolzes; dir neigen sich Männer, wenn unbefriedigtes Streben in thatlosen Zeiten sie an ihrer eigenen Tugend zur Verzweiflung triebe. In der Würde deines Geistes liegt dein schöneres Dasein. Fühle, erkenne, edel ist deine Stelle im Gange der Menschheit. Kein Ehrgeiz zieht dich in seine verheerenden Kämpfe: kein Haß der Parteien zerreißt dein lang gehegtes Wollen, und opfert in mißlungener Rettung dich dem Götzen des Tages und seiner eigenen Schlechtheit; kein zagendes Volk vernichtet das Werk deiner Größe; dich ergreift nicht die

Gewalt eines vielfach verschlungenen Daseins, das deine Thaten nach unwillkürlichen Richtungen an dunkle Verhältnisse treibt: dies alles sind nur Leiden des Mannes. Tausenden öffnet er eine Bahn, kaum einer betritt sie. Sein Volk ist seine Welt: die deine ist ein Herz; von Mensch zu Mensch ist dein sicherer Wirkungskreis berechnet; in häuslicher Nähe lernt dein Geist sich innig und wahrer an das Umgebende schließen; du kennst, mit welchen du lebst; im Innern des Gemütes steht dein Reich. Edle Gesinnungen von Seele in Seele mitgeteilt sind deine Schöpfung, an die der Zufall nicht reicht, an denen die Macht der Umstände nichts verändert. Schön ist deine Stelle im Ganzen. Ehre dich in deiner Bestimmung. Sei Weib, sei es ganz in seinem edelsten Umfange: dies ist deine Größe; den Mann zu spielen, dein gefährlichster Traum. Achtung verdient, wer erfüllt, was er vermag: jedes Wesen kann nur in seiner Eigenheit gut sein.

Weich für die Freude, empfänglich für das leise Vorübergehen eines kaum merkbaren Wechsels, voll Staunen beim Ungewöhnlichen, voll schöner Achtung für jede entschiedene That — sollte an euch sich berichtigen, was dem Manne im grenzenlosen Gange seines Mutes nie klar wird . . . das bescheidene Maß eines zartgebildeten Gefühles, das im Raume eines vergänglichen Daseins sich Welten aus Rosenstaub schafft, des Kleinen genießend, jede Verschiedenheit ergreift, und beim Kampfe des Siegers mit süßer Verwunderung reicher belohnt — als der Beifall des Starken, der ein Richterspruch scheint, und dessen Lob nur Gerechtigkeit ist.

So knüpfte die Natur männliche Tugend an euer Dasein.

In leichteren Wünschen leichter befriedigt — sind des Weltlaufs eiserne Gesetze euch verhüllt: euch reißen nur einzelne Bande, keine Hoffnung im Schoße des Ruhms gefaßt. Nur der Zukunft lindernde Gestalten umgeben ein weichgeschaffenes Herz. Jede Hoffnung wird ihm Zuversicht, jede zertrümmerte Hoffnung der Stoff vieler neuen. Die Zeit ist euer Arzt. Euer Gram ist vorübergehend, wie eure Wünsche, der unsere bleibt mit dauernden Zügen in die Gestalten unseres Vaterlandes geschrieben; überall öffnet sich euch eine schöne Laufbahn, uns nur unter einem erhabenen Volke; überall hat die Natur euch Honig in Blumen gelegt, überall gedeihen eure Tugenden, ach die unsern, wie Eichen, nur in tiefem Boden. Wir sind groß oder nichts.

Mehr harrend als handelnd — blühen euch Erwartungen

seltener getäuscht, und die Menschen erscheinen euch besser; mehr an den einzelnen und seine Verhältnisse als an ein Ganzes geknüpft, sind des Menschen Vorzüge in naher Beziehung mehr, als sein weiteres Vermögen euer Kreis. Daher euer sicherer, näherer Sinn gegen den Unmut des Alltäglichen; daher jenes Stillstehen bei weicheren Gefühlen, und jenes schnellere Mitleid, jene Bewunderung einzelner Thaten, jener Anteil an den Leiden einzelner (auch erdichteter) Ereignisse, und jene Gleichgültigkeit gegen die Geschichte eines Volkes. Thränen sollten eure Gabe sein, wo der Mann im Bewußtsein gleichen Mutes — am Untergange der Einzelnen nur das unerbittliche Gesetz eines allgemeinen Opfers, oder das kühne Vorbild seiner eignen Unbezwingbarkeit findet. So werdet ihr des Leidenden sanfte Zuversicht, seine wiederkehrende Stärke unter Klagen . . . Ein lindernder Blick in die Tiefe teilnehmender Herzen giebt ihm Glauben an Tugenden auch jenseits des Kampffeldes. Er lernte wagen, trotzen und wollen unter Männern; er lernt tragen, hoffen, und den Menschen in seinen Leiden ehren unter euch. An äußere Widersprüche unter steter Beschränkung gewöhnt, übertrifft eure Ausdauer in Leiden die unsere: aus der Erfahrung unserer Kräfte ziehen wir das Vertrauen unserer Selbständigkeit und den Mut gegen erhabenes Unglück unter Kämpfen; aber jedes unabwendbare Hinsiechen unter kleinlicher alltäglicher Kränkung zerstört unseres widerstrebenden Geistes stolze Triumphe, und ein männliches Herz erliegt.

Aus der Abgezogenheit eurer Jugend, aus der frühen Bestimmung eines stillen Lebens entspringt eure Stärke. Alles bedroht euch; darum ist alles euch bedeutend. Überall macht ein engerer Kreis euch das Kleinere wichtig. In der schreckbaren Stille des Kommenden drängt euer Ohr sich nach jedem Laute. Darum ist Vorsicht euch näher als Entschlüsse, Wählen näher als Wollen, Erfahrung verwandter als Dichtung; darum das Herz des Einzelnen, seine Neigungen und sein Zweck, die Menschen in ihren Verschiedenheiten . . . euch tiefer erkannt, als der Mensch in seiner allgemeinen Natur. Darum kann euer Urteil Männer berichtigend leiten, wenn kühn, im Zutrauen wie in der Verachtung — der Stolz das ihrige verwirrt. Wer in seiner Kühnheit euch nicht scheuet, wer euch zu beherrschen glaubt, liegt euch offen: Furcht bildet euren Scharfsinn; im Bewußtsein minderer Kräfte entwickelt sich euer Verstand.

Oft sind Männer im Umfange dessen, was ihnen obliegt, kalt und ungerecht gegen das, was andere leisten; wo aus richtigeren Gesichtspunkten der Entfernung euer berechnender Blick der That bis in ihr Heiligtum folgt. Größe bewundern können ist — eure Größe. So knüpfte die Natur euer Dasein an den Wirkungskreis des Mannes.

Regsam, unter stillen Träumen, öffnen tief in eurem Herzen sich die schönen Keime der Liebe, in eurem bessern Sinne ihr edleres Gedeihen. Wie im Reiche der Ehre der Mann, so herrscht im Reiche der Liebe das Weib, und giebt, gut oder schlecht, Gesetze — das Glück oder Unglück der Menschen.

Daß auch du der Liebe höhere Bestimmung erkennest, auch du voll hellern Sinns nur das Edlere wählest, und da, wo Leidenschaft den Mann um sich selbst betrügt, ihn zurück führst, als Genius, zur Würde, die ihm eignet — — wie schön ist dein Los! Prüfe mit Wahrheit: mache die Liebe nicht zu weniger oder mehr, als sie soll.

Es gab eine Zeit, da man Siege im Namen der Minne erfocht: soll ich sie verachten oder zurückwünschen? Männer, bei denen der Gedanke der Ehre nur unter der Gestalt einer Gewohnheit fortwirkte, die der Zufall erschuf. — Konnte das Weib, zum Richter erhoben, ohne dafür gebildet zu sein, vollgültig nach Gesetzen entscheiden, die die Eitelkeit schrieb?! Schwach durch wechselseitige Irrung — lag alle Größe im Ehrgeiz einer Laune und die Willkür gab der Tugend ihre Formen: wir demütigten uns unter ihre kühne Verblendung. Ihrer Herzen zarte Gefühle erloschen unter Herrschsucht. Der Mann hatte die Hälfte seines Wesens verloren.

Es kann sein, daß Handlungen ihr Erwachen im Blicke eine weiblichen Auges finden; aber eigennutzlos ist die Tugend ... Wie kann ich so nennen, was an Lohn und Besitz, an Verhältnis und Hoffnungen hängt? Der Mann steht im Dienste der Menschheit; der Stolz eines zärtlichen Liebhabers wird nur zu leicht eine unnütze That, oder ein üppiger Reiz verkehrter Begriffe. Wehe den Zeiten, die in ihrem Wahne der allgemeinen Ordnung widerstreben.

Es gab eine Zeit, da die Last eines schlaffen Jahrhunderts unmännlich zu einem empfindsamen Schwindel hinab riß; da die Kränklichkeit müßiger Entartung sich schmelzende, ruhlose Gefühle

und eine Hoheit leidender Hingebung erträumte; da der König Mann bald aufgespreizter Held, bald als weinender Schäfer zu den Füßen seiner übermütigen Gebieterin lag: der Mensch mußte fallen, sobald der Zufall eines Lächelns über seine Wünsche entschied. Er sank hinab zum Spiele fremden Wollens, und lernte unmerklich auch im Wichtigsten sich Ketten anlegen, die jedes Jahrhundert einer falschen Übermacht trägt. Täuschungen fanden ihren Weg durch Weiber vorbereitet, und die tote Macht der Tyrannei siegte über Männer, die, sorglos und klein — Rechte für einen erträumten Preis vergaßen.

Fühle, welche edlere Wahrheit sich dir öffnet. Sei Weib, um Männer zu begeistern, nicht um in einem irrigen Reiche unter Sklaven zu schwindeln. Weg von jenen kindischen Ansprüchen, durch welche eure irrige Majestät sich zu befestigen glaubt — — betrogene Gebieterinnen, verspottet in einer Macht, der man huldigt, um zu verderben, baut nur die Absicht euch Altäre: daß nie ihre Stimme dich verlocke.

Werde, wozu die Natur dich bestimmte — — der Genius ruhiger Stunden: wenn das Herz unter Stürmen sich nach Stille sehnt, dann mag dein Gesang eine Gegend erheben, dein Andenken — Gewißheit des Bessern, dein Geist der Zauberkreis werden, der rauhere Männlichkeit in süße Hoffnungen schließt. Er werde gerecht an deiner Hand gegen den Einzelnen; nachsichtig gegen den Schwächern, der im Kleinen seine Tugenden übt; stark in deinem erkannten Wert für deine Sicherheit; mutiger für deine Rettung: er kämpfe und leide für das hohe Bild seiner Seele. — Edler Mut ist die Frucht, und seine Kräfte streben in einer schönen Bestimmung. Aber vergessen darf er nie, daß dein Besitz nicht sein Zweck, daß er bessern Dingen bestimmt ist, als der wimmernde Süßling im Schoße falscher Empfindsamkeit zu sein. Wehe ihm und dir, wenn er, fremd für Größe — sich an die üppigen Truggestalten zerstörender Gelüste kettet, wenn er edler Ereignisse leer, ohne Vaterland, ohne begeisternde Wahrheit, Liebe ... für seine Beschäftigung, und ihre blendende Eitelkeit ... für seinen Ehrgeiz hält!

Man spottet eures Wesens: und wer verbildet es, als der falsche Sinn eines siechen Jahrhunderts?! Wer spottet euer, der nicht in seinem Spotte sich selbst zur Erniedrigung wurde? Unrichtig erhöht oder erniedrigt — hat man eure Bestimmung ver-

kannt. Man hat euch zu untergeordneten Spielwerken gemacht, und ihr rächtet euch durch eine erschlichene Macht. Sei edel, und strebe freiwillig die Thorheit aller Zeiten zu tilgen.

Man spricht von eurer Schwäche, und doch ist sie in ihrer Grundlage nur die schöne Individualität einer reizbaren Seele. Man spricht von eurer Eitelkeit; man tadelt euren Hang zum Putz: als ob der Mann, der auf glänzende Waffen hält, oder der mit Thaten und Wissen prangt, Nachsicht verdiente? — Und ist nicht diese Neigung zur Anmut die Seele eures Charakters? Bestehet nicht in ihr diese ganze Biegsamkeit, dieses Ansichhalten, die Wirkung eurer Reize? — Mit ihr — versagte man euch Sittsamkeit und Tugend; müßigen Stunden giebt sie Beschäftigung, sie ruft den Wahn der Tugend zu Hilfe, und legt in euer Wesen die Würde, vor der schon mancher unedle Antrag zurücktrat. Sie lehrt euch, euch selbst achten, und einen Preis auf euren Beifall setzen.

Laß deine Schönheit die Freundin deiner Tugend werden, und dein Glück wird nie vergehen. Lebe wohl.

Ein schmerzender Abschied, und eine Welt neuer Gegenstände machten unsere ersten Trennungstage zur anhaltenden Betäubung. Den ersten Standort sollte uns die Hauptstadt unseres Landes geben. „Unbestimmt, durch ein geschäftloses Leben, in der Nähe der Üppigkeit — die erste Probe unserer jugendlichen Selbstbeherrschung abzulegen.“ Menschen, ihre Vergnügungen, ihre Geschäfte, ihre Verhältnisse, so manches Schauspiel, auf dessen Erscheinung uns in unseres Vaters stillem Hause auch nicht eine Ahnung vorbereitet hatte, so schneidende Gegenbilder überraschten, verwirrten, bedrängten uns in zu schneller Folge. Erschüttert widerstrebte unser Geist, und ward fester im Widerstreben. Ein sanfterer Übergang hätte uns vielleicht schleichend achtlos in seine Abwege gezogen.

Wie schön hatte uns die Welt aus unserem entfernten Schutzorte ruhiger Träume gedünkt: und wie verächtlich, schal und selbsterniedrigend nun dieses Geschlecht, „für dessen Wohl sich aufzuopfern, unserem heißen Gefühle ein so edles Los schien!“ Unbestimmtheit, wo unser Auge hinsah! Mangel an jedem festen Ziele! Unwissenheit in aller Mannigfaltigkeit ihrer Täuschung,

ihres Stolzes, ihres Wankens, ihrer nie befriedigten, selbstverworrenen Leere! Menschen in der Wiederkehr kleiner Leidenschaften — beschäftigt mit nichts, arbeitsam aus Verschwendung, Verschwender aus Geistesarmut, ehrlich aus Furcht und gehorsam um der Streiche willen, ohne Kenntnis ihrer selbst, ohne Achtung ihrer wahren Natur, ohne Freundschaft, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Zeit — im Gewirre der Langenweile, die sie sich wechselseitig Schuld gaben, und für die sie sich wechselseitig haßten! Wo blieben sie nun, die Hoffnungen der Jugend?! die Thaten, die wir thun wollten, und für die wir keine Veranlassung fanden?! Wo waren sie nun, jene romantischen Bilder der Einbildungskraft, die Tausende bereit zur Aufnahme großer Entwürfe — nur des Schrittes unter sie zu bedürfen glaubte, um von allen erkannt, von allen verstanden, eins mit ihnen . . . Freunde, Teilnehmer, Gefährten jedes edlen Unternehmens zu finden!

Das hohe entfernte Gemälde leidender Tugend, „durch unsere Hände dem Aufenthalt entrissen, wo eine schleichende Macht in ihren Thränen sie gefesselt hielt", verwandelte sich schnell in die Gestalt eines Wahnwitzigen, der im Mißgefühl seiner Leiden . . . die Stille des Gefängnisses für Ruhe, die Nahrung, die man ihm aus Eigennutz reichte, für Wohlthat hielt. Die Erde deuchte uns ein großer Kerker; die Bankette ihrer Mächtigen — Male eines Wilden, der Menschen für seine Feste mästet und in ihren Martern schwelgt.

Aber mehr als alles empörte uns, daß der Mensch selbst für das mühselige Tagewerk seiner Erhaltung allen Greueln sich verkauft, daß jeder Ungerechte Tausende findet, und in der allgemeinen Entwürdigung — finden muß, die mit rastlosem Scharfsinne — Bande des Gesetzes in Ketten der Willkür verwandeln, um mit fühllosem Eigennutze Millionen zu den Füßen der wenigen hinzuschleppen, die uns alle nur darum in unserer kriechenden Duldung verachten, weil der entwichene Genius der Menschheit ihnen nie in seiner Größe erschien.

O unglücklich hatten wir sie gedacht, aber nicht selbstschuldig!

Da standen sie nun, Tibar und Dya, am lange gewünschten Eintritte des Lebens, nicht eine teilnehmende Seele ihnen nahe, Fremdlinge überall, verlacht in ihren Gesinnungen, betrogen in ihrem Vertrauen — unter Wesen — die stolz auf Gesetze, ihre Kräfte zu zerstören, stolz auf Erfindungen, die ihre Tugend ver-

nichten, stolz auf Thorheiten und gleichgültig für alles, was edel, was groß, was unsterblich ist — der Idee eines Vaterlandes höhnten; denen jeder Enthusiasmus — Wahn, jede Aufopferung — Unsinn, jede Liebe des Gemeinbesten — Traum, jede große That — nur ein größerer Glaube, Eigennutz — die einzige Triebfeder, Menschenverachtung — die einzige Wahrheit, von ihrer Unverbesserlichkeit überzeugt sein — der einzige Gewinn aller Erfahrung schien!

Dann kamen die Stimmen quälender Tröster:

„Warum mußtet ihr in der Verschiedenheit eurer Vorstellungen die Züge zum Bilde der Menschheit suchen?! Oft quält der Freund am Krankenbette sich mit Leiden, die, dank seiner wohlthätigen Fühllosigkeit, der lächelnde Beklagte nicht kennt. Oft erregen fremde Klagen erst das eingebildete Gefühl der Schmerzen. Laßt die Menschen: Unwissenheit ist ihr bester Trost."

Besser leidend als fühllos! rief dann Dya, oder sollen sie ewig dumpf — nie ihrer Erniedrigung sich schämen? Auf mit ihnen! unter Foltern — wenn nur Foltern sie erwecken! der Trost: Und sind sie erniedriget? — oder nur, was sie sein können? Konnten sie den Ersatz ihres Verlustes in den Greueln ihrer jetzigen Verwirrung finden — so verdienen sie ihr Schicksal, so war Größe nie ihr Erbteil, und Verächtlichkeit ihr Los; so sanken und sinken sie, wie jede tote Last, durch ihre eigene Schwere.

„Daß ihr zürnt, daß ihr leidet, daß ihr Meinungen habt — — ist das ein Beweis, daß es sein sollte wie ihr wünscht? Ihr wollt uns belehren: wo ist der Freibrief eurer Erfahrung? Ist nicht Stolz eure höhere Tugend und Selbstgefälligkeit euer Trieb? Prüft die Launen eurer Wünsche . . . Mit dem Traum eurer Kräfte sinkt vielleicht das Bild, das den Menschen so hoch über sich selbst (und euch über ihn) hebt."

So schafft der kalte Klügling sich überall Gründe, seine Unthätigkeit zu entschuldigen: in diesem Drange nach Entschuldigung ein Beweis, „daß auch im verdorbenen Herzen das Gefühl höherer Bestimmung nie ganz beruhigt schlafe".

Wer lästert, um sich zu verteidigen — ist seiner eignen Sträflichkeit geständig.

Sähe der edle Mann nur auf Lohn und Folgen, betrachtete er den Menschen nur einzeln in seinen Verderbnissen, wüßte er

nicht . . . was er sein kann, wäre die Menschheit nicht sein Bild, würde er handeln? Aber von ihrer verdunkelten Würde reißt sein heller Verstand die Hülle hinweg; Vorurteil, einschläfernde Trägheit, mutlose Zweifel . . . nichts wirkt auf ihn; in seinem Busen gilt kein Grund der Beruhigung, kein Gemeinspruch und keine eigne Erhaltung; so lange sie, deren Held er ist, noch im Staube der Erniedrigung leidet: das Bedürfnis seiner Seele ist ihre Rettung. Und ihr, die ihr nicht fühlet, wie er, ihr könnt ihn so wenig beurteilen, als den Mann, der um seine Geliebte zu retten, sich in die Flammen stürzt, und so manchen ein Thor scheint.

Wer nicht mit Leidenschaft den Gegenstand seiner Wünsche umfaßt; wer kalt und träg noch an jedem beruhigenden Scheine still stehen, an jeder Unmöglichkeit zurück gehen, an jedem schmeichelnden Wahne eigner Güte sich befriedigen kann: weg mit ihm; ihm hat die Natur das Erbgut des großen Menschen versagt . . . einen hellen Verstand und eine edle Einbildungskraft. Tier zu Tier geselle er sich zur Herde, und lebe in endloser Kleinheit stumpf bei alltäglichem Genusse und alltäglicher Freude!

So spreche ich jetzt, da meine Gefühle durch den Anblick großer Thaten, mein Herz durch den Umgang edler Freunde erweitert - Wahrheit mir teurer ist als meine frühere Neigung. Aber nicht ganz so sprach und dachte ich in jenen ersten Tagen, als ich den Kummer meiner Brüder in ihren Augen las, ohne in meinem Innern seine volle Auslegung zu finden. Ich wollte sie trösten. Oh! ich kannte noch nicht den Stolz der Trostlosigkeit, die durch nichts vom Gefühle unerfüllter Pflichten sich abziehen läßt. Wie klein erscheine ich mir jetzt! Die umfaßliche Kraft höherer Menschen ist der Kummer der schwächern: sie verkennen gerne, was sie nicht erreichen.

Laßt mich abbrechen. Ich bin unfähig mich selbst in einer Gestalt einzuführen, deren Wahrheit mir jetzt dreifach größere Selbstverleugnung kosten würde, als wenn ihr durch nachfolgende Handlungen dem verbesserten Manne die Schwächen des Jünglings zu verzeihen geneigt seid. Es giebt Seelen, die aus eigener Stärke dem zueilen, was ihnen eignet: indes andere nur an der Hand eines Führers unter Drang und Not den Mut erreichen, der Bequemlichkeit gegen Ehre vertauscht.

Wenn Tibar und Dya in jedem Verhältnisse dem Wirkungs-

kreise höherer Zukunft nachspüren, ach! so hing ich noch mit tiefem Sehnen am Vergangenen, und berechnete Stunde für Stunde — welche Spiele, welche Arbeit in meiner Heimat einst mich, jetzt meine Entfernten beschäftigen. Die schöne Natur war mir teuer; aber nur teuer mit der Zärtlichkeit eines Weichlings, der in ihren Rückerinnerungen am Verlornen kränkelt. Der Mann, der für die Zukunft träumt, ist ein Schwärmer: der Mann, der an der Vergangenheit siecht ... was ist er? — Ein Schwächling. So war ich, und weg damit.

Geist meiner Väter, wie wahr hat eure Klugheit verordnet! Wie ganz anders entwickelt sich der Mensch von seinem angebornen Hause entfernt; wenn all die einseitigen Verhältnisse der Achtung und Liebe, des Gehorsams und der Gefälligkeit schwinden; wenn niemand uns entgegen kommt; wenn aber auch unser Urteil, nicht mehr vom Ansehen eines Vaters beschränkt, sich freier fühlt, und selbstüberlassen entscheiden muß, um die Wahl unserer Schritte zu lenken! Freilich lastet's im Anfang: die Ruhe des Gehorsams scheint süßer als die Ungewißheiten einer schwer zu behauptenden Freiheit. Aber der Mann reift, und die Seele erhebt sich, wo schnelle Entschlossenheit, aus Not erzeugt, durch Gewohnheit genährt, im Schoße des Mutes mit Löwen spielen und Gefahr zur Freundin des Selbstgefühls machen lernt.

Ein Jahr war nun vorüber, ruhmlos verlebt, ohne Ereignisse, ohne Größe, ohne Thaten: aber das finstre schwarze Gewirre des ersten Anblicks, unsere Begriffe hatten sich näher bestimmt, unsere Meinungen über den Menschen erweitert, der Ungestüm der ersten Empfindung unter so mancher Erfahrung gemildert, und der Stolz des Jünglings — — die Begierde zu wirken — in die reinere Überzeugung verloren, daß Wirksamkeit — von reifen Kräften, und die Fähigkeit wohlthätig für andere zu werden — von strenger Selbstbildung abhänge.

Wir sahen immer klärer, was man so selten sehen will, daß mehr Irrtum als Verderbtheit — das Böse — von Verwickelungen, die den Geist ohne Übersicht eines Ganzen durch das Einzelne unmerklich fortziehen, das Gute — immer von einer unzerstörbaren, widerstrebenden Kraft, „sich ein Ganzes zu bilden und für ein Ganzes zu wollen" — — in unserem Innern ent-

springe; und daß man nicht das Schlimme, welches Einzelne haben, sondern welches sie nicht haben, und nach allem, was Lage, Erziehung, Gesetze, Meinungen und verderbte Absicht anderer an ihnen verschieben, haben sollten — berechnen müsse, um den wahren Gehalt ihres Wesens und eine reine Schätzung des unzerstörbar Guten in unserer Natur zu erlangen.

So entschlummerte dann allmählich jener unzufriedene erste Drang, der so manchem Achtzehnjährigen die Welt als einen demütigenden Schauplatz verkannter Größe zeigt, der ihm Ekel giebt gegen alltägliche Geschäfte, ungerechtes Gemüte gegen die, die ihn umgeben, und im Stolz eigner Vorstellungen — jeden Weg ihrer Ausführbarkeit verschließt.

Wer kann handeln, als der, der den Menschen ganz kennt? Wer kennt ihn, als der, der nach tausend und abertausend Verhältnissen ... Kräfte und Wünsche, Eindrücke und Wirkungen, Verschiedenheit und Leidenschaften, Blendung und Seelenflug, Einsicht und Meinungen zu berechnen weiß; der den Geist seiner Zeiten mit der Wahrheit höherer Begriffe, und das Bild der reinsten Weisheit mit der Empfänglichkeit seines Volkes in Vergleich zu setzen — Kraft und Entsagung hat?

„Mut," sagte unser Vater, „sei euer Gefährte!" Aber Mut ohne Forschen sei Thorheit ... sahen wir nun.

„Die Bestimmung des Menschen sei euer Gesetz!" Aber die Artung derer, die mit uns sind, müsse die Anwendung vorzeichnen ... begriffen wir nun: überall sei der edelste Lehrsatz nur ein Werkzeug, und sein Gebrauch unsere Kunst, und jede Kunst eine Übung aus vielseitigem Wissen.

Jetzt erst fingen wir an zu verstehen, was es heiße: „Nichts stehe allein, alles sei wechselseitig verbunden. Unglücklich und Unglück bringend sei, wer sich unwissend brüste: aber am schädlichsten der, der die Wahrheit nur stückweise erkenne, und im Stolz seiner Begriffe — die demütige Wissenschaft alltäglicher Beziehungen übersehe. Die Geschichte zeige uns Götterbilder der Ferne, und was aus dem Ganzen der Völker hervorging: aber nur im Blick auf die, die mit uns leben, lerne man — was der Einzelne sei.

„Irrtum müsse früh oder spät sich enthüllen: ein Wahn trage seine Zerstörung in sich; denn spät oder frühe müsse er in seinem eigenen Drucke seine Anbeter empören. Aber jedes losgerissene, vereinzelte Gute werde ein Glaube, gegen den man weniger kämpfe

als seufze; ein Scheinlicht schwächender Erwartung; oder wie ein Treibeis stürmender Fluten, durch seine eigene Gewalt zerschellend — der Untergang derer, die es bestiegen. Millionen hätten jedes einzelne Wahre mit ihrem Blute besiegelt: Jahrtausende hätten gekämpft, und um was sei die Menschheit einem reinen Verhältnisse näher?!"

Dies waren die Regeln: und tief in unsere Seelen legte ein thatenloses aber forschungsreiches Jahr den Gewinn ihrer Bestätigung.

Die Geschichte unseres Volkes, und der Blick auf seinen Zustand, der Zweck, mit dem man Gesetze gab, und der Geist, mit dem man bestehende anwandte, bereiteten unter dem täglich erweiterten Geschichtspunkt, „wie Arglist und Beschränktheit alles Menschliche beherrschen, und alles Gewollte unter tausend Nebeneinwirkungen oft ganz zum Gegenteil werde", — uns vor ... zur gerechten Furcht des Augenblicks, wenn der Gang der Dinge uns einst zwingen würde, zu handeln, und die Macht eines begonnenen Werkes uns kämpfend an die Klippen des Daseins triebe.

Um nicht ziellos auf dem weiten Meere menschlicher Kenntnisse zu irren, wählte jeder eine bestimmte Beschäftigung. So ward das allgemeine uns klärer durch einzelne Verwendung; so traten wir Menschen näher durch Gleichheit der Gegenstände: nur durften wir, wie Tibar stets erinnerte, nie vergessen, daß alles Einzelne nur Mittel, nie Zweck werden sollte.

Sein reiferer Geist ward unser Vereinigungspunkt. Er wählte Baukunst: unter allen Künsten die, welche dem allgemeinen Dasein der Gesellschaft am innigsten nahet, über ein weites Feld von Kenntnissen in unmittelbarer Anwendung herrscht, und durch kühne Verknüpfungen den Geist zur Größe zieht.

Er hätte den Stand eines Kriegers genommen, wenn die unglückliche Lage unseres Vaterlandes ihn nicht zum Werkzeug gegen sein Volk gemacht hätte. Dennoch blieb der Blick seiner Seele unablässig dahin gewandt, und in früher Beobachtung sammelte er Fertigkeiten, in späterer Anwendung so glänzend erwiesen.

An alle helle Menschen natürlich gezogen, erschien er bald im Schimmer hoffnungsvoller Jugend vor Freunden und Schmeichlern. Wahre und irrende Güte, Arglist und Parteistolz suchten bald durch viel versprechende Aussichten, durch den Lockgesang,

„man müsse sich verwenden, man müsse früh beginnen, um früher zu schimmern", durch tausend halb wahre Sätze, durch Anerbieten und Zudringen den festen Gang seines Gemütes zu leiten.

Selbst König Elvarazim, dessen Willen er, wo viele verzweifelten — in einem Gebäude mit jugendlichem Mute, aber auch mit glücklicher Standhaftigkeit, „nie Gesetze der Kunst einer Laune unterzuordnen", erreicht hatte, faßte so viele Neigung für ihn, daß er beinahe mit Gewalt seine Dienstnehmung zu erzwingen strebte. Die Achtung, welche Tibar für das wirklich Große Elvarazims hegte, war eine Klippe mehr für seine Weigerung: tausend Vorbildungen erschwerten sie — „was in der Nähe eines solchen Königs, der das Gute mehr verkannte, als nicht suchte, er im frühen Einflusse leisten könne!" — Niemand leitete ihn, bloß die Überzeugung — „daß ein Jüngling noch zu viel wolle, um richtig zu wollen".

„Nur der Mann kann die Nähe eines Königs ertragen," blieb seine letzte Antwort.

Elvarazim erkannte die Wahrheit und entließ ihn, „nach seinen eignen Gesetzen für ihn zu reifen".

Dya frohlockte: Er haßte nicht selten so irrig als er liebte. Ihm dünkte Elvarazim ein Tiger, und wer ihm anhange, sein Gefährte. Er konnte nicht glauben, daß ein Mächtiger — Verdienst an andern ehre und suche.

Dya hing sich mit immer festerem Drange an Tibar. Er ward sein Vorbild: glückliche Verbindung, einem ungestümen Geiste bestimmtere Haltung zu geben, und ein Herz — durch Stolz und Erreichungslosigkeit an Trübsinn gezogen — in sanfterer Neigung warm, gleich und wohlwollend unveränderlich zu machen.

Er wählte, um Tibars engerer Gefährte zu bleiben, auch Baukunst: aber er durchschweifte in seinen Idealen das Gebiet jeder Kunst; sein schäumender Lebensgeist trieb ihn mehr auf Formen als Anwendung. Er war ein glücklicher Dichter; aber seine Thätigkeiten waren kühne Sprünge, sein Ausbilden schnell zeichnende Begeisterung. Alles drängte ihn zum Ungewöhnlichen; sein Charakter hing wie gärender Most noch vom Zufalle ab. Nicht, wie Tibar, sah er im Kriege — nur ein Mittel höhern Zieles: sondern das Dasein alles Großen, aller Thätigkeit, das höchste im Leben des Mannes.

Lange strebte Tibar, diese erste Flamme des jugendlichen Mutes zu läutern, und dennoch entwickelte sich erst unter Waffen der volle Wert seines Charakters, und was ich gefürchtet hatte — seine Hitze, sein Ehrgeiz . . . reinigten sich in dieser Glut zu Strahlen veredelter Menschheit. Mit flammenden Bildern des Ehrgeizes betrat er das Schlachtfeld: unter den unerwarteten Eindrücken der leidenden Menschheit lernte er ihre Thränen höher schätzen als seinen Ruhm.

Ich wählte, wie meine stillen Wünsche mir vorschrieben, die Natur und ihre Erforschung, die Künste der ländlichen Ruhe, das, was in später Rückkehr jetzt meines Alters letzte Beschäftigung ward.

Hamor wählte nichts. „Für sein großes Ziel, das Studium der Menschenbeobachtung, wie er sagte, verrücke jede bestimmte Beschäftigung den Gesichtspunkt, und mache einseitig." Er beobachtete, schrieb und glaubte, weil er einzelner Menschen flache Verschiedenheiten und ihre Verhältnisse erriet, und in dem alltäglichen Gange des Übereinkommens selten irrte — er sei Menschenkenner. Die Schaugerichte eines Hofes waren seine köstlichste Erwartung und die tiefere Quelle seines Grolles gegen Tibar. — „Tibars toller Eigensinn, wie er ihn nannte, unser aller hohes Glück nicht auf freundliche Unterwerfung in Elvarazims Wünsche zu gründen."

Unter so vielversprechend unverborgenen Ereignissen, wie ich von Tibar erzählte, konnte es in einer großen Stadt nicht an Menschen fehlen, die uns zudrängten; die aus Hoffnung, Neugierde oder Eitelkeit uns eine höhere Wichtigkeit gaben; denen wir zuweilen uns überließen, um in der hoffärtigen Verzagtheit ihres Wankelsinnes uns zu belehren oder zu belustigen. Ihr werdet leicht einsehen, daß wir wenigen uns näher schlossen. Zu entfernt in Bedürfnissen — waren ihre Spiele uns eine Qual, unsere Beschäftigungen — ihre Last: ewig fremd in unserm Begehren und Gefühlen blieben wir nur zu oft ihr geheimer Spott.

Einer unter den wenigen, die der öftere Umgang meiner Brüder wurden, ohne darum ihrem Herzen noch ganz zu nahen, war Mioldaa. Über der Grenze vom Jüngling zum Mann, lag harter Ernst in seinem Äußern: aber in seine düstre Seele hatte

die Natur große Züge verborgen, heftige Kraft unter schwermütige Stille, und den begierdelosen Gleichsinn eines in höhern Gram verschlossenen Gemütes. Älter als wir — vermied er jeden Schein von Übergewicht. Oft verschloß er sein Urteil, um uns nicht zu beschränken. Dennoch lenkte er uns häufig, ohne es zu suchen . . . entscheidend durch seinen einfachen Ton.

Die sanfteren Freuden des Lebens waren für ihn verloren. Er hatte nach Idealen gestrebt, nach Ruhm und kriegerischer Ehre, und den Untergang seiner Wünsche im Untergange seines Vaterlandes gefunden. Fest an den Bildern seiner Jugend war er, wie jeder edlere Geist, sich treu in seinem Zwecke, und unfähig, ein fröhliches Dasein durch selbstsorgsamen Wechsel am Leichtsinn neuer Gegenstände zu erkaufen. Ein guter Gesellschafter für mich, den er belehrte, schien er mir's weniger für meine Brüder, die er in die Melancholie seines Charakters, die er immer fester in seine Gesinnungen verflocht — in die hohen Bilder, die er trauernd zeigte. Niemand schloß sich ihm näher als Dya, in der düstern Heftigkeit eines unbefriedigten Ehrgeizes.

In seines Vaters Hause waren wir aufgenommen als Söhne eines Verwandten. Divand war ein Mann von seltenem Geiste, einst ein bedeutender Mann: jetzt nahe am hohen Alter. Er hatte in den letzten Tagen unseres Volkes unter Verwickelungen und Parteiung jene Vielseitigkeit des Betragens erworben, die allen gefällt, aber nur selten mit einem kräftig reinen Charakter besteht. Er hatte Ausweichen in der Unterdrückung und Formen des Gleichsinns gelernt: edles Gefühl verschloß sich bei ihm unter Spott, und der angenommene Ton der Welt zog sich kalt hin über Dinge, welche tief in seinem Herzen, wie ich spät erst lernte, ihre volle, oft schmerzende Wichtigkeit behaupteten.

Es konnte nicht fehlen, der Gefällige seiner Zeit, minder kühn als gut, über Selbstverblendung erhoben, über Menschen und Möglichkeiten so klar — mußte mein Vorbild werden. Sein Haus schien ein Haus der stillen Freude, der Vereinigungspunkt fein fühlender Menschen, denen das Leben in seinem Gebrauche vorleuchtete. Alles zog mich dahin. Ferne war hier jedes riesenhafte, unendliche Begehren, jede selbstgeglaubte Wichtigkeit des menschlichen Daseins. Eine lachende Enthüllung schimmernder Objekte; eine spottende Entwaffnung des aufgespreizten Stolzes; ein kühnfroher Hohn jeder eitlen Seligsprechung; eine arglos scheinende

Seitenbeleuchtung furchtbarer Gegenstände — bis ihre Schrecken sich auflösten in die armselige Nichtigkeit ihres Wahnes: eine zarte Berührung alles Guten und Schönen in Wissen und Kunst und Geselligkeit, und die ehrenvolle Achtung jeder Tugend neben den außer ihr nichts schonenden Geißeln des Witzes — wie so ganz in meiner Stimmung war alles! Wie so ganz, was ich suchte, und meinen Brüdern so heilsam, so entgegen strebend glaubte — jener ruhige Gleichmut, der allen sogenannten großen Angelegenheiten der Menschheit gerade nur soviel Achtsamkeit lieh, als der Vorsichtige einer Ansteckung — zu warnen und sich selbst zu bewahren.

Tibar gefiel sich hier, weil unter Widersprüchen eigne Wahrheit sich tiefer gründet. Aber zu gleichtönig schien ihm alles Gesagte, zu wiederholt alles Lachen, „als daß Übereinstimmung unter so vielartigen Menschen ein Werk der gleichen Überzeugung sein könnte". Nur wagte er noch nicht zu entscheiden, ob absichtlicher Sektengeist, oder Notwendigkeit, „höhere Gesinnungen blendender zu verbergen", das innere Triebrad wären.

Da ich alles mit der Gewißheit, die in mir selbst lag, nahm — däuchten Tibars Zweifel mir nur innere Kränkung ... Götter seines Herzens unter geachteten Menschen nicht ganz so angebetet zu sehen, als er wünschte.

Durchgehends finde ich: daß für Gemüter meiner Art keine Eigenschaft des menschlichen Geistes beglaubigter, furchtbarer und fesselnder sei, als sein ergreifender lächelnder Witz.

Hamor fand sich in einem blühenden Eden eine Geliebte in der Ersten zu wählen, die seinem Werte mit sichtbarerer Aufmerksamkeit entgegentrete — war die höchste Sphäre seines Ehrgeizes! seine höchste Befriedigung — der schimmernde Firnis des Umgangs, der unter der Biegsamkeit allen zu gefallen nur den süßern Genuß sich selbst zu gefallen verbirgt. Zum erstenmal erhob er sich über uns in Vorzügen — die wir weniger suchten: mit reichen Zügen schlürfte er das genügsame Behagen, uns zu meistern, und als Vorbild unerreichbar und einzig — weit über der edlen Schmucklosigkeit Tibars, Dyas selbstvergessendem Ungestüm, und der unbezwungenen Herzlichkeit zu stehen, die mich fortriß, wo ich teilnahm, und stumm ließ, wo ich gleichgiltig blieb.

In einsameren Gesprächen, bei immer näherer Vertrautheit, hatte Mioldaa sich oft in die Schilderungen entfernter, besserer

Völker erweitert. Sein Auge flog auf, seine Stimme erwärmte sich dann, sein Wesen glühte in höherer Wahrheit. Unser Freund und unser Ratgeber, drängte er uns immer näher dem Entschlusse — im schöneren Lande, unter edleren Sitten das Gute zu sehen, das wir einst geltend erheben sollten, ehe die Macht der Gewohnheit und des Einflusses im verringerten Abscheu des Häßlichen unsere Jugend abstumpfte.

Dya hatte durch kühne Äußerungen Menschen beleidigt, deren Ungerechtigkeit zu erhaben war, als daß sie Tadel ertragen hätte: Entfernung ward Klugheit. Nichts hielt uns zurück; das Neue des Schauspiels war erschöpft; das Herz der Jugend, das einen festern, innigern Besitz, einen Freund, eine Geliebte, oder höhere Ereignisse sucht, trieb uns hinweg von einem Lande, das von allem nichts versprach. Unwiderruflich schneller entschieden wurde unser Vorsatz durch einen Aufenthalt auf Divands Landgute, durch Veranlassungen, die er häufte.

Karl Christian Ernst
Graf zu Bentzel-Sternau.

Einleitung.

Karl Christian Ernst Graf zu Bentzel-Sternau,*) geboren 9. April 1767 zu Mainz, studierte die Rechte und trat in die Dienste seines Landesherrn, des Kurfürsten von Mainz. — Er machte rasch eine glänzende Staatslaufbahn. 1791 ward er Regierungsrat und Gerichtsassessor zu Erfurt, 1803 geheimer Staatsrat. 1806 ging er in badische Dienste über, avancierte 1810 zum Oberhofgerichtspräsidenten zu Mannheim, 1812 zum Staats- und Finanzminister des Großherzogs von Frankfurt. 1813 wurde er in Ruhestand versetzt und lebte seitdem abwechselnd auf seinem Landgute bei Aschaffenburg und bei Erlenbach am Züricher See. Aufsehen erregte nicht sowohl sein Übertritt zur evangelischen Kirche, da er als Schriftsteller schon lange protestantische Meinungen geäußert, als vielmehr die öffentliche Erklärung über diesen Schritt (1827). Er starb den 15. August 1849 zu Mariahalden, seinem schweizer Landsitze. Seine hierher gehörigen Schriften sind:

1. Kamillo Altiera oder das Verhängnis, eine Geschichte. Erfurt 1795. 8°.
2. Novellen fürs Herz. Hamburg 1795/96. II. 8°. — 1806.
3. Märchen am Kamin. Hamburg 1797. — 1806. II.

*) Bentzel, nicht Benzel schreibt er sich selbst.

4. Das goldene Kalb, eine Biographie. Gotha 1802—4. IV. 8°. — 1804—5. IV. 8°.
5. Lebensgeister aus dem Klarfeldischen Archive. Gotha 1804—5. IV. 8°.
6. Gespräche im Labyrinth. Gotha 1805—6. III. 8°.
7. Proteus oder das Reich der Bilder, aus dem kaiserl. Archiv. Regensburg 1806.
8. Titania oder das Reich der Märchen, aus den Klarenbachschen Archiven. Regensburg 1807.
9. Der steinerne Gast. Gotha 1808. IV. 8°.
10. Pigmäen-Briefe. Gotha 1808. II. 8°.
11. Morpheus oder das Reich der Träume. Regensburg 1808. 8°.
12. Der alte Adam, eine neue Familiengesch. Gotha 1819. IV. 8°.

Unter seinen dramatischen Erzeugnissen hat sich die Sammlung von Sprichwörterspielen „Hoftheater von Barataria". Leipzig 1828. IV. 8°. des meisten Beifalls zu erfreuen gehabt. Die Sentenzensammlung „Grillenfang auf 1840" zeigt am deutlichsten, auf welche Abwege der einseitige Hang zum „Geistreichen" führen kann. Der in seinen Erzählungen hervortretende Humor unterscheidet sich von dem Jean Pauls, zu dessen Umgebung Bentzel-Sternau gerechnet werden kann, dadurch, daß er mehr verständig-satirischer Natur ist. Mit der Welt- und Menschenkenntnis nimmt es die idealistisch-humoristische Gruppe der Erzähler jener Zeit, Jean Paul an der Spitze, nach unserer Ansicht nicht eben sonderlich genau, bei Bentzel-Sternau muß es als einem in der großen Welt aufgewachsenen Manne auffallen, daß er sich von seinem satirischen Hange treiben läßt, Fürsten und Große als abscheuliches und verächtliches Gesindel zu schildern. Seine Unermüdlichkeit in dieser Art Satire macht wohl selbst dem entschiedensten Demokraten den Eindruck persönlicher Gereiztheit und jedem Unbefangenen den der Monotonie.

1. Mein Mann.

„Wenn Ihnen also daran gelegen ist, in das Finanzfach zu kommen —“

„Ich überlasse mich ganz Euer Excellenz Leitung.“

„Nun ja! es ist ein hübsches Fach; nach dem Stalldepartement wär' es mir das liebste —“

„Euer Excellenz sind Kenner.“

„Man muß sich auf alles verstehn.“

„Wer das fürstliche Vertrauen in dem Grade besitzt —“

„Der muß Ursachen in sich haben, meinen Sie? Hehe! mein lieber Baron, das ist nun freilich so; ohne mein Zuthun würde gar wenig geschehen.“

„Erlauben mir Euer Excellenz, zuweilen aufzuwarten.“

„Recht gern, so oft Sie wollen.“

„Und mich durch Zuhören zu bereichern.“

„Alle meine Erfahrungen stehen Ihnen zu Dienste.“

„Die Brosamen von dem Tisch des Reichen —“

„Ja, ja in vierzig Jahren lernt sich etwas zusammen.“

„Werden mir Leckerbissen werden.“

„Soll mich freuen, soll mich freuen. Sie sind ein braver junger Mann; gelehrig, geschickt, bescheiden, gar nicht wie die jungen Leute heutzutage, die vor Hochmut nicht wissen, was sie alles anstellen wollen, und das Alter nicht ehren. Den Kapp zaum sollte man ihnen geben, und keine Dekrete. In der Anciennetät liegt es. Was mach' ich mit dem einfältigen Geschwätz von Genie? Reitschule muß sein, der Wildfangsgeist muß her aus. Ja, ja, mein lieber Baron, das muß mir alles ganz anders werden. Und gar keine Frommigkeit! Apropos, Pastor Burisius hat mir gesagt, daß Sie so ein fleißiger Zuhörer von

1 ff Aus „Lebensgeister“ Bd II Gotha 1804.

ihm sind; das ist recht schön und christlich; fahren Sie so fort, mein lieber Baron; das wird Ihnen Segen bringen. — Und gehen Sie fleißig zur Beichte — hören Sie! Man kann den sündigen Menschen nicht tapfer genug ausklopfen — der böse alte Adam muß immer auf die Trense geritten werden."

Der Baron schlug während dieser Standrede die Augen im Drei-Viertels-Takte von der Erde zu seinem Gönner, von dem hohen Gönner zu dem noch höhern Himmel, und empfahl sich zuletzt zu Gnaden.

„Na! leben Sie wohl! Auf baldiges Wiedersehn!"

Der alte Oberstallmeister schlug den brokatnen Schlafrock übereinander, rückte sich die Spitzenmütze zurecht, und sprach mit innigem Vergnügen: „Das ist mein Mann! Wären doch alle unsere jungen Kavaliere so!"

Der junge Baron setzte sich gutmütig lächelnd in seinen Wagen, um abermals bei dem alten Oberküchenmeister auszusteigen. Er fand ihn mit amtsgemäßer Prüfung einiger neuen Schüsseln, über die er seine direkte Meinung an den gnädigsten Herrn, und einiger Flaschen, über die er sein indirektes Gutachten an den Herrn Oberkellermeister abgeben sollte, sehr emsig beschäftigt.

„Eh! guten Morgen, mein lieber Baron," rief er ihm mit vollem Mund entgegen, „grade recht kommen."

„Ich bedaure Euer Excellenz, wenn ich stören —"

„Behüte, gar nicht stören." Er kaute im Trott. — „Sehr willkommen sein — sich her setzen zu mir — hier zu mir her — he! Stühle geben! — hier, lieber Baron, probieren — einmal diese neue Erfindung von kleinen Pastetchen probieren —"

„Ach! Excellenz!" — Der Baron dehnte sich züchtig auf seinem Stuhl aus und seufzte, indem er die Hand auf den Magen legte. — „Ich habe gestern gesündigt —"

„Gesündigt! ach nein! — da der Himmel dafür sein! Geschwind Buße thun!"

„O es ist gewiß die härteste, daß ich von diesen lockenden Pastetchen nichts zu essen wage."

„Ei was! wagen! Was zu wagen haben! Essen — verdauen — wieder essen — alles sein." — Er kaute im großen Galopp.

„Die verführerische Küche dieses Hofes, eine wahre Zauberküche hat mich gestern schon hingerissen. Die Fülle von Köstlich-

keiten, meine Überraschung, ich konnte nicht widerstehn — mein sonst so trefflicher Magen, er mußte erliegen. — Excellenz besitzen ganz delicióse Köche; Sie bildeten für diesen Hof eine Pflanzschule sondergleichen. — Ich sahe auf meinen Reisen viel Höfe, habe allenthalben gegessen, und nirgends so heftiges Magenweh bekommen wie hier."

„Mich sehr freuen — sehr — charmant sein."

Nun aß er in vollem Rennen, und winkte nur dem Baron, Anteil zu nehmen. Die Freude über den Ruhm und Wert seiner Köche glänzte in seinen Augen; freundlich schielte er den süßen Schmeichler an, dann liebäugelte er wieder mit Flaschen und Schüsseln. Der Baron mußte mit Hand anlegen; die rednerische Figur der Magenschmerzen hinderte ihn daran nicht, und er aß tapfer, trank nicht weniger, und seufzte jämmerlich, wie ein leidender Liebhaber, der sein Elend fühlt, und doch den schönen Augen nicht entfliehen kann, aus welchen Liebe und Elend auf ihn zuströmen.

Die behagliche Epoche des Zahnstochers trat ein; sie war um so wichtiger, da sie von dem Herrn Oberküchenmeister ganz vorzüglich einer Art von Denken bestimmt schien, in welcher wenigstens manche Stiefidee zur Welt kam.

„Was machen wollen?" fragte der alte Herr. — „Was vorhaben? hm?"

„Ich bin ganz zur höchsten Disposition Sr. Durchlaucht."

„Das recht sein — das schön. Der Souverän ist Herr."

Der Baron verbeugte sich, wie eine alte Frau unter der Kanzel.

„Wir zum Gehorchen da sein, bloß zum Gehorchen."

Der Baron machte abermals einen alten Weiberknix.

„Auch die Vorsehung wohl so gemacht haben; nur einer befehlen können — dann am besten gehen, die übrigen gut thun; besonders junge Leut' gut thun."

Der Baron machte den dritten Knix.

„Jakobiner geben heutzutag; einsperren die Jakobiner, Exempel statuieren; der Fürst zu gut sein. — Hm? nicht Hofrichter werden wollen? guter Baron? die Stelle just vakant sein. Schon recht — an Sie denken. — Wenn heut' der neue Pudding erscheinen, Sie dem Fürsten rekommandieren — ja — drauf verlassen — Ihnen gewogen — — sein — hm — — hm — "

Und der thätige Oberküchenmeister entschlief auf seinen Lorbeeren; tief gebeugt schlich der höfische Baron hinweg. — Wer

weiß, dachte er, ob er so fest schläft, als es scheint. — Wie wohlthätig hatte der Genius der alten Weiber für den Novizen gesorgt! — Wirklich öffnete der alte Herr die Augen, als der Baron eben unter der Thüre war, und sich wie ein Taschenmesser zusammenbog. „Ein recht feiner junger Mensch," murmelte er schnarchend. „Mein Mann, der Baron Landau; hätten wir doch recht viel junge Leute seinesgleichen!"

Bei der Tafel sagte er der ganzen Welt: „Der Baron Landau mein Mann sein — ein trefflicher junger Mann sein. — Durchlaucht rekommandieren — Hofrichter werden — gar außerordentlich brav sein."

Der Baron hatte sich bei dem prüfenden Frühstück neue Geduld geholt, und den innern Geist, wenn er anders noch rebellisch genug war, durch äußern Geist zu Paaren getrieben. Er setzte nun in frommer Resignation seinen Stab weiter, zu dem Konsistorial-Präsidenten.

Dieser gute Mann führte nur ein Aug, kein Haar auf dem Kopfe, und einen unbändigen Stolz. Statt sich täglich zu sagen, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, griff er stündlich rechts und links in fremdes Gebiet. Seine Perücke war die schönste am Hof und in der Stadt, und mit dem einen Auge schaute er den hübschen Weibern und Mädchen so keck in das niedliche Gesicht, daß man ihn für den eifrigsten Ehescheider und rüstigsten Ehestandskandidaten zugleich hätte halten sollen. Dabei besaß er aber die Kunst — so groß war sie eben nicht — in der Session dies ausgelassene Aug züchtig wie eine Jungfrau niederzuschlagen, süß zu sprechen, trotz einem Probeprediger, und den votierenden Kollegen die Hölle so heiß, und den Himmel so belohnungswert zu machen, daß alles, was er wollte, durchging. Am Hofe hatte er auch sein bedeutendes Gewicht. Man bedurfte dort mancher Lossprechungen, mancher Verdammungen, nachdem sich die Gelegenheit gab; heute liebte man die Salbung, morgen die Finger über den Augen, am dritten Tage den Donner des Gesetzes: man wollte gern einen sattelfesten Konsistorialherrn, der wenigstens keinen öffentlichen Angriff befahren durfte, und noch heimlicher, als der geheime, diesen umschlich; unser Mann wußte alle diese Wünsche förmlich nach Gedanke und Wort zu erfüllen, sich zu schmiegen, wie eine Bachweide, und fest zu stehen, wie eine Pappel, an der sich nur Gipfel und Blätter bewegen; er hatte alle Geheimnisse in

der Tasche, für jedes einen Schlüssel, und nur an den seinigen ein unergründliches Schloß; mit einem Worte, er war allen alles — der Baron hielt es für äußerst notwendig, diesen Mann zu gewinnen.

Er fand ihn über einem Folianten, glühend rot vom Studieren — er hatte aber ein wenig geschlafen — und warm von der Liebe des Nächsten — das hübsche Hannchen war kaum durch die Kabinettthür davongeschlichen. In dieser Stadt nahm man ebenso gern die ersten Besuche an, als man sie in andern Städten ablehnt; — welches, im Vorbeigehn gesagt, ein großer Vorzug für alle Kandidaten der Bekanntschaft, der Gunst und der Beschützung war — der Baron wurde als dritter Mann zu dem Präsidenten und dem Folianten eingelassen und trat langsam und feierlich in die heilige Halle ein.

Landau hatte eine alterfahrene Hofdame zur Mutter, eine Oberhofmeisterin zur Tante, eine hochberühmte Aja zur Großmutter und eine Null zum Vater. Daher kam es, daß er unter Hofdamenzucht groß geworden und in alle Geheimnisse der Vor-, Schlaf- und Putzzimmer eingeweiht war. Zufälligerweise waren seine drei Erzieherinnen an drei sehr frommen Höfen grau geworden, und nicht minder zufälligerweise war der General-Superintendent seiner Vaterstadt der Beichtvater seiner Mutter und der vertraute Freund seines Vaters gewesen. Er hatte also von früher Kindheit an die ganze Wendung der Konsistorial-Galanterie erhalten und wußte jetzt das isolierte Aug, die schöne Perücke und den Stolz im schwarzseidenen Gewande gehörig zu behandeln.

Noch viel tiefer als vor Oberstallmeister und Oberküchenmeister beugte er sich hier; den wiederholten Aufforderungen, platz zunehmen, gehorchte er demütig widerstrebend nie; das Nonnengesicht des Präsidenten erwiderte er durch ein Schwestergesicht; und für jeden andachtigen Spruch hatte er einen sanften Seufzer in Bereitschaft; für jeden zierlichen Husten einen teilnehmenden Blick und für das häufig wiederkehrende Niesen ein grundmütiges: Gott gesegne!

„Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, mein lieber Herr Baron!“ zirpte der Präsident in dem leisen Ton der resignierten Andacht heraus.

„Gesegnet sei der Tag, der mich Euer Excellenz, dem verehrungswürdigen Führer unerfahrener Jugend, entgegenleitet.“

15 Aja, ital. Erzieherin, Hofmeisterin.

„Der Herr ist groß und wunderbar in seinen Werken."
„Ich lege meinen Willen in die Hände seines Geweihten."
„Recht so, mein Sohn. Das ist schön gedacht."
„Ich demütige mich vor dem Herrn und seinen Gesalbten."
„Dafür werden Sie auch eingehn in das Himmelreich."
„Ich bitte Euer Excellenz, mein zweiter Vater zu sein."
„Wie viel Wohlgefallen muß man an einem solchen geistlichen Sohn haben!"
„Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Vater der Jugend?"
„Ich will gerne —"
„Nehmen Sie mein Gelübde an" — er knieete nieder —
„Vor Gott — nur vor Gott knieen Sie." — Er lächelte gen Himmel.
„In der Furcht des Herrn und seiner Diener —"
„Des Herrn! ja!" Er neigte das Haupt —
„Zu leben und zu sterben."
„In seiner Hand steht unser Leben."
„Nur ein Werkzeug höherer Hand —"
„Zur Ehre Gottes."
„Zu sein, in demütiger Andacht."
„O diese gottesfürchtige Gesinnungen." — Er faltete die Hände —
„Ich flehe um Ihren Segen, mein ehrwürdiger Vater."
„Dort — von dort muß er zu Ihnen herabkommen, mein Sohn." Der Präsident hob Hand und Aug zum Himmel.
„O legen Sie die fromme Hand auf diesen unwürdigen Scheitel."
„Der Glaube versetzt Berge. — So sei es denn!"
„Ich gelobe der Gottseligkeit ewigen Gehorsam."
„Beugen Sie den weltlichen Nacken unter das Joch des Himmels, und das Reich des ewigen Friedens wird Ihnen aufgethan werden."
Der Baron küßte nun die runzligte Hand des alten Schriftgelehrten; der demütige Diener des Himmels schmunzelte freundlich, und nickte dem Jünger sein erhabnes Wohlgefallen zu.
„Was haben Sie für Absichten, mein Sohn?"
„Ich bin zu allem bereit, wozu die Vorsehung —"
„Recht so."
„Und auf Ihren Einfluß der Wille meines Regenten —"

„Sehr recht —“
„Mich berufen.“
„Wir stehen alle in der Hand der Vorsehung.“
„Ich erbitte mir Euer Excellenz —“
„O ich vermag —“
„Hohen Schutz —“
„Gar nichts.“
„Und viel- und alles vermögendes Vorwort —“
„Schränke mich auf mein Fach ein —“
„Dero Arm ist mächtig —“
„Ach! lieber Gott! unbedeutend —“
„In allen Fächern.“
„Ich rate nach meinen geringen Einsichten —“
„Daher meine unterthänige Bitte —“
„Ich werde an Sie denken —“
„Ihr Wink entscheidet —“
„Für Sie sorgen.“
„Was Sie mir bestimmen, ist mir willkommen.“
„Sein Sie ganz ruhig.“
„Ich empfehle mich zu hohen Gnaden —“
„Gott sei mit Ihnen.“

Der Baron küßte die runzligte Hand zum zweitenmale, und ging rücklings aus dem Heiligtum. Erst in seinem Wagen hatte er den Mut, den Weltgeist wieder über die andächtigen Falten Herr werden zu lassen. Dafür sagte aber auch der Präsident beim Dessert, beim Vespertrunk und beim Abendsegen zu Hannchen, die wie eine Lazerte durch die Thüren schlüpfte: „Baron Landau ist gar brav — das ist nun ganz mein Mann!“

Hannchen hatte beim Wegfahren einige Blicke auf des Barons Feueraug und Glutwange geworfen, und dachte: Warum nicht?

Noch einen Besuch hatte der Baron abzulegen, und dann waren die eigentlichen Matadors männlichen Geschlechts für ihn gewonnen. Die letzte Unternehmung war aber nicht die leichteste.

Es wohnte nämlich an diesem Hofe ein gelehrter Patriarch, der tief im Vertrauen des Fürsten, der Weiber, und folglich auch der Männer eingewurzelt war, und es verdiente. Mit dem redlichsten Herzen verband er zwar manche Sonderbarkeiten, mit dem hellsten Verstande manche Lieblingsgrillen, mit der thätigsten Menschenliebe manches Vorurteil; aber alles war so rein an ihm,

daß kein Flecken haftete; so wahr, daß die Heuchelei gern vor ihm geflohen wäre, hätte sie nicht durch die Flucht sich zu entlarven gefürchtet; so fest, daß man sehr gut sein mußte, um ihn zu begreifen. Diese edle Pflanze gedieh unter vielfachem Schmarotzergewächse durch die einfache Außenseite, und die Stille ihres Webens und Wehens. Ehmals hatte ihn der Fürst oft zu Rat gezogen, ohne daß der Veteran es verlangte; jetzt fragte man ihn selten, aber man scheute sich noch immer vor ihm, und er — machte sich wenig daraus.

Landau fürchtete sich vor diesem Besuche. Bisher hatte er auf das Bedürfnis wechselseitiger Schwäche und Schonung gebaut, und richtig gerechnet: nun wußte er nur zu gut, daß er viel zu verbergen habe, und der andere nichts. Aber sein Genius ließ ihn nicht ohne Hilfe. Er hatte die Lieblingsstunde der Einsamkeit, in welcher der Greis durch Annahme eines Besuches das empfindlichste Opfer brachte, durch seine Lauscher erfahren: und da er nur das Zusammensein unter vier Augen fürchtete, so war sein Plan fertig. Er wurde gemeldet, des Bedienten Gesicht war eine lebendige Klage, sein treuer Diener versicherte, man wolle Sr. Excellenz nicht lästig fallen, schnell kam die Antwort zurück, man hoffe nächsten Tag — es war der Thee- und Gesellschaftstag des Greises — die Ehre; der alte Mann und der Baron waren erlöst, und das ist mein Mann für die Diskretion, fügte sich entscheidend aus dem Munde des Patriarchen derselbe Lobspruch von den übrigen drei paar Lippen bei.

„Ein halber Feldzug!“ flüsterte der Baron; „aber das schwerste steht uns noch bevor. Was helfen mir die Männer — überall; doppelt aber an diesem Hofe, sind mir die Weiber nicht hold! Und diese Kämpfe habe ich noch zu bestehen! Nur nicht alle süß, wenngleich in ihrer Art belohnend! Mut, Landau! Ruhe jetzt — du hast die Steppen der rauhern Negociation durchwandelt. Hast du gerastet, so erwarten dich Blumengefilde; nur vergiß nicht, daß es dort Fußangeln und Schlängchen giebt!“

Er begann am Nachmittag die schönere Karawane. Der Vormittag hörte früh in dieser Residenz auf; mithin fing der Abend zeitig an, und da die Damen sehr gesprächig waren, so blieb nur ein Mittel übrig, die letzten Mittagsstunden in die Abendstunden zu verschmelzen, um die frühern Nachtstunden nicht dem Abend beizählen zu müssen. Um jedoch auf alle Fälle gesichert zu sein,

verlegte der Baron die Besuche bei den jüngern Damen an das End' seiner Liste; denn er glaubte voraussetzen zu dürfen, daß sie es so genau nicht nehmen, und weit mehr mit dem Geiste des Zeitalters fortgegangen sein würden.

Zuerst kam er zu der verwitweten Oberschenkin von Wolfsbergen. Die hat schwerlich mit dem Geist der Zeiten Schritt gehalten! dachte er bei dem Eintritt; aber bald fand er Gelegenheit genug, sich zu überzeugen, daß der Geist der Welt noch immer auf der Matrone ruhe; trug er gleich bei ihr Reifröcke statt der schleppenden griechischen Gewänder.

Sie lächelte ihm freundlich, aber ein wenig gräßlich entgegen.

„Guten Abend, lieber Baron —"

Ihm schauderte nun ein wenig, aber er bemeisterte es, und überreichte mit dem zierlichsten Kompliment von der Welt den Brief seiner Mutter.

„Ich habe schon früher einen erhalten; die liebe alte Freundin! Was macht sie? Lorchen! meine Katze."

„Sie ist wohl in der Gewißheit von Euer Gnaden freundschaftlichem Andenken."

„Ach! das gehört ihr so sehr — bis an meinen letzten Hauch gehört es ihr — hast du ihr Futter gegeben?"

„Ja, Euer Gnaden."

„Sie zählt mit ehrerbietigem Dank darauf!"

„Ehrerbietig!" — sie lächelte selbstzufrieden — „Woran denken Sie auch? Wir sind ja wohl ganz auf gleicher Linie — Lorchen! der junge Kater!"

„Hier, Euer Gnaden."

„Ich bin erfreut, den hoffnungsvollen Sohn meiner alten Freundin hier zu sehn — — Hihihi! du närrisches Tier! sehn Sie einmal den Buckel, die Grimassen — hihihi!"

„Hehehe! in der That! niedlich — recht liebenswürdig —"

„Ja — und er kratzt gar nicht, ist gar nicht falsch, immer macht er Sammetpfötchen — Was wollt' ich doch sagen? — Ja — recht erfreut, Sie hier zu sehn, lieber Baron. Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige. — Hihihi! wie er sich streckt? Sehn Sie?"

„Ein ganz allerliebstes Tierchen! — Euer Gnaden Erlaubnis macht mich sehr glücklich, und ich werde die Stunden — —"

„Ich sehe beinah täglich Leute zum Thee —"

„Ich werde die Stunden selig preisen, die ich unter Ihren Augen verleben darf.“

„Sie sollen mir Sohnesstelle vertreten — Hihihi — hören Sie, wie niedlich er murrt —“

„O herzig!“

„Und ich will Ihr Mamachen vorstellen“

„Gnädige Frau!“ — Der Baron drückte seine warmen Lippen auf eine Hand, die wenigstens so hart wie Elfenbein unter der Hülle des Handschuhs schien, wenn sie auch nicht so weiß war.

„Sie müssen aber auch hübsch folgen.“

„Ihre Befehle werden mir heilig sein.“

„Ich meine es gewiß gut mit Ihnen.“

„Meine Wohlthäterin!“

„Ja, das will ich werden; aber Ungehorsam würde ich Ihnen nimmer vergeben —“

„Fern sei dieses Verbrechen von mir.“

„Ich weiß, wie die jungen Leute heutzutage sind —“

„Die Lehren meiner Mutter haben mich gebildet.“

„Wild, störrisch, voll Dünkel und Selbstgenügsamkeit —“

„Meine Großmutter war Aja und streng; sie ließ das alles nicht bei mir aufkommen.“

„Leichtsinnig, ohne Achtung für das Alter, Freigeister — —“

„Ach! das hätte ich mich bei meiner Tante unterstehn dürfen.“

„Glücklicher junger Mensch! ich nehme mit Vergnügen wahr, daß Ihre Erziehung ganz in weiblichen Händen war.“

„Ganz, Euer Gnaden.“

„Das sieht man auf den ersten Blick; darum werden Sie uns hier gefallen —“

„O — meine Gnädige —“

„Ich spreche jetzt nicht Komplimente, mein liebes Söhnchen — es ist mein ganzer Ernst. Wir regieren hier —“

„Wo regierten die Damen nicht?“

„Verstehn Sie mich recht, liebes Söhnchen. Ich rede nicht von der gewöhnlichen nichts sagenden, nichts bedeutenden Gewalt, mit welcher die Weiber an andern Orten zufrieden sind — — —“

„Belehren Sie mich, gütige, gnädige Mutter.“

Sie wurde ungeduldig und schlug ihm mit dem Fächer etwas unsanft auf die Finger. „Das Unterbrechen, Baronchen, gehört unter die Artigkeiten, welche Sie nur bei jungen Weibern

anbringen dürfen; wir, die wir uns ohne Anstand für alt ausgeben lassen, wollen ruhig angehört sein. Merken Sie sich das."

„Ich bitte um Vergebung und werde nicht wieder sündigen."

„Wir lassen uns also hier" — fuhr die Frau Oberschenkin gütiger fort — „nicht mit dem Schein von Herrschaft abspeisen, mit welchem sich unser Geschlecht fast allenthalben begütigt. Wir regieren wirklich, und wir allein —"

„Glückliches Land!"

„Und wenn die Weiber allenthalben klug und — fest genug wären, so würden sie allenthalben die Herren sein — und die Männer, wie es sich gebührt, ihre gehorsamsten Diener."

„Gehorsamsten Diener!"

„Baron! spotten Sie mir noch?"

„Ach Gott! meine gnädigste Frau, nur die Stärke der Wahrheit ließ mich Ihren Ausdruck wiederholen, und ich werde mir täglich hundertmal dies energische: gehorsamste Diener ins Gedächtnis rufen, um meine Schuldigkeit vor Augen zu behalten, wie einst Philipp von Macedonien —"

„Die Pedantereien lassen Sie unterwegs, übrigens aber werden Sie wohl thun, sich Ihre Pflicht recht einzuprägen, damit Sie Ihr Glück machen. — Pfui! du häßliches Tier! — aber hihihi! — ich muß doch lachen. — Hin ist hin —"

Der Baron küßte mit großer Selbstverleugnung die beiden Katzen, Mutter und Sohn, welche ihm in schöner Verbindung die prächtige Stickerei an dem Aufschlag seines rechten Ärmels zerkratzten. Es regte sich immer deutlicher die Ahnung in seinem Busen, hier werde er noch manches von großen und kleinen Katzen und Katzenpfötchen zu leiden und zu erfahren haben; so nahm er denn die symbolische Vorübung mit heldenmäßiger Ergebung auf. Wohlgefällig sah die alte Dame auf den gelehrigen Schüler herab.

„Ich erlaube Ihnen, meine Hand ohne Handschuh zu küssen, Baron," sagte sie freundlich. — „Sie sind mein Mann; aus Ihnen kann etwas werden. — Man sieht immer deutlicher, daß Sie in einer guten Schule waren."

Der Baron fand sich schon einmal im Zuge, heroisch der Notwendigkeit zu opfern; er küßte die dargebotene Antiquität mit besonderer Inbrunst, und war nun nach dieser Andachtsübung bei dem enthüllten Heiligtum ganz in das Vertrauen der ehrwürdigen Hofedele eingeweiht.

„Sehn Sie“ — sagte die entrunzelte Matrone — „wir sind hier zu acht Hauptpersonen — eine Gesellschaft zu vier Paaren. Die Männer in dieser politischen Quadrille kennen Sie schon, wenn Sie Ihre Morgenvisiten gemacht haben —“

Der Baron nannte die vier Helden seines Vormittags.

„Ganz recht, mein Söhnchen. Diese vier Originale nun haben die Ehre, zu repräsentieren und dafür zu gelten, daß sie den Fürsten leiten, die Geschäfte und das Wetter hier am Hofe machen, und thun, was sie wollen.“

„Dafür gab man sie auch mir.“

„Aber wer das Untere der Karten kennt — und das kennt hier jedermann — der weiß, daß sie nur thun, was sie sollen, und wir — die vier Damen der Quadrille — nach unserer Weisheit, und — sie lächelte — was Weibern und auch oft Männern mehr wert ist — nach unserm Wohlgefallen verfügen.“

„Das Publikum preist sich glücklich.“

„Nun, lieber Baron, was das betrifft — wir wollen billig sein. Hat man sich einmal in den Besitz der Macht gesetzt, so kann man sich ja wohl ganz leise eingestehn, wo es fehlt, und Sie haben jetzt ein Recht auf mein Vertrauen. Das Publikum ist eben mit unserer Verwaltung nicht sehr zufrieden. Alle Weiber haben sich an uns und unser regierendes Beispiel angeschlossen; die Männer stehen in Diensten, oder suchen Dienste, führen Prozesse, oder können wenigstens verfassungsmäßig außer dem Haus, sowie ehstandsmäßig in demselben geneckt werden: keiner ist ganz unverwundbar, wenn man es mit dem Schein Rechtens auf eine Wunde anlegt; sie wissen, daß die obere Gewalt in unsern Händen ist; daher hat keiner den Mut, gegen seine Hausherrin zu rebellieren, oder er muß es teuer bezahlen; dann wird gemeinschaftliche Sache gemacht, der Verbrecher muß bereuen oder büßen; im ersten Falle kehrt er zur Sklaverei zurück, im andern verbreitet er heilsames Schrecken über die, welche darin sind. Wir haben große Exempel statuiert. Daher finden Sie denn hier eine Amazonenrepublik, und das Paradies des Pantöffelchens. Ich bin aber überzeugt, daß uns die Männer alle verwünschen; dagegen verachten wir sie. Sie zittern und fluchen; wir beherrschen sie und spotten ihrer. So sind wir quitt, und alles ist in der Ordnung.“

„Aber meine Gnädige — darf ich es wagen, nach dem Namen der andern drei Damen —“

„Meiner Kolleginnen zu fragen? Nein! ich nenne sie nicht; setzen Sie Ihre Besuche fort, stellen Sie Ihre Beobachtungen an, kommen Sie dann auf den Abend wieder. — Wir wollen ihn ganz vertraulich unter vier Augen zubringen — der Baron schauderte — dann geben Sie mir Rechenschaft; ich will sehen, ob Sie erraten haben. — Ich glaube ja — Sie sind der Mann, den ich mir wünsche — der Baron schauderte abermals. — Wir werden eine gute Erwerbung an Ihnen machen. Denn ein wichtiger Punkt —"

Sie warf die Augen auf das Cramoisibett; der Baron schauderte zum drittenmale. —

„Unsere Einrichtung besteht darin, daß wir einige sehr fähige Männer als Konsulenten unseres Bundes angestellt haben, welche seine Früchte mit uns teilen, die Herren der Schöpfung mit uns auslachen, die gewöhnlichen Weiblein mit uns verspotten, und den hohen Schwung mit uns gemein haben, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Spielerei der Formen, die Herrschaft für die Wesen bestimmt zu glauben, welche sie zu erobern und zu behaupten wissen. Bisweilen sind sie sogar ein wenig unsere Herren — Sie wissen, Baron — Sie denken ja — — —"

Wieder ein Blick nach dem Cramoisibett, und der vierte Schaueranfall des Barons.

„Zu einem solchen Bundeskonsulenten ersehe ich Sie, Baron, wenn Sie — sich brav halten."

Der Baron überfah als ein genialischer Mensch mit einem Blick alle großen Folgen dieser Bestimmung. Er stürzte sich zu den Füßen der Elefantin, tußte ihre Hände und Kniee, Kniee und Hände, dann wagte er sich, wie sie sanft blickend sich nach ihm herunterbeugte, den kühnern Satz, umfaßte sie rasch, verging in einigen Feuerkussen auf das Oval des Mundes und die Umgebungen des verschwundenen Busens, hatte nun auf ewig den unbequemen Schauer abgelegt, und die Anwartschaft auf die wichtigste Stelle in diesem Bienenstock, auf die Adjutantur bei einer der Königinnen war errungen.

Sie wiegte sich zärtlich in seinen Armen.

„Baron! Ja, Sie sind mein Mann," flüsterte sie, und nahm eine Prise Spaniol; „Ihr Glück ist gemacht."

„Ihr dankbarer Sklav!"

„Nein — mein kleiner, süßer Gebieter! Nenne mich

du, loser kühner Schelm! Wie! so mit deinem Mamachen umzugehn."

„Ich — wagte nicht —"

„Wage es, spitzbübisches Söhnchen — wag' es — alles ist dir erlaubt, aber dafür bist du auch mein — alles ist dir erlaubt, nur unterstehe dich nicht, mir untreu zu sein —"

„Wie könnt' ich dich vergessen!"

„So recht!" Sie drückte ihn vor Entzücken über das vertrauliche Du außer sich an ihre Brustknochen. „Und nun noch eins! Du mußt unser Verständnis geheim halten —"

„O gewiß." Der Baron versprach das sehr von Herzen.

„Vorzüglich darf der Oberstallmeister nichts merken."

„Ich werde mich wahren."

„Er ist mein Begünstigtster."

„Ach! er mein Nebenbuhler!"

„Närrchen! er hat das Ohr des Fürsten, und ist mein Tänzer in der politischen Quadrille."

„Aber auch du mußt mir treu sein!" Der Baron schmiegte sich zärtlich an den Koloß.

„Bis in Tod!" rief die Bezauberte.

„O dann dauert unsere Wonne hoffentlich nicht lange!" dachte der arme Seladon.

Er riß sich endlich aus seinen sanften Fesseln los, um die Damenbesuche fortzusetzen. „Auf den Abend!" rief ihm die schöne Gebieterin nach, indem der junge Kater auf das Cramoisibett sprang. „Ich erscheine," rief er zurück, warf einen lächelnden Blick nach der Dame, einen hämischen nach dem Kater, und stieg nachdenkend die Treppe hinunter.

Die Marquisin nahm ihn an.

Er glaubte in ein Feengemach zu treten: Gold strahlte, Seide glänzte, Teppiche wiegten, Spiegel blinkten, Vorhänge umdämmerten, Gerüche schwebten und leise Luft wehte; in einer Nische blähte sich der zierlichste Diwan, auf dem Diwan ruhte, wie hingehaucht, eine der niedlichsten kleinen Gestalten, die er je gesehen hatte. „Oberons Titanie!" dachte er, und sah den blaßblauen Diwan mit weit innigerm Vergnügen an, als kurz zuvor das Cramoisibett.

Die kleine Gestalt winkte ihm freundlich, sich zu setzen, ohne in ihrer Lage etwas zu verändern. So wurde ihm denn der Anblick eines der allerkleinsten Füße, die je auf dem Erdball herum-

trippelten, mit der eleganten Fülle einer schön gerundeten Wade zu teil.

Das Feechen sah ihn mit durchdringenden Augen an, ohne ein Wort zu sprechen. Er füllte die Lücke mit den gewöhnlichen Begrüßungen aus; eine zierliche Wendung verdrängte die andere; die durchdringenden Blicke ruhten immer wärmer auf ihm, aber immer noch blieb der kleine schwellende Mund verschlossen. Der Baron begann den Komplimentenkreis von neuem.

„Ach!“

„Welch süßer Klageton!“ fühlte Landau.

„Mein Kopf!“ — das Köpfchen wiegte sich in der kleinen weißen Hand.

„O Gott! mir wird ohnmächtig!“ Sie sank vorwärts.

Der ahnungsvolle Baron empfing die süße Last in seinen Armen; die bleiche Wange der Ohnmächtigen ruhte an seiner klopfenden Brust, die leichten Wogen ihres Busens wallten an seinem Herzen, Seufzer kräuselten sich um Seufzer, der Oberstallmeister war vergessen, aber seine Donna auch, der Divan war mit Rosen und Vergißmeinnicht gestickt, die Ohnmacht vorüber und der milde Ton der Uhr sagte die schnell verschwundene Viertelstunde an.

„Baron! mein Mann!“ lispelte die Marquisin in gebrochenem Deutsch.

Heiße Küsse dankten ihr und verschlossen bezaubernd den gern bezauberten Mund.

„Excellenz! Herr Oberküchenmeister!“ zirpte das Kammermädchen.

Die Excellenz wackelte herein, setzte sich mühsam und ächzte: „Wie sich befinden, charmante Marquise? wie geschlafen haben —“

Sie gähnte; der Oberküchenmeister blinzelte mit den Augen.

„Eh da!“ rief er, „lieber Baron auch da sein! — O Marquise — das mein Mann sein! — ein braver, lieber Mann! Jakobiner nicht leiden können!“

Die Marquisin lächelte.

„Aber, schöne Dame — übler Laune sein? was fehlen? was?“ — Er zog langsam den Stuhl mit seiner schweren Person zu der kleinen Fee hin

„Bit! — das ist gegen die Abrede.“

„Nur ein wenig heranrücken — bitten!“

„Nichts! — ich will die Regel gehalten wissen.“

„Näher bei dem Engel sein."

„Der Engel will nicht!" Sie warf das Näschen in die Höhe.

„Bitten! bitten!"

Sie maß den fetten Seladon mit spöttischen Blicken. — „Gehorchen wäre besser!" sagte sie etwas bitter. „Sie sind — ein abscheulicher Mensch!"

„Ich? abscheulich sein! Meine Gnädige! warum? wie so? Abscheulich!"

„Warum ist Pigeonneau nicht Sekretär geworden?"

„Ach Gott! das!"

„Allerdings das. Reden Sie! rechtfertigen Sie sich! hatte ich's Ihnen nicht gesagt, daß ich es so wolle?"

„Ach Gott! wohl gesagt haben!"

„Hatte ich nicht Ihr Wort?"

„Lieber Gott! Wort ja wohl gegeben haben!"

„Warum ist's nicht geschehen?"

„Ach!"

„Ich will Antwort, und keine Seufzer."

„Der Direktor —"

„Der Pedant?"

„Gesagt haben —"

„Wagt er zu sprechen?"

„Pigeonneau vom Schreibtisch weg —"

„Der Mensch will gebieten!"

„Und bei der Kasserolle bleiben sollen —"

„Entsetzlich frech!"

„Ein guter Koch sein —"

„Immer besser als ein solches Tintenfaß!"

„Aber ein schlechter Sekretär."

Die kleine Fee biß sich auf die roten Lippen, schoß kleine Blitze aus den braunen Augen und stampfte mit dem Füßchen auf den Boden. Der Oberküchenmeister zitterte, der Baron lächelte.

„Haben Sie Lust?" — fragte die Marquise erbost.

„Wozu, meine Gnädige, wozu?"

„Ihre Stelle zu verlieren?"

„Ach behüte Gott! nein!"

„Mit einer kleinen Pension nach Hause geschickt zu werden?"

„Ach nein! nein!"

„Wo Sie Kartoffel und Kohl zu essen finden?"

„Nein! ach nein!“

„Und kaum ein schlechtes Bier zu trinken?“

„Nein — meine Gnädigste! gar nicht Lust haben! gar nicht!“

„Gut! so hören Sie mich!“

„Alles — alles —“

„Sie haben vierundzwanzig Stunden Zeit —“

„Ja!“

„In dieser Zeit wird der Direktor suspendiert —“

„Ja!“

„Wegen Insubordination — Ungehorsam gegen höhere Befehle — Sie machen das!“

„Ja! meine —“

„In dieser Zeit wird Pigeonneau Sekretär —“

„Ja! meine gnädige —“

„Und hören Sie wohl! nicht mehr einfacher Sekretär, sondern mit dem Titel als Rat —“

„Ja! meine gnädigste —“

„Oder, wenn das alles nicht geschehen ist, reisen Sie mit fünfhundert Gulden Pension nach Ihrem Hungerschloß.“

„Ja! meine allergnädigste —“

„Ich gebe Ihnen mein Wort —“

„Allergnädigste Marquisin — “

„Und halte es “

„Verzeihen! mir armen Sünder verzeihen! Alles geschehen sollen — wie Sie befehlen —“

„Das hoffe ich.“

„Noch heut Abend fertig sein soll.“

„Das kann Ihnen meine Verzeihung erwirken —“

„Gleich gehn — gleich gehn “

„Hier, zum Lohn Ihres Eifers“ sie reichte ihm die Hand zum Küssen.

„O Gnade! o Güte!“ Der Oberküchenmeister wußte nach guten Pastetchen nichts Köstlicheres, als Küsse auf die schöne, weiche, weiße Hand einer hübschen, jungen Frau. Er hing an dem niedlichen Händchen, wie eine große Schnecke an einer lieblichen Blume.

„Nun fort!“ sagte die Marquisin, und lächelte verstohlen spöttisch an dem Mann des Oberkuchenmeisters und ihrer selbst hinauf.

„Mich begleiten, Baron,“ krächzte der watschelnde Patron —

„mich begleiten — die Treppe mir zu sauer werden — recht sehr darum bitten.“ Damit schob er ihm den Cylinder vom Arm unter und schleifte sich an seiner Seite dahin. Nur halb gern ging der Baron: sein Auge leuchtete den blitzenden Augen der kleinen Fee entgegen, und alle Rosen und Vergißmeinnicht des Diwans schienen ihm mit den schelmischen Augen zugleich zuzurufen: Auf Wiedersehn!

„Hier wird ein strenges Regiment geführt,“ sagte er lachend, wie er den Oberküchenmeister in seinen Wagen geschrotet hatte und wieder in dem seinigen saß. „Ich werde mich an meine Konsulentenstelle halten.“

Er fuhr bei der Frau Geheimrätin von Bosnegg vor.

Frau von Bosnegg empfing ihn mit aller ernsten Grazie; dafür waren aber auch zwei Bücherschränke und der Konsistorial-Präsident im Zimmer. Jene standen, sehr zierlich und reichlich angefüllt, einander gegenüber; dieser saß neben dem noch schönen, aber sehr feierlichen Weibe auf dem Sofa und stellte ihn, freundlich lächelnd, der Dame vor.

„Die Lobeserhebungen dieses würdigen Mannes,“ sprach sie mit aller Salbung, „bürgen so rühmlich für Sie, Herr Baron.“ — Ihre Augen überblickten den Ankömmling mit Blitzesschnelle und Feuer.

„Ich bin ein unwürdiger Anfänger auf der Laufbahn des Guten“ — Seine Augen dankten.

„Daß ich mich freuen werde, durch Ihr öfteres Wiedersehn mich von der Erfüllung zu überzeugen“ — Ihre Blicke sagten: Ich verstehe den Dank.

„Mir geschieht eine Gnade“ — Und die seinigen versetzten: Ich verstehe die Erlaubnis.

„Die Äußerungen dieses Vortrefflichen hier“ — sie wandte sich nach dem Präsidenten — „sind Weissagungen.“

„O — — —!“ — Der Präsident hob verbittend die Hände, indem er sein einziges Aug demütig an die Erde heftete.

„Ich glaube fest daran!“ setzte sie während der stolz-bescheidenen Unthätigkeit des einzigen Auges mit einem brennenden Blicke ihres doppelten hinzu.

Der Blick hatte gezündet.

„Ich finde mein einziges Glück im Glauben,“ flüsterte Landau mit andächtigem Ton, und glühender Wange.

„Und in der Liebe, junger Mann!“ setzte der Präsident

feierlich hinzu, während sein Arm leise an dem Arm der Geheimenrätin vorüberstrich.

„Die Liebe des Nächsten macht uns auch uns selbst vergessen," fuhr die Dame fort, und sah mit unterdrücktem Lachen auf den einfachen Blumenstrauß vor der wohl verhüllten Brust.

„Wir müssen einfältig sein, gläubig und thätig," fiel der Baron ein; seine Muskeln zuckten, seine Brust hob sich zum Lachen; er tauchte die mutwilligen Blicke auch in den Blumenstrauß.

Der Besuch wurde kurz, weil der Konsistorial-Präsident an der weißgepuderten Perücke zu schieben anfing; ein Zeichen der Ungeduld, welches Frau von Bosnegg kannte, und mit beredtem Auge Landaus gelehrigem dolmetschte. Ein paar leichte Lobsprüche folgten noch auf seine Entfernung; dann aber vergaß ihn der Präsident, trotz der Liebe des Nächsten, über seinen eignen Angelegenheiten; aber Frau von Bosnegg dachte desto mehr an ihn. — Auch sie fand, er sei ihr Mann — so schön und klug, fest und gewandt, sein Auge fasse so leicht, und drücke sich zugleich so gut aus. Der gute Präsident mußte die rosenfarbene Laune dieses Abends auf seine Rechnung nehmen, und dagegen auf den folgenden dritten Tag die Einführung eines neuen Pfarrers versprechen, für welchen sich seine gebietende Dame sehr lebhaft interessierte. Dieser schöne dritte Tag wurde insgeheim bestimmt, um dem artigen Baron den Inhalt der — Bücherschränke zu zeigen.

„Ich bin zufrieden," summte Landau in seinem Wagen. „Die Sachen lassen sich prächtig an; wenn sie nur — in der Ausführung zu verbinden sind." Sein Mamachen gab ihm da einige fatale Gedanken. Doch wer wird beim Einschiffen an die Stürme denken? Mut gefaßt, und lustig in See gegangen!

Jetzt hielt er bei der Thüre der Landhofmeisterin. Was ihr Name versprach, das war sie auch. Man hatte ihm unendlich viel von ihr erzählt, und er sehnte sich, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Antwort blieb lange aus; schon befürchtete er, nicht angenommen zu werden, als — das Gegenteil geschah.

Er stieg die schöne Steintreppe hinauf; schon dies war eine große Auszeichnung in der alten und häßlichen Stadt, wo die Leute lieber wohnten, um zu leben, als lebten, um zu wohnen. Die Männer bauten nicht gerne, weil sie ihren regierenden Weibern schöne Kleider, Spitzen und Juwelen, zierliche Möbels und Equipagen, und ansehnliche Taschengelder schaffen mußten; oder viel

mehr — um der Wahrheitsliebe, dieser heiligsten Pflicht des Geschichtschreibers, nicht untreu zu werden — weil sie weder eine Kasse, noch etwas darüber zu sagen hatten. Die Weiber hatten sich, so wie des Regiments überhaupt, so auch der Finanzen, als der Seele der Regierungen, bemächtigt, und auch von dieser Seite die Männer unter strenge Vormundschaft gesetzt: diese waren, da man alle Gelegenheit zum Aufruhr abschneiden wollte, mundtot erklärt, und weil man ihnen kein Nadelgeld auswerfen konnte, so erhielten sie von der Huld ihrer Damen ein Weingeld, wofür sie den Verdruß über die verkehrte Welt betäuben durften. Die Weiber aber bauten nicht gerne, weil sie, wie immer, so auch hier, weniger auf die Kunst, als auf die Freude hielten, und in der Regel sich lieber in alten Häusern für das Geld amüsierten, was die neuen gekostet haben würden.

Im Vorzimmer sah es ganz ministerartig aus. Leute warteten, Bediente gähnten, Kammerdiener protegierten. Man führte den Baron seitwärts in eine Reihe Zimmer, und versicherte, Ihre Excellenz würden gleich kommen; sie seien noch von dringenden Geschäften abgehalten; er möge ein wenig verziehen. Die tiefen Beugungen der dienstbaren Geister bewiesen ihm, wie groß die Gunst sei, welche ihm hier widerfahre.

Er sah sich in den geschmackvollen Zimmern um. Malerei und Skulptur, Kupferstiche und Kunstwerke aller Art beschäftigten den Beschauer angenehm. Zuletzt zog ihn eine kleine Bildsäule der Venus an, welche in einer Nische stand. Der Alabaster schien zu leben; Landau küßte die reizenden Formen; seine Lippen glühten auf der Stelle des Herzens. Wie er, ärgerlich über die Kälte dieser warmen Bildung, den Kopf wieder von der schönen Ruhestätte emporhob, entdeckte sein Aug in der Wand der Nische einen kleinen messingnen Knopf, auf ihm die Überschrift eingegraben: Dem Verstehenden.

„Ein Abenteuerchen!“ dachte Landau, streckte lüstern und froh die Hand aus, besiegte leicht den kleinen Widerstand des Knöpfchens, und — o Wunder! die Wand wich unter seiner siegenden Hand; gelenk schob sie sich zurück, eine Rotonda — ganz Spiegelwand — zeigte sich seinen erstauten Blicken, und ihm gegenüber ein Silberflor, der wie ein Thürteppich herabhing. Behaglich schritt er in den runden Saal, behaglich lächelte er allenthalben seinem Bild entgegen, und eben sagte er sich selbst: „Es wundert mich nicht, daß

ich heute der Mann aller Welt wurde," da schloß die sich langsam zurückschiebende Wand sich mit einem kleinen Geräusche hinter ihm.

Er blickte sich um. „Also wäre ich ja eine Art Gefangner! — Hm! Dieser Kerker läßt sich aushalten; und jener Silberflor scheint auch kein Gitter zu sein. Wir wollen doch den Versuch machen, zu sehen, was er verbirgt."

Der Flor giebt nach, Landau tritt durch eine unverschloßne Thüröffnung in ein niedliches Bad, das mit Aktäons Geschichte geziert ist, aus dem Bad in ein köstliches Schlafkabinett, das er bald für ein Damenzimmer erkennt; Schleier und Spitzen gruppieren sich in malerischer Unordnung; dem Bette gegenüber hängt das Urteil des Paris. Dann kömmt der Wanderer in ein kleines Kabinett, worin er ein elastisches Ruhebett, über diesem alle Verwandlungen Jupiters in ein Gemälde zusammengedrängt, und zur Seite eine Trophäe aus zerbrochenen Waffenstücken findet, auf welchem ein Taubenpaar schnäbelt.

„Allegorie ohne Ende!" sagte er sich, angenehm beschäftigt, und doch ungeduldig.

Er geht weiter und findet in einem zweiten Kabinett das Bild eines Greises mit höchst interessanter Gesichtsbildung. „Alles trügt mich," sagt er beim Erwachen aus langer Anschauung, „oder das ist mein Alter, den ich noch nicht sah und heute so glücklich vermied. Wie kömmt das Eis in diesen Aufenthalt des Frühlings? — Sollte er der Tänzer zum vierten Paar der bewußten Quadrille sein?"

Indem er so nachdenkt, ist's ihm, als höre er leises Flüstern. — Er horcht; mitten unter diesen reizenden Anstalten wäre die Seele des Vergnügens so willkommen! Jetzt scheint ihm das Geräusch ein fernes Gespräch, in welches sich ein näheres etwas mischt, dessen zweifelhaften Ton er sich nicht erklären kann.

Vorsichtig schleicht er weiter. Ein Blick durch ein Fenster, welches in ein Seitenkabinett weiset, zeigt ihm den Patriarchen, vor dem er heute floh, von dem er eben sprach, an — der Seidenwinde der Landhofmeisterin!

„Herkules!" rief er — zum Glücke nicht laut — aber mit hundert Stimmen rief es in seinem Innersten: „Herkules! Auch du!"

In demselben Augenblicke kam die Landhofmeisterin von der andern Seite in das Kabinett, wo der edle alte Knabe haspelte. Landau erstaunte über die Schönheit des Weibes; die kleine Fee,

die feierliche Geheimerätin kamen hier in keine Betrachtung; sie waren, nebst dem Mamachen, rein bei dem Anblick vergessen.

Die Dame lächelte dem Greis freundlich zu; schwebte zu ihm heran, schlang den Arm um seinen Nacken, sah wohlgefällig auf seine Arbeit und drückte ihm mit den Worten: „Recht fleißig, lieber Graf!“ einen süßen Kuß auf die welken Lippen. Das alte ehrwürdige Antlitz verklärte sich, er faltete die zitternden Hände und lehnte das Haupt an den wogenden Busen. „Für die gute Sache möchte ich sterben,“ sagte er aufflammend, „aber hier!“

Die Landhofmeisterin lächelte gütig und geschmeichelt; noch ein flüchtiger süßer Kuß wurde dem Schmeichler zu teil, dann flog ein himmlischer Blick nach dem Fenster, hinter welchem Landau lauschte; bestürzt bog er sich zurück, aber es schien ihm zu spät; ihr besonnen zurückkehrender Blick schien zu sagen: „Ich habe gesehen.“ Auf einmal rauschte sie bei ihm vorüber, indem sie ihm den Rücken zuwandte, als wolle sie jetzt nicht sehen, und verschwand durch eine Tapetenthüre.

Landau wollte das Rätsel lösen. Er folgt schnell; Thüre vor Thüre öffnend, immer von weitem das Rauschen ihrer Gewänder noch hörend, folgt er der schönen Irreführerin, bis er plötzlich in einem großen Gemache ankömmt, wo alles den Zuschnitt eines ministeriellen Bureaus hat. Akten, Papiere, Pulte, Repositorien und Portefeuilles liegen durcheinander — eben scheint die Arbeit geendigt.

Auf einem niedlichen Tischchen von Mahagoniholz mit Bronze, das sich in diese Kanzlei verirrt zu haben scheint, oder vielleicht nur da steht, um zu beweisen, daß ein weiblicher Direktor hier mit zierlicher Gewalt hauft, ruht ein einzelnes Papier mit großem Siegel.

Der Baron nähert sich und liest: „Dekret für den Baron von Landau zur geheimen Finanzratsstelle.“ Kaum traut er seinen Augen; sonderbar war alles, was ihm heute begegnete, aber dies scheint ihm an das Wunderbare zu grenzen.

Ein Vorhang rauscht; die schöne Frau! Ihr Anblick ruft den über dem Papier Starrenden in das Leben zurück. Er drückt das Blatt an seine Lippen, fliegt auf die Errötende zu, schließt die Weigernde in seine Arme und trägt die Sträubende hin — hin, wo der Blick durch die Lücke des Vorhangs ihn ruft, in das Kabinett mit dem elastischen Ruhebett, mit der gemalten Ency-

klopädie von Jupiters Verwandlungen, mit der Trophäe unter schlagenden Taubenflügeln. Die Wohlthäterin erntet Dank, und der Dankbare Seligkeit; in heißen Küssen wird die Bekanntschaft geknüpft. Stunden verfliegen, Freuden wechseln, der geheime Finanzrat schleicht am frühen Morgen nach Hause, und Superba hängt an seinem Hals und flüstert: „O du einziger Mann nach meinem Herzen."

Am Mittage wird er dem Fürsten vorgestellt und gnädig empfangen; er bedankt sich und wird jetzt schon für alles gelobt, was er erst thun will. Der Mann der Weiber und Männer ist nun zum Manne des Staates gestempelt; und nimmt Besitz von seinem Bureau. Die Subalternen werden ihm vorgestellt.

„Lieber Borting!" ruft er, und umarmt einen Registrator, der dem leibhaftigen Hunger glich.

„Gnädiger Herr!" stammelt Borting.

„Kennen Sie Ihren Zögling nicht mehr, mein alter Lehrer?"

„O ja! Euer Excellenz."

„Excellenz! Gnädiger Herr! Ich hoffe, wir sind die alten Freunde."

„Wenn Sie die hohe Gnade —"

„Goddam! Borting — Sie machen mich toll. — Wo ist Ihr edler Stolz hin?"

„Hungers gestorben!" — Borting wischte sich die Augen.

„Zweller! Zweller!" rief der Baron, wie die Kanzlei Accessisten mit schwarzen Fingern und abgeschabenen Röcken vortamen.

Zweller machte eine tiefe Verbeugung.

„Hieher! Schulkamerad!" Landau umarmte ihn.

Zweller ließ auf die Umarmung eine zweite Verbeugung folgen.

„Wo ist dein Feuer hin? Zweller! Ich erkenne auch dich kaum noch."

„Ausgegangen, gnädiger Herr!"

„Warum?"

„Es fehlte an Holz."

Die Wiedergefundenen mußten bei ihrem neuen Chef und alten Freunde speisen Unter sechs Augen, bei dampfenden Schüsseln und blinkenden Gläsern erwachten Leben und Freude in ihrer öden Brust.

„Was habt ihr getrieben, ihr Leutchen?" fragte, nach ihren Schicksalen forschend, zuletzt der Baron.

„Unsere Arbeit.“
„Was habt ihr sonst noch gethan?“
„Unsere Pflicht.“
„Aber außerdem?“
„Wir haben gehungert.“
„Habt ihr euch nirgends empfohlen?“
„Hier regieren die Weiber.“
„Eben darum —“
„Und ihre Günstlinge —“
„Warum seid ihr's nicht?“

Bretner sah seinen ehemaligen Zögling, Ernst den alten Freund groß an.

„Laßt euch's schmecken,“ rief der Baron. „Es soll schon gehen.“ — Sie aßen, tranken, plauderten und kehrten vergnügt nach Hause zurück, ohne den Baron zu verstehen. — Am nächsten Morgen küßte er Bretners Ernennung zum geheimen Sekretär von Superbas Purpurlippen, und abends kam an dem wallenden Busen der kleinen Fee Zwellers Versetzung in das fette Küchendepartement zustande.

2. Stiefmütterchen.

Die schöne Briane hatte den Obersten der Salamander, den mächtigen Cromazes mit sanfter Liebe gefesselt. Ihre liebliche Gestalt schwamm in dem Silberbade des umbuschten Sees, als ein Ohngefähr den unsichtbaren Feuergeist vorüber führte: „Ist es eine Undine?“ rief er auch unhörbar, sich leise niederlassend. Ihr Schwarzaug verwundete die ätherische Brust, solche volle blonde Locken, wie er sie hier zum erstenmal über den schneeweißen Busen wallen sah, so zartgerundete Arme, durch deren Elfenbein milder Rosenglanz schimmerte, wurden zu Banden für den Salamanderkönig, welcher damals die Liebe und ihre Macht kennen lernte, und dann wieder durch Geständnis, inniges Flehen und zärtliches Anschmiegen der holden Briane eine süße Kunst lehrte, die sie in seiner Brust geschaffen hatte, ohne es zu wissen, zu ahnen.

Zwei himmlische Töchter entkeimten dem Wonnebündnis des Elementargeistes mit der Sterblichen; sie hießen Titania und Frida. Mit hohem Geiste stattete sie der mächtige Vater, mit namenloser Schönheit die reizende Mutter aus; gleich Götterblumen entblühten sie der Liebe in das von ihnen verschönerte Dasein. Mit der Glut seines Elementes hing der Geist, mit stolzem Gefühl ihrer doppelten Erhöhung die Mutter an ihnen. Die Fesseln sterblicher Verhältnisse milderten das hehre Wesen des unsterblichen Cromazes zu sanftern Empfindungen; er fand einen neuen süßen Genuß darin, im Kreise der Gattin und Töchter seiner hohen Gewalt zu vergessen, und sich zum Erdenbewohner herabzuträumen. Aber die Menschentochter Briane dachte sich mit täglich zunehmender Lüsternheit des Hochmutes aus der angebornen Sphare hinauf, liebte in dem Gatten mehr den Salamanderfursten,

1 ff Aus „Titania“. Regensburg 1807

als ihren trauten Freund, und vergaß unter den berauschenden Täuschungen des Stolzes, und dem Streben nach versagter Gewalt nur zu bald und zu gerne, daß Staub ihre Wiege, und ein Grab in dem Staub ihr Los sei.

Oromazes war zu glücklich, wenn er sich bei den Seinigen befand, zu beschäftigt, wurde er durch seine Bestimmung von ihnen getrennt, zu innig, gelang es ihm, sich der Trennung zu entreißen, und wieder in ihre Arme zu eilen, um aufmerksam genug auf diese, zum Teil noch verborgenen Regungen zu sein. Lebte auch hie und da eine leise Ahnung davon in seinem Innern auf, so wurde sie bald von kosender Liebe, und dem seligen Anblick der herrlich gedeihenden Töchter beschwichtigt.

Indessen wankte eine der ersten Stützen der Geisterwelt durch diese Leidenschaft des Ober-Salamanders, welcher den Himmel auf Erden findend, die höheren Regionen und ihre Angelegenheiten vernachlässigte. Bald erschollen laute Klagen vor dem Throne des Geisterkönigs: er forderte den liebenden Oromazes zur Rechenschaft und sprach — da er diese nicht bestand — das Verbannungsurteil über ihn aus. Knieend flehte der Salamanderfürst für das Schicksal der Lieben. „Ich werde sie nicht verlassen," sprach der erhabene Eblis, „mein Auge soll ihnen folgen, sie schützen, wenn sie dessen würdig sind, sie lohnen und dich, hast du gebüßt, und sind sie deiner wert geblieben: doch sehen darfst du sie bis dahin nimmer, noch weniger warnen. Geh! gehorche! reinige dich, und vertraue!"

Trauernd floh Oromazes, und Eblis sandte von dem hohen Sitze seiner Macht drei unsichtbare Schutzgeister zu Brianen, und ihren Töchtern.

Die Verwaisten ängsteten sich um ihren Gatten und Vater; der volle Kummer des sterblichen Lebens ließ sich in den jammernden Angehörigen des Unsterblichen nieder. Heiße Thränen reiner Liebe weinten Titania und Frida; in Brianens Zähren mischten sich auch jene der getäuschten Machtlust, des verlassenen Hochmuts, der gedemütigten Eitelkeit. Vergeblich umwebte der verborgene Schutzgeist ihren Schlummer mit beruhigenden Darstellungen des Entfernten, und stillen, doch dem Herzen leicht verständlichen Bildern der Hoffnung auf bessere Zeiten. Indes die holden Töchter — denn auch sie wurden von gleichen himmlischen Erscheinungen tröstend besucht — ihr Unglück in der geoffenbarten Sicherheit

des teuren Vaters vergaßen, murrte die nie zufriedene Mutter gegen das Schicksal, stieß die Labung von sich, welche ihr höhere Mächte reichten, und schalt die lieblichen Kinder, daß sie kein Herz für ihre Leiden hätten. Endlich wandte sie sich vollends von dem fruchtlos bestürmten, und fruchtlos warnenden Himmel, und warf ihre noch immer bezaubernden Blicke nach irdischer Hilfe und Befriedigung umher.

Kleodor, ein Herrscher der Menschen, begegnete den mächtigen Schwarzaugen, den vollen blonden Locken, dem Schwanenbusen, dem Rosenschimmer auf Lilienwangen mit — zwar nicht salamandrischen, doch feurigen Blicken der Leidenschaft. Er bat um Herz und Hand; sie reichte ihm diese, jenes war erstorben. Stolz bestieg sie den Thron, ihr trauernder Schutzgeist floh, Eblis verließ sie. Aber treu verharrten die von ihm gesandten Geister bei den reizenden Töchtern, die der mütterlichen Vergessenheit des hohen Vaters viel heiße Thränen weinten, und in der Glorie der irdischen Größe keinen Ersatz für das Opfer erhabener Verhältnisse fanden. Dafür wurde ihnen der hoffärtigen Mutter Unwille, des königlichen Stiefvaters Kälte und — innere selige Zufriedenheit zu teil.

Kleodors Liebe gab Brianen zwei neue Töchter in Daura und Hela; sie waren so schön, als es sterbliche Mädchen nur sein können, doch der namenlose überirdische Reiz, welcher die Salamandertöchter schmückte und ihnen jedes Herz unterwarf, gebrach ihnen. Schon die Kinder entzweite das Spiel der Eifersucht, von welchem Titania und Frida nichts wußten, aber litten. Der Unwille der Mutter, die Kälte des Stiefvaters wurden Haß, und der Stiefschwestern eigensüchtig Herz entfaltete sich ihm schon von der Wiege an.

Da warfen die Schutzgeister um die blendende Schönheit ihrer Pflegebefohlenen eine Ätherhulle, welche dem bessern Menschen unter dem Namen der Anmut bekannt, dem rohern gegen Schönheit nichts, und doch wegen ihrer stillen, unwiderstehlichen Macht verhaßt ist. Die Abneigung der Eltern und Geschwister heftete sich nun an diesen Verlust, wie sie's nannten; insgeheim von leisen Stimmen anders belehrt, schalten sie laut die sanften Dulderinnen häßlich, und freuten sich des Vorwandes, doppelseitig, wie ein dienstergebener Schranze, ihren Stolz feiernd, ihrer Feind seligkeit hohnisch diente. Titania und Frida führten ein trauriges Leben, weinten im Stillen, hingen innig am fernen geliebten

Vater, und schlugen ihr nasses Auge oft und immer vertrauensvoll zum hohen Himmel.

Kleodor fiel vor dem verfolgenden Schwert seines Vetters Alanir; verstoßen wurden Witwe und Kinder. In dürftiger Einsamkeit mußten sich nun drei von ihnen des Glanzes entwöhnen, in dem ihr Leben beruhte; nur kümmerliche Reste der alten Herrlichkeit begleiteten sie nach der dunkeln Hütte der Verbannung, und sie wollten verzweifeln, wo Titania und Frida mit ruhiger Ergebung die Geschäfte des Fleißes und der Bildung fortsetzten, welche sie schon in ihrer einsamen Verlassenheit in der Nähe des Thrones gewählt und geliebt hatten.

Ihr Schicksal wurde durch den Umsturz der mütterlichen Größe nur schlimmer. Entgelten mußte die Sanftmut, was der Zufall verbrochen; die stille Tugend sollte büßen, was beleidigter Stolz und gekränkte Eitelkeit zu leiden verurteilt waren. Der niedrigste Dienst des Hauses lag ihnen ob, gebieterisch verlangten Mutter und Schwestern von ihrer Hände Arbeit das Bedürfnis des Lebens, indessen sie doch die Guten an allem darben ließen, und von jedem feinern Genusse ausschlossen, welcher zuweilen noch aus den Trümmern alten Glanzes gerufen wurde, um in prächtigen Kleidern und kleinen armseligen Festen das Gefühl des größern Verlustes und der immer mächtiger eindringenden Not zu betäuben. Wenn dann Thränen aus den milden Taubenaugen der Gepeinigten drangen, und wie kostbare Perlen auf Rocken und Nadel in den unermüdeten weißen Händen fielen, so schalten wohl die Quälerinnen noch den unwillkürlichen Erguß des tiefsten Seelenschmerzes, und riefen spöttisch: „Wo bleibt doch euer hoher Vater, der Salamanderfürst? Ruft ihm doch, dem herrlichen Oromazes, daß er euch helfe! vielleicht thut der große Herr dann auch noch ein Übriges für uns! Es kostet ihm ja so wenig, er hat ja alles im Überflusse — er darf ja nur zugreifen und ausspenden — der Herumschwärmer! der treulose, pflichtvergessene — Bettelgeist!“

Die holden Mädchen verschluckten dann ihre bittern Zähren, baten im Herzen dem Vater die Schmähungen der Mutter und Schwestern ab, und schlugen wieder den schmerzlich-vertrauenden Taubenblick zum Himmel.

Eines Tages war auch diese oft wiederholte Leidensscene vorgefallen. Wie gewöhnlich ruhte die trotz ihrer Armut immer noch hoffärtige Mutter herrschsüchtig und griesgram in dem ihr

einzig übergebliebenen Sessel von durchlöchertem Brokat; die beiden Königstöchter saßen neben ihr auf grün atlassenen Stühlen, und die verwaisten Kinder des Salamanders mußten sich zusammen auf dem letzten Stuhle, der nur mit schlechtem Leder überzogen war, ängstlich behelfen, und Spindel und Nadel drehen, während die keifenden Damen die Hände in den Schoß legten, bei den schönen bunten Kleidern ihren ärmlichen Trost suchten, und hämisch schadenfrohe Blicke nach den einfachen, dunkelfarbigen Gewändern des fleißigen Paares warfen. Noch zankten sie mit grellen Kreischstimmen, die Huldinnen senkten eben den Blick vom Himmel zur Arbeit, und fühlten ihn vor Kummerthränen dunkeln, da erbebte die Hütte im leichten Erdstoße, himmlische Töne und magische Wohlgerüche schwebten in das Gemach der Armut, das von plötzlichem Lichtglanz erfüllt, wie dieser zerfloß, den hohen Oromazes in seiner Mitte zeigte. — Seine Buße war vorüber.

Mit inniger Liebe erhob er die froh zitternden Töchter von dem Sitz der Schmach; sie in seine Vaterarme schließend rief er: „Kommt, Geliebte, den Lohn des Duldens zu ernten — ihr seid unsterblich wie ich, und meines Geschlechts.“ Verklärt schwebten sie an seinen Händen, neben ihnen schwebten die sichtbar gewordenen Schutzgeister. „Und ihr!“ — er wandte sich mit zürnendem Feuerblick und Donnerstimme zu dem zagenden Trio der stolzen, untreuen Quälerinnen, „empfangt die Strafe des Rächers. Lebt leblos und warnend!“

Und vor den Gnade flehenden Augen der Salamandertöchter verschwand Hütte und Menschen; am grünenden Boden blühte ein verborgenes Blümchen: hoch oben auf dem breiteren Ende des Blumenkelches ruhte mit prahlender Farbenmischung in Weiß die stiefmütterliche Briane, seitwärts unter ihr bunt in gelb gefärbt das stolze Schwesterpaar; ganz unten am Stiele dufteten leise zwei eng vereinte Blätter an Farbe und Geruch dem Veilchen ähnlich, nur dunkler noch.

„Euer Gedachtnis sind diese zwei holden Blätter, meine Kinder!“ rief der Geisterfürst; „ihr gebt der Blume den Wert, Farbenspiel und Namen mögen jene geben! Stiefmütterchen heiße sie auf ewige Zeiten; die spaten Enkel sollen sich die Geschichte ihrer Entstehung erzahlen. Dem Stolz sei sie Warnung, der Armut eine freundliche Erinnerung, der Liebe eine herzlich bescheidene Gabe!“

Oromazes entschwebte mit den holden Töchtern zum Empiräum. Frida wurde des Sylphenfürsten Gattin, und wer kennt nicht die liebliche Titania als Gattin Oberons und Königin der Elfen?

---

3. Der kleine Zauberer.

Es war einmal ein allerliebstes kleines Ländchen — und sonderbar genug fanden Herr und Unterthanen es groß genug — welches sich vor den sehnsuchtsvollen Blicken der Meerbesegler, wie ein himmelblauer Streif, an den Ocean schmiegte. Gelehrte Männer wollten behaupten, es sei die Zauberinsel gewesen, auf welcher des Weltalls Erzmacht über alle übrigen Mächte spöttisch ins Fäustchen lachte, und trotzig das kleine Köcherlein allen furchtbaren Arsenalen entgegen schüttle. Ein reger Schwarm von Genien hauste dort in Berg und Thal, in Schloß und Hafen; niedlich klein und zephyrleicht, mit Rosenschwingen angethan, von keines Menschen Hand je gefaßt, und doch beständig auf aller Menschen Pfad. Ein scharf Geschoß in ihrer kleinen Hand machte gern die Herzen wund, und blind die Augen, ein schönes Mädchen zur Königin, und den stolzen Meister Verstand zum gehorsamen Diener. Sehr behaglich war den schelmischen Geisterchen das lose Spiel mit weisen Zauberern und spröden Feen; je länger der Philosophenbart, je trotziger die braunen Augen, um so lieber ihnen der Sieg! sie hatten auf den großen Brief des kleinen Reichs geschworen, hier bei ihnen solle jede Kraft ihr Ziel finden, und alt und jung das laut bekennen. Auch gestand alt und jung ohne großes Gesperre, was die Sylphen wollten, und huldigte laut der lieblich kecken Schar, an deren Spitze der holdeste kleine Hexenmeister stand. Dafür hieß er allgemein der kleine Zauberer.

Wer ihn doch beschreiben könnte! aber getrost, was jedermann liebt und nennt, das malt sich auch gewöhnlich jedermann leicht und gerne und schön, und malt es sogar aus; darum wollen wir hier von der Palette wegbleiben. Der kleine Magus wußte sich meisterlich umzugestalten, doch trug er daheim fast immer dasselbe Hausgewand, von sanfter Farbe, nicht durch Schmuck beschwert, und lose, wie er selbst, ihn umflatternd. Hold lächelte er in mildem Glanz, wie weiland sein Bruder Oberon, und alles tanzte mit frohem Hüpfen um seinen Thron aus Blumen.

Viel hundert Meilen weit von der zauberischen Insel —

vielleicht auch tausend, die Geographen rechnen nicht so genau, und halten etwas auf runde Zahlen — genug, in großer, großer Ferne lag noch eine Insel auf dem Rücken des Oceans, von Felsen umkränzt. Stark und laut pochten die Wogen an das Korallenufer, doch fest und unerschüttert standen Fels und Burg in Mitte des Wellengetümmels. Ein gotisch Schloß erhob das graue Haupt in stolzem Ernst und zierdeloser Einfalt: die Zinne glänzte im Sonnenschimmer, als wäre sie aus gehärtetem Stahle, ewiger Marmor waren die dicken Mauern, und zahllose Türme dräuten ringsum: ein dreifach Eisengatter streckte die scharfen Spitzen aufwärts, und herab zur See, und hinein ins Land blökte eine rabenschwarze Mohrenschar mit Feueraugen und Krauslocken die weißen Zähne, indessen das scharfe Schwert in ihrer geballten Faust jedem den Zugang zu verwehren schien.

In diesem düstern Felsenneste wohnte eine Fee — noch ziemlich jung und hübsch, doch von sehr ernster Natur und Stimmung, die sich — gewöhnlich nur die Weise nennen ließ. Sie war über alles feierlich, und mochte gar gerne befehlen; nur wer als Wandelstern um sie, als gebietende Sonne, schlich, konnte etwas bei der Gestrengen gelten. Sie saß viel im Bücherstaub, kümmerte sich nicht um Lust noch fröhlichen Scherz, und weilte sehr oft am Schreibtische, um — so glaubte sie wenigstens der Wahrheit die gebührenden Pässe zu fertigen. Das heißt aus der Sprache der weisen Fee in gutes Deutsch übersetzt — sie schrieb aufs Blatt, was ihr gefiel, und gab es dann der Welt, als kam' es unmittelbar vom Sitz des Urgeistes, indem sie mit halbem, doch gravitatischem Lächeln sprach: „Da Welt! sättige dich in Weisheit!" Auch besaß sie ein Kabinett, welches zur Menschenkenntnis eingeweiht war, dort lag sie die längste Zeit auf weichen Philosophenpolstern, und machte bei sich selbst aus, was sie fortan in ihrem Reiche für Natur und Unnatur und Trieb, und was für Leidenschaft, klaren Sinn und philanthropischen Schlagschatz, auch als Heldengeist, Tugend, Erhabnes und Recht wolle gelten und verrechnen lassen. War sie nun damit zu Rande, so wurde ein Weltgesetz daraus gestempelt, und die Mohren posaunten es mit hellem Schmettern nach allen vier Haupt- und zweiunddreißig Nebenwinden. Sie war übrigens eine ganz gute Frau; nur leider für eine Dame allzu herb, und doch wieder zu zart um Wang', Kinn und Brust für die krause Philosophenzierde.

An einem schönen Abend schwamm ein Schiff mit schwarzer Flagge an ihren Strand und in aller Mohren Augen glimmte behend der Funke kluger Vorsicht. Zwar war ihnen die düstere Flagge längst bei dem Lärmwort übergeben, und auch aus eigner Ansicht nicht mehr neu; sie wußten, es sei das Panier ihrer weisen Fee, die dergleichen Schiffchen viel ins eitle Weltrevier schickte; und sie mit ihren heldenmütigen Jüngern, den Kindern ihrer eignen Wahl, gar stattlich bemannte. Diese reich befrachteten Fregatten führten die gelehrten Schätze nach manchem fernen Stapelorte, und holten dafür Kunde von ungelehrten Tändeleien; auch übten sie wohl aus hohem Feenauftrag Strafgerichte, fingen manchen kecken Wicht, der oft gewarnt, nicht auf die Befehle der Weisen hören wollte, und schleppten ihn ins Burgverließ, wo man ihn still docierte.

Die Flagge also war bekannt, doch auch die arge List der Feinde; zu schnell durfte man dem Schein nicht trauen — und darum öffnete sich nie der Zugang, bis das Recht zur schwarzweißen Firma gehörig erprobt war. „Denn," sprach die Fee, „der Bösen Trug schlüpft wie ein Geist durch Schlüssellöcher."

Das angekommene Schiff spedierte endlich gar mancherlei zu Tage: hier kroch ein altes Weibchen hervor, das sich nicht wenig zierte; dort schwebte leicht und zart ein Nymphchen, ganz nach der Weise weltlich gesinnter Mädchen, ein Herr mit anständigem Bauche, ein dünner Zwerg in Riesenstiefeln, auf jeder Schulter einen Hügel, und schwarz von Schwermutsdampf, ein junger Mops, Soldaten spielend, und Theodiceen entwerfend, folgten ihr: hinten nach schrieen silberne Kühe und Kälber, und goldne Stiere, prophetische Krokodile und dergleichen mehr. Das ganze kunterbunte Volk begab sich von Mohrenwachen eingefaßt, zu dem Thron der weisen Fee, und legte sich dort mit vorschriftmäßiger Demut auf den Boden.

Lautes Klaggeschrei stieg zu der Hohen auf, daß Schloß und Insel den Wiederhall zurückgaben. Das Tückespiel des kleinen Zauberers, seiner losen Sylphen Tand, die Pein der verwundeten Herzen und angeschossenen Seelen, das gottlose Feuerwerk in den Köpfen, der Welt Verwirrung, und das herannahende Ende der Weisheitsschulen, dieser Saus und Graus der Welt wurde von verwirrten Stimmen und unter wehmütigem Heulen abgeorgelt. Dem Troß strömte die Rede von Mund und Mäulern, die Damen

und Mohren der Fee weinten und heulten mit, und alles löste sich in Erbarmen und Erbärmlichkeit auf.

Die weise Fee nahm kölnisch Wasser, vergoß den sanften Tribut der Zähren, und rief, sich plötzlich ermannend, mit starker Stimme: „Wozu die weibischen Klagen? Hier gilt es Rettung, der kleine Waghals treibt's zu toll, er fürchtet nichts mehr! Wer sollt' es von dieser Miene denken!" — Die Kläger hatten das Konterfei des Beklagten mitgebracht — er lächelt so freundlich, und selbst so klug, verheißt Sinn und Menschenliebe, philanthropisch sprechen sich Züge und Organe aus, und doch! — Die schöne Larve verhüllt Trug, Thorheit und böse Lust!

In ihrem wallenden Busen — bewegt war er wenigstens! — keimte der Entschluß. Sie winkte, das Klagvolk trat ab, und schnell versammelte sich der berufene Rat, aus dessen beredsamer Quelle schon öfters für das Seelenreich Heil, Glück und Rettung floß. Die Philosophen schritten so eilig, als es die Würde zuließ, herbei, die schönen Mäntel über die Arbeits-Petenl'airs werfend, und unterwegs die Tintenfinger ein wenig — ableckend, daß kein Tröpfchen Weisheits-Vehikel verloren gehe. Der klugen Weiber Schar warf ostindische Shawls um die schwarz und weiß getigerten Werkchemisen, und trippelte so stumm und ernst als möglich nach dem großen Saale. Wie der hehre Kreis vereint war, besah er in der Reihe das denunzierte Bild, indessen die weise Fee vom Throne herab sprach. Die Philosophen gaben das Gemälde achselzuckend, und mit schiefen Blicken auf die Nachbarin weiter, sanft träumend sahn es die Frauen, gleich Rosen glühend die Jungfrauen an, und als das letzte Wort der Anrede verflog, war die Reihe herum, jede schöne Stirne vom Schleier, jeder Bart von der Kapuze bedeckt.

Die weise Fee bestreifte mit hellem Blick den ganzen Kreis; doch unbefriedigt kehrte er von der stillen Reise zurück; der Rat blieb tief verhüllt und — stumm. Da sprach sie ernst: „Ich sehe euch, Getreue, von Schmerz bestürmt; ihr fürchtet für mein Reich, in dem auch ihr glänzt und heilsam wirkt — doch das ist, wie ihr wißt, auf Felsengrund getürmt, Gefahr weckte den großen Geist; ich kenne und besiege die Dräuende. Was Vor- und Mitwelt an mir feiert, und die Welt ewig bewundern wird, das gelte jetzt rettend oder nie! Ich selbst reise nach der Zauberinsel und bändige dort mit allmächtiger Hand den kleinen Frevler; vor mir

sinkt er in Staub, ich sehe ihn schon zu meinen Füßen liegen: von meinen Lippen fließt die bezaubernde Lehre, von ihr bestrickt und reuevoll umfaßt er meine Kniee, und ich führe ihn an den unsichtbaren Banden meiner Gewalt hieher. — Mag dann seine Besserung wahrhaft, oder nur vorübergehend sein, gleichviel! er bleibt als Weisheitsjünger oder als Gefangener hier, in dieser festen Burg geht seine Freiheit auf ewig verloren, und die Welt blüht in verjüngtem Frieden schöner als je wieder auf. Ich erfülle mein Wort — Philosoph soll er werden, oder das Futter für meine Papageien karren."

Alle Zungen rührten, alle Hände falteten sich dankbar; mit dem Gemälde und stillen Wünschen im Herzen, mit lautem Jubel auf den Lippen ging der Rat auseinander, die Philosophen sahen sich nach Schermessern für ihre Bärte, die Weiber vorläufig nach Spiegeln um, niemand las in den aufgeschlagenen Büchern, niemand tauchte die herrlichsten Federn in die glänzende Tintenfülle, die Petenl'airs und getigerten Chemisenmiß fielen zum erstenmale, und fleißig patrouillierten die Wechselblicke über die Schreibtische hinweg zwischen den Fenstern der Kolleginnen und Kollegen.

Von dem allen nahm die weise Fee keine Notiz, sie war ganz den Anstalten zur Reise hingegeben. Der Hafen ertönte von lauter Thätigkeit; binnen kurzer Frist schwellten sich lustig zwei gerüsteter Schiffe Segel. Die Dame bestellte ihr Haus, predigte zuguterletzt Weisheit, gab Verhaltungsregeln, Schreibmaterialien und Aufgaben, bis zur Wiederkehr fertig zu liefern, und stieg mit allen Ansprüchen der Anspruchlosigkeit zu Schiffe. Ihr ganzes Gefolge bestand in zwei alten Damen, zwei weisen Herren, die jeden Keim der Thorheit dem Brauch des Morgenlandes zum Opfer gebracht, und einem hübschen Knabenpaar, das von dem kleinen Zauberer die Gestalt, von den weisen Herren die Gemütsruhe hatte.

Die Wellen schmiegten sich, als wüßten sie, welch hohe Gunst ihnen widerführe. Leicht getragen tanzte das Schiff dahin, und schwebte wie im Triumphe nach der Zauberinsel. Wie sicher der Sieg! wie versprechend die stille Huldigungsfeier der Fee! Erliegen muß er, der Frevler, der jetzt noch sicher lacht! Nichts kann den kecken Zauberer aus ihren Banden retten.

Der kleine Hexenmeister lachte zwar, aber er wußte schon von der schönen Reisenden. Wer sollte noch auf Kundschafter

zählen, hätt' es ihm daran gefehlt? Liebenswürdig gegen alle Welt, entzückt über Damenbesuch, schickte er ihr ein niedliches Deputiertchen an den Meeresstrand entgegen. Dem schelmischen Kammerherrn blitzte Freude aus den Augen, und geistvolle Behaglichkeit lächelte in allen Zügen. Er beugte sich tief vor der weisen Fee, küßte ihr Gewand, reichte ihr den Hofmarschallsarm, und leitete, von bescheidener Schar der Sylphen und Genien umringt, die hehre Fremde nach dem Schlosse. Die Dame hob stolz das Haupt, und warf ihre strahlenden Blicke wie Blitze umher. — Sammetner Rasen polsterte ihren Pfad, Blumen küßten ihr die Füße, am Burgthor erwartete sie der kleine Zauberer. Wie er sie ansichtig wurde, ließ er sich züchtig auf ein Knie vor der schönen Fremden nieder, als sei er ein Ritter der Tafelrunde, grüßte sie mit leisen Worten, und erhob sich langsam wieder, indem er — wie geblendet — die Hand vor die Augen legte: dann bot er, den Marschall ablösend, ehrerbietig diese Hand der Dame; der kleine Hofminister ging mit seinem Lilienstabe vor dem stillen Paare durch duftende Gemächer her. Zuletzt gelangten sie zum Diwan, der sich im leis verklärten Zimmer blähte.

Als suche er erst Erholung vom Staunen, dann Worte zum Ausdruck, ruhte der kleine Zauberer einige Momente in sich zurück gezogen, seine Augen hefteten sich an den Boden, und irrten dann schüchtern zur Fußspitze, welche aus den reichhaltigen Gewändern der weisen Fee hervorblickte, wie ein kleiner Doktor aus der Allongeperücke, von der Fußspitze langsam bis zur Nasenspitze, flogen dann schnell zu ihren Augen, und wieder hinweg, ein halbbezwungener Seufzer der Beklemmtheit vollendete den stummen Prolog.

„O mächtige und weise Fee," flüsterte er, „wie glücklich bin ich; wie selig ist diese Insel! Wie fröhlich drängt sich's in diesem sprachlosen, aber vollen Herzen! Anbetenswürdige! Sie hier! Welchem Gestirne verdank' ich diese Wonne?"

Mit ernstem Tone versetzte die weise Fee: „Zu Ihrem Wohle, mein Prinz — wie ist doch Ihr Name?" setzte sie gedehnt hinzu.

„Man nennt mich nur den kleinen Zauberer" — fiel er dienstfertig ein.

Sie sah etwas vornehm an ihm hinunter. „In der That," sagte sie mit einigem Nachdruck, „man scheint nicht ganz unrecht zu haben — Zu Ihrem Wohle also, mein kleiner — Prinz, verließ ich Reich und Thron, und trotzte den Wellen —"

„Ach nein!“

Sie sah ihn fest an — „zweifeln Sie“ fragte sie streng, „wenn die weise Fee spricht?“

„O Himmlische!“ rief er entzückt, „wie hold! wie gut!“

„Ich denk' es —“

„Für Sie nur wallt fortan in diesen Adern Leben.“

„Ich hoffe, Prinz, Sie sehen ein, was ich für Sie gethan, gewagt.“

„O nur das, göttliche Weise?“ schrie der kleine Zauberer, indem die niedlichsten kleinen Krokodilthränen über blühende Wangen auf leise lächelnde Lippen rannen. „Nur das?“ wiederholte er mit einer Art von andächtiger Verwunderung, die gar nicht begreifen konnte, daß seine Wohlthäterin einer höheren Erwiderung ihrer Güte nicht gedenken wolle.

Sie warf das diktatorische Näschen in die Höhe. „Wie soll ich verstehen?“ fragte sie.

„Wunder der Weisheit! sich zu dieser Frage an mich herabzulassen! Mein heißester Dank quillt aus dem Innersten meiner Seele, und Sie, meine Beglückerin, erwähnen nur so leichthin der leichtesten Anerkennung.“

Sie nickte freundlich. „Mein Wunsch ist's,“ fuhr sie fort, „Sie gut zu sehen.“

„Ich will es werden. — He Pagen! einen Becher Punsch! — Sie nehmen nicht? — Ach; ich begann mein Dasein in des Zufalls Spiel, und darum mangelt mir die Solidität. Ich wünsche sehnlich zum Bessern mich zu wenden, und fleh um Ihre weisen Lehren.“

„Der Klugheit Gabe ist ein Schatz, den ich.....“

„Den Ihre Huld mir reicht. O Augenblick, der nie so schön erschien! Nun erst wird diese Stätte der Wonne ihre Namen verdienen.“

„Wir wollen sehen,“ versetzte mit spitzem Mund die weise Fee — „wir wollen sehen — wenn diese Stätte zugleich von nun an der Bescheidenheit in anspruchloser Einfalt treu von ihrem Sylphenheer geweiht wird.“

Der kleine Zauberer wollte eben einfallen, als ein rauschendes Konzert mit volltönender Übermacht seine Stimme niederdrückte. Als wären alle Instrumente auf den Schwingen des Windes daher geschwebt, so unversehens umwallte der Triumph des har-

monischen Wohllauts das philosophierend empfindsame Paar. Die Dame schien betroffen, der magische Knabe still gefaßt, die Wirkung der unterhaltenden Überraschung zu beobachten und wie im voraus bereit, die Unvollkommenheiten seiner Virtuosen mild und unterwürfig zu entschuldigen. Es war aber vergeblich: auch Haydn und Cherubini, Mozart und Pär hätten an dem Orchester nichts aussetzen können; unsere Fee fand nur, daß sie sich selbst lieber zuhöre, als allen Maras, Marchesis und Todis, die waren und sein werden, jedoch klug genug, diese Betrachtung ihrer Weisheit nicht laut werden zu lassen, unterdrückte sie Anmerkung und Ungeduld, bis der Appetit kam.

Hunger! du erhabner Lehrer der Menschheit! auch Zauberer und Feen müssen deinem mächtigen Fingerzeig huldigen, der sie schnurgerade nach der Schüssel weist: ihre Kunst diente nur dazu, sie von Gold oder Demant zu bilden, eh man sich umsieht, und mit Ambrosia zu füllen, werde sie auch noch so oft geleeret; aber entfernen können sie dies ewige Urmöbel menschlicher Gebrechlichkeit nicht. Du, erhabner Hunger, ziehst sie herunter zu den Erdensöhnen und Staubtöchtern, an deren Verwandtschaft sie dann doch glauben müssen, obgleich ungern, wie der Schmetterling, der sich auf der Rose wiegt, und plötzlich am äußersten Ende des Stengels Base Raupe erblickt.

Die weise Fee mußte nach langem Kampfe sich und dem kleinen Zauberer, den nichts aus seiner musikalischen Andacht zu wecken schien — er hatte sich mit einem Frühstück vorgesehen — das Bedürfnis des Mittagessens eingestehen. Dem Bekenntnis folgte schnell wie der Blitz ein Wink, und ein Mahl! — Aber welch ein Mahl!

Erst beim Dessert konnte man den verlornen Faden der Predigt wieder aufnehmen. „Sie wollen sich also bekehren, mein Prinz?“ fiel die weise Fee in den vorigen Text ein. „Ein so edles Beginnen darf nicht aufgeschoben werden. Folgen Sie mir —“

„In meine Gärten,“ rief der kleine Zauberer, behende aufspringend, und mit unübertrefflicher Anmut ihr seinen Arm reichend. „Die meinte ich nun eben nicht, doch —“

„O sie sind schön!“ versicherte er; „möchten sie es jetzt tausendmal mehr sein, um Ihrer würdiger zu werden. Aber Ihre holde Gegenwart wird hinreichen, ihnen jeden Zauber zu leihen. Ihr Blick wird urteilen, Ihr Genie gebieten, und Ihr Wunsch Befehl

und Vollziehung verknüpfen — Verschönerung der Natur war ja immer das Werk der Weisheit!"

Er reichte ihr mit süßflehender Gebärde zum zweitenmale den Arm. Sie nahm ihn mit angemessener Würde.

„Es sei darum," sprach sie. „Wir werden ja ein ruhiges Plätzchen finden, wo wir ungestört von unserer wichtigen Angelegenheit —"

„Ich habe Grotten, schattige, duftende Lauben, Pavillons in Blütenbüschen —"

„Genug! wir werden finden" — sie zog ihn nun selbst fort, um keine Zeit mehr zu verlieren; der Reiseappetit hatte das Mahl verlängert, schon senkte sich die Sonne den Armen des kühlen Abends entgegen, die Dämmerung kündigte sich mit all ihrem Entzücken an, und die weise Fee hatte ihre treue Dienerschaft immer vor den Gefahren der Dämmerung gewarnt — wie hätte sie sich ihnen nun selbst aussetzen sollen, und zwar in der gefährlichen Gesellschaft des berüchtigten kleinen Zauberers, den sie bekehren wollte.

Das ernst-frohe Paar lustwandelte, in gehöriger Entfernung trippelte das Gefolge nach. „Wollen wir diese Leutchen nicht fortschicken?" fragte der Wirt mit teilnehmender Miene: „so weit war die Reise, Ihre Damen und Herren werden müde sein."

„Das werden sie in meinem Dienste nie! Nie verlassen sie meine Bahn."

„Die Glücklichen! die Edlen!" lächelte der Schalk.

Er zeigte freundlich und zuvorkommend, sie betrachtete obenhin und kalt; er lockte Wohlgefallen und Lob, sie gab Kritik und kurze Antworten; er bat um Belehrung, sie erteilte Orakel. Wie die Schritte der Dame kleiner und immer kleiner wurden, und festeres Anlehnen an den kleinen Arm des Führers zunehmende Müdigkeit verriet, ließ er sie von dem schönsten Kiosk in der lieblichsten Umgebung überraschen. Golden ruhte die Abenddämmerung über den blühenden Büschen, himmlische Düfte wallten im Rosenlichte, leise Nachtigalltöne flöteten in das sanfte Murmeln des plätschernden Wasserfalles. Die weise Fee fühlte Ahnungen süßer Gefahr, sie wollte seitwärts auslenken, eine glänzende Schlange schlüpfte vor ihr über den dunkeln Rasen — sie stieß einen Schrei aus, und fand sich, ohne zu wissen wie, auf dem Ruhbette des Kiosk zur Seite ihres Führers wieder.

„Das häßliche Tier!“ sagte sie halb laut.

„Sie sind hier nicht gefährlich,“ beruhigte der kleine Zauberer lächelnd.

„Auch fürchte ich sie nicht.“

„Wer könnte das bezweifeln?“

„Wir Feen entlehnen ja oft selbst diese Gestalt.“

„Und dann gehört ja die Schlange der Weisheit besonders an.“

„Wie die Eule! Und doch lieb' ich beide nicht. Die echte Weisheit bedarf keiner Bilder.“

„Aber mir erschien sie — erscheint sie noch unter der lieblichsten Gestalt.“

„Sie sollen kein Schmeichler sein!“ rief die Dame etwas entrüstet.

„Madam! ein heiliges Feuer glüht in mir, seit ich das Glück habe, vor Ihren erlauchten Blicken zu wandeln. An diesen hehren Blicken lebte es auf — vergeben Sie dieser Quelle die Wirkung.“

„Ihr Geist muß aufwärts streben —“

„Schon erhebt er sich aus dem niedern Erdreviere gegen die hohen Gewölbe des Himmels.“

„Hinweg mit jeder Täuschung Wahn!“

„Ein neues Leben beginnt für mich —“

„Ein besseres?“

„Gewiß! denn nur Ihr Wille soll von nun an mir Gesetz sein.“

„Ist das Ihr Ernst, Prinz?“

„Ich schwöre es —“

„Halten Sie ein! die Diener der Weisheit enthalten sich der Eidschwüre — Ihr fester Wille genügt. Lassen Sie den Behelf der Beteurung den Schwachen —“

„Mein Wille? gut, er genüge dann — doch hab' ich ihn von diesem Augenblicke an verloren — Ihre süße Gewalt tritt an seine Stelle.“

„Recht schön! doch muß Überzeugung auf festerem Grunde ruhen, als Worte sind!“

„Befehlen Sie!“

„Wohlan! ich will aus Ihren Händen —“

„Dies Schloß, diese Gärten, meine Insel, mein alles? Es liegt zu Ihren Füßen.“

„Nichts von alledem!“

„Nichts!“ flüsterte der kleine Zauberer traurig. „Was bliebe

mir dann noch? was, das würdig wäre, Ihnen dargebracht zu werden?"

„Sind Sie minder redlich, als Sie scheinen?" fragte sie sanfter, „oder scheinen Sie wirklich nicht bloß ein Kind?"

„Ich verstehe nicht —"

„Ihnen bleibt noch alles, wenn Sie die Herrschaft über die Herzen behalten."

„Ach die!" fiel er gedehnt ein.

„Sie! und sie fordere ich."

Der Kleine wischte sich leicht die Augen.

„Thränen?" fragte die Fee mit immer milderem Ton.

„Das, was Sie Herrschaft nennen, Madam," erwiderte er sich fassend, „ist in der That nur Schein — eine Täuschung —"

„Der schlimmsten Art."

„Ein kleines Spiel —"

„Ein gefährliches!"

„Ein harmlos Spielwerk, mit welchem mich meine Mutter — man nennt sie nur die schöne Fee —"

„Ich weiß von ihr."

„Mit dem mich die schöne Fee, die gütigste der Mütter, ausgestattet hat, als sie meine Erziehung vollendete —"

„Auch eine schöne Erziehung — und welche Vollendung."

„Zürnen Sie der guten Mutter nicht, Madam, und nicht mir."

„Sie wird nie meine Freundin sein. — Was Sie verdienen, werde ich sehen."

„Auf diese Insel versetzte sie mich mit meinen Sylphen — hier bringen wir ein freundlich Leben mit Tändeln zu —"

„Das soll nicht mehr sein!"

„Sie wollen es — es sei! Fortan herrschen Sie hier!"

„Jeder Thron faßt nur einen Herrn; Sie steigen herab von dem Ihrigen."

Er warf sich zu ihren Füßen. „Zum ersten Unterthan erklär' ich mich, hier ist künftig meine Stelle!" Mit diesen Worten gab er ihr den magischen Lilienstab.

Triumph blitzte in den Augen der weisen Fee, und ihre Wangen glühten Sieg; sie schaute stolz auf den neuen Unterthan, schwang den Stab, und das Herz hüpfte ihr im Busen. „Stehn Sie auf,' sprach sie freundlich; „ich bin zufrieden." In Ehrfurcht stand der kleine Zauberer auf, indes sein Blick stille Huldigung

sprach. Er war so schön im Silberschein des Mondes, der unterdessen langsam am Azurhimmel heraufgewandelt; sie lächelte ihm. „Setzen Sie sich zu mir," fuhr sie fort; „wir haben noch manches zu sprechen."

Eben hatte er sich dicht neben ihr in die weichen Polster niedergelassen und mit rührender Hingebung ihre Hand geküßt, die sie dann wohlwollend in der seinigen ließ, als mitten unter dem sanften Rauschen leicht bewegter Blätter und des rieselnden Wasserfalles, und durch die Flötentöne der Nachtigallen her, der Husten einer der beiden alten Hofdamen ertönte, welche der weisen Fee bis zum Kiosk gefolgt waren, aber in tiefer Devotion und einiger Unruhe außen verweilten. Die älteste der klugen Matronen hatte das Ungemach, bei jeder Angst von diesem kleinen Husten überfallen zu werden; die weise Fee kannte ihn recht wohl, fuhr ein wenig zusammen, und wußte nicht recht, ob sie der unvermuteten Warnung danken oder zürnen sollte.

„Die Armen!" rief sie zuletzt bewegt aus, „wir vergaßen ihrer in der kühlen Nachtluft — lassen Sie uns nach dem Schlosse zurückkehren, mein Prinz."

Er drückte ihre Hand an seine warme Brust. „Schon?" fragte er bekümmert. „Ich war so glücklich, die Luft ist hier immer lau und balsamisch — sie wird nicht schaden — " Die Fee zog ihre Hand ernst zurück. „Widersetzlich?" fragte sie. „Ihr Sklav!" versetzte er. Sie legte ihren Arm in den seinigen, grüßte die wartenden Damen, sprach viel von den Schönheiten dieser Gärten, dachte an noch weit mehr, fühlte sich sonderbar bewegt, hielt den Lilienstengel fest, beinah ebenso fest den Arm des reich einsilbigen Führers, kam so nach dem Schlosse in die nicht ganz willkommene Einsamkeit ihrer Zimmer: dort beschlich sie der süßeste Schlaf unter tiefen Gedanken und ersetzte die schnell gefangen genommenen Ideen durch freundliche Traumspiele, welche — — von dem magischen Lilienstengel zu entsprossen schienen.

Das Chor der Schalmeien und ländlichen Flöten schloß sich an die letzten verbleichenden Morgenträume an; die Sylphen des kleinen Zauberers weckten so die weise Schlaferin aus ihrem schönen Schlummer. Vom Morgen bis zum späten Mittag führte sie unmerklich das Fest: der zart besorgte Wirt, ihr eroberter Lilienstab und ihr altes Gefolge waren ihre unzertrennlichen Gefährten, doch letzteres immer in einiger Entfernung. Man hatte keine

Muße, von Bekehrung und Weisheit zu sprechen; das Fest ging in ein niedliches Mahl unter blühenden Bäumen über, leichte Tänze gaukelten um die Tafel, aber in allen diesen schuldlosen Freuden herrschte weise Mäßigung, und der kleine Zauberer schien nur attisches Salz und sokratische Becher auf seiner Tafel zu führen.

Zum Dessert gab er sich selbst mit seiner ganzen zahllosen Sylphenschar. Er sank zu den Füßen seiner Gebieterin, küßte ihr Gewand und rief: „Ihr alle, Diener meines Lilienstabs, vernehmt, daß ich mich der Gewalt über euch begeben und mein Reich zu den Füßen der weisen Fee gelegt habe. Sie nur gebeut hier, euch wie mir selbst. Gehorcht der Himmlischen, und teilt mein Glück, wie meine Unterwürfigkeit."

Erstaunt schienen die Sylphen zu horchen, doch bewegte sich keiner. Mit angehaltenem Odem und eingezognen Schwingen lauschten sie der wunderbaren Rede, als sie schon geendigt war, und ihre fragenden Blicke wechselten zwischen dem kleinen Zauberer, der ihnen unbegreiflich däuchte, und der weisen Fee, deren Regierungsantritt ihnen nicht recht behagte.

In den Augen der weisen Dame blitzte eine Mischung von Ernst und Unwille.

„Ich nehme Sie," sprach sie zu dem knieenden Inselherrn, „und Ihre Schar zu Sklaven an, doch möge euch insgesamt kein eitler Wahn täuschen. Vernichtet ist nun für immer das Reich der Tändelei, nie wird euch mehr die Freiheit zu teil. Nur im Gehorsam findet euer Wohl; wer meiner Leitung sich ergeben, der muß mir ewig treu bleiben. Doch lohne ich auch der Treue gern; darum huldigt mir, wie euer bisheriger Gebieter, huldigt mir, der euch das Schicksal unterwarf. Was zögert ihr? Wie! ihr säumt? Was soll das, Prinz? Unterfingen Sie sich wohl, mich zu täuschen?"

„Der Zauberstab in Ihrer Hand, Gebieterin," rief er demutsvoll, „lenkt unwiderstehlich alle!"

Sie winkte! da fiel die Schar der Geister auf das kleine blühende Angesicht und betete in stiller Unterwerfung an. Von Hochgefühl wallte die Seele der weisen Dame; der Macht verräterische Lust umflorte das Auge der Klugheit, und verbarg ihr alles, was an Gefahr in dieser glänzenden Scene liegen mochte.

Wer trüge auch die List zur Schau, vollends, wenn er der kleine Zauberer ist! Einer der sieben oder vierzehn Weisen Griechen-

lands sagte einmal, kein Durst in der Welt gleiche dem nach Macht; er rechne nie die Anzahl der geleerten Becher, wie im Flug sei der Rausch vorhanden. Schon schlich dieser Durst im hüpfenden Blut der Fee; doch was sie that, war, eben weil sie die weise hieß, ganz ander Ding. Gewalt entreißt nur gewöhnlichem Gute den Kopf; ein Wesen ihrer Art versteht sich darauf, das Übel zu bezwingen, ohne sich sehr damit zu bemühen, und Keckheit ist bei ihr nur Mut.

Im süßen Taumel fuhr sie fort zu sprechen: „Ich kenne Sie, mein guter Prinz, und Ihr leicht beschwingtes Völkchen nur zu wohl. Ihr habt alle ein rasches Flügelpaar."

„Wer Sie verehrt, Madam, braucht es nimmer; wir bringen es Ihrem Willen zu Gebote."

„Schön gesagt, und freundlich; doch flattert ihr — so lange ihr Flügel an euern Schultern fühlt, werdet ihr nie die Ruhe kennen."

„Beständigkeit wird selige Pflicht, wenn man zu Ihren Füßen lebt."

„Aber der Leichtsinn? Wie ein Schmetterling gaukelt er von Ziel zu Ziel; ich weiß schon um die lüsternen Flüge."

„Der Leichtsinn verschwand unter Ihrem Scepter. Ich bürge für mich und mein Volk."

„Sie winden sich listig, mein Prinz, doch umsonst, ich will ein Pfand."

„Sie wollten keine Schwüre!"

„Ich will, die weise Fee will ein Pfand, weil sie es ist."

„Sind wir nicht ohne Waffen?"

„Immer noch Widerspruch! Vernehmen Sie's, der Flügel Fall allein mag mir Bürge unverletzlicher Treue werden. Ich will es so, Gehorsam!"

Der arme kleine Zauberer kreuzte bei dem hohen Herrscherwort die niedlichen Hände über der Brust und beugte sein kleines Haupt auf ihren Schoß. „Nur Unterwerfung ist unser Los," sprach er, „der Herrin Wille unser Gesetz. Wir gehorchen."

Nur die Sylphen vernahmen in dem leisen Klaaton den Trost des verhaltenen Lachens; und entschlossen sich mit ihm, das geforderte Opfer zu bringen. Auf einen Wink an die hüstende Hofdame brachte die ehrbare Matrone der weisen Fee eine große Schere; ein Moment, ein Schnitt und noch einen! Am Boden

lag das schönste Flügelpaar. Der Lilienstab berührt die Gefallenen, und schwingt sich dann durch die Luft; im Nu sind alle Sylphen entschwingt.

Der kleine Zauberer seufzte, alle Sylphen seufzten, doch die Tyrannin rief mit stolzer Freude aus: „So recht! Nun wird das Reich der Weisheit blühn.“

Im Nu sprangen die Flügelthüren eines Pavillons auf, von welchem man nicht recht wußte, wie er dahin gekommen war; niemand wollte ihn vorher bemerkt haben, und doch schien er eben in die Buschnische zu gehören, in welcher er tempelhaft ruhte. Aus seinem Innern glänzte der Sitz einer geistreichen Anstalt in Gold und Silber, und als, obwohl flügellos doch um soviel solider vielleicht, eine sylphische Akademie der Wissenschaften mit dem Duodez-Präsidenten an der Spitze grade auf die weise Fee los-steuerte, so konnte niemand mehr an einer neuen gefälligen Über-raschung zweifeln.

Der Fee schien sie nur halb willkommen zu sein. Sie war aber so schön in dem Zug des Regierens und Organisierens! Indessen mußte sie ihres ehrenvollen Titels wegen ein Übriges thun, die hohen Herrschaften hielten ihre Sieste in der Sitzung, einige arme Sylphen schrieen sich die Kehle heiser, andere klatschten sich die Hände wund, die Freude, es überstanden zu haben, war am Ende allgemein, man soupierte und ging zu Bette.

Unsere weise Dame machte bei der Frühtoilette des andern Morgens etwas unwillig sich selbst den bekannten Vorwurf des gütigen Titus — den gestrigen Tag verloren zu haben, zwar nicht für ihre Macht, doch für die Bekehrung dieses armen Prinzen, der so gutmütig schien, und eines edlern Lebens wert war. Sie nahm sich vor, diesen Fehler heute zu verbessern, und auf diese rühmlich-zarte Weise zugleich ihre Herrschaft auf die festeste Grund-lage zu bauen.

Ein niedliches Frühstück in einer der lieblichsten Partieen des Parks war eingenommen; alles atmete stille Fröhlichkeit, sogar die hustende Hofdame lachte, und unvermerkt verloren sich die weise Fee und der kleine Zauberer in die blühende Nacht der Büsche.

„Gestehn Sie, Prinz,“ flüsterte die Dame, „daß Ihnen weit besser ums Herz ist, seit dem Verlust Ihrer fatalen Flügel.“

„Alles was die weise Fee thut, ist wohlgethan,“ sagte er lächelnd, „doch . . . . .“

„Eigentlich ist dies Wort Kontrebande, weil Sie auch nicht einmal in Gedanken gegen meine Vorschriften irgend eine Einwendung machen sollten. Ich will es aber für diesmal erlauben, und hören, was Ihnen noch zu sagen übrig ist."

„Doch," fuhr der Kleine fort, indem er immer noch lächelte — „glaub' ich, es wäre mir noch süßer leicht geworden, die Flügel zu behalten, aber zugleich um Ihrer willen dem Gebrauche zu entsagen."

„Die Widerspenstigkeit hat eine so elegante Hülle, daß ich nichts dagegen bemerken will."

„Eben das, diese Möglichkeit leiht der Hingebung einen neuen, unsäglichen Reiz."

„Welche Möglichkeit?"

„Die des Widerstrebens, wovon aber nicht Gebrauch gemacht wird."

„Prinz!"

„Wir fühlen dann, was wir der geliebten Macht opfern, und sie fühlt, was sie uns gilt, weil wir es opfern!"

„Prinz! Prinz! welche Grundsätze!"

„Wären wir nicht derselben Meinung?"

„So wenig, daß ich Ihnen auch nur den entferntesten Gedanken des Widerstrebens bei meiner Ungnade verbiete! Ihnen und Ihren Sylphen."

„Sie dürfen nur wollen, Madam — wir gehorchen."

„Wozu sollten denn meine Lehren nützen, wenn das Befolgen die ungewisse Frucht Ihres guten Willens wäre?"

„Ich meinte nur —"

Sie unterbrach ihn ungeduldig: „Wer sich der weisen Fee unterworfen hat, meint nichts mehr, sondern folgt ihrer Weisheit unbedingt!"

„Es sei! ich lausche nur dieser holden Stimme."

Ein paar Stunden verflossen im traulichen Gespräche auf der Rasenbank. Der kleine Zauberer horchte gelehrig, die Dame perorierte; er sprach nur um seinen Dank auszudrücken; sie genoß im Sprechen schon den künftigen Dank voraus, und so zog sich der Kleine so aus dem Spiele, wie man es gewöhnlich zu machen pflegt, wenn man mit den weisen Feen gut auskommen will. Zuletzt rührte er ihr Herz unendlich, da er sich die goldne Kette, welche über Nacken und Brust hing, ausbat, und von ihrer eignen

Hand diese Zauberbande sich um Arm und Fuß schlingen ließ. „Dieser Talisman," flüsterte er mit einem oder auch einem paar warmen Blicken, „wird mich vor jeder Lockung zur Widerspenstigkeit bewahren; nie lege ich ihn wieder ab." — Die weise Fee erfüllte sanfter als je lächelnd die Bitte ihres hübschen Vasallen, küßte ihn — mütterlich auf die Stirne, sagte leise: „Guter Prinz", und laut: „Mein Sohn!" und beide kehrten mit so belebten Blicken und Wangen zur Gesellschaft zurück, daß der Präsident der Akademie einen bedeutend langen Hals machte, und die Hofdame in ein erstaunliches Husten verfiel.

Einige Tage verflossen in stiller Behaglichkeit während dem fortgesetzten Unterrichte, welchen die weise Fee großmütig erteilte, und der unwandelbaren Aufmerksamkeit, deren sich der kleine Zauberer treugehorsamst befliß. Er wurde täglich stiller, gesetzter, seine Sylphen folgten dem Beispiele ihres Meisters, und der sonst so lebendige Sitz des anmutigen Mutwillens schien nun in das stille Land der frommen Brüder und Schwestern verwandelt; sie überließ sich täglich mehr der festen Überzeugung, es habe dem guten Kleinen nur an zweckmäßiger Leitung gefehlt, er sei übrigens lange nicht so schlimm, als man ihn ausgeschrieen, und ihr bleibe endlich nichts unmöglich. „Darum bin ich die weise Fee," beschloß sie selbstzufrieden im Innersten sprechend, und gab dem schmeichelnden — Kinde, dem guten, abermals einen herzlichen — Mutterkuß.

Er bat so schön, so rührend darum! es war eine so unschuldige und doch so mächtige Aufmunterung für ihn auf dem Wege des Guten, ein süßer, freundlicher Lohn seiner folgsamen Anstrengungen. So war er allmählich von dem ehrfurchtsvollen Kuß auf den Saum des Gewandes durch einen Zickzackweg über Kniee, Hände und Stirne bis zu den Lippen gekommen, und im Jubel kindlicher Freude wurde ihm auch wohl stillschweigend vergönnt, seine Küsse wie Schneeflocken auf Arme, Achseln, Hals und Kleider hüpfen zu lassen. Er war so bescheiden, so sanft dabei, und man sah offenbar, wie glücklich diese Huld den guten Kleinen mache.

So lebte man in süßer Lehre und süßem Lernen, im lieblichen Tausche des Gebens und Nehmens, bis zu einem der schönsten Abende, welche seit Ankunft der weisen Fee das Zaubereiland mit Rosenschimmer verklärt hatten. Bilderin und Zögling

saßen zusammen in der dunkelbeschatteten Jasminlaube am plätschernden Wasserfalle, und leise streute der Mond sein zitternd Silber durch die leicht bewegten Ranken. Zwar saß so eigentlich niemand; der kleine Zauberer lag auf den runden Alabasterknieen zu den Füßen der weisen Fee, indessen sie, sanft vorwärts gebeugt, sein Lockenhaupt mit liebkosenden Händen stützte, und dem dankenden Rosenmunde mit dem milden Hauch der Weisheit begegnete. Es war eine schöne Gruppe; Canova hätte sie in Marmor für die Nachwelt heften sollen, und unter seiner Schöpferhand hätte sich der warme Geist, der sie belebte, auf immer mit dem kalten Steine vereint. Ungestört blieben die Momente stiller Betrachtung und traulicher Ergießung der Seelen; das Gefolge hatte sich in die naheliegenden Gartensäle verteilt, das Füllhorn der Spielgöttin war aufgegangen, die hustende Hofdame machte in einem höchst interessanten L'Hombre zwei gefällige Sylphen bald Solo bezahlen, bald Kodille verlieren. Nur ein heimliches Leben wehte in Büschen und Zweigen; zärtliche Töne der Nachtigallen klagten durch die duftenden Abendlüfte, und sanft sich wiegend tranken die ewigen Rosen der Insel den immer jungen Tau.

„O, die süßen Zauberbande!" flüsterte der kleine Zauberer, indem er den Lockenkopf inniger an den unruhigen Busen der weisen Fee schmiegte.

„Trägst du sie gerne?" fragte sie freundlich, und die erglühende Wange sank an seine!

„Sie geben mir den Himmel, holde Gebieterin."

Ihr Aug' erhob sich, um den zärtlichsten Blick mit dem seinigen zu tauschen. „Nenne mich," sprach sie in milder Verwirrung zögernd, „nenne mich — Freundin."

„O meine himmlische, meine erhabene Freundin!"

„Nicht erhaben mehr, du bist es wurdig zu mir aufzuschweben. Deine gutige, deine zärtliche Freundin nenne mich."

„Sie Wunderthäterin!"

„Und verlasse das feierliche Sie um" — sie zögerte abermal — „um das liebliche, herzliche — du!"

Seine Lippen nahmen ihr das koitliche Wort vom Munde — „du, meine Freundin," rief er entzückt.

„Und nun gieb mir noch," fuhr sie fort, „— ich gab dir soviel — gieb mir deinen Namen."

„Wie!"

„Nicht mehr der kleine Zauberer sollst du heißen.“

„Mein schöner Name!“

„Ging nicht deine Macht in der meinigen verloren?“

„Wäre dir der Name nicht leicht entbehrlich, um den schönern meines kleinen — Freundes!“

Er schmiegte sich trunken an sie! „Gieb ihn!“ rief er, „gieb, und nimm den Zauberer! Du selbst die allermächtigste Zauberin! Ich heiße was ich bin, und bin dir ewig, ewig treu!“

„Das süßeste Band vereinigt uns. Verdiene es und das sanfteste Glück in ihm durch wandellose, unbefleckte Treue!“

„Lies in meinem Blicke den Eid, welchen du meinem Munde auszusprechen verboteſt!“

„Ich weihe dich der süßen Pflicht. Von nun an verkenne nie die Erleuchtung der Weisheit, Tand und Leidenschaft sollen fliehn, nur dem Verstande gehöre Kraft, und jede Handlung, jeder Gedanke, jedes Gefühl entströme verklärten Sinnen.“

Indem die weise Fee den Segen sprach, legte sie die Hand auf den Lockenkopf des kleinen Freundes; und leise, leise — sie bemerkt' es nicht, schlich Glut in ihre Fingerspitzen, und es — funkelten die braunen Augen im Feuer der — Freundschaft. Ach! wo war die hustende Dame! Warum vertiefte sie sich eben im Rokambol, da sich ihre Gebieterin immer tiefer im gefährlichen Seelenlabyrinthe verlor!

So herrscht das Schicksal über Menschen und Feen, und wirft seine Dornen lächelnd unter die Blumen der Weisheit.

Die gute Fee ließ ohne Besorgnis ihre Hand auf dem elektrischen Seidenhaar ruhen, spielte dazwischen mit der leichten goldenen Kette ihres Gefangenen, bedeckte ihm dann schäkernd beide Augen, und lauschte seinem flüsternden Geplauder, immer tiefer nach ihm, der sich immer höher empor wand, und sanft herab gebeugt: „Gefangener Lieber — nicht mehr Bösewicht,“ sagte sie von leisen Küssen unterbrochen, „mein edler Plan ist nun erfüllt, dein Rebellensinn geschmolzen, die Welt gerettet, mein Reich gerächt; gefesselt bist du, und dein mutwillig Heer ist es mit dir, ewige Weisheit allgemeiner Gewinn, und du mein kleiner Sklav und Freund. Wir wollen zusammen auf Reisen gehen; bezwungen von mir, und geliebt, weise geworden und mein Günstling, so soll dich die Welt erblicken, und nun durch nichts mehr gestört, mir huldigen; Ruhe des Geistes soll ihr glücklich Los sein, sie umhüllen, wie — dieser Schleier dich!“

„Du willst so hold mich umgestalten! O Dank! Dank! Ich werde bei den Menschen für deine jüngere Schwester gelten!"

Immer höher wurde die Glut auf Stirn und Wange der weisen Fee. Der kleine Freund schien noch zarter von Sinn und Herz unter der zarten Hülle des Schleiers; von ihr ermächtigt, unter ihr noch geduldeter und verwandter hob er sich behende auf ihren Schoß, schlang ihr den runden Arm um den Nacken, und schwatzte liebkosend vertraulich Noch so manches Bekenntnis lag ihm ob, nichts mehr sollte sein Herz vor ihr verschließen, der Beichte Opfer vergalt ihr freundlichster Lohn; Geständnis und Verzeihung, Lehre und Vorsatz, Kuß und Kuß, und du und du wechselten lieblich.

„Hat noch die Freiheit für dich Reiz?" fragte sie.

„Ich sauge mit froher Habsucht die Wonne der Unterwerfung ein!" erwiderte er.

„Beklagst du noch den Verlust der Schwingen?"

„Könnt' ich so das Geschenk entweihen, das mir deine Huld verlieh? O hätt' ich noch ein Paar verräterischer Flügel zu deinen Füßen zu legen! Empfing ich nicht von dir das heilige Gewand der Freundschaft?"

„O trage stets das reine rein, und bleibe sittsam und hold." — Sie küßte ihn.

„Es gelte so — empfange das Pfand!" Er gab den Kuß zurück.

Ein leises Knistern ließ sich vernehmen. Erschrocken fuhr die weise Fee auf; sanft hielt sie der kleine Freund zurück. In dem fernsten Winkel der Laube lehnte die bläulich schimmernde, Ambra duftende Fackel; erloschen schien sie, unbeachtet war sie geblieben, ein loser Zufall mochte sie während dem traulichen Kosen entzündet haben.

„Wie!" rief die Fee — „was muß ich sehn! was ahnen!"

„Nichts, holde Freundin! Ich hatte dir eine kleine Überraschung vorbereitet — eine strahlende Erleuchtung meiner — jetzt deiner Gärten, ein Feuerwerk."

„Erleuchtung! Feuerwerk!"

„Einer meiner Sylphen muß die Fackel hier vergessen haben — der Unachtsame! Er hat dich erschreckt — er soll büßen"

„Leuchtet mein Blick, der Blick der Weisheit nicht hell genug hier? Darfst du mit dem Feuer spielen? Hast du hier noch zu gebieten?"

„Vergieb! der Wunsch, dir Freude zu machen —"

„Mir zu verschweigen!"

„Vergieb! o zürne nicht, zürne nicht dem kleinen Freunde!"

„Das ist sie, die gefährliche Fackel! Deine Fackel ist es, kleiner Verräter! Wie konntest du sie mir verschweigen! Wie ich ihrer vergessen!"

„Sie ist nicht gefährlich, schöne, weise Gebieterin, seit der mächtige Lilienstengel in deinen Händen ist."

„Wirklich?" Sie sah ihm zweifelnd ins Auge; er drückte sich innig an ihren Busen.

„Kannst du zweifeln? Weißt du nicht alles? o vergieb! nimm den schrecklichen Namen zurück, welchen du mir eben gabst —"

„Unter einer Bedingnis!"

„Befiehl! und ich fliege."

„Bleibe! aber die Fackel gieb in meine Hände!"

„Sogleich! o schone der entschlüpften Schuld —"

Er schlüpfte nun selbst vom Schoße, holte die glimmende Fackel mit Ambraduft, und husch! war er wieder mit ihr auf dem weichen Sitze. Ein ätherisches Weinen füllte mit kläglichen Tönen die Laube.

„Was ist das?" rief die weise Fee, etwas entrüstet.

„Vielleicht" — der kleine Freund stockte . . . „einige —"

„Nun?"

„Einige Sylphen, die um ihre getroffenen Anstalten klagen — Verzeih — auch diese Thränen sind Huldigung ihrer Anhänglichkeit."

„Empörer! ich will sie strafen. — Meinen Mohren will ich sie übergeben, nimmer sollen sie in ihrer Züchtigung ermüden: in Tinte eingetaucht, von Syllogismen gepeitscht, und an Sektenfeuer gebraten, sollen sie täglich zur Mittagsstunde meinem Riesen daheim, dem Imperativ, aufgetischt, und täglich wieder zu neuen Martern, und zum neuen Philosophendiner à la Fourchette lebendig werden."

„Verzeihung den Armen! Verzeihung!" stöhnte der kleine Freund. „Die Fackel ist ja in deinen Händen." Er netzte nun selbst diese Hände mit warmen Thränen, und flehte so innig, so süß. Von der milden Klage sanft erweicht, reich im Vollgenusse der Macht, winkte sie ihm freundlich mit dem Blick der Gnade. Er drängte sich leise und warm an Busen und Fackel, flüsternd blies er diese im Vorüberschweben der Lippen an, verbarg die

stille Missethat unter einem glühenden Kusse, und — schon wehte mächtiger der Ambraduft um die schwindelnden Sinne, im Busen glühten mehr noch, als der Kuß, einige verlorene Funken der — doch gefährlichen Fackel. Die weise Fee sank in süßer Betäubung auf die Kissen des Ruhebettes zurück. Sie wollte rufen — umsonst! die Stimme verlor sich in Seufzern, immer mächtiger drang die Busenflamme zum Herzen, das Haupt senkte sich vom Zauberduft besiegt, der kleine Freund ruhte labend an ihren Lippen. Sie wollte widerstehen — umsonst! Der Stolz erlosch im feuchten Blick, nur Gefühl sprach er noch, die Drohung gegen den Frevler verwandelte sich in sanftes Kosen, und Gebieter — wurde der Sklave!

Seine Fesseln lösten sich, schon längst war der Schleier gesunken, er legte ihr jene mit Schmeicheln an; der Flügel Paar wuchs durch ein Wunder verjüngt empor, er entfaltete sie rasch, da schlang sie die Arme um den Freund, und rief: „Willst du mich verlassen? Kannst du?" Er herrscht, sie fleht, er nimmt den Stab, den seine List ihr knieend reichte, mit kühner Hand raubt er die Krone von ihrem Haupt, den Talisman, in dem allein noch ihr Schutz besteht, sie sinkt von jeder Höhe herab, und ruht mit neu empfundener Wonne an ihrem neuen Reichtum, seiner Brust!

„Ich heiße wieder der kleine Zauberer!" rief er, „und du bist mein."

Ein Seufzer sagte ihm: „Du bist's — ich bin's."

Der Liebe Flor bedeckte sie aus seiner Hand. „In diesem Schleier," rief er wieder, „bist du mir wert!"

„Ich trag ihn für dich!" antwortete ihr Blick voll Liebe.

„Nicht mehr die weise Fee soll man dich von nun an nennen! Wohl aber die süße Freundin."

Mund an Mund empfing sie die Weihe des neuen Namens.

Er schwingt den Lilienstengel — und heller als der Tag erleuchtet ein tausendfaches Zauberlicht Gärten und Schloß, sprühend schlängeln sich die Wunderfeuer magischer Kunst durch die Lüfte, frohlockend schrieen die neubeflügelten Sylphenscharen um den Gebieter, und feiern in lauten Jubelliedern seinen und ihren Triumph. Die hustende Hofdame und ihre Gefährtin, die alten Herren, die Knaben, das ganze Gefolg der vormals weisen Fee, wird von Blumenketten gefesselt, vor den duftenden Thron gebracht, wo sie mit schmerzlichem Erstaunen die Gebieterin als süße Freundin in den Armen des kleinen Zauberers erkennen

Und sie vergaß ihr Felsennest, vergaß das Tintenfaß, das Kabinett und die Weltreformation; ein minder philosophisch Ruhelager und Geschäft hielten sie mit süßen Banden gefangen; für Weisheitsfrachten, schwarze Flaggen und zähneblökende Mohren hörte ihr Dasein auf. Der kleine Zauberer gab den Damen statt Runzeln und Husten Jugend, die morgenländisch eingerichteten alten Herren setzte er als Statuen in sein Parterre, und das Zwitterpaar der Pagen wurde in die Sylphenschar aufgenommen.

August Lafontaine.

Einleitung.

August Heinrich Julius Lafontaine, geboren den 20. Oktober 1758, studierte in Helmstedt Theologie, war darauf Hofmeister und Feldprediger, bis er 1801 sein Amt niederlegte und in der Nähe von Halle nur seiner Schriftstellerei lebte. Er starb 20. April 1831. Er schrieb über 150 Bände Romane und Erzählungen, welche außerordentlich beliebt waren, meist mehrfache Auflagen erlebten und für den Geschmack eines sehr großen Teils des Lesepublikums in trauriger Weise bezeichnend sind. Die unheimliche Fruchtbarkeit des Mannes erklärt sich leicht, wenn man sieht, wie er mit der naivsten Unkenntnis des Lebens und der menschlichen Natur, höchst geringen Anforderungen an Aufbau und stilistische Darstellung und einer Routine des Erfindens ohne Sorge des Motivierens die größte Unbefangenheit verbindet, mit der er dieselben Einfälle immer wieder in wenig anderer Zubereitung auftischt. Das Rührende, welches bei ihm zum fad Weinerlichen ausartet, bildete er als Hauptcharakter des Familienromans aus. Eine vollständige Bibliographie Lafontaines zu geben, hat noch niemand unternommen*), wir sehen an dieser Stelle auch keine Veranlassung, einige Seiten mit Büchertiteln zu füllen, die wir aus Katalogen alter Leihbibliotheken abschreiben müßten, nicht einmal dies oder jenes hervorzuheben sind wir in der Lage, da sich alle seine Erzeugnisse wie Fabrikprodukte derselben Maschine gleichen.

*) Vergl. jedoch J. G. Gruber, Lafontaines Leben und Wirken. Halle 1832. 8.

1. Die Rückkehr ins Vaterland.

Emilie an Julien.

Kassel.

Da geht's nun wieder in vollem Galopp nach dem geliebten Vaterlande zurück! Vaterland? Es ist seltsam, liebe Julie: ich hatte mich hier so gewöhnt, daß ich mit keinem Gedanken an Frankreich und Paris gedachte, daß ich hier hätte leben und sterben und, was weder meine Mutter noch Tante denken können, recht glücklich leben wollen. Ich war acht Jahr alt, da wir Frankreich verließen. Guter Gott! was hat da Wert? Was? O liebe Julie, da du vor einem Jahre mit deinen Eltern nach Hamburg gingest, da fühlte ich zum erstenmale den Schmerz der Trennung. Das war eine Revolution, Julie, die ich noch beweine! O Julie, wann werde ich dich wiedersehen! Wohl jemals? Gott gebe es!

Ach erinnere dich, mir fällt es jetzt sehr lebendig ein, wie wir beiden Kinder uns immer zwingen mußten, ernsthaft auszusehen, bei den schrecklichen Nachrichten aus Paris, die uns den Verlust unseres Ranges, unseres Vermögens, unseres Namens, unserer Vorrechte ankündigten. Uns nahm man nichts. Unser Rang war die Heiterkeit unserer kindischen Brust, unser Vermögen war eine schöne Blume, ein flatternder Schmetterling. Ach weißt du noch, unsere Familien waren zusammen im Garten in Koblenz. Man hatte traurige Nachrichten bekommen. Dein Vater suchte mir und dir begreiflich zu machen, was wir verloren hätten; da rief zum erstenmal der Kuckuck. Wir beide sahen uns freundlich an, horchten, klatschten in die Hände, und du sagtest, wie aus meiner Seele, in kindischer Fröhlichkeit: „O, so lange der schlägt, hat's nichts zu sagen."

Julie, hatten wir nicht recht? Gestern gingen wir hier auf

1 ff. Neueste moralische Erzählungen. 5. Bändchen. Berlin 1803.

der schönen Wilhelmshöh. Meine Mutter und Tante machten Plane, große, mächtige, unwahrscheinliche Plane. Ich dachte an dich und an die Möglichkeit, dich wiederzusehen, einen Plan, gegen den kein Herz etwas haben kann. Da schlug zum erstenmal über mir die Nachtigall, und in der Ferne rief der Kuckuck. „O!" rief ich ergriffen von dem Gespräch meiner Verwandten, von meinen eigenen Gedanken an dich: „so lange die schlägt, hat's nichts zu sagen!" Ich weiß wohl, was ich damit sagen wollte, und du weißt's auch. Wäre es nicht besser, daß sie es alle wüßten, wie viel, o Julie, wie viel mehr wert die sanfte Bewegung deines Busens bei dem schönen Gesange der Nachtigall ist, als alle ihre Plane, die ich so ungerne höre, weil ich gar keine Rache liebe, als die einzige der Verzeihung.

Wie der Mensch nun ist: wir hatten durch eine lange Gewohnheit uns mit unserem Geschicke befreundet, wie man endlich, sagte meine Mutter, einen Mann, den man anfangs gar nicht liebt, lieb gewinnt; wir lebten recht angenehm. (Doch du weißt es ja, wie uns eigentlich nichts fehlte, wie meine Mutter oft, mit einer lächelnden Miene und einem Erröten über ihre Undankbarkeit gegen das Geschick, sogar gestand, daß sie nirgends glücklicher gewesen sei, als in Deutschland.) Und nun mit einem Aufwand von Kräften, von Zeit, Mühe und ich glaube auch von Geld haben wir endlich das Auslöschen unserer Namen von der traurigen Liste der Verbannten erhalten: wir gehen nach Frankreich zurück, mit Gesinnungen, Planen, Wünschen und Hoffnungen, welche meiner Mutter die Ruhe nicht lassen werden, die sie gefunden hatte, und die ihrem Charakter so nötig ist. Sieh, Julie, das ängstet mich, trotz meines heiteren Herzens, ein wenig. Wir gehen unruhigeren Stunden entgegen. Meine Mutter möchte den Pferden Flügel geben; ich möchte ihnen Bleilasten an die Füße hängen: denn mich führen sie immer weiter von Julien, an deren Brust dieses Herz allein mit sorgenloser Heiterkeit schlug. Adieu! grüße alles von deiner Emilie.

Emilie an Julien.

Gris Bois.

Wir fahren weiter, liebe Julie; aber geschwind, ehe die Thränen in meinen Augen vertrocknen, ehe dieser warme Strom

der Liebe, der Rührung, der Bewunderung, der meine Brust und meine Seele erhebt, versiegt, muß ich dir ein Blatt schreiben. In einem Städtchen am Rhein, auf der deutschen Seite, sitzen wir, ein wenig ängstlich; denn in ein paar Minuten konnten wir nun wieder unter unseren Landsleuten sein, die meine Mutter mit dem allerseltsamsten Gefühle zu gleicher Zeit haßte und liebte. Ich mußte mich bei dem Wirte, wo wir abgestiegen waren, erkundigen, ob weitere Formalitäten bei dem Eintritt auf der Grenze nötig wären. Des Mannes Meinung wurde mir nicht deutlich, so viel Mühe wir uns auch beide gaben, einander zu verstehen. Der Wirt zeigte endlich auf einen alten Mann, und dieser näherte sich sogleich mit einer wohlwollenden Verbeugung und redete uns französisch an. Er gab uns nicht allein die nötige Auskunft, sondern noch allerlei nützliche Regeln für unser Benehmen auf dem Boden der Republik. Meine Mutter sagte ihm: „Sie sind so sehr artig, mein Herr, daß Sie wohl ein Landsmann von uns sind?“ Er verbeugte sich.

„Auch ein Ausgewanderter?“ Er bückte sich mit einem Seufzer.

„Und Ihre Familie ist bei Ihnen?“ Er schüttelte mit einer schmerzhaften Heftigkeit den Kopf.

„Aber Sie haben noch Familie?“ Er faltete schnell die Hände, hob die Augen, und plötzlich traten zwei Thränen in seine Augen. „Ja,“ sagte er dann geduldig, und nahm unseren Paß, als wollte er das Gespräch unterbrechen. „Vier Personen?“ sagte er: „ich sah nur drei, wie Sie ankamen.“ „Die vierte Person,“ antwortete meine Mutter, „ein alter Bedienter meines Hauses, starb, da wir abreisen wollten.“

„Starb?“ sagte er mitleidig: „Guter Gott, so nahe! doch er hatte wohl keine Kinder dort?“ Er sah in den Paß, er las das Signalement unseres alten La Rose. Sein Auge funkelte. Mit einer seltsamen Heftigkeit wandte er sich an meine Mutter: „Ist's nicht, als ob dieses Signalement Ihres Bedienten auf mich gemacht wäre?“ „Beinahe,“ sagte meine Mutter lächelnd.

„Ganz! Ganz!“ rief er: „da fehlt nicht ein Zug! ein bleiches Gesicht (voll Kummer),“ setzte er hinzu, „eine lange gebückte Gestalt (der lange Schmerz hat sie gebrochen und gebeugt). Weißes Haar (der freundloseste, der trostloseste Gram hat es gebleicht). Auf dieses Signalement,“ setzte er mit einer flehenden Stimme hinzu, „könnte ich sicher noch einmal mein Vaterland betreten.“

Verstand ich ihn allein, Julie? Ich sah meine Mutter an; meine Tante und ihre Gesichter sagten nichts, gar nichts. Mit einem trostlosen Blicke legte der Unglückliche den Paß auf den Tisch. Nein, ich konnte nicht länger schweigen. Ich sagte: „wenn das Ihr Wunsch wäre, so wird meine Mutter zu der Freude, unser Vaterland wieder sehen zu dürfen, gern die Freude, einen braven Mann glücklich zu machen, hinzufügen." Kaum hatte ich das gesagt, so stand der alte Mann mit einem glühenden Gesichte, mit entzückten funkelnden Augen vor mir, küßte meine Hände, und badete sie mit einem Strom von Thränen. O Julie, ich mußte laut schluchzen. Meine Mutter wurde sogar sichtbar gerührt. Sie fragte gütig nach des Alten Namen. „Ich heiße," sagte er mit zitternder Stimme: „Ich heiße De Valce." „Valce?" fragte meine Mutter sich besinnend, „waren Sie nicht" Ich habe vergessen, Julie, was er war. Genug meine Mutter hatte ihn gekannt. Sie erinnerten sich beide an ihre Bekanntschaft und man beschloß, den Herrn De Valce unter dem Namen La Rose mitzunehmen.

Ich tanzte vor Vergnügen im Zimmer umher, und sah anfangs nicht, daß der alte Mann mit gefaltenen Händen, mit einem Paar betenden, nassen Augen an das Fenster getreten war. „O Madam," sagte er dann zu meiner Mutter in den eifrigsten Tönen der innigsten Dankbarkeit: „Gott gebe Ihnen für diesen Augenblick der seligsten Hoffnung meines Lebens ein Leben voll Freude."

Die Anstalten zur Reise wurden getroffen, und La Rose hätte uns nicht nützlicher sein können, als es der Herr De Valce war. Wir kamen glücklich durch alle Posten, ich zitterte jedesmal, wenn der Offizier oder der Beamte in dem Passe auf den Namen La Rose kam. „Das bin ich!" rief der Alte schnell, als wollte ihm jemand diesen Namen rauben. Ich wollte anfangs schlechterdings nicht zugeben, daß er auf dem Kutschbocke sitzen sollte; allein man überstimmte mich.

Hinter Luxemburg wendete sich auf einmal der Postillon zu uns um. Der Postillon sagte: „Hier war sonst die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland." „So?" antworteten wir drei Frauenzimmer kalt. Valce bat einen Augenblick aussteigen zu dürfen. Wir fuhren langsam in einer Wendung weiter. Da sah ich den Mann auf der Grenze knieend, die Arme empor streckend. Ich weiß nicht, Julie, haben nur die Männer Vaterland? Meine Mutter, meine Tante fühlten nichts bei dem Worte Grenze, und

wie Valce wieder einstieg, da glaubte ich noch Spuren von Thränen in seinen Augen zu entdecken, mit denen er sein Vaterland benetzt hatte. Ich konnte an seinem Gefühle nicht irre werden, denn auf die Frage meiner Mutter, was ihm sei, antwortete er mit einem allmächtigen Tone, mit dem ich nur das Wort: „Geliebter! Mann!“ aussprechen würde, das Wort: „Vaterland!“ oder ist der Name Mann das Wort, das alle andere Wörter verschlingt; ist die Umarmung eines edeln Mannes, ist die Brust, das Herz eines Geliebten unser Vaterland? O wohl uns, daß man uns um diesen harten Namen gebracht hat! so mögen unsere Rechte allein die Liebe, die Treue, das Vertrauen eines Herzens sein. Denn was meine Mutter an Frankreich liebt, ist nicht der Name Frankreich, der, wie Valce sagt, seine Seele mit einer süßen Zaubermusik durchdringt, sondern etwas, was sie schwerlich wieder finden wird, ihre alten Sitten, ihre Gesellschaften, ihre Vergnügungen; mit einem Worte: Paris ist ihr Vaterland, das sie nicht vergessen kann, so gut, wie dein Vater einmal sagte, der Beduine seine brennende Sandwüste und seine langweilige Ebene nicht vergessen kann, in der er erzogen ist. Gewohnheit also.

Wir fuhren weiter. Mit jeder Poststation wurde Valce stiller, trauriger, freundlicher. Du hättest können alle Empfindungen, deren das Herz fähig ist, über sein Gesicht ziehen sehen. Sobald wir redeten, suchte er zwar seine Bewegungen zu verbergen; aber nach einigen Augenblicken vergaß er wieder wo er war, und belächelte seine frohen Träume, oder weinte in das Andenken von vergangenen Leiden. Seine Unruhe nahm zu. Er erblaßte, und schnell flog über die Totenblässe eine glühende Röte. Meine Mutter fragte endlich. Lächelnd, und doch rollten Thränen über seine Wangen, sagte er: „Vergeblich will ich Ihnen die Empfindungen meiner Seele verbergen. In einer halben Stunde sind wir in Gris Bois, wo — wo, o Gott! wo ich erfahren werde, ob ich der glücklichste oder der unglücklichste Mensch der Erde bin. Erlauben Sie mir, daß ich bis nach Gris Bois zu Fuße gehe. Ich bin so schnell da als Sie.“ Er stieg aus. „Wenn ihm nur nichts Übels begegnet,“ sagte meine Mutter.

„Ich gehe mit ihm,“ sagte ich rasch, und stieg hinter ihm heraus. Man erlaubte es mir, da ich ohnehin das Fahren nicht hintereinander ertragen konnte. Er ging vor mir her in einem schmalen Fußsteig, der durch eine Wiese führte. Er schien es nicht

zu wissen, daß ich hinter ihm ging. Ich hörte ihn seufzen, einzelne Worte sagen. Ich wollte jetzt auf seine Seite treten; aber auf einmal ging er rascher auf ein Wäldchen zu, das gegen das Dorf sich hinzog. „O Gott! Gott!“ rief er laut, und ging so rasch, daß ich ihm kaum folgen konnte.

Er sprang über einen Graben, der ihn von dem Wäldchen trennte. Er sank einen Baum umfassend an ihm nieder. Ich flog herbei; ich dachte, er sänke aus Schwäche. Aber mit gewaltiger Stimme rief der Alte: „Gesegnet, o gesegnet sei mir, du heiliger Boden! Hab ich dich wieder.“

Er drückte den Stamm an sein Herz, er heftete seine Lippen auf die fühllose Rinde. „O redet,“ rief er wie begeistert: „redet, leben sie noch? O ihr Mächte des Himmels, werde ich sie wieder sehen?“ Hier sank der Mann mit der Stirne an den Boden, ich hörte sein lautes Schluchzen. „Leben sie noch? o leben sie noch?“ rief er mit verdoppelter Heftigkeit, und ich, außer mir, rief herzueilend, die Arme ausgebreitet: ja gewiß, sie leben noch!“

„Heiliger Gott!“ rief der Alte sich vom Boden aufraffend voll Schrecken: „wessen Stimme!“ Er sah mich an eine Sekunde lang, dann sank er in meine ausgebreiteten Arme, legte das ehrwürdige weiße Haupt an meine Brust und seufzte leise: „Nein, ich werde keinen wiedersehen.“ O diese ängstlich zitternden Töne, mit denen sein verzagender Geist sein Elend aussprach, werden nie in meiner Seele verhallen. Ich schlang meine beiden Arme um ihn und sagte, woher nahm ich den Mut bei meinem zerrissenen Herzen? und sagte mutig: „Sie leben, die Sie lieben! Sie leben gewiß.“

„Hier,“ sagte er, und sein Auge starrte vorwärts durch die lichten Bäume. „Bis hierher,“ fuhr er stille fort: „kamen sie mir entgegen, sonst, bis an diesen Baum, meine Kinder, meine Adeline, mein Ludwig, mein Robert!“ Jetzt sank er kraftlos an den Baum hin, legte die Hand an die Stirne und sagte: „Sonst! Und jetzt?“

Ich setzte mich neben ihm; denn mich hatte die Scene erschüttert. „Fassen Sie Mut,“ sagte ich nun selbst mutlos! — „Ach,“ fuhr er sanft fort: „ich hätte nicht sollen mit hierher reisen. Dort, dort,“ er zeigte zurück: „verging kein Tag, wo ich nicht träumen konnte, sie sind glücklich: sie leben, sie denken an dich. Ein mitleidiger Engel vereitelte alle meine Versuche, hierher zurück

zu kehren. Hier bin ich, hier! Ach gutes liebes Kind (er redete mich an, mit seiner bebenden Hand die meine ergreifend), hier in diesem Umkreise der Bäume wohnte das irdische Glück, mein Glück. Hier lebte ich als Kind, als Jüngling, als Mann, als Vater! Und immer glücklich! Immer! Bis auf jenen schrecklichen Zeitpunkt." Er versank in ein finsteres Schweigen.

„Weiter! Weiter! Erzählen Sie weiter!" sagte ich, ihn zerstreuen wollend. — „Ich ging nach Paris (ich mußte ihn immer aufs neue zum Erzählen antreiben), früh wurde ich ein Opfer der Revolution und des Volkshasses. Ich mußte fliehen. Der wütende Haß eines ehrgeizigen Bösewichts, den ich zu entlarven Mut hatte, verfolgte mich. Ich sah meine Kinder noch einmal wieder, sie schlangen die zitternden Arme um mich. Ich benetzte sie mit Thränen und riß mich aus ihren Umarmungen. Ich habe sie nicht wieder gesehen. Meine Güter sind eingezogen, meine Kinder — wo sind sie?"

„Sie werden es hier erfahren," sagte ich.

„Das werde ich," antwortete er ängstlich: „ja, ich werde erfahren, o auf einmal, alles Elend, alle Schande, die zehn leidenschwangere Jahre über eine schutzlose Familie häufen konnten. Denn meine junge Freundin, sie waren Kinder, da ich sie verließ. Was sind sie jetzt? Ach, wohl der Raub einer verbrechenvollen Zeit; mit Elend nicht nur, auch mit Schande, mit Reue beladen. Säße ich hier auf ihrem Grabe, meine Freudenthränen sollten sich mit ihrer Asche vermischen; ach ich wollte zufrieden sagen, der Sturm der Zeit hat die frühe Blüte abgerissen. Aber" — er sprang auf — „ich muß fort. Ich muß an das schreckliche Licht treten! Ich muß! Ach ich war jenseits des Rheins glücklicher." — Ich ergriff seinen Arm; „welche finstere Vorstellungen! Und ich hab's Ihrem Lächeln im Wagen angesehen, daß auch freudigere Bilder Ihre Seele bewegten."

„Ja," sagte er, „dann lagen sie schon an meiner Brust, ich hatte ihnen alles vergeben, und wir starben einer in des andern Armen. O lassen Sie uns gehen." Er drang vorwärts, als widersetzte sich ihm etwas. Ich folgte ihm, so schnell ich konnte.

Da stand ein Schäfer bei seiner Herde. Valce erblaßte wie er ihn sah „O reden Sie," sagte er leise zu mir. „Ich werde vergehen!" — Ich fragte ängstlich: „Gehörte dies Gut nicht ehedem einem Herrn de Valce?" Der Schäfer bejahete. „Man weiß

wohl nicht, wohin er gekommen ist?" — „Nein," antwortete er gleichgültig.

„Hatte er Kinder?" fragte ich weiter. — „Drei," antwortete der Mensch sehr ruhig, und krampfhaft schlangen sich des Vaters Finger bei dieser Frage um meine Hand. „Denen," fuhr der Hirte fort: „geht's noch ganz gut. Sie wohnen zu Kour de Vale, brave Leute und gute Bürger."

Ein sanftes Rot stahl sich jetzt durch die Totenbläße des Vaters. Er wollte reden, aber er konnte nicht. Er drückte mir nur die Hand. Der Hirt verließ uns schnell, weil ein Hundgebell ihn abrief.

„Sie leben!" sagte der Vater schnell hintereinander. „Brave Leute! Gute Bürger! O Gott! Und diese Art Leute," setzte er rasch hinzu: „entstellen nicht was sie denken. Sie wählen den richtigen Ausdruck. Brave Leute! Das sagt viel in dem Munde eines Hirten. Gute Bürger! Und ist denn nicht Frankreich, das unglückliche Frankreich ihr Vaterland?" Bei diesem Worte eilte der Alte immer vorwärts.

Der Wagen war schon im Dorfe, da wir ankamen. Valce fand es auf mein Erinnern für gut, sich nicht weiter nach seinen Kindern zu erkundigen. Der Tag hatte ihn so angegriffen, daß er sich ein wenig niederlegen mußte. Ich habe meine Mutter beredet, über Kour de Vale zu gehen, und ihn in den Schoß seiner Familie zurückzuführen. Die Pferde sind angespannt. De Valce schläft noch, wenn ein Schlummer, von Seufzern und Ausrufungen unterbrochen, Schlaf heißen kann. Ich habe mich nach seinen Kindern erkundigt. Doch ich muß schließen. Man ruft mich. Aus Kour de Vale mehr, Julie! O wann werde ich einmal ebenso zitternd vor Entzücken dahin fliehen, wo meine Julie ist! Wann! Wann!

Emilie an Julien.

Kour de Vale.

Pocht dir das Herz nicht, Julie, bei dem Namen Kour de Vale? Ich fürchte, ich werde es nie wieder vergessen. Ich fühle es, Julie, mein Geschick war es, das uns den alten Valce zuführte; mein böser oder mein guter Engel führte mich hierher. Hier sitze ich auf einem abgelegenen, ängstlich verschlossenen Kabinett

und schreibe dir, und mißtrauisch sehe ich in die Kastanie, die mein Fenster verschleiert, und verberge mein Papier, auf das ich den ersten Seufzer meines Herzens hauchen will. Julie, du meintest, ich würde nie seufzen. Ich Arme! Und doch ich Glückliche!

Ich hatte meine Mutter für den Vater interessiert. War es Dankbarkeit dafür, er behandelte mich, als wäre ich seine wiedergefundene Tochter. Wir fuhren ab. Ich erzählte unterwegs dem Vater die Nachrichten, die ich in Gris Bois von seiner Familie eingezogen hatte. Es war nicht viel mehr als wir schon wußten, aber doch genug, er wußte doch, daß sie alle drei lebten.

Den andern Abend kamen wir hier in Kour de Vale an. Meine Mutter und Tante fuhren in das Wirtshaus. Ich und der Vater waren vor dem Dorfe ausgestiegen, und er führte mich zitternd durch eine Ulmenallee um das Dorf hin dem Hause seiner Kinder zu. Er wußte jeden Weg; denn er hatte hier ein Gütchen gehabt, das seine Familie jetzt bewohnte. Wir traten von hinten in ein Gärtchen, das emsig bearbeitet und dennoch ein Sitz des Vergnügens war, das zeigten Bänke, Blumen und schattigte Lauben.

Jetzt hörten wir reden. „Dort! Dort!“ stieß der Vater abgebrochen hervor und zeigte auf eine Weinlaube, wo mehrere Menschen fröhlich plauderten und aßen. „Adeline,“ sagte ein junger Mann: „wo Robert heute bleiben mag!“ So wie Valce die Namen hörte, rief er mit Tönen, mit zerschmetternden, jauchzenden, weinenden, triumphierenden Tönen: „Sie sind's, sie sind's! Meine Kinder! Mein Ludwig! Meine Adeline! Mein Robert!“

O Julie, Julie! Sieh nun, wie diese Menschen aus der Laube auf dieses Geschrei hervorstürzen, wie der Alte mit ausgebreiteten Armen da steht, und nicht weiß, um wen er die Arme schlagen soll, weil er nicht weiß, wer von den beiden Männern sein Sohn, wer von den beiden Frauenzimmern Adeline ist. „O Vater! Vater!“ schrie ein junger Mann und stürzte vor ihm hin auf die Kniee. „Vater!“ rief Adeline, ein junges blühendes Weib, und sank neben ihren Bruder, „Ich bin Adeline!“

O Julie! Julie! Sieh wie diese beiden seine Kniee umklammern, wie der Vater mit ausgebreiteten Armen noch immer über ihnen steht, sie nicht zu umfassen vermag, weil Entzücken und Schmerz seine Glieder gebunden haben, wie er bloß langsam Haupt und Blick auf seine Kinder niedersenkt, Thränen auf sie herabweint, und zuweilen nur den Namen Adeline, und mein

Sohn! zitternd ausspricht. Der Anblick, Julie, war so hinreißend, daß wie mechanisch der fremde junge Mann und die fremde junge Frau sich näherten, die Kniee beugten, die Hände bittend, oder betend erhoben, daß ich selbst, wie sie alle knieend niederfielen, vor dem ehrwürdigen glücklichen Vater mitknieete. Wir weinten alle laut; da schwankte er von süßer Ohnmacht ergriffen und sank nun in die auffangenden Arme seiner Kinder. Seine Blicke hingen nur fest an dem Gesicht seiner Tochter.

Sie küßte seine weißen Locken, nicht seinen Mund. „O Vater! Vater!“ rief endlich der Sohn, und mit diesem Namen gab er allen Leben und Bewegung wieder. Der Vater umfaßte sie beide in liebender Wut. „Sucht Roberten!“ rief Adeline. „Robert!“ rief der beseligte Vater nach, ohne seine beiden Kinder los zu lassen. Die andern verschwanden, um Roberten zu suchen. Adeline zog ihren Vater in die Laube. Ich ging den Garten auf und nieder. Ich bedurfte Erholung, und der Vater des Alleinseins mit seinen Kindern.

Wie ich in den kühlen Schatten von blühendem Flieder trat, kam mir ein junger Mann in Uniform entgegen. Ein jugendlicher Mann, in der Fülle einer blühenden Gesundheit, in der edelsten Gestalt, sieht mich mit blitzenden, aber ruhigen, sanften Blicken an. Mit einem holdseligen Ernste faßt er meine Hand, mich zu begrüßen. „Sind Sie Robert?“ fragte ich eilig. „Ja,“ antwortete er befremdet. Ich nehme seinen Arm, rufe: „O glücklicher Mensch! o glücklicher Mensch!“ und ziehe ihn durch den Garten der Laube zu. „Liebliches Mädchen,“ sagte er mit einer Stimme, die Musik war: „wohin führen Sie mich?“

„An das Herz Ihres Vaters!“ sagte ich. „Da ist Robert!“ rief Bruder und Schwester. „Da ist Robert, mein Sohn, Robert!“ rief der Vater, und der Sohn lag an des Vaters Brust. „O Gott sei Dank,“ rief Adeline. „Siehst du Robert, nun bleibst du!“ „Nein,“ fiel der Bruder ein: „nun verlieren wir dich nicht, Robert.“

„Verlieren,“ fragte der Vater. „Was ist denn? was ist's, mein Sohn Robert?“

„Nichts mein Vater,“ sagte der junge Mensch mit einem verbietenden Blick auf seine Geschwister. Nach und nach kamen auch der Fremde, und die junge Frau zurück. Ich sah verlegne ängstliche Blicke auf allen Gesichtern, nur auf Roberts nicht, wie

der Vater fragte: „wer sind die?“ Robert faßte des jungen Mannes Hand, führte ihn auf seinen Vater zu, und sagte: „Segnen Sie ihn, mein Vater, es ist Flessieu, ein edler Mensch, Adelinens Gatte. Er hat Ihren Segen verdient; er macht Adeline glücklich, und daß Ihr Sohn Ludwig noch lebt, ist sein Werk. Er rettete ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Säbeln wütender Kroaten.“

„Flessieu?“ fragte der Vater seinen Schwiegersohn betrachtend. „Du warst also Soldat, mein Sohn Ludwig? und fochtest für — o ich mag jetzt nicht sagen, für wen.“

„Jetzt und zu allen Zeiten,“ antwortete Robert seines Vaters Hand an seine Brust drückend: „er focht für sein Vaterland, mit dem Herzen eines Franzosen.“ „Sehen Sie, Vater,“ er legte seine Finger auf eine breite Narbe an der Stirne: „er ist ein Mann gewesen. Er hat verdient, Hausvater zu werden: Dies — er führte die junge Frau näher — dies ist seine Frau, meine Schwester. Dies ist Ihr Enkel.“ Er hob einen Knaben vom Boden auf, und reichte ihn mit einem herzlichen Kusse dem Vater hin.

Der Vater stand zweifelnd da. Er warf seinen Blick von Schwiegertochter auf Schwiegersohn. Robert fuhr fort: „Wir waren glücklich, mein Vater. Nichts, nichts fehlte uns als Sie. In eine einigere, in eine glücklichere, in eine tugendhaftere Familie konnten Sie nicht treten als in die Ihrige.“

„Wie Sie abreisten, ich war noch ein Kind, da hinterließen Sie uns einen Befehl und einen Wunsch. Sie sagten zu uns: seid tugendhaft meine Kinder. Dann setzten Sie mit bebender Stimme hinzu: Gott gebe, daß ihr glücklich seid. Gott hat Ihren Wunsch erfüllet; wir sind glücklich. Wir haben Ihren Befehl erfüllt; wir sind tugendhaft. Sie, mein Vater, werden unser Glück erhöhen, Sie werden unsere Freuden zu tugendhaften Freuden machen, und unsere Herzen werden Sie lieben und anbeten.“ Er umarmte seine Schwägerin, und führte sie in seines Vaters Arme. Allein der Vater zog erst seinen Sohn Robert an sein Herz. „Mein Sohn,“ sagte er sanft: „du hast recht: wir können die Sache von mehreren Seiten ansehen; allein es giebt nur eine Tugend. Kommt, meine Kinder, an eures Vaters Herz.“

Er umarmte seiner Schwieger Kind, und dann warf sich jedes in Roberts Arme, als hätte es ihm diese Umarmung zu danken.

„O guter, guter Robert!“ sagte ein jeder, und noch wohl zehnmal den Abend.

So sagte jeder; auch die Kinder sagten so, wunderst du dich, daß deine arme Emilie noch den Abend sagte: o guter Robert! und daß ich jetzt noch mit pochendem Herzen, mit einer verräterischen Glut auf den Wangen, mit Thränen im Auge sage: o guter Robert!

Nour de Vale.

Ich fahre fort, liebste Julie, an dem Gemälde einer sehr glücklichen und edeln Familie, und eines reinen Herzens, das die Liebe zum erstenmal bewegt.

Da der Vater seiner Familie in wenig Worten erzählt hatte, welchen Dienst wir ihm geleistet hatten, so beschloß man, uns nicht einen Augenblick länger in dem Wirtshause zu lassen. Robert erbot sich meine Verwandten zu holen. Ich warf einen unruhigen Blick auf den Vater. Er verstand mich. „Die Revolution,“ sagte er, „hat die Mutter des lieben Mädchen viel gekostet; der Anblick dieser Uniform“ — Robert verbeugte sich Ich glaubte schon die Antwort auf seinen Lippen zu hören: sie ist die Uniform meines Vaterlandes. Allein er ging, und nach einigen Minuten kam er in burgerlicher Kleidung. Er bot mir den Arm, und führte mich in das Wirtshaus

Mit einer Artigkeit, die sogleich meine Verwandten für ihn einnahm, bat er sie das Fest des kindlichen Glucks in dem Hause seines Vaters, des Herrn De Valee, so nannte er ihn ich denke mit Bedacht, feiern zu helfen. Ich erzählte die Scene des Wiedersehns. Meiner Mutter Augen benetzten sich: mein Bruder, mein unglücklicher Bruder, der in Quiberon blieb, mochte ihr beifallen: Sie konnte in Frankreich nichts wieder finden, als höchstens den Ort, den das Blut ihres Sohnes bespritzt hatte. Sie blieb ohne Antwort vor dem jungen Menschen stehen, aber mit sehnsüchtigen Blicken. Dann wandte sie sich zu mir um, fiel mir in großter Bewegung um den Hals, und sagte: „mein einziges Kind!“

Ach, Julie, wie wohl mir das that, daß das Mutterherz einmal durch die kalte Rinde von Anstand so warm durchbrach, und heute, da ich Zeuge von den herzlichen Ergießungen der Eltern und Kinderliebe gewesen war. Aber sogleich wandte sie sich lachelnd

wieder zu Robert: „Wie sind Sie der Blutgier dieser reißenden Tiger solange entgangen?“

„Ich war sechs Jahr in Italien,“ antwortete er besonnen. Meine Mutter verstand ihn nicht. Sie hätte ihm wahrscheinlich abgeschlagen, die Nacht dort zuzubringen, wenn sie gewußt hätte, daß er unter den Fahnen der Republik gedient habe. Unsere Koffer wurden weggebracht, und wir gingen zu Valces hinüber. Meine Mutter nahm Besitz von dem besten Zimmer des Hauses. Sie war ermüdet. Ich ging, wie sie sich niedergelegt hatte, noch hinab, und jetzt gab ich eine Scene. Der Vater hatte erzählt, daß mein Herz seinen Wunsch an unsers Bedienten Statt mit zu reisen erraten, und daß ich wahrscheinlich meine Verwandten bewegt hätte, diesen Wunsch zu erfüllen. Er hatte erzählt, wie menschlich ich seinen Schmerz und seine Freude geteilt hätte.

Wie ich in das Zimmer trat, umringten mich alle, nannten mich Engel, Schutzgeist, Retterin. In der That machten mich die übertriebenen Lobeserhebungen verlegen. Man ließ mich mit der Vorstellung, wie wenig ich gethan habe, nicht zu Worte kommen, bis Robert, der in der Ferne stehen geblieben war, sich meiner annahm, und behauptete, keiner von ihnen allen würde anders gehandelt haben als ich.

Adeline sagte unmutig: „O Robert, daß aber diese teure Seele half, ohne zu sagen: ich helfe, das —“ „Adeline,“ antwortete er schnell, „so laß uns sie lieben, ohne ihr zu sagen: wir lieben Sie.“

Deine arme Emilie errötete hier, und warf sich errötend an Adelinens Busen.

Wir Frauenzimmer gingen noch in den Garten, und wie junge Frauen sind, sie erzählten mir beide ihre Heiratsgeschichten. Adeline, wie der Retter ihres Bruders aus Italien mit ihrem Bruder zurückgekommen, wie er sie heimlich geliebt habe, und heimlich geliebt sei. Wie unglücklich sie beide durch die Liebe geworden wären, weil Flessieu, der Sohn eines Pächters, es nicht gewagt habe, um ihre Hand zu bitten, und weil ihr Bruder Ludwig, trotz seiner Freundschaft für seinen Retter, ihre Verbindung für eine Mißheirat würde gehalten haben. „Ach,“ fuhr sie fort, „wir waren erst jetzt unglücklich. Ludwig ging stumm und finster um uns her. Unser aller Hoffnung war Robert. Wie wir endlich wußten, daß er den Winter kommen wollte, da schlug mein Herz voll Hoff-

nung. Er wird entscheiden, sagte mein Bruder sich erheiternd, und mein jetziger Mann sagte mutig: ich werde dann doch wissen, warum ich unglücklich sein muß. Er kam, Robert kam. Wir stürzten ihm wie unserm Schutzgeist entgegen. Er kam mit Narben bedeckt, von der Bewunderung seiner Generäle, von der Liebe seiner Kameraden begleitet an. Die Zufriedenheit trat mit ihm in unser Haus."

„Er ist der ältere Bruder?" fragte ich, weil er mir jünger schien als Ludwig.

„Er ist der jüngste von uns allen; allein er hat sich eine Herrschaft über uns alle erworben, die er schon als Kind hatte." — „Wodurch?" fragte ich lächelnd. „Er ist ehrgeizig?" „Wodurch?" antwortete Adeline. „Mein Bruder Ludwig ist viel ehrgeiziger. Wodurch aber nun? Wodurch," so wendete sie sich an ihre Schwägerin, „hat Robert diese unumschränkte Herrschaft über uns? Ich könnte sagen, wir alle, sogar die Kinder, regierten ihn. Er thut ja alles, was wir wollen, Schwester. Er lebt ja nur für uns, er hat keinen Wunsch als unsere Wünsche. Und doch muß er alles entscheiden, doch handelt niemand, ohne ihn zu Rat zu ziehen, und sein Rat ist ein Befehl, dem wir mit Freuden gehorchen."

„Das ist's eben," sagte die Schwägerin zärtlich, „wodurch er über uns herrscht, mit seiner reinen Liebe, die rein wie sein Auge ist, rein wie sein Leben. Und das sagt er ja selbst so oft: Liebt die Menschen, die ihr beherrschen wollt!"

„Er kam also?" fragte ich. „Wie wurde es?" — „Er kam; nach einer Stunde wußte er jede Bedenklichkeit, jeden Zweifel, jeden Wunsch von uns dreien: er nahm zärtlich meine Hand, streichelte mit seinem unwiderstehlichen Lächeln meine Wangen, und sagte feierlich: Du zweifelst ob deine Liebe recht sei, und dennoch liebtest du, Adeline? Nein, Adeline, du zweifeltest nicht; denn dein Bruder, denn Fleissieu weiß, daß du liebst.

„Fleissieu, mein Bruder traten jetzt zu uns. Robert erzählte mir nun, wie Fleissieu meinem Bruder das Leben gerettet hatte. Da standen sie nun, so schloß er die rührende Erzählung, die uns jetzt sanfter bewegt hatte, weil er sie gab, da standen sie nun, der Retter, der Gerettete; zu ihren Füßen tönte das Röcheln der Sterbenden, sie drückten die bleichen Stirnen aneinander, ihre Thränen vermischten sich, das Blut, das aus ihren Wunden spritzte, vermischte sich; so schlossen sie den ewigen Bund, die wahrste

Blutsfreundschaft, sie waren Brüder, ehe Flessieu dich sah. Wir hörten mit schöner Empfindung ihn reden; Sie kennen jetzt die Musik seiner Stimme, und während des Redens legte er meine Hand in Flessieus Hand. Ich hatte den Mut, die Hand zu drücken. Flessieu sagte kühn: Ich liebe Adeline, Ludwig! und Ludwig rief in einer feurigen Umarmung freudig: Sie sei dein.

„Was unmöglich schien, war allen leicht geworden. So gab er meinem Bruder seine Frau. Er ordnete, wie wir leben müßten, um einig zu leben, und wir lebten einig. Wir zitterten nur für Robert; denn er war wieder in Italien, und war immer der Bravste unter den Braven."

Adieu, Julie! das erzählen sie mir, und dabei schlug über mir in der Apfelblüte die Nachtigall, und aus der Ferne klang eine Phantasie aus einer klagenden Flöte, und Adeline, wie ich das Haupt hinten überlehnte, Flöte und Nachtigall zu behorchen, sagte mir: „Das ist Robert!" Da sagte ich schneller: „Gute Nacht", aber ich lag noch eine Stunde lang am Fenster, behorchte die Nachtigall, die Flöte, die immer süßer sang, und mein Herz, in das die schönste, die sanfteste Empfindung mit Allmacht, mit stiller Gewalt eindrang.

Ach, gute Nacht, Julie, ich will mich ins Bett werfen, denn sie tönen beide wieder, die Nachtigall und Roberts Flöte! Gute Nacht!

Robert an Augustin.

Kour de Vale.

Es würde mir wehe thun, Augustin, wenn ich zu dir sagen müßte: Zieh hin! Wir kennen uns nicht mehr! Was mache ich aus deinen Briefen. In dem Augenblicke, da der ganze Himmel über die Hölle, die der Krieg angezündet hatte, bedenkend, versöhnend, verlöschend, beseligend, hinsinken will, mit dem Worte, mit dem allermenschlichsten, dem allerheiligsten Worte: Friede! in dem Augenblicke seufzest du, daß es nun nichts mehr zu thun geben wird! O laß mich nicht glauben, Augustin, daß nur das ungebundene, wilde, unsichere Leben, die wilde Raserei in der Brust mit Mord anderer das eigene Leben zu sichern, es war, was dir an dem Kriege wohl gefiel, daß du nur an das Bajonett dachtest, nur an das Feld voll Leichen, nur an das wilde, auf-

reizende Getümmel der Schlacht; nur den wilden rasenden Zeitvertreib wolltest, weil dein Blut heißer rollt, dein Herz schneller, kräftiger im tobenden Blutstrome zuckt, als andere Herzen, und nicht an den Frieden dachtest, nicht den Frieden wolltest, der in der Ferne hinter den verderbenden Armeen herzieht, den nur Blut, Schlacht, Ohnmacht herbeiführen können.

Waffenstillstand! schreibest du. Auch dein Herz steht still! Wie? es stünde still, Augustin, wenn die jauchzende Stimme von tausend verzagenden Menschen, das Wort Waffenstillstand! das schöne Wort Frieden, in dessen Tönen tausend der schönsten Harmonieen erschallen? wenn dies Wort von einer jauchzenden Welt ausgesprochen, dein Herz berührt, so steht es still? Nein, du wußtest nicht, was du schriebst.

Unter den Wolken, in Blutströmen, in Pulverdampf gehüllt, von Wut des Todes, der Verzweiflung umgeben, von den Seufzern des Sterbens, schlossen wir unsere Freundschaft. Du rettetest mein Leben, ich einen Augenblick nachher das deinige; wir lachten, da wir beide riefen: Quitt, Kamerad! Zu mehr hatten wir nicht Zeit. Wir schlossen uns an einander, und drangen vorwärts in die Dampfwolke, durch die alle zwanzig Sekunden der rote donnernde Blitz und der Tod zuckte, und wir lachten.

Wohin! riefen wir beide einander zu gleicher Zeit zu. Die Kanonen nehmen! war beider Antwort und wir lachten. Wir drangen vor. Ich hieb den Kanonier nieder, der eben abfeuern wollte. Du standest vor der Mündung: Deux à un! rief ich. A deux! riefst du und neben mir stürzte ein Kroat, der nach mir hieb. Wir lachten.

Franzosen! vorwärts! die Kanone ist unser! riefen wir beide, und hielten beide neben einander den Sturm der Feinde aus, und lachten. Wir zählten, wie Zug um Zug, bis à cinq. Der Sieg war erfochten, es lebe die Nation! drang von den Alpen in den Himmel. Da stürzte unser General herbei. Wer nahm die Kanone? fragte er. Du schwiegst, ich schwieg, und wir fielen einer an des andern Brust, und lachten, da ein Prahler sich zu der Kanone meldete, und wir schwiegen, und ließen ihm Avancement, Ehrensäbel, und von da an nanntest du mich deinen Ehrensäbel. Wir schworen Freunde zu sein.

An dieses Lachen mahnst du mich, Augustin? Ich lachte, wie der Verzweifelnde lacht. Lachtest du anders? Gott gebe der

Welt den Frieden! ich habe ihn teuer erkaufen helfen, in fünfzig Schlachten, in die ich mit einem Herzen voll Wehmut trat, mit dem heißesten Wunsche, daß die erste Kugel doch mein an der Menschheit verzagendes Herz treffen möchte. Ich war es müde, so müde, dieses Lebens voll Mord, dieser armseligen Erde, die wir siegend durchzogen. Unter dem vielfachen Tode großer edler Männer, und armseliger, verächtlicher Menschen, war mir alle Größe, alle Hoheit, das Leben, die Zeit verschwunden. Ich war übersättigt. Das Leben war mir ein schaler Traum, der Tod nichts als das Versinken eines Ermüdeten auf einem weichen Rasen. Ich achtete an mir selbst nichts mehr, als das Gefühl der Verachtung, womit ich auf das Leben und auf die ohnmächtige Allmacht der Menschen herabsah. Ich fühlte das ewige Verhängnis, das über die Erde unwiderstehlich herrscht; allein mich selbst fühlte ich unabhängig von dem Verhängnisse. Ich war frei.

So dachte ich, Augustin, so denke ich noch. Die Weltgeschichte ist mir verächtlich; allein ich liebe den Menschen; ich liebe ihn jetzt mehr als je. Ich stehe mit scheuer Resignation vor dem Schleier, der die Vergangenheit und die Zukunft schwarz verhängt. Ich war einmal nicht, weiß ich. Aber jetzt bin ich. Ich umfasse die vergehende Welt mit inniger kindlicher Liebe. Ich bin zur Tugend geschaffen; denn ich bin frei! Das Verhängnis mag zerstörend seinen dunkeln Weg über die Erde, über das Leben nehmen. Es reißt auch mich mit weg. Der Ewige walte denn. Aber jetzt bin ich, ich nicht allein. Ich lebe für die Menschen, für alle. Mein Herz schlägt wie ihres. Ich ziehe wie sie, freundlich, kindlich Blumen auf, die ein Hauch zerstört, und gebe wie sie der zartesten Blume, die von der warmen Berührung eines schönen Busens verwelkt, den prahlerischen ewigen Namen: Vergißmeinnicht! Ich liebe sie alle, und den müßte ich hassen, der ihnen die kurzen Freuden des Friedens mißgönnte.

So denke ich Augustin. Ich hoffe, du denkest eben so! Denn weißt du, was mich zu deinem Freunde machte? Daß du mir ein halbes Dutzend Mal das Leben retetest? Mit nichten! daß du brav warst wie ein Mann? Die Räuber in der Vendee waren es so gut wie wir! Nein, daß du ein kindlicher Mensch warst, Augustin, das zog mein Herz an deines. Höre! wir hatten bei Rivoli zwei Tage im Walde gestanden, fast ohne Lebensmittel. Du kamst vom Patrouillieren zurück, und brachtest eine Turteltaube

mit, die du auf dem Nest überrascht hattest. Ein Mittagsbraten, sagtest du, und zogst die Taube hervor. Sträubst du dich, armes Wesen! fuhrst du fort, als sie sich sträubte. Ich möchte doch wissen, ob sie wohl wie der Mensch ahnet, fürchtet, fuhrst du fort: wie das Herz schlägt, armes geängstetes Wesen! Ihre Jungen! sagtest du nachsinnend: und dies ängstliche pochende Herz! Du öffnetest deine Hand und sie war frei. Du lächeltest errötend, da ich einen Blick auf dich warf. Heiß mich, riefst du, einen empfindsamen Narren; aber töten kann ich nicht, dessen zagende Schläge des Herzens ich fühle.

Ich sagte nichts, aber ich liebte dich. Augustin, lege deine Hand auf alle die mitleidenden zitternden Herzen in Europa, und dann sage noch einmal, ob dir dein Herz still steht.

Ich sehe dich nun so bald nicht, Augustin. Ich wollte über den Rhein und meinen Vater suchen, dessen ehrwürdige Gestalt nicht einen Augenblick vor meiner Seele verschwunden ist. Sei tugendhaft, mein Sohn Robert! sagte er zu mir, wie er Frankreich verlassen mußte; diesen zitternden Worten von den bebenden Lippen eines edlen Mannes, wie ein letzter Segen auf mein Haupt gelegt, habe ich viel zu danken. Sieh Augustin, was ich hatte, und du weißt wie wenig ich bedurfte, ich hatte viel, das alles wollte ich meinem Vater bringen, der vielleicht, ein Greis, im Elend schmachtete.

Wo willst du ihn suchen? fragte mein Bruder. Überall! war meine Antwort. Er ist mein Vater und er ist arm, ohne Schutz vielleicht, und seine Kinder leben im Überfluß. Ich war gewiß, Augustin, daß ich ihn finden würde, oder sein Grab, denn ich war entschlossen ihn zu suchen, wie den Sieg. Meine Abreise war auf den andern Tag bestimmt. Ich komme zu Hause, trete in eine Laube, und ein Engel faßt meine Hand, und führt mich, der ich erstaune, in die Arme meines Vaters. Wie ich von dem warmen Vaterherzen mich wieder empor richtete, und noch immer halbträumend über die schnelle Veränderung in die thränenvollen Augen des lieblichen, unbekannten Mädchens schaue, das mich an meines Vaters Brust führte, so mit diesem Blicke, den ich auf sie hefte, mit dem thränenvollen Blicke, den sie im holden, lieblichen Lächeln auf mich wirft, steht das Leben auf einmal in ein schönes Rosenlicht gekleidet vor mir da. Der dunkle Schleier, den der Schrecken acht langer blutiger Jahre, und die freche Hand

entsetzlicher Verbrecher über mein Leben, über meine Empfindung gezogen hatte, zerfloß leise unter dem Lächeln des Mädchens. Wärmer rollte mein Blut durch die Adern, ein kindliches Zutrauen erweiterte meine Brust, mein Blick, der nur scheu an den Grenzen der Schöpfung, finster auf den blutigen Blättern der Menschengeschichte schwankte, heftete sich lächelnd auf eine wehende Blume, auf einen flatternden Schmetterling. Ich zog den Abend zum erstenmale die Flöte wieder hervor, und das Echo und hundert Nachtigallen sangen mit mir rührende Töne einer stillen, schäferlichen Liebe.

Um Mitternacht ging ich, die Brust voll einer süßen, bezaubernden Freude nach Haus. Ich hatte nun alles, glückliche Geschwister, einen Freund, dich! einen teuren Vater und eine Geliebte.

Geliebte! Ja Geliebte! denn ehe sie geht, sage ich ihr: Emilie, dich liebe ich unter allen Mädchen zuerst, allein, ewig! Und wenn sie mich wieder liebte! Ihr lächelnder Blick, den sie voll Unruhe auf mich wirft, die zarte Bewegung in ihrer Stimme, wenn sie mit mir redet, nur mir hörbar; das Pochen ihrer Brust, die schöne Röte, die ihre Wange färbt, wenn ich sie anrede, das alles sagt mir, daß sie vielleicht auch mich liebt.

Aber sagen werde ich ihr, dreist, kühn: ich liebe dich, Emilie! mit dem Feuer eines starken, eines treuen Herzens! Ihre Mutter heißt Vasson Rovere. Mir ist's, als wäre mir der Name schon irgendwo mit Interesse vorgekommen. Wenn auch nicht. Das holdeste Wesen trägt ihn. Die Mutter ist stolz auf den Namen, wie ich auf mein Herz. Sie haßt mich, denn ich habe für mein Vaterland gekämpft und geblutet. Ein Pächter ist meiner Schwester Mann. Meines Bruders Frau zählt keine Ahnen. Aber dennoch werde ich der Tochter sagen: Emilie, ich liebe dich mit der Allmacht eines reinen Herzens! Adieu Augustin! Du wirst mehr hören.

Emilie an Julien.

Fleche.

Der alte schöne Name Kour de Vale ist von meinen Briefen verschwunden, gute Julie, und mit ihm Freude, Hoffnung, Vertrauen, alles was dem kurzen menschlichen Leben Wert giebt. Ach Julie, nur zu bald drang jene verderbliche unvergängliche Leiden-

schaft in meine Seele. O wie hätte ich auch mein armes Herz bewahren können. Robert! sagte der Vater: mein edelster Sohn! und erzählte mir von seinem Heldenwesen, wie er mit seinem Freunde allein einen Paß in die Klippen der Alpen vier Stunden lang verteidigt, wie ihn Massena voll Bewunderung öffentlich an sein Heldenherz gedrückt habe.

Ich entfliehe, Julie. Dann hebt Adeline an: Robert, mein edelster Bruder, und erzählt mir von seinem weichen, sanften Herzen, von seinem kindlichen Wesen, von der warmen Begeisterung seines reinen Herzens.

Wohin ich fliehe, alles erzählt mir von Robert. Selbst meine Mutter. Sieh, da sitze ich mit einer Arbeit, und will mich von dem Gedanken an ihn befreien. Hast du, frägt meine Mutter meine Tante: hast du je eine edlere Figur, einen königlicheren Anstand gesehen als den des jungen Herrn de Valce? Welche Majestät auf der stolzen Stirn, welcher Mut in dem funkelnden Auge zugleich bei dieser sorglosen Heiterkeit um den schönen Mund! Wie sicher, wie fein ist sein Benehmen, wie leicht, wie anspruchlos, als hätte ihn Versailles (mit einem Seufzer) erzogen. Wer sollte es für möglich halten, daß er dies unter dem wütenden Pöbel gelernt hätte!

Und er selbst! o Julie, er selbst! Ich war verloren, ehe er den Mund öffnete. Mit furchtsamem Zittern sah ich den Augenblick herankommen, wo er meinem Herzen das Geheimnis meiner Liebe entreißen würde; ach mein schwaches Herz floh dem Augenblicke entgegen. Es kam ihm zuvor. Mein Erröten, mein Erbeben, meine Unruhe, meine niedergeschlagenen Blicke, das furchterliche Pochen meines Herzens hatte ihm längst gesagt, was die bebende Lippe allein noch verschwieg. Da trat er einen Abend zu mir, Adeline hatte uns, ich glaube fast mit Vorsatz, verlassen. Er faßte meine Hand. Verstohlen hob ich mein Auge, um seine Absicht zu erraten. Da sah ich auf einmal Thranen aus seinen Augen brechen, sein Gesicht erblassen, zu gleicher Zeit fuhlte ich seine Hand zittern.

Was konnte deine arme Julie machen? Ich schwankte, ich vergoß heiße Thranen, ich gluhte, ich bebte. Emilie, sagte er leise, und legte meine Hand auf seine Brust. Ich hatte nicht die Kraft, ihm die Hand zu entziehen. Er hielt meine Hand auf dem pochenden Herzen fest, und legte die heiße Stirn, die thranenvollen

Augen auf meinen Arm. Ich liebe Sie, Emilie, sagte er mit einem Tone, der wie eine leise Zauber-Harmonie tönte. Mit einem reinen, starken, treuen Herzen! setzte er lauter hinzu.

Julie, woher nahm ich den Mut? Ich legte meine linke Hand auf seine Schulter, ich schwebte auf Flügeln der Liebe in seine Arme, hingerissen von einer unwiderstehlichen Gewalt; da ergriff eine kalte Hand die meinige, und meiner Mutter Stimme sagte: „Folge mir, Emilie.“ Zu Robert sagte sie: „War das recht, mein Herr?“

Ich hörte nicht, was er antwortete, ich taumelte an meiner Mutter Hand. In einer Stunde saßen wir im Wagen. Meine Mutter war so gütig, nicht ein Wort über den Vorfall zu sagen, und deine Emilie liebt ihn, ach und fühlt, sie wird ihn ewig lieben.

Morgen fahren wir nach Lanzerre, wo wir vorerst bleiben werden. Es ist nur eine Tagereise von Kour de Vale. Ich zittre zu denken, was ich ewig denken muß, Julie! Julie! ihn hier zu sehen!

Emilie an Julien.

Lanzerre.

O Julie, was habe ich dir zu sagen! Wie wir auf den Hof fuhren, wie der alte Baune uns erkannte, meiner Mutter zu Füßen fiel, schluchzte, jauchzte, uns allen hundertmal versicherte, das alles sei unser Eigentum, meiner Mutter in kindischer Freude vorrechnete, wie viel er übergespart habe. (Nämlich er hat das Gütchen, ehe meine Mutter Frankreich verließ, scheinbar kaufen müssen.) Sieh, Julie, da gingen mir die Augen über, über diese rührende Treue, womit der alte Mann die Güte meines so guten Vaters an uns noch belohnte. Meine Mutter reichte ihm gütig die Hand, ich hätte ihm seine treue Hand küssen mögen. Seine Freude, uns wiederzusehen, war so rührend, so herzlich, so stürmisch, daß er sogar meine Mutter ein wenig mit in den Zauberkreis seiner Empfindung hineinzog.

Auf einmal rief er: „Ach Gott! guter Gott! Gleich! Sogleich!“ und stürzte mit großer Hast, mit funkelnden großen Augen hinaus und ließ uns verwundert über seine Heftigkeit und über seine Absicht stehen. Dann kam er zurück und zog einen jungen Mann in das Zimmer, der wie ein Jäger etwan gekleidet war,

und der sogleich in die Arme meiner Mutter stürzte. Es war mein Bruder, Julie, es war mein Bruder!

O Julie, das überwältigte meine Mutter, sie breitete die Arme aus, sie schwankte, sie erblaßte, sie sank leblos in unsere Arme. „O meine Mutter," rief ich voll Angst „Gott! Gott!" rief mein Bruder: „bist du meine Schwester? Emilie?" O Julie, erst jetzt erkannten wir uns. Meine Mutter erholte sich. Sie schlang die zitternden Arme um ihren Sohn, sie drückte den Lebenden, den Totgeglaubten, an das mütterliche Herz Aber nach einer Minute sagte sie mit ihrem gewöhnlichen Tone: „Ich hörte, du wärest in dem ehrenvollen Kampfe für unsere Rechte, für die Rechte unseres Monarchen gefallen. Ich hoffe, der Herr Vasson Rovere lebt mit Ehren." „Würde ich leben?" fragte mein Bruder mit einem stolzen Tone. Und nun erst umfaßten sich Mutter und Sohn. Wir setzten uns nun, und mein Bruder erzählte uns seine Rettung, die einem Wunder gleich sah. Er verschwieg viel, das sah ich an den Lücken, die er ließ, an den Gebärden des alten Baume, gegen den er ohne Zweifel vertrauter gewesen war, als er es gegen meine Mutter sein konnte.

Das Wort Bruder erfüllte mein Herz mit stolzen Hoffnungen, Julie. Ich glaubte an ihm einen Schutz gegen die Härte meiner Mutter haben zu können; aber wie ich ihn reden hörte, mit diesem glühenden Hasse gegen alle, die nicht entschiedene Royalisten sind, als er selbst, ach wie verbarg ich da tief ins ängstlich schlagende, in mein verzagendes Herz meine Liebe; wie verschwand die Hoffnung, wie bebte ich, da mein Bruder die Hand emporhob und rief: „Ich hasse sie alle, ewig, mit glühendem, verderbendem Hasse!"

Meine Mutter erzählte endlich von Valces Mit gerunzelter Stirn sagte mein Bruder: „Ich kenne sie, diese Elenden! Eben dieser jüngere ist es, dem ganze Scharen junger Leute aus seiner Gegend, von seiner Raserei angesteckt, folgten. Ich hasse sie ewig." Julie, Julie! Er haßt sie ewig, und ich bin durch ein feindseliges Geschick gezwungen, sie ewig zu lieben. Ach, der Damon, der blutig über Frankreich hing, ist noch nicht verhallt, zürnend schwingt er die Fackel des Hasses über unsere Familie, vielleicht über tausend Familien Es ist mir, als sehe ich schon den farbenlosen Schleier der Zukunft mit Blut besprizt, als horte ich schon in dem stummen Morgen unsere seufzenden Klagen Mein Bruder haßt sie, und ich, ich o Julie! ich muß sie ewig lieben!

Lanzerre.

Mein Bruder, Julie, ist ein edler, fühlender, ein weicher Mensch. Nur unversöhnlich hart gegen alle Republikaner, gegen Robert. Er liebt! er liebt! Und dennoch bin ich ohne Hoffnung. Denn der Unglückliche liebt ohne Hoffnung. Höre, wie das harte Geschick des menschlichen Herzens spottet. Mein Bruder landet in Quiberon; bei der allgemeinen Flucht zieht er sich, mit einigen von dem Haufen abgetrieben, hinter Gesträuch. Sie wollen die Küste erreichen; aber auf einmal stürzt eine Schar Republikaner auf sie ein. Sie werden gefangen und nach dem unmenschlichen Gesetze erschossen. Mein Bruder erwartet die Kugel, er ist der einzige noch Lebende. Zwei junge Soldaten rufen halt! stürzen in den Kreis und wollen ihm das Leben retten. Umsonst, die Barbaren sind taub. Sie legen die Gewehre auf meinen Bruder an. Der eine der beiden edlen Männer umfaßt meinen Bruder, und decket mit seinem Herzen das Leben meines Bruders. Der andere legt auf die Mörder an und droht den niederzuschießen, der sein Gewehr abdrückt.

So schwebt mein Bruder zwei Stunden lang in der Gefahr des Todes, bis endlich die beiden großmütigen Jünglinge mit einer Anstrengung von Mut, Entschlossenheit, Aufopferung, Bitten, Beredsamkeit, mein Bruder sprach mit Thränen davon, ihn endlich zu retten das Glück haben.

Sie führen ihn mit sich, durch Sümpfe, Wälder, über Klippen, sie verteidigen ihn mit einem übermenschlichen Mute und Ausdauer gegen alle Anfälle und bringen ihn nach einer Reise von drei schrecklichen Tagen nachts in ein Dorf. Sie öffnen ein Haus. Sie pochen an eine Thür. Aus der Thüre tritt ein Mädchen schön wie ein Engel, stolz und edel wie eine Königin. „Henriette," sagt der eine der beiden Jünglinge: „dir übergeben wir einen braven Mann, einen Ausgewanderten Wir haben ihn gerettet. Wir fordern sein Leben von dir. Wir müssen fort." „Ich rette ihn," sagte das Mädchen, fliegt an des Jünglings Brust, und die beiden Jünglinge verschwinden.

Mein Bruder ist bei dem Mädchen allein. Unruhig geht das Mädchen auf und nieder, von Zeit zu Zeit einen Blick auf meinen Bruder werfend. „Wie soll ich dich retten!" ruft sie. „Aber ich versprach's, Unglückliche!" Mein Bruder war erst siebzehn

Jahre alt, und von zartem weiblichen Bau. Sie giebt ihm Mädchenkleider, und er bleibt mehrere Tage unter dem Namen einer Verwandtin von ihr bei ihr im Hause.

Mein Bruder fragt nach dem Namen seiner Retter. „Es war mein Bruder," sagt sie lachelnd. „Der andere sein Freund." Sie, erfährt mein Bruder gesprächsweise, ist die Nichte eines Pächters in dem Dorfe, der Pächter ist von den Royalisten ermordet. Mehr erfährt er nicht. Allein bald faßt man im Dorfe Verdacht gegen meinen Bruder, und gegen sein Geschlecht. Henriette beschützt ihn mit einer männlichen Entschlossenheit. Die Gefahr wächst. Mein Bruder will fliehen. Sie schweigt. In der Nacht weckt sie ihn. „Du wolltest fliehen," sagte sie kalt, „das mußt du Unglücklicher und zwar jetzt! diesen Augenblick! Du bist verraten!"

Sie giebt ihm ein Bündel Kleider, Geld, ein paar Terzerole, einen Dolch. Er wirft sich ihr zu Füßen, ihr zu danken, ihr Lebewohl zu sagen. „Weißt du die Wege?" sagte sie, „fodert nicht mein Bruder dein Leben von mir? Wir gehen zusammen." Sie verlassen das Dorf. Das Mädchen führt meinen Bruder mit einer sichern Kühnheit unwegsame Wege. Am Tage leben sie in einer Höhle oder auf einem belaubten Baume. So kommen sie über die Seine, und nun gehen sie bis nach Lanzerre, da ihr Geld verzehret ist, da das Mädchen alle Mittel gebraucht hatte, das Leben zu erhalten.

Mein Bruder entdeckt sich dem alten Baume. Er nimmt beide mit hoher Freude auf. Mein Bruder farbt Haar und Gesicht, und macht den Gartner, und Henriette spielt die Nichte des alten Baune.

„Ist sie hier?" fragte ich meinen Bruder eifrig: „Henriette ist hier? im Hause?"

„Hier!" antwortete er seufzend. „O, Emilie, und wie ich sie liebe, die edelste, die treueste Seele!"

Er mußte mich sogleich zu ihr führen. Ich fiel an ihre Brust, ich nannte sie Schwester. Das Mädchen hatte etwas seltsam Großes. Sie liebt meinen Bruder. Ach sie weiß nicht, wie stolz meine Mutter, wie stolz selbst mein Bruder auf den Rang ist, den wir verloren haben. Doch ich thue meinem Bruder unrecht. Denn er hat ihr hundertmal seine Hand geboten. Jetzt aber verlangt sie die Einwilligung meiner Mutter. Die Arme!

O Julie! Julie! Robert hat meiner Mutter geschrieben und um meine Hand angehalten. Er hat sich darauf berufen, daß ich ihn liebte. Mein Bruder kam mit funkelnden Augen zu mir. „Nimmermehr!“ rief er: „da lies! und erröte! Liebst du ihn? ich bitte dich, sage nein! denn es ist nicht möglich.“ Meine Mutter trat jetzt ins Zimmer.

Ich las seinen Brief. Man hätte ihn mir nicht geben müssen; denn jedes Wort drang wie ein Pfeil durch meine Seele. Es war eine Sprache eines schönen reinen Herzens und eines edlen Mannes.

„Ja,“ rief ich, und drückte den Brief an meine Brust: „ja, ich liebe ihn. Was kümmert mich dein Haß, Bruder, Ihr Haß, Mutter. Er ist ein edler Mensch, der die Liebe einer Welt verdiente.“

Meine Mutter lächelte und sagte: „Du wirst dich besinnen, Emilie. Man muß nichts wollen, was unmöglich ist.“ Ich zitterte bei diesen kalten, aber festen Worten. Mein Bruder antwortete, und schlug ihm meine Hand fest, aber höflich ab. Er las meiner Mutter den Brief vor, sie billigte ihn, und mein Bruder siegelte.

Mir war es lieb, Julie, daß man so gar keine Rücksicht auf mich nahm. Diese Ungerechtigkeit machte mich entschlossen. „Hat denn das Herz des Bruders nur Rechte,“ fragte ich ihn bitter. „Rechte nicht, Emilie, die nicht auch du hättest,“ antwortete er. Er wendete sich an seine Mutter, gestand seine Liebe zu Henrietten, und seinen Entschluß sie zu heiraten.

Meine Mutter erstarrte. Sie stand auf. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter und sagte fest: „Ich gebe dir nie meine Einwilligung, obgleich Valce von deinem Stande ist! Nie! Nie! Wäre er unter deinem Stande, ich würde mit Abscheu dich nur ansehen, statt mir dir zu reden.“ Sie drehte sich stolz um und ging. Mein Bruder legte die Hand an die Stirne. Dann holte er seine Mutter zurück. Er stellte ihr vor, welche Rechte seine Geliebte auf ihn hätte. Meine Mutter wurde gerührt. Er holte Henrietten. Das Mädchen trat daher mit dem Stolze, dem edelsten Stolze eines hohen Bewußtseins. Mein Bruder redete mit der ganzen Beredsamkeit der Liebe. Er schwor dem Mädchen seine Hand zu geben und meine Mutter willigte ein. Jetzt sagte Henriette: „Ich habe noch einen Bruder, und dessen Einwilligung ist nötig.“ Sie wußte nicht, wo er war. Meine Mutter hatte

ungern eingewilligt: aber ich sollte das Opfer sein. Ungerechte Menschen! Mein Bruder sandte die Antwort ab. Wie ich ihm seine Ungerechtigkeit vorwarf, da sagte er kalt: „Welche Rechte auf deine Hand hat denn Valce?“

Die Rechte der Natur, der Liebe, der Menschheit! aber dafür haben sie keinen Sinn!

Robert an Augustin.

Cour de Vale.

Beiliegendes schrieb ich an Emiliens Mutter; das antwortete der Bruder. Ich liebe sie unaussprechlich. Sie liebt mich. Was mach ich, Augustin.

Antwort:

Schweigen! hätte ich vor zehn Jahren gesagt, weil man dem Gesetz gehorchen muß. Jetzt aber, Robert? Ich komme. Du liebst das Mädchen, das Mädchen dich. Die Natur ist für dich, das Gesetz auch. Wen hätten wir sonst noch zu fragen? Des Bruders Brief sieht aus wie der Anfang einer Ehrensache aus der alten Zeit. Dazu kann Rat werden. Ich komme! Ich komme! Hat das Mädchen Mut, so — ich liebe es, der Unvernunft die Gewalt entgegen zu stellen, weil die Gewalt das einzige ist, was die Unvernunft scheut. Lebe wohl. Ich bin es müde vergebens zu suchen. Augustin.

Emilie an Julie.

Lanzerre.

O Julie! ein Fremder ließ sich melden bei meiner Mutter. Es tritt ein stolzer Mann ins Zimmer. Ich habe nie eine furchtlosere Gestalt gesehen. Das Gesicht war von der Sonne verbrannt, das Auge funkelte. Er warf seinen Blick auf mich, küßte meine Hand, ohne meiner Mutter ein Wort zu sagen. Das befremdete uns. „Ich liebe Sie, Emilie,“ sagte er: „Ich liebe Sie unendlich.“ Wir erschraken beide. Meine Mutter rief, da trat mein Bruder ins Zimmer. Wir wurden noch bestürzter; denn mein Bruder stürzte in des Fremden Arme, laut jauchzend „Deine Schwester!“ rief er. Der Fremde hob beide Arme erwartend auf „Ist hier! Henriette!“ schrie mein Bruder zur Thür hinaus.

Sie kam. O welche Scene! welche Scene! Es war meines Bruders großmütiger Retter. Ich atmete kaum, denn wie konnte das alles enden! der Fremde warf wieder seinen Blick auf mich, die zärtlichsten Blicke, vor denen ich mich schauderte. Mein Bruder unterbrach ihn. „Sieh," rief er: „ich liebe deine Schwester, deine Schwester mich. Gieb mir mehr als mein Leben, gieb mir deine Einwilligung."

„Du bist," fragte er ernst: „also Vasson Rovere, Emiliens Bruder? Gieb mir deiner Schwester Hand, Vasson."

„Und wer sind Sie, mein Herr?" fragte meine Mutter höchst empfindlich. „Der Retter meines Sohns war —"

„Wer ich bin?" antwortete er mit funkelnden Blicken: „der Retter Ihres Sohns, dieser Titel müßte der Mutter schon genug sein, denk ich. Ich fragte bei Quiberon nicht, wer bist du? Mein Freund fragte nicht. Ich schlug an auf den ersten, der Ihren Sohn töten wollte. Man wußte, ich würde Wort halten, und mein Freund bot sein Herz zum Ziel des Todes. Vasson, du liebst meine Schwester, ich deine. Gieb mir, was ich dir gebe."

Mein Bruder stand nachsinnend da. „Du liebst sie?" fragte er endlich.

„Unendlich!" antwortete er mit funkelnden Blicken: „zärtlicher, brüderlicher, als wenn ich sie mehr noch liebte. Denn ich suche ihre Hand nicht für mich, sondern für einen, der mir lieber ist als ich selbst, für den Mann eben," so wendete er sich an mich: „der mit seiner Brust Ihres Bruders Herz bedeckte, auf den zehn tödliche Gewehre zielten. Sie, Emilie," fuhr er zärtlich fort, „sind vom Geschick bestimmt, die volle Belohnung des alleredelsten Herzens zu werden, das je eines Mannes Brust hob."

O Julie, ich konnte nichts als zittern. „Emilie," sagte mein Bruder, „der Retter meines Lebens. O meine teure Mutter, geben Sie dem Retter meines Lebens Ihre Tochter."

„Ein Opfer habe ich dem Retter meines Sohnes gebracht, mein Sohn," sagte meine Mutter sanft, aber fest.

„Welches?" fragte der wilde Mensch, der Fremde. Meine Mutter verbeugte sich. Er sah seine Schwester an, sie schien ihm zuzuwinken. „Daß," fuhr er fort: „der Herr Vasson Rovere seine Hand der Tochter eines Pächters giebt. Eins also, Madam, wollten Sie den Rettern Ihres Sohns bringen? So sei Emiliens Hand das Opfer."

„Gut," rief meine Mutter, „wenn's meines Sohnes Hand nicht sein darf."

„Nein," sagte der wilde Mensch mit mutwilligen Blicken; „meine Schwester ist eine Gräfin d'Aumale, mein Vater starb — doch daran darf ich nicht denken." Meine Mutter umarmte die junge Gräfin, und der Graf rief mir zu: „So bist du mein, geliebte Emilie; das Weib meines Freundes." Ich erblaßte, ich zitterte. Meine Mutter fragte: „Und ist Ihr Freund ein Edelmann?" „So gut wie einer hier und in Europa." O Julie, ich war verloren. „Und er liebt sie?" fragte mein Bruder. Der Graf lächelte, und nahm meine Hand.

Ich riß sie los. Mein Bruder umarmte mich, meine Mutter liebkoste mir. Der Graf sah mich lächelnd an. Dann sagte er: „Da wir Ihren Bruder in Sicherheit gebracht, Emilie, da wir drei Tage in dem Gebirge ohne Erquickung herumgeirrt hatten, da legte er, der Ihres Bruders Retter war, sein bleiches Gesicht an diese Brust. Ich sterbe, seufzte er, aber Passion hat eine Mutter, eine Schwester, denen sein Tod die Herzen gebrochen hätte. Ich sterbe für sie alle. O wer weiß, wie gerne die Schwester für mich stürbe. Denn wie er sie gesehen hatte ..."

„Wo sah er mich?" fragte ich ihn wild.

„In Deutschland," antwortete er; dann fuhr er fort: „Wie er Sie gesehen hatte, Emilie, da sank er mit stolzer Empfindung an meine Brust, und sagte: ich liebe sie, mit unendlicher Kraft. Ich werde sterben, wenn sie nicht mein wird. Da versprach ich ihm, Emilie, daß Sie sein werden sollten. Emilie, o ein edleres Herz hat nie in einer Brust geschlagen. O Emilie, wenden Sie Ihre Blicke nicht ab. Er ist der Retter Ihres Bruders. Denn bei Gott! nicht eher giebt meine Schwester Ihrem Bruder die Hand, ehe nicht mein Freund glücklich ist."

Da umringten sie mich alle; meine Verwandten, die Gräfin. Alle liebkosten mich, alle fleheten mich an, meine Mutter bat, statt zu befehlen. Ich reichte endlich zitternd, verzagend, vergehend, dem Grafen meine Hand, und versiegelte mein Opfer, das ich der Großmut brachte, mit einer Ohnmacht.

„Sie ist sein!" rief der Graf wie außer sich, und stürzte hinaus. Alles war um mich beschäftigt. Da riefen sie alle, er kommt! er ist da! „O Retter meines Lebens!" rief mein Bruder laut. „Emilie ist dein!" rief der Graf. Meine Sinne wollten

vergehen. Ich hörte — o Gott! eine Stimme; ich schlug die Augen auf und sah, o Entzücken! Roberten, den geliebten Robert in den Armen seines Freundes und meines Bruders vor mir stehen.

Ich schrie vor Freuden auf, ich sank in seine umschlingenden Arme. „O Valce!“ rief ich: „mein Valce!“

„Valce!“ rief mein Bruder nach, und auch ihm war das Rätsel gelöst.

Wir alle waren überrascht; denn niemand, auch der Graf Augustin selbst wußte anfangs nicht, daß das gütige Geschick schon vorher unsere Begebenheiten verflochten hatte, ehe unsere Herzen eins waren. Er selbst erfuhr erst hier, daß mein Bruder der war, den Robert und Augustin gerettet hatten. O Julie, Julie, wie glücklich ist deine Emilie, wie glücklich wir alle.

Emilie an Julien.

Kour de Vale.

Ich bin sein. Mein Herz ringt mit der Seligkeit der Erde, und täglich wächst sie an, Julie. Wir leben in Frieden. Meine Mutter liebt Roberten; ach, wer müßte ihn nicht lieben: und seine und Augustins Tugenden haben sie mit den Franzosen ausgesöhnt. „Das Schicksal,“ sagte sie gestern: „stellte deinen Mann uns gegenüber. Gottlob! daß er da stand; denn er rettete meinen Sohn und machte dich glücklich. Nein, ich will niemand hassen als den Bösewicht; welche Farbe er trage.“

„Beklagen und lieben, und verzeihen, wenn er mein Feind ist,“ setzte Robert hinzu.

O Julie! der gute Robert! sagen jetzt auch ich, meine Mutter, mein Bruder, wir alle.

Julie, dein Vater darf zurückkehren, Augustin hat das Verlöschen seines Namens von der Liste erhalten. So sehe ich dich wieder, Julie, du siehest deine glückliche Emilie wieder; ach! und du wirst bald mit uns allen sagen, der gute Robert!

2. Suschen.

Suschen war wahrhaftig in der Straße St. Marie, die nach den Boulevards hinführte, das hübscheste Mädchen. Ein Götterkind! sagten die jungen Herren, die gewiß einigemale vorüber gingen, stand Suschen mit ihrem Nähzeuge an der Thüre oder am Fenster. Das fleißigste, das ehrbarste Mädchen, und die gehorsamste Tochter, sagten die Nachbarn in der Nähe und in der Ferne. Suschen wußte von beiden nicht viel. Sie dankte den jungen Herren bescheiden, die sie grüßten; das war alles. Wie sie es anfing, daß sie tanzte wie eine Christin, mit hinreißender Schönheit sang, immer freundlich war, jedem jungen Herrn freundlich antwortete, der sie anredete, und ihn doch bald los wurde, und der Verleumdung von einem paar alten Betschwestern entging, die im Hause mit ihr wohnten, das wußte sie selbst nicht. Ich singe und tanze, sagte sie lächelnd, weil ich vergnügt, gesund, und ohne Sorgen bin.

Ihr Vater hieß Kourtenay; der alte Mann war ein sehr braver Mann, bis auf eine kleine Narrheit, die ihn aber gut zuließ. Er glaubte steif und fest ein Sprößling der alten stolzen Familie der Kourtenays zu sein; so machte er in seinem Stübchen Ansprüche auf den Thron von Konstantinopel, und den Großsultan nannte er nie anders als einen Usurpator. Den König ehrte er als seinen Lehnsherrn.

Der Alte hatte in der Jugend für die Ehre seines Stammes viel gethan. Er war im siebenjährigen Krieg Soldat gewesen, und bei allem Unglücke, das er hatte, tröstete er sich mit dem Ausrufe: die Kourtenays waren nie glücklich, bis auf die Linie, die in England wohnt. Er heiratete eine kleine niedliche Frau, und ihr Laden mit Limonade, Kuchen, Obst und Likör, der hart am Boulevard lag, nährte sie recht reichlich.

Suschen wurde von beiden Eltern mitten unter den Gästen

erzogen; das machte sie dreist, freundlich und klug. Am Abend, wenn der Laden verschlossen war, rekapitulierten die beiden Eltern die Begebenheiten des Tages. Und in einem Limonadenladen hart am Boulevard, dem Sammelplatze vieler junger Herren, geht mehr vor, als man glauben sollte. Der Alte rügte das Gespräch über die Leidenschaften, Thorheiten, Irrtümer und Verbrechen der jungen Herren mit Bemerkungen, die er an Suschen, die zehn Jahre alt, richtete. Diese Bemerkungen gingen nicht wie die Predigten so vieler Eltern an Suschens Seele unnütz vorüber; denn Suschen kannte die Menschen dazu; alles war aus ihrem Laden lebendig hergenommen.

Die Mutter war eine fromme Frau, die ihren Mann von Herzen liebte, und der auch der Neid, so hübsch sie gewesen war, nichts vorzuwerfen wußte. So hörte Suschen alle Tage, daß eine reine Unschuld des Mädchens einziger und teuerster Schatz ist. Der Vater erzählte Suschen, daß seit tausend Jahren nicht eine Schande, nicht ein Verbrechen den edlen Namen der Kourtenays entehrt habe, und immer, wenn Suschen nachher in Versuchung geriet, trat die lange Reihe der edlen, tugendhaften Kourtenays vor ihre Seele, und der Gedanke machte sie stolz, und füllte ihre Brust mit edlem Mute.

Die Geschichte ihrer Vorfahren, die der Vater sehr genau studiert hatte, denn es war nicht seine Erfindung, sondern Familienglauben, daß das östliche Kaisertum ihnen gehöre, diese Geschichte belehrte Suschen über die Gefahren der Großen, und sie war fest entschlossen in ihrem Stande zu bleiben, wozu beide Eltern ihr auch rieten.

Wie Suschen vierzehn Jahre alt war, stand Kourtenays Laden im höchsten Flor. Die Limonade, der Kuchen war so schön, daß die jungen Herren die doppelten Preise dafür bezahlten, und der Alte drang dennoch sehr ernstlich darauf, das Gewerbe aufzugeben. Der erste Zank zwischen den Eheleuten. „Da ist dir," rief die Mutter: „einmal wieder so ein alter Kourtenay durch den Kopf gelaufen! denn wir können jetzt für Suschen eine Pfeife schneiden, weil wir im Rohr sitzen."

„Ja, recht, eine Pfeife, worauf Suschen das Miserere spielt. Frau, deine Limonade ist's nicht, die unseren Gästen so schmeckt, deine Kuchen auch nicht, die hier zu allen Tageszeiten die jungen Männer herzieht."

„Was ist's denn? Meine Limonade! wer macht sie besser? Meine Pasteten."

„Davon rede ich nicht, liebe Frau. Wir würden Kunden haben, wenn wir auch ohne Kinder wären, denn wir sind ehrlich, und deine Limonade, und deine Pasteten, Gott weiß wie du's machst, sind die besten auf dem ganzen Boulevard."

Die Frau lächelte. „Was du aber fürchtest," fuhr sie dann sanft fort, „ist wohl ungegründete Besorgnis."

Da stand Suschen auf, mit einem holden Erröten ging sie hinaus. Die Mutter blieb stehen, sie wollte den Laden, den sie von ihrer Mutter geerbt hätte, so wenig hergeben, als er den Thron von Konstantinopel.

„Ich habe ihn hergegeben, Frau," antwortete er ernst. „Ich aber will nicht!" rief die Frau, und ging Suschen nach.

„Des Vaters Besorgnis, liebe Mutter," hob Suschen hocherrötend an, „ist" — sie erzählte ihrer Mutter eine Viertelstunde lang etwas, sehr leise. Die Mutter schlug die Hände zusammen, verwünschte die gottlose Welt, und die ruchlosen Sitten der jungen Mannsleute, und nun gab sie den Limonadenladen ebenso großmütig, und noch großmütiger auf (diese Bemerkung machte der Alte) als die Kourtenays den Thron von Konstantinopel. Aber Suschen erhielt keinen, auch nicht den kleinsten Vorwurf. „Ich weiß nicht," sagte die Mutter: „woher das Kind die Art sich zu benehmen hernimmt." „Hm!" brummte der Alte, „sie ist eine Kourtenay!" „Und meine Lehren!" sagte die Mutter.

Der Laden, der besuchteste Laden wurde vorteilhaft verkauft, und stand nach acht Tagen fast leer, und der Erbe der Kourtenays trieb jetzt einen Handel mit Holz und Getreide, wobei nicht soviel Geld, aber auch kein Verführer Suschens zum Vorschein kam.

Suschen lebte nun in der stillen Abgeschiedenheit eines Hinterzimmers mit ihren Eltern; wer etwa denkt, daß Suschen den Ernst ihrer Eltern teilt, oder daß Suschens Herz nicht pocht, der irrt gewaltig. Sie ging Sonntags, geputzt wie eine Königin, nach dem Boulogner Wäldchen, oder in die Tuilerien, oder auf einen von den reizenden Tanzplätzen von Paris. Sie ging mit zwei Freundinnen, Schwestern von Meister Simon, einem jungen Goldschmied, der Suschen selbst führte. Suschen lachte, sang mit ihrer Nachtigallenkehle, tanzte wie ein Engel mit dem hübschesten Junaen der Gesellschaft, und war froh und sorgenfrei wie ein Vogelchen.

Meister Simon, der ganz wohlhabend war, hielt um Suschens Hand an, und Suschen sagte geradezu nein. Noch ein paar junge Männer forderten Suschen zur Frau, und Suschen sagte nein. Die Mutter fing an zu schelten; allein Suschen blieb ruhig bei ihrem Nein.

„Was will das Mädchen?“ fragte der Vater bedenklich. „Gott lenke alles zum guten,“ antwortete die Mutter: „das Mädchen ist wie ein Engel, und die Leidenschaft kennst du, Vater. Fahre nicht so auf, lieber Kourtenay. Suse ist gut, gehorsam, lenksam wie Wachs; aber sie darf nur den Schutz der Oper anrufen, dann sind wir verloren. Hast du den jungen Menschen gesehen, Vater?“

„Mit den reichen Kleidern.“

„Ja, es ist der Graf Martiguois. Er hatte schon im Limonadenladen Susen unablässig im Auge, und jetzt, er ist, wo sie sich sehen läßt. Ich bin eine Kourtenay, mag Suschen denken.“

Das dachte Suschen nicht; das dachte die eitle Mutter.

Der Graf Martiguois, ein junger, schöner Mensch, hatte Suschen als Kind gekannt, und er liebte sie mit unbegrenzter Leidenschaft, da alle Reize der Jungfrau sich üppig entfalteten. Seine Mutter, eine stolze Dame, hatte ihm eine feine Erziehung gegeben. Sie wachte über des Sohnes Schritte. Sie wußte, daß ihr Sohn Suschen nachschlich, und nach einigen Erkundigungen nach Suschens und ihrer Verwandten Sitten, gab sie dem Kammerdiener ihres Sohnes den Auftrag, die Sache mit dem hübschen Limonademädchen abzumachen.

Der Graf verfolgte Suschen, und Suschen sah es nicht ungern, sich von dem jungen Herrn so ausgezeichnet zu sehen. Der Graf erklärte Suschen seine heftige Leidenschaft; Suschen lachte zwar, aber sie war doch dem jungen Menschen recht gut, der immer zwei große schwarze Augen voll stiller Gunst, voll sanfter Ehrfurcht auf sie warf. Der Graf trieb seine Sache recht brav; dem Suschen schlug das Herz, trotz ihres Lachens, zuweilen recht hoch unter dem Halstuche. Aber sie trug eins, und so sah's der Graf nicht, wie es pochte. Aber ihr Lachen hörte er. Warum ist er auch ein Graf? sagte sie unmutig.

Aber da war im Garten, wohin Herr Simon Suschen fast immer führte, noch eine zweite Person, ein armer Bursche, der die Gänge im Garten rein hielt, und die Dienste eines über-

zähligen Aufwärters verrichtete. Es konnte Suschen nicht entgehen, daß dieser Bursche von achtzehn Jahren sie mit einem Paar noch schwarzeren und funkelnderen Augen anstarrte, und verfolgte, daß er immer an den Hecken zu thun hatte, wo Suschen ging, daß sie, wenn sie sitzen wollte, wie durch Zauberei sogleich einen Stuhl hatte, daß die schönsten Blumen ihr präsentiert wurden; daß — daß — ach, Suschen sah sogar, wie dem armen Burschen das Herz pochte, wenn sie ihn ansah; wie er errötete, wenn sie sich näherte; wie er mit einem gewaltigen Sprunge auf eine Blume losstürzte, die ihr von dem Busen fiel, und sie sah, wie er die Lippen, die Augen, das Herz an die Blume drückte, Dinge, die jedes Mädchen gerne sieht. Daß also Mamsell Suschen, wenn sie kam, sogleich den reichsten und den ärmsten in der Gesellschaft bemerkte, den Grafen und den überzähligen Aufwärter, war natürlich, daß sie nicht das Herz hatte, dem armen Schelm, der sich ihr zitternd näherte, und mit stockender Stimme fragte: „Befehlen Sie etwas, Mamsell?“ ins Gesicht zu lachen, wie dem Grafen, war natürlich. „Du guter Gott!“ sagte sie mitleidig: „was hätte er denn, der arme Mensch, Sonntags, als einen freundlichen Blick von mir? Den gebe ich ihm: es ist ein Almosen!“

Suschen gab ihm bald noch mehr. Denn der arme Schelm war künftigen Sonntag besser gekleidet, und sie sah, ihretwillen. Suschen erkundigte sich bei der Aufseherin im Garten nach dem jungen Menschen. „O die ehrlichste Seele, Mamsell, in der ganzen Welt,“ antwortete diese: „schön wie ein Adonis, und unschuldig wie ein Kind. Wir lieben ihn alle, denn er ist gut wie die Güte selbst. Er könnte sein Glück machen, Mamsell; aber wie gesagt, er ist unschuldig wie ein Heiliger.“

Suschen warf einen recht freundlichen Blick auf den schönen Heiligen, und der schöne Heilige schlug das große schwarze Auge mit einem Ausdruck von trauriger, glühender Begeisterung gen Himmel, als sähe er ihn offen. Suschens Phantasie schwankte zwischen der beredten Liebe des Grafen und der stummen Leidenschaft des Aufwärters.

Da wendete sich der Kammerdiener in einer einsamen Minute mit seinem glänzenden Auftrage an Suschen selbst. Bei einem Mädchen, das in einem Limonadenladen erzogen ist, und einem jungen hübschen Grafen mit Freundlichkeit Rede steht, dachte er, ist nicht viel zu wagen. Suschen drehete ihm verächtlich den Rücken

zu; er ergriff ihre Hand; allein diese kleine schöne Hand gab dem Kammerdiener eine derbe Maulschelle; und die Traktaten waren abgebrochen.

Der Graf hatte den Schaden, und Monsieur Lamalle, so hieß der Aufwärter, den Vorteil davon. Suschen verwies den Grafen wegen ihrer Sprödigkeit an seinen Kammerdiener. Dieser mußte die ganze Wut eines unglücklichen Liebenden tragen. Er faßte einen wütenden Haß gegen das hübsche Mädchen, das ihm so viel Verdruß erregte, denn der Graf war gar nicht sehr sanft. Des Grafen Mutter erhielt von dem Kammerdiener einen Wink, daß die junge, hübsche, listige Person wohl gar etwas Schlimmes im Schilde führen könnte. „Denn," setzte er hinzu: „der Vater des Mädchens ist ein Narr. Er glaubte vom ältesten französischen Adel zu sein." Die Gräfin errötete und erblaßte, eins ums andere. Ihr Oheim, der Bischof von **, redete mit dem Polizeilieutenant. Man verbeugte sich, und alles war gut.

Suschen hielt indes dem Grafen eine rechte hübsche Predigt, an der der Polizeilieutenant und alle Bischöfe des Reichs nichts hätten tadeln können. Der Graf hatte sie mit den fürchterlichsten Beteuerungen endlich überzeugt, daß der Antrag seines Kammerdieners nicht von ihm käme. Da sagte Suschen: „Welchen andern können Sie mir denn thun? Sie sagen, Sie lieben mich; und ich, Herr Graf, fing an, was kein übler Anfang ist, mich in Ihrer Gesellschaft wohlzubefinden, mich danach zu sehnen. Ihr Kammerdiener hat mir über meine Lage die Augen geöffnet. Es muß vorbei sein, Herr Graf. Was Sie wollen können, darf ich nicht wollen, und was ich wünschen könnte, können Sie nicht geben."

Da erhob der Graf einen Streit, auf den sich aber Suschen gar nicht einließ, weil eine ihrer goldnen Regeln war, nie mit einem Manne zu streiten, gegen den man nicht wenigstens ganz gleichgültig ist. Sie ließ den Grafen stehen, und ging nun, um das fest einzuprägen, es sei mit dem Grafen ganz vorbei, in den entferntesten Teil des Gartens. Da stand Lamalle hinter einem Gebüsch, sie sah ihn. Er legte die Hand an die Stirn, er war außer sich. Sie hörte ihn schluchzen. Was mag ihm fehlen? dachte sie mitleidig, und sie trat hinzu. „Was ist Ihnen, Monsieur Lamalle?" „Gott! Sie! Sie, Mamsell? Aber ich bin unglücklich, so unglücklich man sein kann. Mein Vater — ist zu den Galeeren verdammt."

„Was that er?“ — „Gott, lesen Sie, o lesen Sie, teuerste Mamsell, Ihr Mitleiden wird mich trösten.“

Suschen las einen schönen Brief, den nur eine gute Mutter so schreiben konnte. Der Vater war auf der Grenze ertappt worden mit einem Packt Kontrebande, das man ihm, ohne zu sagen, was es sei, übergeben hatte. Der Brief enthielt die zartesten Empfindungen des unglücklichen Weibes, der Mutter. Sie bat ihren Sohn, zurückzukommen, weil er nun für seine Geschwister als Vater sorgen müsse.

Suschen las mit Thränen in den Augen. „Ach, mein armer Vater! es wird ihn töten!“ rief der Jüngling; „nicht die Strafe, nein, die Schande. O wir alle, wir alle sind unglücklich, und ich am meisten. Ich der Unglücklichste.“

„Wie so, Sie? warum Sie, Monsieur Lamalle?“ fragte Suschen.

„Ich!“ hier funkelten seine Augen wie Flammen: „war hier so unaussprechlich glücklich, des Sonntags, so oft —“ Er stockte. „Nun muß ich fort. Kein Sonntag mehr, und mein armer Vater, und ich werde sterben vor Gram.“

Suschen schlug das Herz. Sie reichte ihm mit den Worten: „Armer guter Mensch!“ die weiche Hand. Aber das hatte sie nicht gut gemacht. Denn Lamalle nahm die Hand, drückte sie auf seine enger schlagende Brust, an seine brennenden Lippen, in seine heißen Thränen. „Wir sehen uns nicht wieder,“ rief er: „Das ist das letzte Mal, Mamsell. Wär' ich ein König, so aber ich bin sehr arm, und Sie sind ein Engel des Himmels. Aber geliebt habe ich Sie, Mamsell, mit einer heißen, reinen, und in Schmerz vergehenden Seele. Nun ist das vorbei, und ich lebe nun mein ganzes Leben, wie die sechs Tage in der Woche, in Gram und Kummer um Sie.“

Suschen warf einen ernsten Blick auf den Burschen, der sonst so blöde gewesen war. „O,“ rief er und beugte sich demütig: „Geben Sie mir ein Lächeln mit, nur eins. Es ist ja, als stürbe ich jetzt; sonst hätte ich Ihnen nicht gesagt wie ich Sie liebe.“ Suschen lächelte in den Brief hinein. „Wäre ich wie Sie, guter Lamalle, so ginge ich mit dem Briefe gerade zum König; oder warten Sie, da ist der Graf, da steht er.“

„Herr Graf,“ sagte Suschen: „Dieser Mensch —“ und er zahlte. „Sie sehen wie unschuldig der Mensch ist. Ich werde

sehen, ob Sie mich lieben, wenn diesem guten Menschen geholfen wird." Der Graf küßte Suschens Hand, rief Lamallen zu: „Folge mir!" und verschwand. Lamalle hörte nichts als Suschens Worte: „Ob Sie mich lieben!" und folgte schwankend. Der Graf war den Abend beim Justizminister geladen; er ließ um ein geheimes Gehör bitten. Der Justizminister lächelte bei des Grafen Erzählung sehr ungläubig; indes ließ er Lamallen auf des Grafen Bitten selbst kommen. Lamalle zitterte eine Minute lang, dann redete er mit der Allmacht eines treuen Sohns, mit der Maske der Unschuld. Der Minister lächelte nicht mehr. Er sah den Burschen unverwandt an. Er forderte den Brief der Mutter. Er las, er war gerührt. „Hier," sagte er sanft: „redet die Wahrheit in zarten Worten. Ich will den Brief beschwören," sagte er lächelnd hinzu. „Ich auch!" sagte Lamalle; „ich will für meinen Vater auf die Galeere gehen, aber ihn los zu machen, würde ich keine Unwahrheit sagen."

Der Minister schrieb. „Er soll frei sein, dein Vater," sagte er unterm Schreiben.

„O Gott hätte ich Flügel!" rief Lamalle.

„Hm: armer Mensch! vierzehn Tage aufs höchste! So lange Geduld!"

„Vierzehn Tage!" rief der Jüngling schluchzend: „O jede Stunde deiner Schande wollte ich mit einem Jahre meines Lebens abkaufen, mein Vater, mein unglücklicher Vater. Nein, Sie können doch nicht helfen."

Der Minister sah nun, er sah die gebeugte Stellung, das Herz des Jünglings in seinen Mienen, das der Schmerz brach. „Kannst du fliegen?" fragte er: „so fliege! Hier ist deines Vaters Freibrief, und hier ein Paß zu Kurierpferden, und Geld. Den Weg weißt du, mein Sohn. Eile! eile." Lamalle stürzte ohne Dank fort. Atemlos kam er in den Garten. Suschen sehen, vor ihr hinsinken, ihre Kniee umklammern, laut aufschreiend: „Mein Vater ist frei; ich komme wieder. Ich muß fort!" war alles ein Augenblick, verschwunden war Lamalle. Suschen erzählte den Anwesenden, was diese Scene veranlaßt hatte, aber nicht was sie in ihrem Herzen gewünscht hatte.

Wie der Graf ihr den Sonntag darauf erzählte, was bei dem Minister vorgegangen war, wie Lamalle ihn so unbeschreiblich gerührt hatte, da vergaß sich Suschen, und rief: „O er ist

unbeschreiblich liebenswürdig!" Der Graf runzelte die Stirn und schwieg.

Der Graf bot alles auf, was die Verführung Liebenswürdiges hat, Feste, Geschenke, Schmeicheleien. Suschen genoß mit besonnener Bescheidenheit. „Warum nehmen Sie nicht, Suschen, was Ihnen die Freundschaft giebt?" fragte er.

Sie schüttelte lachend den Kopf: „Weil die Dankbarkeit gar zu leicht Liebe wird."

„Also, Sie wollen mich nicht lieben, Mamsell Suschen."

„Nein, ich will nicht. Sehen Sie, ehrlich gestanden, würde Lamalle mit einem Händedrucke weiter bei mir kommen, als Sie mit allen Ihren Opfern. Ich würde seine Frau sein, wieder in meinem alten Limonadeladen leben und glücklich sein. Sie können mir nichts bieten, als wofür Ihr Kammerdiener ein paar Ohrfeigen erhielt."

„Ja, ich kann dir bieten, reizendes Mädchen, meine Hand, meinen Titel."

„Ich werde mich hüten sie anzunehmen; denn wäre die Leidenschaft vorüber; dann wehe mir "

„So dürften Sie gar nicht heiraten, Suschen!"

„O ja, zum Beispiel, Lamallen dürfte ich heiraten. Wäre seine Leidenschaft dahin, so würde er seine Freundin lieben, seine junge hübsche Frau, die er überall mit Ehren seinen Bekannten zeigen dürfte, seine Eltern würden mich segnen, mich anbeten; ich würde ihm helfen das Leben sich erleichtern, verschönern. Sehen Sie, Herr Graf, daß man in einem Limonadeladen recht verständig werden kann."

Der Graf knirschte mit den Zähnen, denn Suschens Auge funkelte, so oft sie den Namen Lamalle aussprach. Sein Zorn fiel auf den unschuldigen Jüngling. Der Graf sah, wie seine schöne Beute ihm zu entschlüpfen drohte. Er warf sich seiner Mutter zu Füßen, er gestand ihr seine unbesiegbare Leidenschaft. „Was soll ich? was willst du?" fragte die Mutter. „Das Mädchen würde einen Thron zieren, teure Mutter. Ich kann um keinen minderen Preis glücklich sein, als wenn ich dem tugendhaften Mädchen meine Hand gebe."

Die Mutter verhöhnte die Leidenschaft des Sohns. Da rief der gereizte Mensch: „Ich will glücklich sein, um welchen Preis es sei. Ich bin unabhängig. Ich bin Herr meiner Hand, wie meines Herzens." Er ging drohend.

Der Kammerdiener brachte die Nachricht von einer nahen Flucht, an die Suschen nicht dachte. Die Martiguois waren empört, wütend. Der Bischof lächelte. Er sprach mit dem Polizeiminister, und dieselbe Nacht saß Suschen noch im Chatelet, und ihre Eltern waren der Verzweiflung überlassen. „Gott, meine Tochter, mein Suschen!“ rief der Vater und hatte die Kourtenays ganz vergessen.

Lamalle kam wieder an. Er hatte seinen Vater gerettet, ehe die schändliche Kette seine Hand entehrt hatte. Er kam an mit dem hohen Triumphe des Sohns, mit der frohen Hoffnung des Geliebten. Es war Sonntag, er flog auf den Garten, Suschen war nicht da. Er ging ängstlich umher, da sah er Suschens Freundin. Er näherte sich ihr und fragte nach seiner Wohlthäterin, der guten Mamsell Suschen. „Die Unglückliche!“ antwortete das Mädchen seufzend. Leichenblaß und erstarrt stand Lamalle. Er drückte nur die zitternde Hand auf sein Herz. Da das Mädchen sich von ihm wendete, streckte er die Hand nach ihr aus, sie zu halten. „Reden Sie!“ Sie schwieg.

Da flog Lamalle in die Stadt, nach Suschens Hause. Heimlich war er ihr einigemal dahin gefolgt. Er stürzte dem alten Kourtenay zu Füßen, und forderte Nachricht von Suschens Unglück. Er hörte, daß sie im Chatelet saß. „In Ketten! O Gott!“ rief er. Dahin flog er nach seinem menschlichen Minister, der seinen Vater gerettet hatte. Er drang endlich, mit grenzenloser Beharrlichkeit, zum Minister durch.

„Aha, bist du's, mein Sohn? dein Vater? ist er frei?“

„Frei! frei! Meine Eltern beten für Sie, gnädiger Herr, und ich gebe tausend Leben für Sie! O ich Unglücklicher.“

„Schon wieder ein Unglück! Etwan wieder Kontrebande, ohne es zu wissen?“

Lamalle fiel zu seinen Füßen. „Retten Sie, retten Sie mich vor der Verzweiflung. Ich liebe, ich liebe! und meine Geliebte, meine Wohlthäterin sitzt in Ketten.“

„Du hast eigene Unglücksfälle, mein Sohn! Wo sitzt deine Geliebte?“

„Im Chatelet.“ Lamalle erzählte was er wußte. Der Minister vergnügt sich an dem natürlichen edlen Tone der hohen Begeisterung, weil Lamalle erzählte. „Der Henker, mein Sohn, das ist erstaunlich. Das ist eine sehr geistige Liebe, von der das

Mädchen nichts weiß. Am Ende ist die Gefangene nicht einmal dankbar, hat ihr Herz wohl gar schon verschenkt."

„Ich wüßte niemanden, es müßte denn der Graf sein, der den Abend mit mir hier war."

„Der Teufel!" rief der Minister aufstehend. „Der? der Graf Martiguois? Wie ist mir denn? Vielleicht weiß ich etwas von der Begebenheit, vielleicht mehr als mir lieb ist. Die Prinzessin, für die du bittest, mein Sohn, hat Kontrebande gemacht, und gewiß nicht ohne Vorsatz. Sie sitzt, mein Sohn, ohne Gnade, oder du müßtest sie noch heute Abend heiraten wollen, so wäre sie noch heute Abend frei."

Lamalle sprang hoch auf. „O Gott, wenn sie mich liebte!" rief er. „Aber liebt sie mich nicht; nein, dann will ich sterben, für sie, mit ihr. O lassen Sie mich sie sprechen, gnädiger Herr!"

Der Minister legte die Hand an die Stirn, und sagte: „ja das ginge!" Er schrieb, klingelte, bestellte: an die Gräfin Martiguois! Man brachte Antwort. Dann erhielt Lamalle ein Billet, und er ging mit einem Huissier des Ministers nach dem Chatelet. „Will sie dich heiraten, mein Sohn, so ist sie frei!" rief ihm der Minister nach. Der Minister stieg in den Wagen, und er war mit der Gräfin Martiguois früher im Chatelet als Lamalle, und in einem Zimmer, das durch eine Tapete von dem getrennt war, wo Suschen Lamallen sprechen sollte. Der Minister wollte des Mädchens Gesinnung wissen. Sie horchten.

Suschen trat ins Zimmer, und Lamalle sank mit dem schmerzlichen Ausrufe: „o meine Wohlthäterin! o Mamsell Suschen!" zu ihren Füßen.

„Gott! Lamalle, woher kommen Sie? Wie haben Sie den Zugang zu mir finden können?"

„O gute Mamsell Suschen, mein Vater war frei, seine Vaterhand hatte mich gesegnet. Ich rief: betet für Suschen, denn sie hat uns von der Schande gerettet! und so riß ich mich aus ihren Armen; denn Mamsell Suschen wollte ich noch den Sonntag zu rechter Zeit Paris erreichen, so hatte ich keinen Augenblick übrig. Ich schlief nicht, ich aß nicht, ich kam hier an. O Sie waren nicht da, Mamsell; ich fragte, ich hörte. Ach, da war ich unglücklich! Die Gräfin Martiguois, wie ich von dem Minister verstand, der mir die Erlaubnis gab, Sie zu sehen "

„Die Abscheuliche!" rief Suschen bitter „Aber ich danke

Ihnen, Lamalle, für Ihre Freundschaft. Helfen können Sie mir nicht. Ich bin das Opfer des Stolzen, der Rache, der Abscheulichkeit. Trösten Sie meinen Vater."

„Helfen sollte ich nicht? O Mamsell Suschen! ich muß helfen, oder sterben. Mir fällt etwas ein. Wenn Sie mit mir die Kleider wechselten. Wir sind fast einer Größe."

„Guter, guter Mensch!" rief Suschen: „bedenke, o bedenke, mein Freund, man würde dich, vielleicht auf lebenslang, auf die Galeere schicken."

„O mögen sie," rief er mit einer raschen Begeisterung. „Sie sind frei. O denken Sie nur zuweilen an den armen Lamalle mit Güte, und ich will lebenslang für Sie rudern. Hier sind meine Kleider."

Suschen hielt seine Hand: „O guter, guter Mensch! das geht nicht. Der Huissier würde mich erkennen. Das geht nicht. Nein, du kannst mir nicht helfen, guter Lamalle."

„O," sagte er weinend: „wenn auch ich nicht, doch der Graf Martiguois. Er ist reich, er hat Freunde."

„Nein, nicht der Graf, Lamalle. Ich will von ihm nichts, nichts wissen."

„Sie wollen," stotterte Lamalle, „von ihm nichts — wissen? Und man glaubt, Sie lieben ihn."

„Man glaubt's. Der eben ist mein Unglück. O diese stolze Frau war ganz sicher, ich bin eben so stolz als sie. Der Graf bot mir seine Hand, ich habe sie ausgeschlagen. Und jetzt, Lamalle, jetzt, da ich dich kenne, deine Liebe, deine Treue, jetzt würde ich die Hand eines Königs ausschlagen."

Wortlos stand der Jüngling da, Thränen nur zeugten von seinem Leben. Seine Seele arbeitete unter der Last seiner neuen Hoffnung. „O Mamsell Suschen!" stammelte er endlich. „Ich liebe Sie —"

„Ich dich auch, guter Lamalle!"

„Unbeschreiblich!"

„Unbeschreiblich, edler Mensch!" — „Nein, nein!" rief Lamalle: „es ist zu viel! Guter Gott, zu viel! Und nein, o Teuerste, unbeschreiblich geliebtes Suschen, ich kann es nicht sagen. Sie können noch heute frei sein."

„Wie, noch heute! o geschwind sag! rede!"

„Wenn Sie, wenn Sie, noch heute die Frau eines andern Mannes werden wollten, als des Grafen."

„Deine Frau?“

„Ah! Ah! Meine Frau! Guter Gott! Wie ist mir denn? Träume ich? O Mamsell Suschen!“

„Lamalle, deine Frau! ja deine Frau will ich werden, die Frau eines guten Sohnes, eines bescheidenen, treuen Liebhabers. Du wirst ein guter Mann werden, ich verspreche dir eine gute Frau zu werden. Ich heirate dich, nicht um aus dem Gefängnisse zu kommen, sondern weil ich dich liebe.“

Lamalle taumelte, ihn schwindelte vor Freuden. Er wollte sich an der Wand halten, und er fiel durch die Tapete dem Minister zu Füßen.

„Sieh, da bist du ja, mein Sohn,“ rief der Minister lachend. „Und sie will dich heiraten?“

„Ich bin der glücklichste Mensch des Erdbodens!“

Suschen sah neugierig durch die Tapete, mit wem ihr Geliebter da so bekannt redete. „Liebes, edles Mädchen,“ sagte der Minister und erstaunte vor der Schönheit Suschens: „man hat dir Unrecht gethan.“ Er faßte Suschens Hand, und führte sie die Treppe hinab, Lamalle führte die Gräfin, die nicht wußte wie ihr geschah. Man stieg in den Wagen. Man kam zu Hause an. Der Minister präsentierte die Gräfin Suschen. Suschen wendete sich mit Bitterkeit von ihr. „Madam,“ sagte sie, „Sie haben mich unglücklich gemacht, Sie haben Schande über meine unschuldige Familie gehäuft. Und wenn ich ihn liebte, Ihren Sohn, was verbrach ich! Und wenn ich seine Frau hätte werden wollen, welches Gesetz beleidigte ich? Keins als Ihren Hochmut!“

Die Gräfin betrachtete das Mädchen mit funkelnden Augen. „Elende!“ sagte sie. „Doch ich sehe,“ das sagte sie mit einem Seitenblicke auf den Minister, der Suschens Hand gefaßt hatte: „wie mächtig deine buhlerischen Reize sind.“ Der Minister warf einen ernsten Blick auf die Gräfin, und sagte: „Erweisen Sie, Madam, daß das Mädchen schuldig ist.“ Die Gräfin verließ das Zimmer. Der Minister auch.

Nach ein paar Minuten kam der alte Kourtenay mit seiner Frau, und ein Pater. Das junge Paar wurde kopuliert. Die Gräfin kam gegen das Ende der Ceremonie, sie gab Suschen eine reiche Börse. „Nein, Madam,“ sagte Suschen bitter: „zwischen uns kann keine Art von Verbindung sein. Ich hasse niemanden; aber Sie hasse ich.“

Lamalle war außer sich. Er warf sich vor dem Minister nieder, und küßte seine Hand. „Das wäre der erste Dankbare vielleicht, den ich gemacht hätte," sagte der edle Mann, und er hatte sich nicht geirrt.

Lamalle fuhr mit seiner jungen Frau zu Hause. Sie kauften den väterlichen Limonadeladen wieder. Suschens Schönheit, ihre und ihres Mannes Begebenheit zog eine Menge Kunden herbei. Der Graf warf einen wütenden Haß auf Suschen und ihren Mann; denn Suschen lachte, war freundlich, und dennoch ihrem Manne treu. Wenn sie ihren Mann an die volle Brust drückte, so rief sie lachend: „Ich hatte Recht, ein guter Sohn ist auch ein guter Mann!"

Der Minister hatte das junge Paar vergessen, das er glücklich gemacht hatte. In der Blutzeit der Revolution, wo es gewisser Tod war, einen Proskribierten zu verbergen, stand auch der ehemalige Minister auf der Todesliste. Er floh, man suchte ihn auf. Da saß der edle Mann einen Abend, und erwartete seine Henker. Die Thüre öffnete sich, und ein wohlgekleideter Mann trat ins Zimmer. „Folgen Sie mir, ich will Sie retten!" zischelte der Mann.

„Du?" fragte der Minister mit finstrem Blick. „Wer bist du? kann ich dir trauen?"

„Das können Sie," rief Lamalle. Er war's. „Ich bin, o erinnern Sie sich, den Sie glücklich machten." Er erzählte. Der Minister schlug das Auge gen Himmel. „Gott, der Einzige, der sich meiner erinnert!" Er folgte ihm. Lamalle führte ihn in sein Haus. Suschen und vier Kinder, schön wie die Liebesgötter, empfingen ihn. O wie glücklich, wie sicher war der Unglückliche hier in den Armen des Friedens, der Liebe, der Dankbarkeit.

Lamalle führte den Minister selbst über die Grenze, und so oft er konnte, sandte er ihm große Summen Geldes. Lamalle war durch Armee-Lieferungen reich geworden. Der Minister durfte endlich zurückkommen. Sein erster Gang war nach Lamalle. Sie wollten ihn nicht wieder gehen lassen. Er lebt unter den einzigen Freunden, die er sich erworben hat. Der Graf ist mit seiner Mutter zurückgekommen. Sie leben in Armut, und Suschen hat ihren Haß vergessen. Sie unterstützt die Gräfin, ohne daß ein Mensch es weiß als allein ihr Mann, dem ein Weib nichts verschweigen muß; auch ihre Tugenden nicht, sagt Suschen. Und Lamalle drückt sie eben so innig an seine Brust als zuerst im Chatelet.

CA

Bobertag, Felix
Erzählende Prosa
der klassischen Periode

er

LG.C
B6634er
v.2

Bobertag, Felix
Erzählende Prosa der
klassischen Periode

11